

ACTA LINGUISTICA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUUVANTIBUS
GY. LAKÓ, D. PAIS, ZS. TELEGDI

REDIGIT
J. NÉMETH

TOMUS XII.

FASCICULUS 1—2.



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST
1962

ACTA LINGUIST. HUNG.

ACTA LINGUISTICA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
NYELVTUDOMÁNYI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY U. 21.

Az *Acta Linguistica* német, angol, francia és orosz nyelven közöl értekezéseket a finnugor, szláv, germán, román és keleti nyelvészet, valamint az általános nyelvtudomány köréből.

Az *Acta Linguistica* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg, több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendőek:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Az *Acta Linguistica* előfizetési ára kötetenként belföldre 80 Ft, külföldre 110 Ft. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-46), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest, I., Fő utca 32. Bankszámla, 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Linguistica* veröffentlichen Abhandlungen über die finnisch-ugrischen, slawischen, germanischen, romanischen und orientalischen Sprachen, sowie aus dem Bereiche der allgemeinen Sprachwissenschaft in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache.

Die *Acta Linguistica* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Abonnementspreis pro Band: 110 Forint. Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Aussenhandels-Unternehmen »Kultúra« (Budapest, I., Fő utca 32. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei dessen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

SZER

Verzweigungen einer Wortfamilie im Ungarischen und in den anderen finnischugrischen Sprachen

Von
D. PAIS

Ich gebe hier einen Ausschnitt vom ersten Teil meiner über das ungarische Wort *szër* 'Ordnung, Reihe; Art, Weise; Instrument' und seinen Verwandtschaftsbereich verfassten Abhandlung, in der ich u. a. auch die zu ungarischem *sor* 'Reihe', *szoros* 'eng', *szorog* 'sich befleissigen; bedrängt werden' gehörenden Wortgruppen und ihre finnischugrischen Zusammenhänge erörtere.

Ursprünglich dachte ich an die Veröffentlichung meiner Arbeit in der Zeitschrift „Magyar Nyelv“, doch wuchs die Untersuchung bei der Ausarbeitung der einzelnen Abschnitte über den Rahmen dieses Periodikums hinaus. Darum möchte ich sie in einem gesonderten Heft veröffentlichen.

I

DIE MÖGLICHKEITEN ZUR AUSBILDUNG DES PALATALEN ZWEIGES DER WORTFAMILIE

1. In seiner Mitteilung „Még egy ősi magyar igenévszó“ (Noch ein urtümliches ungarisches Nomenverbum: MNy. LVI, 316—22) beruft sich J. Balázs auf eine Bemerkung im einführenden Abschnitt meines Artikels „Szerszám“ (Melich-Eml. [Melich-Festschrift] 301), wonach im Bereich der „Urbedeutung“ des Wortes *szër* auch das Moment 'tierische Sehnen zu Fäden zwirnen' aufzuwerfen sei. — Balázs (a. a. O. 319—20) meint, ich habe in meiner angeführten Arbeit nicht nur die älteste nominale, sondern auch verbale Bedeutung erschlossen und daher *szër* als urtümliches Nomenverbum aufgefasst.

Balázs hat richtig bemerkt, welche Erwägungen hinter den einführenden Worten meines Artikels über das Wort *szerszám* stecken mochten.

Des weiteren möchte ich darlegen, worauf meine erwähnten Bemerkungen, bzw. Anspielungen beruhten.

Balázs merkt darauf auf, dass es in der Mundart von Hetés *szer* im Sinne von 'Tränke (Schweinefutter) bereiten' und *szerü* mit der Bedeutung 'Tränkenmehl und Tränkenkleie' gab und heute noch gibt. Zu dieser Bedeutung des mundartlichen Verbs *szer* gelangt man nach Balázs auf Grund der Bedeutung 'mischen (vermengen), mischend zubereiten'. Aus dem in diesem Sinne

interpretierten Verb *szér* leitet Balázs sowohl die in Zusammenhang mit dem Sachbegriff Milch gebräuchlichen Wörter der alten Sprache und mundartliches *szerdék* ~ *szërdék* ~ *szerdék* ~ *szërdék* ~ *szërdék* usw. 'geronnene Milch', wie auch altes und mundartliches *szerdék* ~ *szërdék* ~ *szërdék* mit der Bedeutung 'Erwerb, Gewinn, Ausbeute, Beute' ab (a. a. O. 319—20).

Seinerzeit bin auch ich auf das Verb *szér* 'Schweinefutter bereiten' der Hetéser Mundart gestossen und habe es in die Wortfamilie von *szër* eingereiht; zugleich war ich der Meinung, dass es neben dem *szerü* 'Mehl od. Kleie zum Schweinefutter' der Hetéser Mundart auch mit dem zum Sachbegriff Milch gehörenden *szërdék* verwandt sei.

2. Ursprünglich regte mich die erwähnte Abhandlung von Balázs zu einem kürzeren Beitrag an, den ich mit seiner Veröffentlichung gemeinsam erscheinen lassen wollte. Von dieser Absicht bin ich aber abgekommen, weil sich die auf *szër* bezügliche Literatur in der Zwischenzeit wesentlich gemehrt hat.

Neuerdings — seit 1956 — hat A. Nyíri dreimal Probleme erörtert, die mit dem Wort *szër*, bzw. mit seiner Verwandtschaft zusammenhängen. Seine Veröffentlichungen sind: „A *had* és a *szër*” (die einschlägigen Abschnitte in: „Nyelv és Irodalom” [Acta Universitatis Szegediensis 1956.] II, 111—3, 117—32). — Der Abschnitt „A *szérint* névutó eredetéhez” (= Zur Herkunft der Postposition *szérint*) in der Abhandlung „Szófejtések” (= Etymologien) (in: Néprajz és Nyelvtudomány [Acta Universitatis Szegediensis 1957.] I, 83—5). — „Ugor vagy finnugor eredetű-e *sző* szavunk: A *sző* és a *szër* viszonyáról” (= Ist unser Wort *sző* 'flechten, spinnen' ugrischer oder finnischugrischer Herkunft: Über die Beziehung von *sző* und *szër*) (in: Néprajz és Nyelvtudomány [Acta Universitatis Szegediensis 1959—1960.] III—IV, 57—67).

An diese Mitteilungen anschliessend kann ich vielleicht unter Verwendung des von mir vor zwei Jahrzehnten gesammelten Materials und der verzettelten Bemerkungen zu dieser Frage mit gewissem Recht einiges (wenn auch nicht alles) beitragen. Aus meinen folgenden Ausführungen geht hervor, dass ich Nyíris Meinung in mehreren Punkten teile, dass aber meine Auffassung in einigen Fragen davon, was Nyíri in seinen angeführten Abhandlungen vertritt, mehr oder minder abwich und heute noch abweicht.

3. Nyíri ist in seiner ersten Abhandlung (a. a. O. 121) der Ansicht, dass „*szër* und *ser* ('Drehung [im Zusammenhang mit Faden, Seil; auch *serdítés* 'das Drehen, Winden', *sodrék* 'gedrehter Zopf'] der gleichen Herkunft sind und lautliche Varianten darstellen”, und unterstützt diese Meinung mit älteren und neueren Belegen aus dem Sachgebiete Seil und Seilerei. Das weiteren (a. a. O. 122) schreibt er: „Meines Erachtens erübrigt es sich nach alledem, dass ich noch mit weiteren Belegen die nunmehr offensichtliche Tatsache beweise, dass unser Wort *szër* im alten wie im heutigen Sprachgebrauch

gleicherweise die Bedeutung aufweist 'aus pflanzlichen Fasern, Fäden, Werg, Ruten gewirntes/gedrehtes, geflochtenes Material', 'aus tierischen Sehnen gewirntes/gedrehtes Material', 'Geflecht, Haargeflecht'."

Nyíri (a. a. O. 131) meint: „Das Nomenverbum *ser* ist eine mit dem Suffix *-r* abgeleitete Form der mit *s* anlautenden Variante des Verbs finnisch-ugrischen Ursprungs *sző* (Mészöly: a. a. O. 175). Daraus folgt, dass *szēr* mit der Bedeutung 'aus pflanzlichen Fasern oder tierischen Sehnen gewirntes/gedrehtes Material' wiederum eine mit dem Suffix *-r* gebildete Ableitung der mit *sz-* anlautenden Vorform des Verbs *sző* darstellt."

Balázs (a. a. O. 320) beruft sich nach Nyíri (a. a. O. 121, 131) darauf, dass das Nomen *szēr* auch eine Variante *ser* habe, und verweist auf die Ansicht Mészölys (NéNy. II, 175), dass dieses *ser* ein Nomenverbum und zwar eine mit dem Suffix *-r* gebildete Ableitung der mit *s-* anlautenden Variante des finnisch-ugrischen Verbs *sző* sei.

Es ist selbstverständlich, dass ich die Ansichten Nyírís über den Zusammenhang von *szēr* und *sēr* teile, weil ich schon seit längerer Zeit dieser Meinung bin, wie ich dies des weiteren darlege.

Meines Erachtens ist es von Nyíri ein geglückter Griff, dass er die auf den Begriffskreis Seil und Flechten/Spinnen bezüglichen Belege zur Erhellung dieser Probleme verwendet hat. Ob sich das von Emerich Fekete aus dem Jahre 1546 angeführte *hészere kötel* hier einbeziehen lässt, oder wie man es in diesem Zusammenhang heranziehen kann, darauf möchte ich noch später zurückkommen. Dass aber aus den Belegen — wie Nyíri sagt — in Bezug auf den früheren und heutigen Sprachgebrauch die weitverbreitete Verwendung von *szēr* in der von Nyíri angegebenen konkreten Bedeutung als offensichtlich bezeugte Tatsache hervorgehe, leuchtet mir nicht ein; es würde mich freuen, wenn ich für eine solche Einsicht tatsächlich datenmässige Grundlagen hätte.

4. Nyíri schreibt am Ende seiner Abhandlung „A *had és a szēr*“ (*Had* und *szēr*: NyIr. II, 32) folgendes: „Ich bin der Meinung, dass das wogulische *ser* 'wilder unwegsamer (Wald)', das auch als erstes Glied von *ser ūnt* 'finstere Wildnis' bekannt ist (Szilasi: *Vogul szójegyzék* [Wogulisches Wörterverzeichnis]), die in einer verwandten Sprache verborgene Entsprechung unseres Wortes *szēr* darstellt. Dieses wogulische Wort (*ser*) hat dieselbe Bedeutung wie das ungarische Nomen verbale *sűrű* 'dicht'. Von diesem aber hat Mészöly zweifellos erwiesen (Népünk és Nyelvünk II, 173), dass es ein Nomen verbale zu *sűr*, *sir* 'sich drehen, sich winden' darstellt, d. h. etymologisch ein Nomen verbale der verbale Bedeutung besitzenden lautlichen Variante *sűr*, *sir* von ungarischem *szēr* ist, wie denn auch *sűrű* ebenso 'Waldung, Dickicht' bedeutet wie wogulisches *ser*."¹ Nyíri beruft sich hierauf auch in

¹ Zu dieser Etymologie von *sűrű* vgl. Pais: Fon: NyK. XLVIII, 282—3.

seiner jüngsten Veröffentlichung (NéprNytud. III—IV, 64) und führt dann weiter aus: „Dem muss ich jetzt noch hinzufügen, dass dieses *ser* auch im Ostjakischen vorhanden ist, u. zw. mit der Bedeutung 'tief, dicht'. »*ser unt mör unt* tiefer Wald, dichter Walde« (Steinitz: Ostj. Gramm. und Chrest., 156).“ In derselben Arbeit fügt Nyíri (a. a. O. 65) der Bemerkung, dass wogulisches *ser* 'Kette' auf *seyr* oder *seyr* zurückgehe, folgendes hinzu: „Hieraus [*sēr?*] ist auch wogulisches und ostjakisches *ser* 'Wildnis (dichter Wald); dicht', daraus auch ungarisches *szēr* 'aus pflanzlichen Fasern, Ruten oder tierischen Sehnen, aus Haar gezwirntes/gedrehtes, geflochtenes Material, Geflecht' entstanden.“

Nyíri verweist also hier mit ungarischem *szēr* auch das auf einen dichten Wald bezogene ostjakische und wogulische *ser* unter die finnischugrischen Verwandten des ungarischen Verbs *sző*. — Diesbezüglich werde ich meine Meinung weiter unten darlegen.

5. Nach dem SzófSz. (Bárczi: EtWb.) ist es unwahrscheinlich, dass der in der Wortgruppe *serít*, *serény*, *sürög*, *sűrű* usw. vorliegende Verbalstamm *ser-*, *sir-*, *sür-* auf die Variante *ső* des Verbs *sző* zurückgehe.

Loránd Benkő (Nyr. LXXXI, 320) meint, die Auffassung, der Stamm **ser-* von *sérég*, *sérdül*, *sürget* usw. hänge mit dem finnischugrischen Verb *sző* zusammen, weise wesentliche phonetische und morphologische Schwächen auf; so sei der kurze Vokal von **ser-* ungeklärt, das Problem des Suffixes *-r* unklar usw.

É. K.-Sal (MNy. LIV, 546—7) lehnt unter Berufung auf die verschiedene Bedeutung der beiden Wörter die Zusammengehörigkeit von *szer* und *ser* ab und hält ausserdem die etymologische Verknüpfung dieser Wörter, bzw. ihrer Familie mit *sző* nicht für beruhigend. — Ein wichtiges Moment berührt É. K.-Sal, als sie meint: „wäre *szer* eine Ableitung von *sző*, müsste zumindest in der ostjakischen Entsprechung zu ungarischem *szer* ein dem *v-* Stamme des ungarischen *sző* entsprechender Laut auftreten“. Es ist mir aber nicht ganz klar, warum É. K.-Sal nur die ostjakische Entsprechung von ungarischem *szēr* als solches Wort erwähnt, darin die lautliche Entsprechung des *v-* im Stamme des ungarischen Verbs zu erwarten wäre.

6. Bevor ich auf die Erörterung der von Mészöly und Nyíri dargelegten Etymologie von *ser* ~ *szēr*: *sző* übergehe, möchte ich mich zu anderen Problemen der etymologischen Zusammenstellungen von *sző* äussern.

Was Nyíri in bezug auf die Erweiterung der Wortfamilie von *sző* vorschlägt, kann ich zum grossen Teil gutheissen.

Nyíri (NéprNytud. III—IV, 58) hat die bisher in Betracht gezogene Familie des wogulischen Verbs *säy-* ~ *seß-* ~ *say-* richtig ergänzt. Ein zu dieser Familie gehörendes, mit dem deverbalen Suffix *-i* (*-γ*, *-χ*) abgeleitetes Nomen

ist meines Erachtens (vgl. D. Szabó: NyK. XXXIV, 417), B. (N.) *säi* ~ K. *säi* ~ LU. *sā* 'Haarflechte, Locke', desgleichen neben T. *sowi* 'flechten, einflechten', T. *sou* 'Haarflechte'. Eine solche Form ist auch ostjakisches *seri* 'Haarflechte' (MUSz. 311). Das wogulische *sew* 'Haarflechte' stellt den Nomen-Zweig des Nomenverbiums dar. Meines Erachtens kann auch das zweite Glied vom wogulischen K. *jiw-säu* 'Knospe, Baumknospe' (NyK. XXV, 399) hier eingereiht werden.

Zweifellos kann man in den permischen Sprachen als lebendige Elemente der Verwandtschaft des ungarischen Wortes *sző* folgende betrachten: syrjänisches *ši*, *šy* '(gesponnener) Faden, Faser; Schlinge, Dohne; Kopfhair' ~ wotjakisches *ši*, Kas. *šē* 'Haar, Haarfaden' (Nyíri: a. a. O. 59).

Setälä vergleicht die permischen Wörter mit finnischem *säie*: Gen. *säikeen* 'Faser, Faden, Sehne, das Endchen Zwirn', Paasonen auch mit der estnischen Entsprechung des finnischen Wortes: *seige*: Gen. *seigme* 'beim Spinnen aufgezogener Faden; Litze, Seilerfaden' (vgl. Nyíri: ebd.). Nach Paasonen lassen sich noch folgende hier einbeziehen: finnisches *syä* 'Holzstreif, Faser'; estnisches *sü* 'Jahresring in Bäumen, an Hörnern; Ader im Holze, von den Jahresringen' (Nyíri: ebd.).

Es sei mir gestattet, die Zahl der zu dieser Familie gehörenden Wörter zu mehren und auch damit zur Erhellung der Verwandtschaftsbeziehungen beizutragen.

Aus dem Finnischen kann man nicht nur das oben angeführte *säie* in die finnischugrische Wortfamilie einbeziehen (auf welche Weise, s. weiter unten), sondern auch eine ganze Reihe von anderen sprachlichen Elementen. — Vor allem: *sää* 1. 'einzeln gedrehter Faden eines Seiles' und 2. 'Reihe, Ordnung, Folge' (Szinnyei: Finn—magyar szótár [Finn.—ung. Wb.]), sowie dessen Ableitungen: *sääntä-* oder *säätä-* 'ordnen, anordnen, festsetzen, regeln' (ebd.): denominales Verbalsuffix *-ne* + Kausativsuffix *-tä*, bzw. denominales Verbalsuffix *-tä* (Budenz—Szinnyei: Finn Nyt. 49—50) | *sääty* 'Stand (Gesellschaftsklasse), Rang' (Szinnyei): aus dem Verb *säätä-* mit deverbalem Nominalsuffix *-y* (Finn Nyt. 14); *säädyllise* 'ordentlich, geordnet, anständig, gebildet' (Szinnyei). — Mit *sää* hängen zusammen: *sääksi* 'ordnen, regeln' (Szinnyei): das *-ksi* wird als Frequentativsuffix bezeichnet (Finn Nyt. 51) | *sääli-* 'in Ordnung bringen, ausrüsten, verfertigen' aus dem Kanteletar (Szinnyei). — Aus dem nominalen Grundwort *sää* dürfte mit dem denominalen Verbalsuffix *-i* der Verbalstamm **säi-* ~ **sei-* gebildet worden sein (Finn Nyt. 50,4).¹ Folgende finnische, bzw. ostseefinnische Elemente kann man als zur Verwandtschaft eines als Verb fungierenden sprachlichen Elements **säi-* gehö-

¹ Ich bin mir allerdings nicht im klaren darüber, ob nicht die Möglichkeit besteht, dass *säi-* oder *sei-* einfache Stammvarianten darstellen, die im Laufe der weiteren Differenzierung verbale Funktion erhielten, während *sää* eine nominale (substantivische) Funktion übernahm.

rend betrachten: *seitti* 'Spinnwebe' (Szinnyei): dies könnte ein Nomen aus der zum Grundwort *sää* gehörenden, mit dem denominalen Verbalsuffix *-ittä* gebildeten Ableitung sein (Finn Nyt. 50) | *seilso* 'Netz' aus dem Kanteletar (Szinnyei): dürfte ein Nomen aus der mit dem denominalen Verbalsuffix *-itse* gebildeten Ableitung sein (Finn Nyt. 50) | *seikee*, *-ke* 'Fadenende' aus „Suomen Kansan Sananlaskuja” (Szinnyei) \sim *säie*: Gen. *säikeen* \sim estnisches *seige*: Gen. *seigme* (s. weiter oben): wir können in den Formen *säie*: *säikee*- die folgende Verbindung suchen: denominales Verbalsuffix *-i* (Finn Nyt. 50) + deverbales *-ee* \sim *-ehe* (*-e'*) (Finn Nyt. 14) < deverbalem Nominalsuffix *-k*; damit wurde aus dem finnischen Verb *sito-* 'binden' *side*: Gen. *siteen* < **sidek* (f. Ingerisch *siek*) 'Band, Binde, Verband' (NyH.⁷ 85). Des weiteren kommt vor *seikkä* 'Fadenende' oder 'Spinnwebe' (Szinnyei): ? mit finnischugrischem deverbalem Momentansuffix *-kk*, wie *etsi-* 'suchen': *etsikko* 'Besuch'; *neuvo* 'raten, Rat geben': *neuvokki* 'Rat, Ratschlag' (NyH.⁷ 69).

7. Mészöly (NéNy. II, 170) und ihm folgend Nyíri (NéprNytud. III—IV, 58—9) führen folgende finnische Sprachelemente als Entsprechungen von ungarischem *sző* und wogulischem *säγ-* an: finnisches *sykertää* 'zusammenknoten, zusammenrollen; sich zusammenknoten, sich zusammenrollen' | *sykerö* 'etwas sich Windendes; Haarlocke, Haarflechte' | *sykky* oder *sykkyrä* 'Knäuel, verwickelter Faden'. Ich würde noch hinzufügen: *sykkä* \sim *sykkö* 'Schlange', zu diesen mit Gleichheitszeichen *sykkyrä* (Szinnyei). „Wie wir sehen — sagt Mészöly und wird von Nyíri zitiert —, ist *sykertää* eine deverbale Ableitung aus dem Verbalstamm *syk-*; *sykerö* wiederum ein aus dem Verbalstamm *syker-* abgeleitetes Nomen. Der Verbalstamm *syker-* aber ist ebenso eine mit dem Verbalsuffix *-r* gebildete Ableitung vom Stamme *syk-*, wie in ungarischem *ser-ít* der Verbalstamm *ser-* eine mit dem Suffix *-r* gebildete Ableitung der mit *s-* anlautenden Variante von *sző* ist. Wir konnten sehen, dass sowohl das Finnische wie das Wogulische mit demselben Wort, dessen Stamm im *se-* von ungarischem *serít* fortlebt, das Drehen, Sich-Wickeln von Fäden und Haaren bezeichnet.”

Diese Parallele wirkt jedenfalls ziemlich wirkungsvoll. Man sollte aber nicht über das Moment hinweggehen, dass bei einigen angeführten Sprachelementen im Inlaut intervokalisches *kk*, d. h. geminiertes *k* steht. Soviel ich weiss, sind nämlich die Fachleute des Finnischugrischen der Meinung, dass *kk* regelmässig nicht mit *γ-*, *v-* oder *ø* zu wechseln pflegt. Möglich, dass Mészöly und Nyíri dies nicht als „Regel” gelten lassen; dann aber wäre es angebracht, diesbezüglich eine Begründung zu vermerken. Zugleich erheischt auch folgende Frage Antwort: wenn dem finnischen **syk-* \sim *sykk-* das syrjänische *ši*, *šy* \sim wotjakische *ši*, *šě* entspricht, wie kann dann diesen auch finnisches *säie*: Gen. *säikeen* \sim estnisches *seige*: Gen. *seigme* entsprechen (Nyíri: NéprNytud. III—IV, 58—9).

Ostjakisches *seyer* ~ *sēyar* 'Garneflecht, angesichertes Gewebe; Kette (des Hundes)' und wogulisches *sēr* 'Kette' verbindet Nyíri (a. a. O. 64—5) als Entsprechungen auch mit den ungarischen Elementen *szēr* ~ *sēr* — *sző* und der mit ihnen zusammengestellten finnischugrischen Wortgruppe. — Was ungarisches *sző* anbelangt, so ist diese Verbindung richtig. Denn auch ich bin der Ansicht, dass beide Elemente als Ableitungen mit dem Suffix *-r* zu ostjakischem *sēŷ-* 'flechten' und *seŷ* 'Haarflechte, Zopf', bzw. wogulischem *sāŷ-* 'flechten' und *sew* usw. 'Locke, Haarflechte' gehören. Dass aber dieses *-r* ein Diminutivsuffix wäre, kann ich in der kategorischen Fassung Nyíris nicht annehmen; ich meine vielmehr, was ich schon öfters erklärt habe, dass dieses *-r* ein Diminutivsuffix ist, insofern es zum nominalen Zweig des Nomenverbums trat, dass es aber die Funktion eines deverbalen Nominalsuffixes hat, wenn es mit dem verbalen Zweig verbunden wurde. Worauf sich Nyíri auf Grund von Mészöly (Ómagyar szövegek [Altung. Texte] 181) beruft, dass nämlich *kopár* „aus dem mit dem *-á* Suffix gebildeten Nomen verbale von *kopik* durch Verbindung mit dem alten Diminutivsuffix *-r* entstand“, ist einmal mehr die Offenbarung der Auffassung, die überall Formantien sucht. Wenn aber die von Mészöly gegebene Erklärung auch stimmen sollte, kann man sie noch keineswegs den ostjakischen und wogulischen Formen aufzwingen, denn in diesen tritt das *-r* Suffix unzweideutig zum blossen Stamm hinzu.

Nyíri (a. a. O. 65) leitet wogulisches *sēr* 'Kette' richtig von *seyar* oder *seyr* als Vorform ab, wozu ich bemerken möchte, dass meines Erachtens *seyer* die ursprünglichere Form darstellt. Als ergänzenden Beleg kann ich noch wogulisches *sēr* 'Saite' anführen (Trócsányi: NyK. XXXIX, 464).

8. Die „Verwicklung“ von *szēr* ~ *sēr* und *sző* stösst nach meiner früheren und auch derzeitigen Meinung auf phonetische Schwierigkeiten. Meines Erachtens ist es nämlich wenig wahrscheinlich, dass im Falle eines Zusammenhanges mit *sző* in keiner als sicher erwiesenen finnischugrischen Entsprechung von *szēr* die in der finnischugrischen Vorform von *sző* anzunehmende Lautverbindung Vokal + *k* ~ *ɣ* + Vokal zumindest nicht in Spuren, in der Form eines Diphthongs oder eines gedehnten Vokals erhalten geblieben wäre (ähnlich bei É. K.-Sal). Vor allem aber zeugt wohl kaum für eine Lautentwicklung aus der Form *seker* ~ *seyer* oder möglichenfalls *sikir* ~ *siyir*, dass wir im Wogulischen und im Tscheremissischen auch auf eine Variante *sar* mit reduziertem Vokal stossen. Diese Frage erfordert jedenfalls eine weitere, auf breiterer Basis durchgeführte Untersuchung.

Dagegen bin ich — wie bereits angedeutet — hinsichtlich der Verbindung von *szēr* und *sēr* mit A. Nyíri einer Meinung.

9. Auf Grund meiner früheren Untersuchungen in bezug auf *szēr* bin ich zu der Einsicht gelangt, dass *szēr* ein Nomenverbum ist, und als solches

wie der eine Fall von der Entsprechung $sz \sim s$ im Anlaut mit dem Nomenverl um *sir* \sim *sër* \sim *sür* 'drehen, zwirnen — Gedrehtes, Gezwirntes' zusammengestellt werden kann, worauf Mészöly das Attribut *firú* (vom Höllenfeuer) im Nádor-Kodex (MNY. VII, 388—9), das Wort *cserény* 'Hürde, Flechtzaun' (NéNy. II, 168—9, des weiteren a. a. O. 173—4), wie auch ich (NyK. XLVIII, 282—3), das Adjektiv *sűrű* zurückführt.

Dass ich zur Zeit des Erscheinens meines Artikels „Szerszám“, also schon 1942 dieser Ansicht war, geht daraus hervor, dass ich — wie oben bereits angedeutet — folgende „Urbedeutung“ annehme: 'tierische Sehnen zu Fäden zwirnen/drehen'. Ich meine, es ist klar, dass ich diese Bedeutung in Anbetracht dessen angenommen habe, was Munkácsi (VNGy. IV, 419) über die Herstellung des „Sehnenzwirns“ der Wogulen mitgeteilt hat: „Aus getrockneten Sehnen verfertigen die Frauen Zwin. Die Sehnen werden mit dem Nacken der Axt breitgeschlagen, damit sie weich seien; danach zerreisst man sie in zwirndünne Fasern und dreht (zwirnt) diese auf dem Knie oder am Gesicht. Dieser Sehnenzwirn wird auf Holz, oder auf einen Knochen gewickelt (gesteckt). Dieser Knochen heisst 'Sehnenknochen'." — Mészöly (NéNy. II, 169—70) zitiert diese Stelle nach Munkácsi. Da an der angeführten Stelle ungarisches „sodorják (fonják)": 'sie zwirnen (sie flechten)' im wogulischen Text mit der Form *səɣau* von wogulischem *səɣ-* ausgedrückt ist, das dem ungarischen *sző* entspricht, folgert daraus Mészöly übrigens, dass auch das ungarische Verb *sző* ursprünglich in ähnlicher Bedeutung verwendet worden sei wie ungarisches *ser-ít*, und dies sei ein weiteres Zeugnis für den etymologischen Zusammenhang von *sző* und **sey-r > sër*. Hier zeigt sich in der Folgerung ein ziemlich grosser Sprung, aber mein genialer — in vielem (nicht aber in der Genialität) befolgter — Freund G. Mészöly schrak vor solchen Sprüngen nicht immer zurück.

Neuerdings habe ich einen anderen beachtenswerten Beleg dafür gefunden, dass tierische Sehnen als Material des Drehens (Zwirnens) verwendet werden. J. Szunyoghy schreibt in seinen Bericht „Vadász- és gyűjtőúton Tanganjikában“ (Auf Jagd- und Sammlerfahrt in Tanganjika: Élet és Tudomány [Leben und Wissen], XV [1960.], 1104): „Die Gerber von Tierhäuten leben auch in anderer Hinsicht wie die jagenden Urmenschen. Ich war ausserordentlich überrascht, als ich sah, dass sie vom Rücken und von den Gliedmassen der Tiere die Sehnen abschneiden, diese trocknen und zerfasern, um aus ihnen Fäden zu drehen, damit sie sich einen Bogen zusammenstellen können, der heutzutage noch ihre einzige »Schusswaffe« ist.“

Ich selbst sah insofern in der Mitteilung Munkácsis eine gewisse Grundlage zur möglichen Annahme einer Stammverwandtschaft von *sër* und *szër*, sowie damit zur Etymologie von *szër*, da sie mir ein Beispiel dafür bot, was „möglichensfalls“ die Urbedeutung der von mir als einander verwandt erwoگenen Elemente *szër* und *sër* gewesen sein könnte, „die ursprünglich — wie die Wortbedeutungen der primitiveren Sprachperioden im allgemeinen —

einem engen, und zwar greifbaren Sachgebiet eigen, hinsichtlich seiner Materie und seiner Art und Weise eng umrissen war" (Melich-Eml. [Melich-Festschrift] 301).

„Übrigens werde ich im Zusammenhang mit der Annahme dieser 'Urbedeutung' ('tierische Sehnen zu Fäden drehen/zwirnen') versuchen, die im Umlauf befindliche Etymologie zu erweitern und bestimmte Möglichkeiten aufzuzeigen, die über den Kreis der finnischugrischen, bzw. uralischen Sprachen hinausgehen." — Die Erklärung zu meiner angeführten Ankündigung lege ich im Folgenden vor.

10. Als mich seinerzeit die Probleme um *szēr* beschäftigten, kam mir der Einfall, dass dieses *szēr* dem lateinischen Substantiv *seriēs* : *seriei* und dem lateinischen Verb *sero* : *serui* : *sertum* in Form und Bedeutung auffallend ähnlich ist. — Ich halte dafür, dass dies ein Fall sei, in dem wir eine Beziehung oder Berührung zwischen den finnischugrischen (uralischen) und indoeuropäischen Sprachen voraussetzen dürfen.

Hier die herkömmlich angeführte finnischugrische Wortgruppe: ung. *szēr* ~ ?altes *szir* ~ altes *ször* ~ altes *szér* | wog. *sər*, *sir*, *šir* I. Art, Weise; Beschaffenheit'; 2. 'Gattung; Geschlecht (z. B. männlichen G.-es)'; 3. 'Sitte, Gewohnheit, Brauch' | ostj. *sir*, *sir*, *šir* usw. 'Sitte, Gebrauch; Ordnung, Gesetz' | syrj. *šer* 'Gewohnheit, Sitte, Mode; Weise' | tscher. *sər*, *šər* 'Charakter, Art; Gewohnheit; Weise; Bau (z. B. einer Maschine)' | lapp. *čärdda*, *čärda* 'species, genus, mos, modus': nach Munkácsi: ÁKE. 571 — 2 und „Ösi magyar szerszámnevek" (Alte ungarische Werkzeugnamen: Nyr. LXII, 71) (vgl.: Budenz: MUSz. 293—4; Gombocz: Zur finnischugrisch-samojedischen Lautgeschichte: ÖM. [Gesammelte Werke] I, 37; Losonezi: NyK. XLIV, 384; NyH.⁷ 160). Ausserdem versuche ich noch weitere Angehörige dieser Wortfamilie zu erschliessen. — Im Samojedischen: Jurak. *šer*, *sir*, *šir* 'Weise, Mittel': *hu-sir* 'wie, auf welche Weise'; *huš-šär* (Reguly), *hun-sier*, *hu-sier* (Castrén-'id.' | Tawgy *sier* 'Sache' | Jenissei-sam. *sie'*, *sielo'*, *siero'* 'id.': I. Halász „Az ugor — szamojéd nyelvrokonság kérdése" (Das Problem der ugrisch — samojedischen Sprachverwandtschaft: NyK. XXIII, 275); hier sind die im MUSz. angeführten finnischugrischen Elemente erstmalig mit den samojedischen verglichen (vgl.: Budenz: Jurák-szamojéd szójegyzék [Jurak-sam. Wörterverzeichnis]: NyK. XXII, 344; Gombocz: a. a. O.; Losonezi: a. a. O.; NyH.⁷ 160; Munkácsi: a. a. O).

Folgende indoeuropäische Elemente kann man der obigen Reihe gegenüberstellen: altind. *sarat-*, *sarīt-* 'Faden' | gr. *εἶρω* 'zusammenknüpfen, verbinden, anfügen, reihen an etw.'; *ἐνείρω* 'anknüpfen, anreihen'; *ἐρεργαίς* 'das Hineinfügen, Hineinstecken'; *ῥομα* 'Ohrgehänge'; *ὄρμος* 'Halskette'; *ὀρμά* 'Angelschnur'; *ὀρμωδός* 'Reihe, Kette' | lat. *sero* 'fügen, reihen, knüpfen'; *seriēs* 'Reihenfolge, Kette, Reihe'; *serilia* 'Seile'; *sors* 'Los (wohl vom Aufrei-

hen der Lose. . .) | got. *sarwa* n. pl. 'Rüstung, Waffen (wohl geknoteter, geknüpfter Harnisch)', vgl. lat. *sertae loricae* | altnord. *sprvi* 'Halsband aus aufgereihten Perlen oder Steinen'; ahd., altsächs. *saro* 'Rüstung'; angelsächs. *searu* 1. 'Rüstung' und 2. 'Kunstfertigkeit; Kunst, List' | altlit. *sėris* 'Faden, Pechdraht': s. unter »4. *ser* 'aneinander reihen, knüpfen'« bei Pokorny: Idg. Et. Wb. (I, 911; vgl. Walde—Pokorny: Vgl. Wb. d. idg. Spr. II, 499—500).

11. Sehen wir nun, ob andere mögliche oder wahrscheinliche Zusammenhänge zwischen Finnischugrisch (Uralisch) und Indoeuropäisch die erwähnte Deutung stützen dürften.

Wiklund (NyK. XXXVII, 10—1) bringt die finnischugrische und sa-
mojedische Familie von ungarischem *fon* 'flechten, spinnen' mit einer indo-
europäischen Wortgruppe in Beziehung, und zwar mit lateinischem *pannus*,
deutschem *Fahne*, litauischem *pinù* 'flechten', altbulgarischem *pēti* 'spannen',
die eine Variante von deutschem *spinnen* (ohne anlautendes *s*) darstellen.
(Vgl.: Walde—Pokorny II, 5 unter »*pān* 'Gewebe'« und 660—2 unter »1. (*s*)*pen*
'ziehen, spannen' und 'spinnen'«; Pokorny I, 778 unter »*pān* 'Gewebe'«;
Kluge—Götze—Mitzka¹⁷ unter *Fahne*.)

Paasonen (FUF. VII, 23—4) bringt das aus ungarischem *nyaláb* 'Bün-
del' erschlossene Grundwort **nyal-* und seine finnischugrischen Entsprechungen
— finn. *nīlo-* 'heften, binden', estn. *nīdu-* 'binden, umbinden, bewickeln'; mordw.
nēda- 'zusammenbinden, umbinden usw.'; sowie lapp. und vielleicht auch wog.
und ostj. Entsprechungen — zum indogermanischen Stamm **nedh-* 'binden'
in Beziehung, worauf auch lateinisches *nōdus* 'Knoten' und auch deutsches
Netz zurückgeht. (Vgl. Walde—Pokorny II, 328—9 unter »*ned-* 'zusammen-
drehen, knüpfen'« und Pokorny I, 758—9 unter »1. *ned-*: *ned-* 'zusammendre-
hen'; *nōdo-* | -*ā* 'Geknüpftes'«.)

Und nun betrachten wir die Entsprechungen des ungarischen Verbs
fűz 'knüpfen': tscher. *pid-* 'binden, schnüren, stricken' | mordw. E. *pēd-* ~ M.
pēda- 'sich anschliessen, ankleben, sich anheften, eigensinnig anfangen' |
finn. *pitä-* 'halten' (EtSz. II, 729). Im Tscheremissischen haben wir *pidəš*
'Fessel' und *pidem* 'binden' (nach Beke: CserNyt. 136 Sauvageot: MNy. XXI,
255). Nach Szinnyeis Finnischem Wörterbuch hat *pitä-* die Bedeutung von
'halten, fassen'. Wir können also für das finnischugrische Sprachelement eben-
falls als frühe Bedeutung 'zusammenhalten, zusammenfassen' setzen. —
Walde—Pokorny (II, 22) nimmt als indoeuropäisches Element »*ped-*: *pēd-*:
pōd- 'fassen; Gefäß'«, Pokorny (I, 790) »1. *pēd-*: *pōd-* 'fassen; Gefäß'; *pēdo-*
'Gefäß, Einfassung'« an. Aus der indoeuropäischen Wortgruppe verweise
ich nur auf einige: gr. *πεδάω* 1. 'binden, festbinden, fesseln'; 2. 'Fussfesseln
anlegen, in Ketten legen'; 3. 'umstricken, verstricken, zwingen'; 4. 'hemmen,
anhalten, zurückhalten' (Benseler); *πέδη* ~ *πέδα* 'Fessel, Fussfessel' (ebd.) |
lat. *pedica* 1. 'Fussfessel zum Binden'; 2. 'Fusschlinge zum Fangen, Sprenkel,

Dohne' (Menge); *impedio, expedio* | ahd. *fazzōn* ~ mhd. *vazzen* 'fassen, ergreifen, zusammenpacken und aufladen, rüsten, kleiden' ~ dt. *fassen*; ahd. *fezzel* ~ mhd. *vëzzel* 'Band zum Befestigen und Festhalten des Schwertes'; *Fass* 'Fass, Gefäß, Schrein, Kasten' ← 'Behälter: zusammenhalten' (vgl. Kluge—Götze—Mitzka¹⁷ unter *Fass*). — So kann man meines Erachtens Zusammenhang zwischen der finnischugrischen und der indoeuropäischen Wortgruppe annehmen.¹

Ungarisches *sző* und seine finnischugrische Wortfamilie lassen sich — ich bitte zu entschuldigen, dass ich dies niederschreibe — der indoeuropäischen Wurzel **sēi-* : **sai-* : **ši-* 'binden; Strick, Riemen' zur Seite stellen; zu dieser Wurzel gehören auch deutsches *Seil, Siele, Saite* (s.: Walde—Pokorny II, 463—4; Kluge—Götze—Mitzka¹⁷ unter *Seil*). Pokorny (I, 891—2) befasst sich mit der einschlägigen Wortgruppe unter »3. *sē(i)-, sai-: si-* und *sei-: si-* 'binden (auch durch Zauber); Strick, Riemen«. — Die Ähnlichkeit der indoeuropäischen Wortgruppe mit ungarischem *sző* und den dazugehörenden finnischugrischen Elementen ist — meine ich — überraschend. Doch bin ich nicht in dem Masse „unmethodisch“, dass ich ausser acht liesse, dass bei einem Teil der als verwandt herangezogenen Wörter (wog., ostj., ung.) *γ, β, v* auftritt. Es fragt sich nun, ob man dies mit den indoeuropäischen Formen in Einklang bringen kann. Ich halte dafür, dass sich hier eine Erklärung finden lässt. Das Erscheinen der erwähnten Laute dürfte damit zusammenhängen, dass man als Wurzel, oder zumindest als eine Wurzelvariante des indoeuropäischen Elementes *sēi* ~ *sei* erschliessen kann. Vgl.: altind. *syāti* 'bindet, bindet los' und *sayatra* 'Verbindung, Befestigung'; lett. *sēju* 'binden'; lit. *seja* 'Brückenbalken' (Walde—Pokorny II, 463—4). — Vielleicht dürfen wir mit einer solchen Lautentsprechung rechnen, wie wir sie in der Beziehung von ungarischem *Lēve(di), lēv(ő)* 'seiend' und der entsprechenden Elemente in den übrigen finnischugrischen Sprachen (mit der Bedeutung 'sein, werden') vorfinden: syrj. *lo-* | wotj. *lu-* | tscher. *li-* | finn. *lie-* : Potent. *liene-* | lapp. S. praes. 3. *lā, lä* ; lapp. N. praes. 3. *leε, le* (NyH.⁷ 151). In dieser Hinsicht habe ich folgende Meinung vertreten (MNy. XLIX, 292): „Die ungarischen Formen stehen den weitläufigeren Verwandten, den Formen des Finnischen und des Lappischen näher. Aus diesen können wir die Zweisilbigkeit, bzw. die diphthongisierte Beschaffenheit der ungarischen Formen, sowie das *v* des Stammes verstehen, die alle sich aus dem *j* des finnischugrischen Stammes erklären lassen (NyH.⁷ 49—50). Als frühungarische — die Formantien aufnehmende — Stammformen können wir folgende erschliessen: **lije-* ~ **lēja-* ~ **live-* ~ **lève-*, wo in den frühungarischen Dialekten in der ersten Silbe *i* mit *ē* wechselte und ferner dem intervokalischen *j* des Stammes das — wahrscheinlich als Hia-

¹ Ich habe den Eindruck, dass ungarisches *fazék* 'Topf [Behälter]' und ungarisches *fal* 'Wund, Mauer [Einfassung]', bzw. ihre finnischugrische Sippe zum indoeuropäischen Wortstamm in Beziehung stehen. Es wäre aber hier übertrieben, darauf einzugehen.

tustilger — an seine Stelle getretene *v* entsprach.“ — Früher meinte ich, finnisches *sää* lasse sich aus einer Vorform **säkä ~ *säyä* ableiten und dass hier *k ~ γ* dem wogulischen *γ* und dem ungarischen *v* entspreche. Jetzt neige ich eher zu der Auffassung, dass wir im Finnischen von der Form *säjä* ausgehen können, wobei hieraus nach dem Schwund von *j* durch Zusammenziehung *sää* entstanden sein könnte. Es ist durchaus vorstellbar, dass bei den Ugriern — vielleicht auf Grund einer Analogie — *γ, β, v* an Stelle von *j* traten.

Ziehen wir die der indoeuropäischen Verwandtschaft „verdächtigen“ obigen finnischugrischen (samojedischen) Sprachelemente in Betracht, mag es uns nicht als unwesentliches Moment erscheinen, dass sich vor uns eine ziemlich zahlreiche Gruppe abzeichnet, die zum Sachgebiet des Spinnens und Webens in Beziehung steht. Ob nun diese Beziehungen und Zusammenhänge im Wortschatz die Folgen einer Urverwandtschaft oder aber einer „Urentlehnung“ sind, betrachte ich keineswegs als ein Problem, das unbedingt auf eine baldige Stellungnahme drängt. Ja, mehr noch, ich halte es auch nicht für die aktuellste, vordringlich zu beantwortende Frage, welcher Sprachzweig in diesem Zusammenhang gegeben und welcher genommen hat, wenn es hier tatsächlich zu einer Entlehnung gekommen ist. Ich möchte immerhin bemerken, dass ich als Ausgangspunkt nicht unbedingt die Annahme als verbindlich betrachte, dass in allem der indoeuropäische Faktor gegeben habe, weil wir diesen in kulturellen Belangen als höher stehend betrachten müssen. Wie in anderer Hinsicht, muss man auch in dieser Beziehung zwischen den kulturellen Elementen entsprechend unterscheiden.¹

Den vorangehenden Teil unserer Mitteilung veröffentlichte die Zeitschrift *Magyar Nyelv* LVI (1960.), 433—40 mit dem Titel: „Egy s más a szer dolgában“ (Dies und jenes über die Sache des *szer*“).

II

ÜBERBLICK

I. Aus der geschichtlichen Phase der ungarischen Sprache ist uns bekannt der nahezu einzig dastehende, weite Grenzen aufweisende und reich nuancierte Bedeutungskreis des Nomens *szēr*, seiner Ableitungen und Zusammensetzungen, ausserdem Flexionsannexe, wie es z. B. *szerint* 'nach, laut', *szerte* 'überall, allseits' sind. Systematisieren wir die Bedeu-

¹ Über die Frage der gegenseitigen Beziehungen der finnischugrischen und indoeuropäischen Sprachen vgl. unlängst P. Hajdú: A magyarság kialakulásának előzményei (Die Voraussetzungen der Entfaltung des Ungartums: NytudÉrt. [Sprachwissenschaftliche Abhandlungen] Nr. 2. 33—5).

Auf die Ansichten über die Anwendung des Spinnens im Kreise der Finnougrier verweist É. H. -Bottyányi im Artikel mit dem Titel „Pátyolat“ (Batist: MNy. LIV, 73).

tungen dieses „neuen“ Abschnittes, so zeigen sich die Bedeutungen 'esoport, csapat; Gruppe, Truppe', die erfassbare, konkrete Bedeutung von 'sor; Reihe' und das in übertragenem Sinne gebrauchte Wort 'rend; Ordnung' als Hauptbedeutungen, bzw. als solche, aus welchen sich die weiteren Bedeutungsvarianten und ihre Anwendungen — z. B. die Zusammensetzung *szerszárm* 'Werkzeug' — ableiten lassen. Als Vorstufe sämtlicher Bedeutungen lässt sich 'az összeillesztés — összeilleszkedés valamely formája; irgendeine Form der Zusammenfügung — des sich Zusammenfügens' voraussetzen und zwar auf die Weise, dass das Wort *szër* früher nicht nur ein Nomen, sondern auch ein Verbum, demzufolge ein Nomenverbum war. Die Spuren der Verbalfunktion erscheinen übrigens auch im neueren Sprachzustand. — Zum Nomenverbum *szër* gesellt sich als Dublette das Nomenverbum *sër ~ sir ~ sür* mit anlautendem *s* als nicht seltener Entsprechung des *sz*. Bekanntere Ableitungen von diesem *sër ~ sir ~ sür* sind *sürög* 'geschäftig sein, sich rühren und regen', *sűrű* 'dicht', *serény* 'flink, emsig', *cserény* 'Hürde'. Die Bedeutungen des mit *s* anlautenden Elementes, bzw. seiner Ableitungen 'sodor — forgat; drehen' und 'sodrás — forgatás; Drehung' sind belegbar oder können auf Grund solcher Vorstufen ausgelegt werden. — Auf einer primitiven Stufe lässt sich für das Nomenverbum *szër ~ sër* folgende Bedeutung erschliessen: 'állati inat fonálnak összesodor — állati ínból készült sodrék; Flechsen eines Tieres zum Faden zusammendrehen — aus den Flechsen eines Tieres gefertigter »Draht«'. Dies dürfte die Urbedeutung gewesen sein. Anschliessend an das Vorhergesagte lässt sich nachweisen, dass das ungarische Nomenverbum *szër ~ sër* in den verschiedenen finnischugrischen Sprachen Äquivalente besitzt, die nicht nur Nomina, sondern auch Verba sind. Der anlautende Konsonant der finnischugrischen Äquivalente, ferner samt ihnen einst auch des ungarischen Elementes war ein palatalisiertes *ś : szj* und aus dem entstand im Ungarischen einerseits das *sz*, andererseits das *s*. Die Ansicht, dass die ungarischen und finnischugrischen Sprachelemente mit dem ungarischen Verbum *sző* 'weben' und seinen finnischugrischen Äquivalenten in Zusammenhang stünden, ist nicht wahrscheinlich. — Hingegen lassen sich die finnischugrische Gruppe von Wörtern und gewisse samojedische Sprachelemente mit einer solchen indoeuropäischen Wortfamilie in Zusammenhang bringen, zu der unter anderen das lateinische Wort *sero : serui : sertum* 'zusammenfügen' und das ebenfalls lateinische Nomen *seriēs : seriei* 'Reihe, Kette' zu zählen sind. Noch andere, zum Wortschatz des Webens — Spinnens gehörende finnischugrische und indoeuropäische Sprachelemente sind in eine etymologische Beziehung miteinander zu bringen, so die ungarischen Wörter *fon* 'spinnen' und *sző* 'weben'. Die Frage, ob eine Urverwandtschaft oder eine urzeitliche Entlehnung besteht und im letzteren Falle seitens welcher Sprachfamilie, ist offen zu halten. — Soweit die Darlegung des Abschnittes I im ersten Teile.

Im Abschnitt II des ersten Teiles wird in vier Absätzen die Entwicklung bestimmter wichtiger Bedeutungen des ungarischen Nomenverbums *szër ~ sër* und seiner finnischugrischen Äquivalente unter Licht gestellt.

Im Abschnitt III des ersten Teiles wird die Frage geprüft, ob gewisse aus morphologischem und semantischem Gesichtspunkt besonders problematische Sprachelemente hierhergehören. So sind darin Bemerkungen darüber enthalten, ob die Wörter *szeret* 'lieben' und *szerelem* 'Liebe' hierhergezählt werden können. Auch wird erörtert, in welcher Weise in die Gruppe mit anlautendem *s* z.B. die Wörter *serdül* 'erwachsen, heranreifen', *serken* 'hervorquellen', *serked* 'idem', *serke* 'Nisse' einzuschalten wären.

2. Die drei Abschnitte des zweiten Teiles bearbeiten einen besonders beachtenswerten Problemenkreis, der selbst vom Verfasser bisher nur angeschnitten wurde. Aus diesen geht nämlich hervor, dass *szër ~ sër* und die mit ihnen zusammenhängenden anderen finnischugrischen Sprachelemente im Ungarischen und im Finnischugrischen velare Varianten besitzen. So stellen *szër ~ sër*, sowie ihre finnischugrische Verwandtschaft eine der im Ungarischen ziemlich häufig anzutreffenden, jedoch selbst im Finnischugrischen nicht seltenen Dubletten palataler-velarer Korrelation dar, wie es z. B. im Ungarischen: *mell* 'Brust': *mál* 'Bauchteil eines Tierpelzes'; *ség* 'Hügel': *ság* 'idem'; *kő* 'Stein', *köves* 'steinig': *kova* 'Kieselstein', *kovacs* 'idem', *kavics* 'Kies'; *szeg* 'Winkel': *sz[z]ug* 'idem'; *kever* 'umrühren': *kavar* 'idem'; *lebeg* 'schweben': *lobog* 'flattern'; *férgeteg* 'Sturmwind', *fürge* 'flink, rege': *forog* 'sich drehen', *forgatag* 'Wirbel, Strudel' sind.

Abschnitt I des zweiten Teiles enthält Erläuterungen, wonach eine grosse Anzahl der finnischugrischen — vor allem syrjänischen und wotjakischen, ausserdem mordwinischen — velaren Sprachelemente einerseits mit dem Ungarischen *szër ~ sër*, andererseits mit dem ungarischen Wort *sor* 'Reihe' in Verbindung gebracht werden können.

Abschnitt II des zweiten Teiles behandelt die mit *s* anlautenden ungarischen Ableitungen der velaren Varianten. Wie es bei *szër ~ sër* der Fall war, lässt sich auch hier das ursprünglich mit der Bedeutung 'forgás; Drehung' belegte Element *sor* mit einer Nomenverbum-Funktion voraussetzen. Daraus entfaltete sich das Nomen *sor* 'Reihe' auch als das Synonym von *szër* 'Reihe — Ordnung', ferner auch als ein Ausdruck für das Perlen geistiger Getränke, sowie für die beim Schleifen der Metallgeräte entstehenden Späne. — Als Ableitung des Grundwortes *sor* in der Bedeutung 'forog; sich drehen' lassen sich unter anderem die Wörter *sarkantyú* 'Sporn' und *sark* 'Ferse': ursprünglich 'forgó; Gelenk' deuten.

Im Abschnitt III des zweiten Teiles werden die mit *sz* anlautenden ungarischen Ableitungen der velaren Varianten behandelt. Zu diesen gehören *szoros* 'eng, straff', *szorít* 'drücken', *szorúl* 'sich klemmen, sich drücken', *szurdok*

'Engpass, Schlucht', *szorong* 'sich drängen' als Ableitungen des finnischugrischen Nomenverbums *śor* ~ *śur* 'forgat, sodor, fon, köt; drehen, winden, spinnen, binden', die in die Bedeutung 'szorosra vagy kiesire sodor, fon; straff oder klein drehen, spinnen' und daraus in das allgemeinere 'szorít, nyom; drücken' übergegangen sind. Auf die näheren Äquivalenten der ungarischen Wörter, bzw. auf die mit der ungarischen Gruppe von Wörtern sinnverwandten Vertreter des angeführten finnischugrischen Sprachelementes können wir uns aus der syrjänischen, estnischen und finnischen Sprache berufen. — Aus demselben Stamm, bzw. seiner Variante lässt sich die Gruppe von Wörtern *szorog*, *szorgos*, *szorgat*, *szorgalom* ableiten, mit Annahme der Bedeutungsveränderung 'sürög, siet; geschäftig sein, sich rühren und regen' oder 'lelkileg szorul, aggódik; seelisch bedrängt sein, sich bängen'.

III

BILANZ

1. Da die Abhandlung ziemlich verwickelt war, was vielleicht nicht mir allein zur Last gelegt werden darf, sondern auch zum Teil dem verwickelten Stoff zuzuschreiben ist, sehe ich es für zweckdienlich, in einigen Bemerkungen gedrängt zu erwägen, was ich in meinen vorangehenden Erörterungen, bzw. auf Grund dieser im Zusammenhang mit der Untersuchung eines anderen Materials vornehmlich für wesentlich halte.

Das palatale Glied des Zwillingswortes erweitert sich im Ungarischen durch die Ableitung von *szēr* ~ *sēr* zu einer Gruppe von Wörtern anscheinlicher Anzahl. Von den finnischugrischen Sprachen ist im Wogulischen, Ostjakischen, Syrjänischen, Tscheremissischen und Lappischen das palatale Glied des Zwillingswortes belegt. In diesen Sprachen — ausserdem auch noch im Samojedischen — kommt es als Nomen vor; unserer Auffassung nach lässt sich im Wogulischen und Syrjänischen auch seine Verbalfunktion erschliessen.

Besonders kraftvoll und abwechslungsreich erscheint die velare Variantengruppe im Ungarischen und in den permischen Sprachen, was vom Gesichtspunkt des ungarisch—permischen Sprachverhältnisses zu erwägen ist.

Das eine in der Abhandlung beleuchtete, zumindest aufzuklären gewünschte Hauptproblem ist, dass bei den um das ungarische Wort *szēr* gruppierten finnischugrischen, bzw. uralischen Sprachelementen eine indoeuropäische Verwandtschaft annehmbar ist. — Es ist nicht unwesentlich, dass den Vokalwechsel in diesem Falle ein mit dem Indoeuropäischen gemeinsames Sprachelement zeigt. Was das Vorhandensein der finnischugrischen oder uralischen Zwillingswörter palatalen und velaren Vokalbestandes anbelangt, so kann der Umstand nicht als indifferent betrachtet werden, dass im

Indoeuropäischen der Wechsel palataler und velarer Glieder gleichfalls anzutreffen ist — im Griechischen beispielsweise *εἶρω*: *ῥῥω* usw. oder im Lateinischen *sero*, *seriēs* : *sors*. Es kann die Frage auftauchen, ob ein solcher Wechsel palataler und velarer Vokale, d. h. irgendeine ablautähnliche Erscheinung in den in Rede stehenden Sprachfamilien nicht eine genetische Parallelität sei.

Eine zu berücksichtigende Erscheinung ist im Zusammenhang mit den diesen Vokalwechsel aufweisenden finnischugrischen Sprachelementen, dass der Nomenverbum-Charakter in der velaren Variante geradeso wie unter den palatalen Elementen vorzufinden ist. — Die Qualität der Selbstlaute ist innerhalb der velaren oder palatalen Vokalreihe hinsichtlich der Zungenstellung und der Lippenformung ziemlich abwechslungsreich, immerhin treten in grösserer Anzahl vielmehr die Varianten mittlerer und hoher Zungenstellung auf.

In meiner Abhandlung: „Példák a hangrendváltó osztódásos ikerítésre“ (Beispiele für die Entstehung von Zwillingswörtern durch Wiederholung des Grundwortes mit Vokalwechsel: MNy. LV, 458—61; siehe noch MNy. LVI, 311—5) schrieb ich folgendes: „In der durch Vokalwechsel erfolgten Bildung von Zwillingswörtern, bzw. im Eigenleben des durch den Wechsel entstandenen Gliedes können wir für eine sehr wichtige, in sehr frühe Phasen der Sprachentwicklung zurückgreifende Erscheinung der ungarischen und im allgemeinen der finnischugrischen Sprachen — für eine nicht weniger wesentliche Art der Wortschöpfung — eine Erklärung finden: auf das Zustandekommen eines Teiles¹ der in velaren und palatalen Lauten abweichenden Dubletten (z. B. *kavar* '[in einem grossen Gefäss] umrühren': *kever* '[in einem kleinen Gefäss] umrühren, mischen', *mál* 'Bauchteil eines Tierpelzes usw.': *mell* 'Brust').“ — Das heisst die Entstehung der durch den Vokalwechsel unterschiedlichen Varianten brachte ich schon seit ziemlich langer Zeit mit der Bildung von Zwillingswörtern in Zusammenhang, jedoch — dies hebe ich nun stärker hervor, als früher — nur einem Teil derselben.¹ Meiner Meinung nach gab es und gibt es unter diesen solche, bei welchen zu den velaren Sprachelementen durch eine ablautähnliche Erscheinung ein palatales entstanden ist und umgekehrt. In die letztere Kategorie stellte ich jene Erscheinungen des Vokalwechsels, die in der Wortfamilie von *szőr* nachweisbar sind.

2. Schon seit langem, ich kann sagen schon seit Beginn meiner sprachwissenschaftlichen Bemühungen, leitet mich in meinen etymologischen Arbeiten mehr oder weniger bewusst die Auffassung, dass es nicht genug ist, sogar sehr oft falsch, einige da und dort herausgegriffene Sprachelemente als verwandt abzustempeln. Da jede Sprache in Organismen lebt, muss man auch auf dem Gebiete der Etymologie die Organismen erkennen. Die Methode des

¹ Erst hier gesperrt.

Erkennens der etymologischen Organismen, ja ihrer sinnlichen Wahrnehmung sehe und sah ich darin, dass wir ein ausgedehntes sprachliches Material in den Kreis unserer Untersuchung einbeziehen. Wenn wir das getan haben, werden die bei der Vergleichung vereinzelter Sprachelemente sich zeigenden scheinbaren Schwierigkeiten auf lautlichem Gebiete und in der Formen- und Bedeutungslehre beinahe von selbst beseitigt, die Sprachelemente treten aus dem Zustand des Bruchstückhaften heraus, sie treten zu Gliedern eines lebenden Organismus zusammen, und wir spüren, dass sie aus dem Blutkreislauf desselben Blutes geboren wurden. Wenn bei einer solchen Anschauung die sprachlichen und seelischen Vorgänge in ihrer natürlichen Kompliziertheit klar werden und nicht im Lichte theoretischer Fiktionen erscheinen, dann stören unseren klaren Blick z. B. bei der Aufklärung der etymologischen Beziehungen der finnischugrischen und türkischen Sprachen nicht die Widersprüche grammatischer Kategorien wie Nomen und Verb, denominale und deverbale Bildungen, Nomen und Verben bildende Formantien. Es soll uns nicht zurückschrecken, dass die unter Einbeziehung weniger ausgewählter Momente geschaffenen Fiktionen wegen ihrer Abrisshaftigkeit leichter zu überblicken sind und daher besser wirken als die mit einem Material von grossem Umfang an vielen Möglichkeiten sich abmühenden Entwicklungen. Die Wahrheit ist einfach, aber die Wege, die dahin führen, sind weitverzweigt. Wenn wir in diesem Gewirr uns gelegentlich verirren, leisten wir dennoch eine nützlichere Arbeit, als wenn wir draussen blieben und auf Grund eines oberflächlichen Blickes ein gefälliges, aber falsches Bild davon zeichneten. Einige bescheiden abgefasste Irrtümer können mehr wert sein als viele dogmatisch gelehrt Scheinwahrheiten. — Das habe ich als Einleitung zu meiner Abhandlung mit dem Titel: „Az uráli és altaji *tap* 'fogni' szócsalád" (Die Wortfamilie des uralischen und altaischen *tap* 'fassen') im Jahre 1935 geschrieben (NyK. XLIX, 295, bzw. Ungarische Jahrbücher XV, 601—2), somit vor mehr als einem Vierteljahrhundert.

3. Ich denke bei weitem nicht, dass alles, was ich in meiner Abhandlung mit dem Titel „Szer" vorgetragen habe, ohne Irrtümer oder Mängel wäre. Ich bin darauf gefasst, dass manche der Meinung sein werden, dass ich in dieser Abhandlung mit dem Wort *szér* übertrieben habe. Ja, ich halte es für möglich, dass ich selbst in mehr als einem Punkte ihnen recht geben werde. — Ich muss hier meiner alten Überzeugung Ausdruck geben, dass es — um einen Fortschritt in der Wissenschaft zu erzielen — nicht immer genügt, sich nach dem Wort *szér* 'Ordnung' zu richten (siehe darüber vorstehend in der Auslegung der Bedeutung des Wortes), sondern oft auch *szertelenség* 'Unordnung, Unregelmässigkeit' am Platze ist. — Sollte ich mit dem, was ich geschrieben habe, Gegenmeinungen oder Widerlegungen herausfordern, so betrachte ich das für ein Resultat, da ich meiner Ansicht nach zur Klärung nicht unwesentlicher Fragen beigetragen habe.

*

Die ganze Abhandlung erschien unter dem Titel „Szer. Egy szószervezet szétágazásai a magyarban és más finnugor nyelvekben” in der Reihe „Nyelvtudományi Értekezések” (Sprachwissenschaftliche Abhandlungen) Nr. 30. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1962. 91 S.

Д. ПАЙЖ: SZER. РАЗЛИЧНЫЕ ЧЛЕНЫ ОДНОГО ГНЕЗДА СЛОВ В ВЕНГЕРСКОМ И ДРУГИХ ФИННОУГОРСКИХ ЯЗЫКАХ

(Р е з ю м е)

Настоящая работа трактует о происхождении венг. слова *szér*, а также о взаимоотношениях различных его вариантов и значений. Предположительно слово *szér* и его варианты имеют соответствия и в индоевропейских языках. Подобно финноугорским языкам, в индоевропейских языках также имеются варианты с гласными переднего и заднего ряда, например, лат. *sero*, *seriēs*, *sors*. По данным отдельных финноугорских языков первоначальное значение слова *szér* ~ *ser*, являвшегося одновременно и существительным, и глаголом, было 'насучивать звериную жилу' и 'насученная из звериной жилы нить'. Соответствующие венгерскому *ser* 'ряд' варианты с гласными заднего ряда сохранились преимущественно в пермских (удмуртском и коми) языках.

EINIGE ALLGEMEINE PROBLEME DER GESCHICHTE DER LITERATURSPRACHE (I.)

Von
L. BENKŐ

I. EINLEITUNG

1. In der Geschichte der ungarischen Literatursprache hat die Frühperiode der aufkommenden Aufklärung, d. h. die letzten drei Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts eine einschneidende, epochale Bedeutung. Zu dieser Zeit entfaltet sich unter dem Einfluss der fortschrittlichen aufgeklärten Ideen in Ungarn eine grosse Sprach- und Literaturbewegung, welche durch das Wirken einer grossen Zahl von Schriftstellern, Grammatikern und Sprachpflegern die ungarische Literatursprache in ihrem Fortschritt zur sprachlichen Normierung, in der Steigerung ihrer Ausdruckskraft, sowie in der Ausbreitung der literarischen Schriftlichkeit auf ein auch qualitativ wesentlich höheres Niveau hob, als dies früher der Fall war.

Da dieses Zeitalter eine so grosse Bedeutung hat, habe ich mich entschlossen, die Probleme der ungarischen Literatursprache im Zeitalter der Aufklärung eingehend zu untersuchen. Die einschlägigen Arbeiten müssen selbstverständlich in mehreren Untersuchungsphasen durchgeführt werden. Die Ergebnisse des ersten Abschnitts dieser Arbeiten habe ich unlängst unter dem Titel »A magyar irodalmi írásheliség a felvilágosodás korának első szakaszában« (Die literarische Schriftlichkeit des Ungarischen im ersten Abschnitt des Zeitalters der Aufklärung); Budapest, 1960. Akadémiai Kiadó (Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften). 548 Seiten + 20 Abbildungen + 2 Karten) veröffentlicht. In diesem Bande setzte ich mich mit den sog. »Formproblemen« der ungarischen Literatursprache der Aufklärungszeit auseinander, u. zw. unter besonderer Beachtung der Normen der Rechtschreibung, des Lautbestandes und der morphologischen Elemente.

Wenn man ein so grosses Thema anschneidet, ist es unbedingt notwendig, dass die allgemeinen Belange des ins Auge gefassten Fragenkomplexes erwogen — und insofern dies möglich ist — geklärt werden. Als besonders wichtig erscheint mir dies auf einem Arbeitsgebiet, wie es die Problematik der Literatursprache darstellt, insofern sich die einschlägigen Forschungsergebnisse, wie sie in der Fachliteratur des Auslandes und des Inlandes vorliegen, als überreichlich, zugleich aber auch als zu wenigerweisen, um eine festere Grundlage zu schaffen für die allgemeine Betrachtung dieser Fragen. Als überreichlich,

weil bekanntlich die näheren und ferneren Belange der allgemeinen Probleme der Literatursprache bei uns nur so wie anderenorts, von vielen und oft sehr eingehend abgehandelt wurden. Als zu wenig, weil die Sprachwissenschaft kaum noch ein Gebiet aufweisen kann, wo sich eine solche Verwirrung der gegensätzlichen Meinungen und -- was mit diesen Hand in Hand geht -- ein solches Durcheinander der Kategorien und der Terminologie zeigte, und darum auch noch so viele Fragen der weiteren Untersuchung und Klärung bedürften, als gerade hier.

Aus diesen Gründen schien es teils nützlich, teils aber notwendig, im Zusammenhang mit der Veröffentlichung der konkreten Untersuchungen auch die umfassenderen, prinzipiellen Probleme des »formellen« Gepräges der Literatursprache zu umreißen. So entstand während der Entwicklung meiner erwähnten Arbeit das Kapitel über die »Allgemeinen Probleme« (Általános kérdések: S. 28—113), das ich ohne wesentliche Änderungen des ungarischen Originaltextes hier auf Deutsch veröffentliche.

2. Um meine allgemeinen Darlegungen in die Gesamtheit der sprachlichen Problematik einzubetten, muss ich verhältnismässig weit ausholen und hierbei bin ich dazu verpflichtet, all das, was in der sich neuerdings erfreulich vermehrten ungarischen Fachliteratur vorliegt, sowie was in der ausländischen Literatur für mich als wichtig erscheint, bzw. mir zugänglich war, für meine Ausführungen zu verwerten. Ich möchte aber schon eingangs betonen, dass meine Ausführungen in keiner Hinsicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Ich beabsichtige mit ihnen nicht, alle allgemeinen Probleme, die mit dem Fragenkomplex der Literatursprache des näheren oder des weiteren zusammenhängen, ausführlich abzuhandeln; ebenso wenig möchte ich hier, wenn auch nur knapp, die Geschichte der ungarischen Literatursprache umreißen. Beide Untersuchungsgebiete würden nämlich an sich schon besondere Abhandlungen erfordern und den Rahmen der vorliegenden Skizze sprengen. — Obschon ich auf die Forderung bedacht bin, mein Thema in seiner Gesamtheit, als Ganzes ins Auge zu fassen, und daher auch auf die »inhaltlichen« Belange der Sprache bzw. der Literatursprache (wie Fragen des Wortschatzes, der Phraseologie, des Stils usw.) bedacht sein möchte, werde ich doch den Nachdruck meiner Ausführungen auf die »formellen« Zusammenhänge legen. Dadurch ergibt sich ein gewisses Verschieben in den Proportionen dieser Arbeit, das aber selbstverständlich nicht einen Unterschied nach der Bedeutung widerspiegelt, sondern das sich daraus ergibt, dass meine erwähnte Arbeit Fragen der »Formelemente« der Literatursprache zum Vorwurf hat, so dass ich auch die allgemeinen Belange dieser Probleme vor allem aus diesem Blickpunkt ermessen musste.

Schon rein mit Hinsicht auf diese bestimmte Einseitigkeit denke ich keineswegs, die hier auftauchenden oder aufzeigbaren Probleme — trotz

meiner etwas ausführlichen Darlegungen — entschieden, geklärt oder auch nur in ihren Details völlig erhellt zu haben. Übrigens sind die einschlägigen Einzelprobleme solcher Art, dass man sie — wie bereits erwähnt — in der Sprachwissenschaft seit Jahrzehnten zwar erörtert, nicht aber auf einen Ruhepunkt gebracht hat. Bezüglich dieser Einzelfragen gibt es daher zahlreiche mehr oder minder verschiedene Auffassungen nebeneinander, bzw. Ansichten, die einander gegenüberstehen.

Die nachstehenden allgemeinen Darlegungen habe ich für die ungarischen Sprachwissenschaftler als einen Überblick, als eine Zusammenfassung gedacht, weil auf dem hier untersuchten Gebiet eine solche umfassende Skizze — trotz der zahlreichen wertvollen Beiträge zu einzelnen Problemen — bisher in Ungarn gefehlt hat. Vielleicht wird aber diese Zusammenfassung auch für nichtungarische Sprachwissenschaftler nicht ohne Nutzen bleiben: sie können auf Grund dieser Arbeit im Rahmen der internationalen Fachliteratur Hinweise auf die bisherige ungarische Literatur zu den allgemeinen Problemen der Literatursprache erhalten, bzw. die neueste ungarische Betrachtungsweise dieses Problems, d. h. der Untersuchung des konkreten sprachlichen Materials einsehen; des weiteren können sie Anhaltspunkte zur Besonderen, von anderen europäischen Sprachen verschiedenen allgemeinen Problematik, sowie zu einigen konkreten Teilproblemen der Geschichte der ungarischen Literatursprache gewinnen. Können meine Darlegungen teils Interesse wecken für die speziellen Probleme der ungarischen Literatursprache, teils aber die begriffliche und terminologische Verwirrung, die sich in Fragen der Literatursprache sowohl bei uns wie im Ausland allgemein ergeben hat, auch nur einigermaßen vermindern, so haben sie ihren Zweck schon erreicht.

3. Weil in den folgenden Darlegungen ungarische und ausländische Verfasser, Zeitschriften, Sammelwerke u. ä. auch des öfteren angeführt werden und die Hinweise auf die einschlägige Fachliteratur stark zu kürzen waren, folgt hier die Auflösung dieser Abkürzungen, bzw. die genaue Bibliographie der herangezogenen Fachliteratur.

Im folgenden Literaturverzeichnis bezeichnen die ohne Verfasseramen gegebenen Abkürzungen Zeitschriften oder Sammelwerke. Im Textteil sind die Namen der angeführten Verfasser selbstverständlich auch bei solchen Abkürzungen vermerkt (nach dem Namen folgt immer ein Doppelpunkt); im Abkürzungsverzeichnis ist die fragliche Zeitschrift oder der angeführte Sammelband nicht unter dem Namen des Verfassers, sondern in der alphabetischen Folge der Zeitschrift bzw. des Sammelwerkes angeführt.

Аванесов: ОбщЯз. = Аванесов: Общепародный язык и местные диалекты. Москва, 1954.

Bach: DtMa.^{1,2} = Adolf Bach: Deutsche Mundartforschung. Heidelberg, ¹1934., ²1950.

Bally: Lang. = Charles Bally: Le langage et la vie. Zürich, 1935.

Bally: LingGén.² = Charles Bally: Linguistique générale et linguistique française. 2. Aufl. Bern, [1944.].

Bárczi: Bev.² = Géza Bárczi: Bevezetés a nyelvtudományba (Einführung in die Sprachwissenschaft). 2. Aufl. Budapest, 1955.

- Bárczi: Hangtört.² = Géza Bárczi: Magyar hangtörténet (Ungarische Lautgeschichte). 2. Aufl. Budapest, 1958.
- Benkő: *Ly*Tört. = Loránd Benkő: A magyar *ly* hang története (Geschichte des palatalen *ly* [= *l'*] im Ungarischen). Budapest, 1953.
- Benkő: Nyjtört. = Loránd Benkő: Magyar nyelvjárástörténet (Geschichte der ungarischen Mundarten). Budapest, 1957.
- Bertoni: BrevNeol. = Giulio Bertoni–Matteo G. Bartoli: Breviario di neolinguistica. Modena, 1925.
- Brøndal: Subst. = Viggo Brøndal: Substrat et emprunt en roman et en germanique. Kopenhagen–Bukarest, 1948.
- Dauzat: GéogrLing. = Albert Dauzat: La géographie linguistique. Paris, 1922.
- Dauzat: VieLang. = Albert Dauzat: La vie du langage. Paris, 1910.
- Deme: Nyelvatl. = László Deme: Nyelvatlaszunk funkciója és további problémái (Die Funktion unseres Sprachatlases und seine weiteren Probleme). Budapest, 1956.
- Deme: NyjKérd. = László Deme: A magyar nyelvjárások néhány kérdése (Einige Probleme der ungarischen Mundarten). Budapest, 1953.
- D'Ovidio–Meyer-Lübke: GrStor.² = D'Ovidio–Meyer-Lübke: Grammatica storica della lingua e dei dialetti italiani. 2. Auflage. Milano, 1919.
- Fábián–Szathmári–Terestyéni: MStil. = Pál Fábián–István Szathmári–Ferenc Terestyéni: A magyar stilsztika vázlata (Abriss der ungarischen Stilistik). Budapest, 1958.
- FilK. = Filológiai Közöny (ungarische Zeitschrift: Philologische Mitteilungen).
- Fónagy–Soltész: MozzNy. = Iván Fónagy–Katalin Soltész: A mozgalmi nyelvről (Über den Funktionsjargon). Budapest, 1954.
- Gabelentz: Sprachwiss.² = Georg von Gabelentz: Die Sprachwissenschaft. 2. Auflage. Leipzig, 1901.
- Henzen: SchrMa. = Walter Henzen: Schriftsprache und Mundarten. Bern, 1954.
- Horger: MNyelvj. = Antal Horger: A magyar nyelvjárások (Die ungarischen Mundarten). Budapest, 1934.
- Horger: NytAl. = Antal Horger, A nyelvtudomány alapelvei (Prinzipien der Sprachwissenschaft). Budapest, 1926.
- Horn–Lehnert: LLeb. = Wilhelm Horn–Martin Lehnert: Laut und Leben. Berlin, 1954.
- Horváth: IrKезд. = János Horváth: A magyar irodalmi műveltség kezdetei Szent István-tól Mohácsig (Die Anfänge der ungarischen literarischen Bildung von Stefan dem Heiligen bis zur Schlacht bei Mohács). 2. Auflage. Budapest, 1944.
- Horváth: Nép. = János Horváth: A magyar irodalmi népiesség Faluditól Petőfiig (Die Volkstümlichkeit in der ungarischen Literatur von Faludi bis Petőfi). Budapest, 1927.
- ИнострЯзШкол. = Иностранные языки в школе. Москва (Zeitschrift).
- IrtK. = Irodalomtörténeti Közlemények (ungarische Zeitschrift: Literaturgeschichtliche Mitteilungen).
- Irtört. = Irodalomtörténet (ungarische Zeitschrift: Literaturgeschichte).
- ИзвАН. ОЛЯ. = Известия Академии Наук СССР. Отделение литературы и языка. (Zeitschrift).
- Jespersen: Mank. = Otto Jespersen: Mankind, Nation and Individual from a Linguistic Point of View. Oslo, 1925.
- Kálmán: MaiNyelvj. = Béla Kálmán: A mai magyar nyelvjárások (Die ungarischen Mundarten von heute). Budapest, 1953.
- Kniezsa: ITört. = István Kniezsa: A magyar helyesírás története a könyvnyomtatás koráig (Geschichte der ungarischen Rechtschreibung bis zum Zeitalter des Buchdrucks). Budapest, 1952.
- Kretschmer: Wortgeogr. = Paul Kretschmer: Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Bd I. Göttingen, 1916.
- Meillet: LangEur. = A. Meillet: Les langues de l'Europe nouvelle. Paris, 1928.
- Mészöly: ÖmSzöv. = Gedeon Mészöly: Ömagyar szövegek nyelvtörténeti magyarázatokkal (Altungarische Texte mit sprachgeschichtlichen Erläuterungen). Budapest, 1956.
- Migliorini: LingCont.² = Bruno Migliorini: Lingua contemporanea. 2. Auflage. Firenze, 1939.
- Mitzka: DtMa. = Walter Mitzka: Deutsche Mundarten. Heidelberg, 1943.
- MNy. = Magyar Nyelv (ungarische Zeitschrift: Ungarische Sprache).
- NéprT. = Néprajzi Tanulmányok (Ethnographische Studien). Budapest, 1944.

- Nyelvműv. = Nyelvművelésünk főbb kérdései (Die wichtigeren Probleme unserer Sprachpflege). Redigiert von Lajos Lőrincze. Budapest, 1953.
- NyK. = Nyelvtudományi Közlemények (ungarische Zeitschrift: Sprachwissenschaftliche Mitteilungen).
- Nyr. = Magyar Nyelvőr (ungarische Zeitschrift: Ungarischer Sprachwart).
- I. OK. = A Magyar Tudományos Akadémia Nyelv- és Irodalomtudományi Osztályának Közleményei (ungarische Zeitschrift: Mitteilungen der Abteilung für Sprach- und Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften).
- Pais-Eml. = Pais-Emlékkönyv (Festschrift für D. Pais). Redigiert von Géza Bárczi und Loránd Benkő. Budapest, 1956.
- Paul: Prinz.⁴ = Hermann Paul: Prinzipien der Sprachgeschichte. 4. Auflage. Halle, 1909.
- RefNyelv. = Nyelvünk a reformkorban (Die ungarische Sprache in der Reformzeit). Redigiert von D. Pais. Budapest, 1955.
- Saussure: LingGén. = Ferdinand de Saussure: Cours de linguistique générale. Paris, 1931.
- Schuchardt-Brev.² = Hugo Schuchardt-Brevier. Gesammelt und herausgegeben von Leo Spitzer. 2. Auflage. Halle, 1928.
- Simonyi: MagyNy.² = Zsigmond Simonyi: A magyar nyelv (Die ungarische Sprache). 2. Auflage. Budapest, 1905.
- Szinnyei: MagyNy. = József Szinnyei. A magyar nyelv (Die ungarische Sprache). Budapest, 1929.
- ВестМоскУн. = Вестник Московского Университета. (Zeitschrift).
- ВопрЯз. = Вопросы языкознания. Москва (Zeitschrift).
- Vossler: GK. = Karl Vossler: Geist und Kultur in der Sprache. Heidelberg, 1925.
- Weisgerber: GeschKr. = Leo Weisgerber: Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache. Düsseldorf, 1950.

II. DIE INNERE GLIEDERUNG DER SPRACHE

Die inneren Sprachtypen

1. Die konkreten Erscheinungsformen der Sprache (*langue*) als des Mittels des menschlichen Ausdruckvermögens, als einer gesellschaftlichen Erscheinung sind bekanntlich die **selbständigen Sprachen** (*Einzelsprachen*; zu ihrem Begriff bzw. zu ihrer Benennung s. zum Beispiel: Vossler: GK. 127 ff.: *Nationalsprache*; Meillet: *LangueEur.* 148 ff.: *langue nationale*; Migliorini: *LingCont.*² 43 ff.: *lingua nazionale*; Weisgerber: *GeschKr.* 16 ff., 204 ff.: *Muttersprache*; Bertoni: *BrevNeol.* 42: *una sola lingua*; usw.). Die Sprachwissenschaft hat längst erkannt und anerkannt, dass diese selbständigen Sprachen keine einheitlichen Gebilde, keine homogenen Systeme sind, sondern dass sie eine innere Gliederung aufweisen. Das besagt etwa in der sprachlichen Wirklichkeit, dass die einzelnen Sprecher (oder Schreiber) nicht unbedingt ein und dieselbe Form, ein und dieselbe Variation, sondern voneinander mehr oder minder abweichende Typen derselben Sprache benutzen.

Bekanntlich hält sich in der Sprachwissenschaft seit langem die Auffassung, die sich auf den Standpunkt der sogenannten »Individualsprache« stellt (s. zum Beispiel: Paul: Prinz.⁴ 18; Schuchardt-Brev. 59 ff.; Bertoni: *BrevNeol.* 21; u. a. m.). Bei uns hat vor allen Horger — mutmasslich unter dem Einfluss von Schuchardt — diese These vertreten: »Jede Sprache ist in Wirklichkeit nur in Form von Individualsprachen gegeben, weil die Sprache

eines jeden Menschen bestimmte individuelle Merkmale aufweist, die sie von der Individualsprache der übrigen Menschen unterscheiden« (MNYelvj. 3, ebenso: NytAl. 93; vgl. noch zum Beispiel Szinnyei: MagyNy. 10). Ob schon sich diese Auffassung mit Hinblick auf die innere sprachliche Gliederung bis zu einem gewissen Masse halten lässt, ist sie im Grunde genommen nicht richtig. Und zwar von einem prinzipiellen Standpunkt aus, da die Sprache keine individuelle, sondern eine gesellschaftliche Erscheinung ist. Nicht richtig ist diese Auffassung auch hinsichtlich der Praxis, weil sie die Sprache in Bezug auf die inneren Variationen in einem unerwünschten Masse in ihre kleinsten Bestandteile zerlegt.

Es ist nämlich offensichtlich, dass innerhalb der selbständigen Sprache grössere, leiter gefasste Typen und Formationen vorhanden sind, als die Individualsprachen sie darstellen, wie ja dies letzten Endes auch von den Vertretern der »Individualsprache« nicht geleugnet wird (vgl. zum Beispiel Horger: NytAl. 94, MNYelvj. 3); ja gerade diese grösseren und umfassenderen Typen und Formationen sind die wirklich charakteristischen und wichtigen Formen der inneren sprachlichen Gliederung. Diese inneren Typen sind nicht enger an das Individuum gebunden, sie werden von den Sprechern nicht von sich aus und auch nicht »ad hoc« entwickelt und verwendet, sondern sie sind — wie die Sprache als Ganzes — historische und zugleich soziale Gebilde: sie entstehen unter der Einwirkung der für das Leben der einzelnen Sprachen bestimmenden Faktoren im Laufe der Sprachgeschichte und werden von Generation auf Generation überliefert.

2. Der ganze Fragenkomplex der inneren Sprachtypen ist durch zwei Faktoren gekennzeichnet und grundlegend bestimmt: a) die Beziehung dieser Typen zur Gesellschaft; b) den inneren sprachlichen Charakter dieser Typen.

A) Diese inneren Typen der Sprachen, die historisch und mit sozialem Gepräge entstanden sind, stellen sich als Ergebnisse einer sprachgeschichtlichen Entwicklung dar, die auf »äussere«, und zwar geographische, wirtschaftliche, gesellschaftliche, politische, kulturelle und andere Ursachen zurückzuführen ist. Als solche sind sie seit jeher, schon seit der ersten Zeit ihres Aufkommens mehr oder minder gebunden an bestimmte Gruppen der die betreffende Sprache benützenden Gesellschaft, d. h. der betreffenden Sprachgemeinschaft, und zwar an Gruppen und Schichten, die geographisch, wirtschaftlich, sozial, politisch, kulturell usw. gegliedert sind. Und wenn auch die historische Entwicklung teils im Verhältnis dieser Gruppen zueinander, teils aber im Verhältnis der ursprünglich den einzelnen Gruppen eigenen inneren Sprachtypen oft wesentliche Wandlungen und Verschiebungen gezeitigt hat, so wurde die Bindung dieser Sprachtypen an die verschiedenen gesellschaftlichen

Gemeinschaften auch später keineswegs aufgehoben. Darum sind die inneren Typen in einem gegebenen synchronischen Zustand unbedingt dadurch gekennzeichnet, dass sie an bestimmte Gruppen der Sprachgemeinschaft gebunden sind, selbst wenn dieser Zusammenhang bei einzelnen Gruppen der Sprechenden, bzw. bei einzelnen Sprachtypen verwischt, verflüchtigt sein mag, ja selbst wenn diese sich vor unseren Augen verändern.

Wir dürfen daher bei der Untersuchung der inneren Sprachtypen diesen Zusammenhang selbstverständlich nicht aus dem Auge verlieren. Wollen wir also diese sprachlichen Formationen für die sprachwissenschaftliche Wahrnehmung sinnfällig herausstellen, wollen wir sie voneinander abgrenzen und ihre besonderen Merkmale definieren, so müssen wir auch ihre Beziehung zu einzelnen Gruppen der Sprachgemeinschaft in Erwägung ziehen. Nun ergeben sich aber gerade diesbezüglich in der Praxis — ausser den zuvor erwähnten historischen Verschielungen, bzw. aus diesen resultierend — zahlreiche Schwierigkeiten. Die historische Entwicklung der einzelnen Gruppen der die betreffende Sprache benützenden Gesellschaft einerseits und die historische Entwicklung der einzelnen inneren Typen der fraglichen Sprache andererseits, hat des öfteren zu einer Situation geführt, in der es für eine Gruppe zu einem gegebenen Zeitpunkt charakteristisch ist, dass sie sich nicht nur eines einzigen inneren Sprachtyps bedient (innere »Zweisprachigkeit«); wie es auch umgekehrt möglich ist, dass ein innerer Sprachtyp das Merkmal von verschiedenen, nicht zusammengehörenden ungleichartigen Gruppen sein kann.

B) Selbstverständlich kennzeichnet die inneren Typen der selbständigen Sprachen nicht nur ihre Beziehung zu den verschiedentlich zusammengehörenden Gruppen der Gesellschaft, sondern auch ihre *i n n e r e S p r a c h s i t u a t i o n*, d. h. die Gesamtheit ihrer Merkmale innerhalb des Aufbaus und des Zustandes der betreffenden Sprache. Demnach kann es ein Kristallisierungspunkt, ein unterscheidendes und zugleich charakterisierendes Merkmal dieser inneren Sprachtypen sein, wie sich innere sprachliche Beziehung zueinander, bzw. zu dem ihnen übergeordneten Ganzen der betreffenden Sprache gestaltet, d. h. inwiefern sie sich mit Hinblick auf ihre sprachlichen Erscheinungen decken oder voneinander unterscheiden, bzw. welche Stellung sie in dieser Hinsicht im Gesamtkomplex der Sprache einnehmen. In diesem Belang ist es unbedingt ein richtiger Standpunkt, dass wir jedes Element des sprachlichen Systems, des Sprachbaus als kennzeichnendes und unterscheidendes Kriterium in Betracht ziehen, d. h. uns bei der Untersuchung dieses Problems gleicherweise auf die phonetischen, morphologischen, syntaktischen und sonstigen Eigenschaften der fraglichen inneren Sprachformationen stützen.

Die inneren Sprachtypen lassen sich also in der sprachwissenschaftlichen Kategorisierung in nicht unbedeutendem Masse dementsprechend umreissen, ja sie gliedern sich — wie wir noch sehen werden — auch qualitativ gewissermassen demgemäss, mit welcher Prägung die erwähnten innersprachlichen

Eigenschaften und Komponenten in den einzelnen Teiltypen auftauchen und wie sie sich zueinander, bzw. zum Sprachganzen verhalten. — Praktisch ist aber auch die auf innere sprachliche Merkmale aufgebaute Kategorisierung mit mancherlei Problemen verbunden. Infolge der Mehrschichtigkeit und Veränderlichkeit ihrer Beziehung zu den einzelnen gesellschaftlichen Gruppen und — was nur natürlich ist —, weil sie innerhalb ein und derselben Sprache existieren, fügen sich die inneren Typen der einzelnen Sprachen auch in innerer, sprachlicher Hinsicht keineswegs in eine deutlich abgesonderte Ordnung, sie bestehen nicht — klar unterschieden — nebeneinander, sondern befinden sich in einem überaus verworrenen Zustand, überschneiden und kreuzen sich, bzw. verschmelzen miteinander in mehrfacher Hinsicht.

Obschon uns im Sinne des Gesagten teils der »äusseren«, d. h. an einzelne Gruppen der gegebenen Gesellschaft gebundene Charakter, teils die »innere«, mit den Faktoren des Sprachbaus verknüpfte, sich in den sprachlichen Merkmalen offenbarende Prägung bei der sprachwissenschaftlichen Bestimmung dieser inneren Typen eine Stütze sein kann, zählt ihre Erfassung und Wertung doch zu den kompliziertesten Fragen der Sprachforschung. Diese Formationen lassen sich nämlich weder nach »inneren«, noch nach »äusseren« Merkmalen in starre Kategorien zwingen: diachronisch betrachtet, sind nämlich diese Formen eine aus der anderen entwachsen und gehen zumeist ineinander auf, wobei sie sich ständig gegenseitig beeinflussen, berühren, ja vermengen; synchronisch gesehen, spielen sie zumeist gleich den Farben des Regenbogens ineinander über; ihre Umrisse sind sowohl in zeitlicher Abfolge als auch in einer zeitgleichen Situation überaus verwischt und fliessen ineinander.

3. Mit der Frage nach dem Wesen der inneren Sprachtypen und beim Versuch, sie voneinander abzugrenzen, zu gliedern und zu werten, ergeben sich ausserordentlich viele und weitverzweigte Teilprobleme. Von diesen möchte ich die Belange, welche den Fragenkomplex der Literatursprache berühren, bzw. zu diesem in engerer Beziehung stehen, später bei der ausführlichen Untersuchung der Merkmale der Literatursprache untersuchen. Ich werde mich aber selbstverständlich weder hier noch später auf die Erörterung der Teilprobleme einlassen, welche mit der Gesamtheit und mit den einzelnen Kategorien zusammenhängen. Ich möchte hier nur kurz auf den **z u s a m m e n f a s s e n d e n T e r m i n u s** dieser sprachlichen Kategorien eingehen.

Hinsichtlich der zusammenfassenden Benennung der inneren Sprachtypen gibt es sowohl in der ausländischen wie in der ungarischen Sprachwissenschaft einige Voraussetzungen, selbst wenn diese miteinander auch nicht immer völlig sinngleich sind, bzw. wenn sie sich auch nicht immer mit dem Begriff der Gesamtheit, der Vollständigkeit dieser inneren Formationen der Sprache decken. Hier seien von den vielen nur einige Beispiele angeführt;

im Deutschen: *Form* und *Sprachform* (wobei diese Benennungen nicht mit den aus Arbeiten zur allgemeinen Sprachwissenschaft wohlbekannten, dem Sinn nach aber völlig verschiedenen Termini *äussere Sprachform* und *innere Sprachform* zu verwechseln sind), *Typ* und *Sprachtyp* usw. (Zum Beispiel: Kretschmer: Wortgeogr. 19, 46 usw.; Bach: DtMa.² 2, 3, 230, 232, 256, 292 usw.; Weisgerber: GeschKr. 83, 99 usw.; — bei Kretschmer auch: *Sprechform*). Im Russischen: *форма* und *форма языка*, *тип* und *тип языка*, *разновидность* und *разновидность языка* zum Beispiel: Efimow: ВopпpЯз. 1953/4:23, 27 usw.; Awanessow—Orlowa: ebd. 1953/5: 33, 35 usw.; Awanessow: Общ-Яз. 17, 21. usw.; Lewin—Muschnik: ИнострЯзШкол. 1955/1: 106; Winogradow: ИЗВАН. ОЛЯ. 1955/4: 306, 307 usw.). Im Ungarischen: *nyelvváltozat* (Sprachvariante o. Variation) und *nyelvi változat* (sprachliche Variante oder Variation) (zum Beispiel: Bárczi: NéprTan. 93, 98, I. OK. IV, 472—5, MNy. LII, 396, 398 usw.; Deme: RefNyelv. 49; Benkő: Nyjtört. 5—7; usw.); *nyelvtípus* (Sprachtyp) und *nyelvi típus* (sprachlicher Typ) (zum Beispiel: Pais: I. OK. IV, 426, 448, 450 usw.; Deme: RefNyelv. 25, 46, 47; Benkő: I. OK. VII, 509, 510 usw.); *nyelvhasználati forma* (Form des Sprachgebrauchs) und *nyelvhasználati típus* (Typ des Sprachgebrauchs) (zum Beispiel: Deme: Nyelvműv. 22, 28, 30 usw.). Die Bedeutung dieser Termini schwankt meistens, weil sie in den verschiedenen Publikationen nicht durch genaue begriffliche Festlegung gestützt, sondern meistens als gelegentliche Benennung der gerade abgehandelten inneren Sprachtypen verwendet werden.

Ich selbst benütze hier und des weiteren den Terminus *belső nyelvtípus*, d. h. 'innerer Sprachtyp', weil ich teils den hier noch in Frage kommenden Terminus *nyelvváltozat*, d. h. 'Sprachvariante' später, im Zusammenhang mit der Erörterung der besonderen Probleme in der Literatursprache in einem anderen Sinn, für eine bestimmte Art der inneren Sprachtypen im Gegensatz zu den *Stilvarianten* (ung. *stílusváltozatok*) verwende, anderseits aber im Zusammenhang mit der Benennung *nyelvtípus*, d. h. 'Sprachtyp' die Setzung des Attributs *belső*, d. h. 'innerer' für notwendig erachte, damit sie nicht mit dem bei der Klassifizierung der selbständigen Sprachen manchmal verwendeten Terminus *nyelvtípusok*, d. h. 'Sprachtypen' (*type de langue*) verwechselt werde. Ob schon es aus dem Gesagten ersichtlich sein dürfte, sei hier der Sicherheit halber bemerkt, dass ich den Terminus *innerer Sprachtyp* auf alle Formationen der inneren Gliederung selbständiger Sprachen beziehe, deren Wirkungsbereich über den der Individualsprachen hinausgeht, aber geringer ist als der Geltungsbereich der Gesamtheit der selbständigen Sprache.

Begriffliche und terminologische Schwierigkeiten

1. Im Zusammenhang mit der Frage der inneren Sprachtypen muss auch unbedingt die allgemeine begriffliche und terminologische Unsicherheit,

ja Verwirrung erwähnt werden, die sich in der ganzen Problematik dieser sprachlichen und sprachwissenschaftlichen Kategorie offenbart.

Die Zweige der Sprachwissenschaft, die mit der Problematik der inneren Gliederung selbständiger Sprachen enger zusammenhängen, also vor allem die auf die Literatursprache und auf die Mundarten bezogenen Teilstudien, finden sich im Zusammenhang mit der Klassifizierung und vor allem mit der Benennung der einschlägigen Erscheinungen grossen Schwierigkeiten gegenüber. Diese Schwierigkeiten haben nur eine ihrer Ursachen im zuvor erwähnten Umstand, dass sich auf diesem Forschungsgebiet zumeist deutlicher nicht umreissbare, ineinander überfliessende Begriffskategorien ergeben, die aber trotzdem zu benennen sind. Die Ursachen, die man in diesem Zusammenhang als Erklärung anführt, sind auch damit nicht erschöpft, dass diese sprachwissenschaftlichen Begriffe nicht nur innerhalb der einzelnen selbständigen Sprachen ziemlich „fliessend“ sind, sondern dass sie sich in Bezug auf die jeweils verschiedene Entwicklungstypen darstellenden Sprachen fast nicht in Einklang bringen lassen, und somit die besondere Geschichte und Situation der selbständigen Sprachen von diesen Begriffen aus betrachtet sehr häufig einen wesentlich abweisenden Blickpunkt erfordern. Man muss nämlich in Betracht ziehen, möglicherweise sogar als den bedeutendsten Faktor erwägen, dass im Zusammenhang mit der inneren Gliederung der Sprachen die Bestimmung der einzelnen Begriffe und zumeist schon ihre ohne genauere Präzisierung erfolgende einfache Benennung — falls diese überhaupt erfolgt — grösstenteils aus der Periode der Geschichte der Sprachwissenschaft datiert, als die besonderen inneren Probleme der Literatursprache und der Mundarten eingehender noch nicht untersucht wurden. Diese früheren Begriffe und Termini technici wurden zwar durch die neueren Forschungen in vielfacher Hinsicht überholt, wobei man sich aber dieser störenden Überlieferungen nicht immer entledigen konnte.

Daraus erklärt sich, dass bezüglich der aus der inneren Gliederung der Sprache resultierenden Kategorien und Benennungen die bei gleichen Begriffen angewandten verschiedenen Termini technici, bzw. die auf mehr oder minder abweichende Begriffe adaptierten gleichen Fachausdrücke im allgemeinen überall, also nicht nur in der Gesamtheit der Sprachwissenschaft, sondern auch innerhalb der Forschungen über die einzelnen selbständigen Sprachen nahezu zahllos in Erscheinung treten. Daraus erklärt sich, dass auf diesem Untersuchungsgebiet selbst im Falle der Benennung und der Präzisierung des Wesens eines solchen zentralen Begriffes, wie ihn die Literatursprache darstellt, die verschiedensten Anschauungen und die im bunten Durcheinander benützten Fachausdrücke im Umlauf sind. Daraus erklärt sich auch, dass ein Forscher in diesem Zusammenhang seine besonderen Kategorien und seine Terminologie entwickeln mag, ohne dass der andere mit ihm den gleichen Weg einschlägt, sondern dass er von ihm mehr oder minder

abweicht, wodurch von einem Sprachforscher zum anderen, bzw. von einer Generation der Sprachwissenschaftler zur anderen unterschiedliche Begriffe und Benennungen aufeinander gehäuft werden.

2. In der Entwicklung der auf die innere Gliederung der Sprache bezüglichen Begriffskategorien und Fachausdrücke ist seit langem zweifellos die deutsche Sprachwissenschaft führend, in der es zur Bezeichnung dieser Gliederung dutzendweise verschiedene „-sprachen“ gilt. Es ist aber verblüffend, wie gross die begriffliche und terminologische Unklarheit in der gewiss nicht als ungenau bekannten deutschen Sprachwissenschaft keineswegs nur in früheren Perioden — sagen wir in der von H. Paul oder in jener von Grimm —, sondern zum guten Teil auch in neuerer Zeit ist. In neueren Werken, wie z. B. in den Arbeiten von Bach (DtMa.^{1,2}), Mitzka (DtMa.), Weisgerber (GeschKr.), Henzen (Schr.Ma.) usw. findet sich eine Unzahl von Widersprüchen. — Obschon sich im letzten Jahrzehnt offensichtlich die sowjetischen Sprachwissenschaftler mit den prinzipiellen Fragen der Literatursprache am ausführlichsten auseinandergesetzt und bei der minutiösen, genau umschriebenen Benennung der einschlägigen Begriffe eine grosse Sorgfalt bewiesen haben, kann man auch hier von einer endgültigen begrifflichen und terminologischen Klärung nicht sprechen. Dies bezeugen auch die Hinweise, Beanstandungen und Winke der sowjetischen Sprachwissenschaftler selbst, mit denen sie auf diese terminologischen Unstimmigkeiten aufmerksam machen (zum Beispiel Iwanow: БестMockyH. 1955/1: 149; Lewin—Muschnik: ИностранцШкол. 1955/1: 106; Winogradow: ИЗВАН. ОЛЯ. 1955/4: 307; Schirmunski: ВонрЯз. 1955/5: 179; Suchotin: ebd.; Lewin: ebd.; usw.).

Solche Beispiele müssen wir aber keineswegs nur bei anderen suchen. Bezüglich der ungarischen Verhältnisse wird es wohl genügen, wenn ich auf die verhältnismässig neuere Tatsache hinweise, die auf der Szegediner Tagung der Sprachwissenschaftler im Jahre 1952 für den Vortrag über die Probleme der ungarischen Literatursprache, bzw. für die nachfolgende Diskussion charakteristisch war. Aus den Beiträgen zahlreicher Diskussionsredner ergab sich nämlich, dass sie unter dem zentralen Gegenstand dieser Aussprache, nämlich unter der *Literatursprache* entweder etwas ziemlich anderes, oder zumindest nicht ganz dasselbe verstanden, wie der Vortragende, der übrigens seinen Standpunkt in seinem Referat genau präzisiert hatte; ja was noch mehr ist: die Diskussionsredner wichen in ihrer Anschauungsweise und Auffassung zugleich auch voneinander mehr oder minder ab (vgl. I. OK. IV, 425—86).

All dies muss nachdrücklich hervorgehoben werden, weil bei der inneren Gliederung der Sprache und innerhalb dieser Aufgabe bei der Präzisierung der Stellung der Literatursprache das verwirrende Durcheinander der begrifflichen und terminologischen Voraussetzungen keinen unwesentlichen Hem-

mungsfaktor darstellt, wodurch aber auch die weiteren Feststellungen über diesen Gegenstand in vielfacher Hinsicht ihre besondere Prägung erhalten.

3. Im Zusammenhang mit der Kategorisierung und mit der Terminologie ergeben sich folgende Feststellungen als allgemein gültige Lehren:

1. Auf dem Untersuchungsgebiet der inneren sprachlichen Gliederung kann man auf Grund der früheren Auffassungen kaum ein begriffliches und terminologisches System finden und noch weniger hervorheben, das sich auch nur relativ als allgemein gebräuchlich oder zumindest verbreitet bezeichnen liesse, und welches man als Tradition selbst mit Hinnahme seiner etwaigen Umstrittenheit gleichsam als Autorität anerkennen könnte. Die nach ausführlichen Erörterungen anzuschneidende Entwicklung eines solchen Kategoriensystems scheint im wesentlichen auch bei uns eine neue, noch bevorstehende Aufgabe zu sein, selbst wenn sich aus den bisherigen, auf verschiedene Einzelheiten bezüglichen Meinungen und Untersuchungsmethoden selbstverständlich auch vieles verwenden lässt.

2. Wenn wir bei der Ausarbeitung der Kategorien und Termini technici der einzelnen innersprachlichen Erscheinungen die Gegebenheiten anderer Sprachen, sowie die einschlägigen Meinungen der ausländischen Sprachwissenschaftler auch in Betracht ziehen oder zumindest kennen müssen, so gilt es in den konkreten Fragen, die besonderen Merkmale der einzelnen selbständigen Sprachen aufs nachdrücklichste zu beachten. Darum müssen wir selbst unsere etwaigen Teilfeststellungen vor allem den Verhältnissen, der Geschichte und der Situation der betreffenden untersuchten Sprache anpassen und dürfen nicht um jeden Preis Ergebnisse anstreben, die für jede Sprache in jeder Hinsicht Geltung haben sollen.

3. Dass eine beständige Terminologie ein vernünftiges und besonders in praktischer Hinsicht wichtiges Prinzip ist, dürfen wir keinesfalls aus dem Auge lassen und müssen — soweit dies angeht — die früheren Termini technici beibehalten. Dazu aber ist es unumgänglich notwendig, fast bei jedem früheren Fachausdruck das Begriffsfeld der Benennung genauer und exakter als bisher abzugrenzen, ja gegebenenfalls — den heutigen Bedürfnissen entsprechend — vom früheren mehr oder minder abweichend zu präzisieren. In bestimmten Fällen wird es selbstverständlich nicht anders möglich sein als die neuen, oder im Gegensatz zu den früheren mehr oder minder abweichend abgegrenzten Begriffs- bzw. Klassifizierungskategorien durch neue Termini technici zu benennen.

III. DIE ALLGEMEINEN MOMENTE IN DER ENTSTEHUNG DER LITERATURSPRACHE

Die Bedeutung der Schrift im Leben der Sprache: die geschriebene Sprache

1. Die im Verhältnis zum Primat der Rede sekundär aufgekommene Schrift brachte in den historischen Entwicklungsgang der Sprache dadurch, dass sie die Sprache auf einer völlig anderen Ebene widerspiegelt, zahlreiche neue Momente. Die Beziehungen zwischen Rede und Schrift und die vielfachen Abweichungen zwischen ihnen, resultieren alle aus dem grundlegenden Unterschied und sind auch durch diesen bestimmt, dass nämlich die Rede eine akustische Impression von zeitlicher Dimension bietet, d. h. dass sie für die Ohren »lautet«; die Schrift dagegen bewirkt eine visuelle Impression von räumlicher Dimension, d. h. sie »erscheint« für das Auge (vgl. Paul: Prinz.⁴ 373; Dauzat: VieLang. 265—6; Meillet: LangEur. 171, Bally: Lang. 103; Saussure: LingGén. 44; Henzen: SchrMa. 40; usw.).

Es wäre nicht angebracht, die zahlreichen Probleme, welche aus diesem Unterschied erwachsen, hier ausführlich darzulegen; wohl aber müssen wir zumindest mit einigen Worten die Belange erwähnen, die den Unterschied zwischen Rede und Schrift in ihrer Auswirkung auf die Entstehung und auf das Gepräge der Literatursprache aufwerfen und veranschaulichen.

2. In der Dualität von Rede und Schrift traten einst ziemlich nachhaltig die verschiedenen Beziehungen dieser beiden Erscheinungsformen der Sprache in den Vordergrund, welche zwischen diesen und den einzelnen Gruppen der sich der betreffenden Sprache bedienenden Gesellschaft bestanden. Während nämlich die Rede innerhalb der einzelnen Sprachen jedem Angehörigen der Sprachgemeinschaft eignete, war die Schrift vorerst eine Art Privileg, gewissermaßen klassengebunden, d. h. sie war nur an eine bestimmte Gruppe der Gesellschaft gebunden. Die allmähliche Verbreitung der Bildung hob zwar diesen Zustand im Laufe der Zeit auf, so dass sich diese beiden Erscheinungsformen der Sprache, diese inneren Sprachtypen seit einiger Zeit schwerlich von diesem Standpunkt aus kategorisieren, voneinander absondern liessen. Darum können wir die Dualität von Rede und Schrift im Zusammenhang mit den „inneren“ Problemen der Sprache besser ins Auge fassen.

Eines der wichtigsten Momente in der Unterschiedlichkeit von Rede und Schrift zeigt sich in den abweichenden Merkmalen des Sprachsystems, in den verschiedenen innersprachlichen Erscheinungen, d. h. darin, dass sich diese mit jeweils anderem Gepräge formen.

Diese Abweichungen können wir auf dem Gebiet des g r a m m a t i s c h e n B a u s (und auch hier bei einzelnen Erscheinungen der Syntax) sowie im Bereich des W o r t b e s t a n d e s am sinnfälligsten abtasten:

die Rede, die gesprochene Sprache weist lockerere, beiläufigere, ungezwungene Formen auf, demgegenüber die Schrift die gebundeneren, gewählteren, stilisierteren Formen in den Vordergrund stellt. Der Unterschied resultiert in dieser Beziehung teils daraus, dass die »Technik« der Rede ein viel rascheres Denken erfordert als die Schrift. Diese lässt mit dem verminderten Tempo ihrer Entstehung mehr Zeit dafür, die entsprechenden sprachlichen Formen auszuwählen, gefiltert und straffer »zu konstruieren«. Andererseits geht der Unterschied darauf zurück, dass der Schreibende — instinktiv oder bewusst — den als dauernd gesetzten Formen der Schrift grössere Sorgfalt angedeihen lässt als den flüchtigen Redeformen, die mit beendeter Artikulation »verfliegen«, sich auflösen. Obschon die Meinung Ballys, dass die Rede den Sprachregeln, die Schrift aber dem Geschmack unterworfen sei (vgl. LingGén.² 24), einigermassen als Übertreibung gelten darf, ist es doch zweifellos, dass die Elemente des Geschmacks in der Schrift nachdrücklich in den Vordergrund drängen und hauptsächlich stilistische sprachliche Folgen zeitigen (zu diesem Problem vgl. noch: Paul: Prinz.⁴ 410; Awanessow: ОбщЯз. 23; Zolnai: I. OK. IV, 484; Fónagy—Soltész: MozzNy. 15—6; usw.). — Von diesem Blickpunkt aus stellt die Schrift eine relative, hinsichtlich des Wertes der Ausdrucksfertigkeit jedenfalls höhere Sprachform dar als die gesprochene Sprache, die Rede; in Anbetracht der formellen und inhaltlichen Belange des Ausdrucks steht die Schrift über der Rede.

Noch auffallender und zugleich wichtiger ist der Unterschied zwischen Rede und Schrift im lautlichen Gepräge der Sprache. Für uns ist hier vielleicht nicht einmal der sonst sehr wesentliche Umstand entscheidend, dass die Schrift im Gegensatz zur Rede keine »Lautung« im eigentlichen Sinne des Wortes hat, da doch die Buchstaben Laute abbilden und die Schrift dadurch — zumindest mit einer gewissen Transponierung — ebenso Erscheinungen aus dem Gebiet der Lautelemente, ebenso eine »Lautlehre« hat wie die Rede. In Anbetracht unseres Gegenstandes ist hier vor allem wichtig, dass auf dem der Phonetik angehörenden Gebiet zwischen Rede und Schrift tiefgreifende Unterschiede bestehen.

Man kann sogleich darauf hinweisen, wie sehr die Schrift in musikalischen Belangen der Sprache gegenüber der Rede im Hintertreffen ist, und zwar in solchen Belangen wie Betonung, Tonfall, Redepausen usw.; diese können von der Schrift überhaupt nicht oder nur sehr grob widergespiegelt werden (vgl. Bally: LingGén.² 25). In dieser Hinsicht stellt also die gesprochene Sprache, die Rede, unbestreitbar eine höhere Ausdrucksform dar. — Noch wesentlicher aber ist, dass die Schrift mit ihren verhältnismässig begrenzten Mitteln zahlreiche Eigenschaften und Variationen der Lautbildung, der Artikulation der gesprochenen Sprache nicht völlig wiedergeben kann. Selbst die vollkommenste Schrift, die »Rechtschreibung« hat bei weitem nicht die Möglichkeit, die in der Rede produzierten Lautnuancen getreu abzubilden; sie ist

gezwungen, in einem Schriftzeichen mehrere, in mehr oder minder abweichenden Nuancen sich variierende Lauterscheinungen in eins zu verwischen, zu integrieren. Auf Grund ihres Charakters führt also die Schrift auf dem Gebiet der Laute eine weitgehende Normierung und damit Normalisierung durch. (Über diese Probleme vgl. z. B.: Paul: *Prinz.*⁴ 374 ff.; Meillet: *LangEur.* 171; Saussure: *LingGén.* 47, 52; Horger: *NytAl.* 28; usw.) In dieser Hinsicht kann man das Verhältnis von Schrift und Rede in Anbetracht ihres Ausdruckswertes schon weit weniger eindeutig beurteilen. Wohl ist die verwischende Rolle der Schrift mit der Einengung sprachlicher Ausdrucksmittel verbunden, oder kann es zumindest sein; aber die normierende Rolle der Schrift zeigt ihre Verwandtschaft mit den entwickelteren sprachlichen Formationen.

In Anbetracht der lautlichen Erscheinungen sind zwei Dinge jedenfalls offensichtlich: die Tatsache, dass die gesprochene Sprache, die Rede, das lautliche Gepräge der Sprache in ihrem vielfach schillernden Glanze widerspiegelt, die Schrift aber diese schillernde Vielfalt abstumpft, vergrößert, vereinfacht und ausgleicht, lässt einerseits zwischen diesen beiden Erscheinungsformen, diesen inneren Typen der Sprache weitgehende Unterschiede erwachsen und determiniert andererseits in beiden Formen grundlegend Voraussetzungen und Richtung der weiteren Entwicklung.

3. Zwischen gesprochener und geschriebener Sprache bestehen selbstverständlich nicht nur in der Hinsicht Unterschiede, auf welche Art und Weise diese beiden Erscheinungsformen der Sprache die verschiedenen Erscheinungen, Eigenschaften des Sprachsystems auszudrücken vermögen, sondern sie zeigen sich — zum Teil aus diesem grundlegenden Unterschied resultierend — auch in anderen Momenten.

Im Gegensatz dazu, dass die gesprochene Sprache, die Rede weniger regelmässig, weniger gebunden und sehr beweglich ist, zeigt die Schrift auf Grund ihrer Natur eine deutliche Fixierung und Bindung, sie erweist sich in ihren Regeln notwendigermassen als straffer, enger und steifer. Daraus folgt, dass auf dem Gebiet des Sprachwandels im allgemeinen die gesprochene Sprache führt, während die Schrift für gewöhnlich in nur mehr oder minder grossem Abstand folgt. Die natürliche, freie Entwicklung der gesprochenen Sprache wurde nämlich — abgesehen vom ständig wirkenden Faktor der sprachlichen Tradition und Regelung — in den früheren Perioden der Sprachentwicklung durch nichts beeinträchtigt und kann auch neuerdings durch die zunehmende Rückwirkung der Schrift höchstens gehemmt, nicht aber verhindert werden; dagegen bedarf es zur Wandlung der viel »versteinerteren« Form der Schrift einer grösseren und oft »von aussen« kommenden Kraft (zum Beispiel kulturelle Einwirkungen, gesellschaftliche Konventionen usw.), ja unter bestimmten Voraussetzungen kann die Schrift sogar für Jahrhunderte völlig erstarren, wie zum Beispiel die französische und die englische

Rechtschreibung (vgl. Paul: Prinz.⁴ 410). Dies aber hat zur Folge, dass die Schrift im allgemeinen immer traditioneller und archaischer ist, als die gesprochene Sprache. (Zu diesen Problemen s. zum Beispiel: Paul: Prinz.⁴ 388—9; Gabelentz: Sprachwiss. 132; Simonyi: MagyNy.² 166; Meillet: LangEur. 171 ff.; Saussure: LingGén. 48; Bach: DtMa.² 149—50; Bóka: Mtud. I, 301; Pais: MNY. XLVI, 14—5; Horn—Lehnert: LLeb. I, 17 ff., 71 ff.; Awanessow: БонРяз. 1955/1: 177; usw.)

Diese Unterschiede haben eigentlich darin ihre Bedeutung, dass sich die gesprochene Sprache, die Rede und die Schrift innerhalb einer bestimmten Sprache und zu einem gegebenen Zeitpunkt zum damaligen Zustand der betreffenden Sprache verschieden oder zumindest nicht völlig gleich verhalten. Den Gegensatz zwischen diesen beiden Erscheinungsformen wollte die sprachliche Entwicklung selbstverständlich meistens ausgleichen. Dieser Prozess erfolgte früher gewöhnlich dadurch, dass sich die Schrift den Wandlungen der gesprochenen Sprache näherte, bzw. dass sie ihr angepasst wurde; die Folge hiervon war, dass die Schriftlichkeit bestimmter Sprachen mit der Entwicklung der gesprochenen Sprache möglichst Schritt hielt oder zumindest versuchte, sich ihr von Zeit zu Zeit anzuschliessen, was aber meistens nicht völlig gelang, weil wegen des sekundären Charakters der Schrift die gesprochene Sprache inzwischen wiederum einen Vorsprung gewann. Ne u e r d i n g s verhält es sich gewissermassen umgekehrt. Da die Schriftlichkeit in der Kultur eine zunehmende Bedeutung erlangt hat, hat sich das Tempo der Wandlungen in der gesprochenen Sprache wegen des Einflusses der Schrift auf die Rede zumeist verlangsamt, ausserdem wird auch die Schrift beträchtlich gebundener, so dass sie auf die Wandlungen der gesprochenen Sprache immer schwerfälliger reagiert: ja es ist dem so, dass sich die gesprochene Sprache weitgehend der geschriebenen Sprache anpasst, — was zugleich mit der raschen Verbreitung der sprachlichen Vereinheitlichung und Normierung verbunden ist. Wie Migliorini über diese zeitliche Dualität geistreich bemerkt, galt früher die Regel »si scrive come si parla«, heute aber gilt »si parla come si scriverebbe« (LingCont.² 25). Diese Momente haben aber die Unterschiede der sprachlichen Entwicklung und des Sprachzustandes zwischen gesprochener und geschriebener Sprache weder früher, noch heute eliminieren können, dies schon darum nicht, weil sich zwischendurch auch der Annäherung von Rede und Schrift entgegengesetzte Kräfte zeitweilig auswirken konnten. Und wenn sich die grossartige dichterische Prophezeiung Foscolos (»Se mai verrà giorno che le condizioni d'Italia facciano essere la lingua italiana scripta insieme e parlata, allora le liti e i pedanti andranno al diavolo a dentro ai vortici del fiume Lete in anima e in corpo«: angeführt bei Migliorini: LingCont.² 42) in vielfacher Hinsicht nicht nur im Italienischen, sondern auch in anderen Sprachen bewahrheitet hat, so werden doch diese beiden Erscheinungsformen der Sprache offenbar auch künftig nicht völlig zusammenfallen: es bleiben in ihnen zumindest

die besonderen Unterschiede der gesprochenen Lautsprache, bzw. der geschriebenen, mit graphischen Mitteln ausgedrückten Sprache, sowie die stilistischen Abweichungen erhalten (vgl. Awanessow: ОбщРз. 23).

4. Nach dem Gesagten lässt sich schwerlich bezweifeln, dass die geschriebene Sprache im Gegensatz zur gesprochenen hinsichtlich der inneren sprachlichen Eigenschaften so wesentliche Veränderungen gezeitigt hat, welche die geschriebene Sprache als eine sprachliche Erscheinungsform hinstellen, die sich ausserhalb der gesprochenen Sprache über diese erhoben hat und in mancher Hinsicht andere Merkmale aufweist. Selbstverständlich steht fest, dass der zuvor angedeutete Unterschied zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache für die Sprache im allgemeinen — also über die einzelnen konkreten selbständigen Sprachen hinaus für alle Sprachen — Gültigkeit hat. In den selbständigen Sprachen aber treten diese Unterschiede — mit geringeren oder grösseren Abweichungen — ebenfalls auf, sie sind also nicht nur allgemeine, sondern in bezug auf jede Sprache auch besondere, eigentümliche Merkmale, mit denen sich in den selbständigen Sprachen die Umrisse zweier, einander gewissermassen entgegengesetzter innersprachlicher Formationen abzeichnen.

Diese Doppelstellung von gesprochener und geschriebener Sprache innerhalb der Einzelsprachen müssen wir selbstverständlich auch in der Terminologie zum Ausdruck bringen. Darum nenne ich die Rede als inneren Sprachtyp eines gegebenen Sprachsystems die *gesprochene*, die Schrift aber als gleiche Formation die *geschriebene* Sprache.

Die begriffliche Dualität von *gesprochener* bzw. *geschriebener Sprache* und ihre terminologische Auseinanderhaltung ist — sowohl bezüglich der Sprache im allgemeinen, wie auch mit Bezug auf die einzelnen konkreten selbständigen Sprachen — in der Sprachwissenschaft keineswegs etwas Neues, sondern kann auf bedeutende Traditionen zurückblicken. Hier mögen nur einige herausgegriffene Belege für die vielen übrigen folgen: u. zw. im Französischen: *langue parlée* — *langue écrite* (z. B.: Meillet: LangEur. 170 ff.; Bally: Lang. 102 ff., 160 ff., 198 usw., LingGén.² 24, 368 usw.; Brøndal: Subst. 45; usw.); im Italienischen: *lingua parlata* — *lingua scritta* (z. B.: D'Ovidio—Meyer-Lübke: GrStor. 10, 16, 26 usw.; Migliorini: LingCont.² 6, 24; usw.); im Deutschen: *gesprochene Sprache* — *geschriebene Sprache* (z. B.: Paul: Prinz.⁴ 408 ff.; Bach: DtMa.² passim; Henzen: SchrMa. 11, 13, 25, 40; usw.), doch drückt in bestimmten Fällen auch die Bezeichnung *Mundart* — *Schriftsprache* (*~ Schreibsprache*) eine ähnliche Dualität aus (Henzen: SchrMa. 13 verwendet zum Beispiel *Mundart* auch »für alle gesprochene Sprache. . . im Gegensatz zur Schriftsprache«; vgl. noch z. B. den Terminus *Schriftsprache* bei Weisgerber: GeschKr. 93, 95, 109 usw.), obschon diese Termini technici auch in anderer Bedeutung gebräuchlich sind; im Englischen: *spoken language*

— *written language* (z. B. Jespersen: Mank. 53, 78 usw.); im Russischen: *устный язык* ~ *устная речь*, *разговорный язык* ~ *разговорная речь*, *устная разновидность языка* usw. — *письменный язык*, *письменность*, *письменная разновидность языка* usw. (zum Beispiel: Awanessow—Orlowa: *ВопрЯз.* 1953/5 : 33, 34, 36 usw.; Awanessow: *ОбщЯз.* 11, 19 usw.; Winogradow: *ВопрЯз.* 1954/3: 143, *ИзвАН. ОЛЯ.* 1955/4: 307; Guchmann: *ВопрЯз.* 1955/5: 178; usw.), im letzten Sinne manchmal auch *литературный язык*, *письменный литературный язык* (zum Beispiel Awanessow: *ОбщЯз.* 11, 17, *ВопрЯз.* 1954/3: 137; usw.).

Der Bereich der gesprochenen Sprache, bzw. der geschriebenen Sprache lässt sich selbstverständlich verhältnismässig leicht abgrenzen, und man kann diese inneren Sprachtypen voneinander relativ gut unterscheiden — viel besser als zahlreiche andere aus der inneren Gliederung der Sprache resultierende Typen und Varianten —, denn rein formell schon lässt sich fast immer genau feststellen, um welche von den beiden Erscheinungsformen der Sprache es sich gegebenenfalls handelt. Aber gerade infolge des eigentümlichen Verhältnisses zwischen geschriebener Sprache und gesprochener Sprache gibt es viele Möglichkeiten der Mischung dieser beiden Formationen, bzw. gewissermassen Übergangskategorien zwischen ihnen. Auf diese möchte ich im Zusammenhang mit dem Wirkungsbereich der Literatursprache etwas ausführlicher zurückkommen.

5. Innerhalb der geschriebenen Sprache verdient noch die sog. *gedruckte Sprache* (ung. *nyomtatott nyelv*) Erwähnung (z. B.: Migliorini: *LingCont.*² 13: *lingua stampata*; Henzen: *SchrMa.* passim: *Drucksprache*, *Druckersprache*; usw.). Wenn auch in der gedruckten Sprache die Eigenschaften, welche die geschriebene Sprache von der gesprochenen Sprache unterscheiden, in mancher Hinsicht noch gesteigert vorhanden sind, wenn auch ein Druckwerk im Vergleich zu einem Manuskript auf Grund seines breiteren sozialen Einflusses wesentlich grössere Verbreitungsmöglichkeiten hat (vgl. z. B. Pais: *I. OK.* IV, 438), und wenn man bei der inneren Gliederung der Sprache die gedruckte Sprache als besondere Kategorie in Rechnung zu stellen pflegt, kann man die gedruckte Sprache doch nicht als einen von der geschriebenen Sprache unterschiedenen und abweichende Merkmale aufweisenden inneren Sprachtyp betrachten, weil sie wegen ihrer grundlegenden Eigenschaften vollauf und als deren organischer Bestandteil dem Begriff der geschriebenen Sprache angehört. Dies besagt praktisch selbstverständlich soviel, dass man die Sprache der Druckwerke als Sprachsystem der Sprache der Manuskripte keinesfalls gegenüberstellen darf, bzw. dass man diese beiden Formationen bei der Gegenüberstellung der verschiedenen inneren Sprachtypen nicht als einander entgegenwirkende, miteinander kollidierende Kategorien gelten lassen kann.

6. Schon aus den bisherigen Darlegungen erhellt, und es wird sich auf Grund der folgenden ausführlicheren Abgrenzung des Begriffes der Literatursprache noch deutlicher zeigen, dass die geschriebene Sprache überhaupt nicht mit der Literatursprache identisch ist, sondern einen weitergefassten Begriff als diese darstellt: die geschriebene Sprache erfasst jede Art der niedergeschriebenen, „festgelegten“ Sprache, aus welcher Zeit das betreffende Schriftwerk auch datieren und von welcher Art es auch immer sein mag.

Wenn aber die geschriebene Sprache auch noch keine Literatursprache ist, so enthält sie auf Grund ihres Wesens, ihrer besonderen Artung „ab ovo“ die Keime, um sich nach Möglichkeit zur Literatursprache zu wandeln. Es liesse sich auch sagen, dass die von der gesprochenen Sprache abweichenden Merkmale der Schrift, bzw. der geschriebenen Sprache im Aufkommen der Literatursprache eine erstrangige, bestimmende Rolle spielen.

Die Eigenschaft der geschriebenen Sprache, mit der sie die vielerlei lautlichen Nuancen der gesprochenen Sprache ausgleicht, verwischt und überdeckt, wurde zum wichtigsten Ausgangspunkt und zum weiterhin entwicklungsbestimmenden Faktor des sprachlichen Ausgleichs- und Normalisierungsprozesses, der seinen Höhepunkt mit der Schaffung der Literatursprache erreichte (vgl. Weiserber: *GeschKr.* 86). Die Technik der schriftlichen Bezeichnung führt schon naturbedingt zur Vereinheitlichung, Zusammenfassung und Normalisierung von sprachlichen Erscheinungen, die in der Rede mit einer abwechslungsreichen Vielfalt gegeben sind. »Da die Rechtschreibung die lautliche Komponente der Sprache selbstverständlich nur grob widerspiegeln kann und eben darum verhältnismässig einfach ist, wenig Elemente aufweist und darum auch leichter begriffen wird, eignete sie sich besonders dazu, dass die Tendenz des Ausgleiches und der Verschmelzung in ihr erstarke und dass die Vereinheitlichung vor allem in ihr und durch sie zustande komme« (Pais: I. OK. IV, 426; zu diesem Problem siehe noch z. B.: Paul: *Prinz.*⁴ 374 ff.; Saussure: *LinGén.* 47, 52; Winogradow: *ВопрЯз.* 1954/3: 143 ff.). Man kann H. Paul darin völlig beipflichten, wenn er meint, dass in jeder gegebenen Phase des Sprachlebens die Einheitlichkeit in der geschriebenen Sprache immer grösser war als in der gesprochenen Sprache (*Prinz.*⁴ 412). — Ausserdem ebnet die geschriebene Sprache schon auf Grund ihres Wesens dadurch den Weg zur sprachlichen Vereinheitlichung und Normalisierung, dass sie durch ihre bleibende, gewissermassen ewige Form als Beispiel, als ständig auf die gleiche Art und Weise wirkendes Mittel für den Sprachgebrauch dient. All diese Belange leiten aber aus dem Bereich der geschriebenen Sprache schon deutlicher in den der Literatursprache über.

Das Sprachideal

1. Das Aufkommen der Literatursprache hängt weitgehend mit der Entstehung des sog. Sprachideals zusammen. Wir können von der Existenz

und von der Wirkung des Sprachideals sprechen, wenn die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft — hierunter verstehe ich die einzelnen selbständigen Sprachen — eine innere Variante, einen inneren Typus der betreffenden Sprache oder einzelne Erscheinungen dieses Typs für besser und darum in ihrem eigenen Sprachgebrauch für nachahmenswerter betrachten, als die Gesamtheit oder Einzelercheinungen der übrigen innersprachlichen Formationen.

In der heutigen Entwicklungsphase des Lebens der Einzelsprachen kann man das Bewusstsein des Sprachideals im allgemeinen schon als vollentwickelt und gefestigt betrachten, so dass sein Einfluss auf die Angehörigen der Sprachgemeinschaft oder zumindest auf einen beträchtlichen Teil der Sprachgemeinschaft eine eindeutige und klare Lage schafft. Nun ist aber die Entstehung des Sprachideals ein historischer Prozess und zeigt in den früheren Perioden des Lebens der verschiedenen Einzelsprachen Verhältnisse, die sich ungleich schwieriger und weit weniger eindeutig beurteilen lassen, als die des heutigen Zustandes. Darum ist es eine besonders komplizierte, zugleich aber sehr wichtige Frage, aus welchen Ursachen, unter welchen Bedingungen, mit welchem Gepräge, mit welcher Kraft und zu welcher Zeit das Sprachideal im Leben der verschiedenen Einzelsprachen zu einem Faktor wurde.

2. Das Sprachideal ist weitgehend auf das Streben nach höherer Sprachform zurückzuführen, d. h. es wird von dem Sprachgebrauch getragen, der um höhere Ausdrucksformen, um die Befriedigung von ästhetischen Ansprüchen bemüht ist. Es ist also selbstverständlich, dass das Sprachideal auf den Gebieten des Sprachgebrauchs sich entfalten und um sich greifen konnte, die Anspruch auf höhere Sprachformen erhoben; so setzte es sich innerhalb der geschriebenen Sprache vor allem in der ihren Zielen und ihren Ansprüchen nach literarischen Schriftlichkeit durch, und auf der Ebene der gesprochenen Sprache fand sie vor allem in der gehobenen Unterhaltung (z. B. im höfischen Leben) den ihm gemässen Nährboden. All dies besagt, dass die Initiative und die Verbreitung des Sprachideals — vor allem in früheren Zeiten, in älteren Perioden der gesellschaftlichen Entwicklung — bei den höheren oder zumindest gebildeteren Schichten der Gesellschaft lag. Später entledigte sich das Sprachideal selbstverständlich seiner ursprünglichen sozialen Bindungen.

Dass ein innerer Sprachtyp in seiner Gesamtheit oder in einzelnen seiner Teilerscheinungen zum Sprachideal erhoben werde, dazu muss er in der sich der betreffenden Sprache bedienenden Gesellschaft A u t o r i t ä t erlangen. Diese Autorität verschaffen ihm nur zum geringeren Teil innersprachliche Faktoren, sprachliche Beweggründe im engeren Sinne des Wortes (z. B. sprachästhetische Anregungen); der Hauptgrund aber besteht in den Verhältnissen der Gesellschaft, die sich der in Frage kommenden sprachlichen Formation oder ihrer einzelnen Teilerscheinungen bedient. An diesem

Punkte erhält selbstverständlich die Rolle der sozialen Gemeinschaft, die ursprünglich im Besitze des fraglichen Sprachtyps war, ein ausschlaggebendes Gewicht (z. B. der Einfluss einer sozialen Gruppe, die wirtschaftlich, gesellschaftlich, kulturell und politisch über den übrigen Gruppen steht). Wir dürfen aber auch die Bedeutung der Individuen, bzw. Persönlichkeiten nicht übersehen, die aus verschiedenen Gründen, dank ihrem Rang, ihrer Begabung, ihrem Ruhm, der Verbreitung ihrer Werke usw. in der Gesellschaft eine besondere „sprachliche“ Autorität erlangt haben (vgl. z. B. Simonyi: *MagyNy.*² 168—9). Jespersen hat völlig recht, wenn er behauptet, dass die zum Sprachideal erhobenen inneren Sprachtypen der einzelnen Sprachen als Sprachsysteme nicht von den grossen Schriftstellern dieser Sprachen geformt und geschaffen wurden, sondern dass die Schriftsteller selbst auch nur die bereits früher vorhandenen Typen verwendeten und benützten; trotzdem aber hatten diese Schriftsteller in der „Ausführung“ des Sprachideals eine grosse Bedeutung, weil andere Angehörige ihrer Sprachgemeinschaft den Sprachgebrauch der Schriftsteller sich zu nachahmungswürdigen Mustern und Vorbildern nahmen, d. h. das Ansehen dieser grossen Schriftsteller schuf das Sprachideal für jene, die sich sonst in Rede und Schrift der betreffenden sprachlichen Formationen nicht bedient hätten (vgl. *Mank.* 51). So war zum Beispiel der innere Sprachtyp des Italienischen, in dem *Dante*, *Petrarca* und *Boccaccio* schrieben, im Grunde genommen schon vor ihrem Wirken vorhanden; trotzdem wurde dem Sprachideal des Florentino zum beträchtlichen Teil von den Grossen Drei Toskanas zum Sieg verholfen.

3. Was nun das Problem des Einflusses und der Nachweisbarkeit des Sprachideals anbelangt, so sehen wir uns auf diesem Gebiet unterschiedlichen Situationen und Möglichkeiten gegenüber.

Bei den Autoritäten, die das Aufkommen eines Sprachideals veranlassen, bzw. seine Entfaltung weitgehend fördern, kann man — mag es sich nun um Einzelpersonen oder um Gruppen handeln — den Sieg des Sprachideals in synchronischem Zusammenhang gemäss der Natur der Sache nicht recht beobachten, ihn höchstens in der Perspektive der späteren Entwicklung erfassen. So zeigt z. B. das aus der Île-de-France stammende französische Herrschergeschlecht, dessen Ansehen in nicht geringem Masse dazu beitrug, dass vom 12.—13. Jahrhundert an das Idiom, der Sprachtyp dieser Landschaft zum nachahmungswürdigen Ideal erhoben wurde, in seinem eigenen Sprachgebrauch noch nicht unbedingt den Einfluss des Sprachideals; diese Rolle haftet ihm höchstens dank der durch die historische Sprachbetrachtung ermöglichten Rückfolgerung an. Auch *Luther* schrieb vor allem in der ostmitteldeutschen Variante des Deutschen, weil er selber Sachse war und weil er diese Variante schon rein subjektiv für geeignet hielt, sie in der anspruchsvolleren Schriftlichkeit zu verwenden; dass aber aus *Luthers* Sprache

gewissermassen ein gesamtdeutsches Sprachideal erstehen konnte, war bereits das Ergebnis des sprachgeschichtlichen Prozesses, der auf L u t h e r s Sprachgebrauch folgte (vgl. Weisgerber: GeschKr. 182 ff.).

Der Einfluss und die Geltung des Sprachideals lässt sich auch dann nicht immer deutlich wahrnehmen, wenn dieses Ideal seinem anfänglichen Zustand bereits entwachsen und mehr oder minder in Ausbreitung begriffen ist. Es handelt sich hier um Momente, wie z. B. der Fall, dass sich der mit dem Sprachideal identische innere Sprachtyp im Sprachgebrauch von Einzelpersonen oder Gruppen widerspiegelt, welche diese Formation als „Mutter“-sprache, bzw. als „Mutter“-mundart kennen und benützen. Um bei dem zuvor angeführten Beispiel zu bleiben, ist zu bedenken, dass die sächsischen Schriftsteller nach L u t h e r mit ihrem Ostmitteldeutsch nicht unbedingt das Luthersche Ideal befolgen, sondern von der Wirkung dieses Ideals im wesentlichen unabhängig, „von Haus aus“ sich dieses Idioms bedienten. Ebenso wenig kann man behaupten, dass sich das Sprachideal im Sprachgebrauch von solchen „sprachlichen“ Persönlichkeiten wie K á r o l i, P á z m á n y, G e l e i K a t o n a u. a. m. zweifellos durchgesetzt habe, weil man bei diesen Schriftstellern annehmen muss, dass sie — obschon ihre Sprache dem sich allmählich entfaltenden gesamtungarischen Sprachideal nahestand, eigentlich ihre eigene Sprache schrieben, die aber in diesem Fall in vielem mit dem Ideal identisch war. Wenn wir nun solche Erscheinungen als offensichtlich dominierenden Einfluss des Sprachideals auch nicht völlig positiv einschätzen können, weil uns für diese Feststellung die grundlegende Voraussetzung fehlt, dass nämlich in diesen Fällen der dem Schreibenden eigene innere Sprachtyp zur Gänze oder in seinen Einzelheiten fallen gelassen wurde, damit sie andere neue, für besser oder geeigneter betrachtete Sprachformen übernehmen und annehmen konnten, so können diese Erscheinungen im negativen Sinne doch dazu beitragen, den Einfluss des Sprachideals richtig zu ermessen, insofern nämlich solche Einzelpersonen oder Gruppen ihre eigene „Mutter“-mundart, bzw. deren Einzelheiten anderen Formen zuliebe nicht verwerfen. Wenn aber die betreffende Persönlichkeit sich über ihre eigene Sprache „expressis verbis“ als über das Sprachideal äussert, so können wir in diesem Falle schon positiver urteilen, wenn auch die mögliche Subjektivität zur Vorsicht ermahnt.

Zweifellose Anzeichen für die Geltung des Sprachideals ergeben sich in den Erscheinungen (die eben darum bei der Bewertung besondere Aufmerksamkeit verdienen), wenn Einzelpersonen oder Gruppen auf ihre eigene sprachliche Formation oder zumindest auf deren Einzelercheinungen gleichsam verzichten, sich fremden Mustern zuwenden und einem anderen, von dem ihrigen mehr oder minder abweichenden inneren Sprachtyp, bzw. dessen Teilercheinungen folgen (vgl. z. B. Bárczi: NéprTan. 96—7, I. OK. IV, 473—4). Im 12. Jahrhundert schrieben schon mehrere französische Schriftsteller, die aus anderen Gebieten Frankreichs stammten, verhältnismässig rein das Idiom,

den Typ der Île-de-France, nachdem sie ihre ursprüngliche Mundart aufgegeben hatten (Bárczi: I. OK. IV, 473). Der erste englische Drucker, William Caxton, bediente sich des Londoner Dialekttyps, obschon er selbst aus Kent gebürtig war (Horn—Lehnert: LLeb. I, 13).

L. Hadrovics hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich einer der typischsten Fälle für die offensichtliche Durchsetzung des Sprachideals bei den kroatischen Schriftstellern findet, welche die Dialekte mit jahrhundertealten literarischen Traditionen fallen liessen, um mit den Serben eine einheitliche Literatursprache zu entwickeln (aus seinem handschriftlichen Opponentengutachten). Negruzzi, der eigentlich die Moldauer Mundart sprach, bekannte im Jahre 1839 stolz, dass er sich in seiner schriftlichen Praxis dem Sprachtyp von Muntenia (Grosse Walachei) bediene: „Eu sînt acel care am scris urmînd gramaticiei muntenilor” (Tamás: FilK. IV, 416).

Auch in Ungarn gilt es als bedeutendes Ereignis, dass im 17. Jahrhundert ein Szenczi Molnár oder ein Káldi nicht die Sprache schrieb, die man seinem Geburtsort nach von ihm erwarten könnte, sondern dass er sich nach einem anderen inneren Sprachtyp, nach einem anderen Sprachideal richtete (Pais: I. OK. IV, 445). Dass das Sprachideal so lebendig wirkt und so deutlich erkennbar wird, ist beim Studium des Lebens der einzelnen Sprachen ein Faktor von grosser Bedeutung.

4. Obschon man die Wirkung des Sprachideals auch am Sprachgebrauch von Einzelpersonen ablesen kann, muss das Sprachideal — weil die Sprache eine gesellschaftliche Erscheinung ist — selbstverständlich in breiterem Kreise wirken, d. h. ein sozial wirkender Faktor sein, wenn sie im Leben der gesamten Sprache eine wesentlichere Rolle erlangen soll. Die völlig individuellen, von der Gemeinschaft isolierten Momente kann man in dieser Hinsicht im allgemeinen als wirkungslos bezeichnen. Der Dialekttyp der Sekler wird z. B. um die Mitte des 16. Jahrhunderts umsonst von Vilmányi Libecz — aus eigener Überzeugung oder vielleicht auf Anraten von Beneczédi Székely (Pais: I. OK. IV, 442; Gáldi: Nyr. LXXIX, 237) — in Ungarn als nachahmenswertes Ideal hingestellt, die Isolierung seiner Bestrebungen zeigt sich schon darin, dass die Schriftlichkeit dieser Periode keinerlei Spuren aufweist, wonach dieser innere Sprachtyp, oder zumindest einzelne seiner besonderen Elemente ausser auf die Sekler Schriftsteller, auch auf andere eingewirkt hätten. — Die von Károli, Pázmány u. a. benützte Sprachformation, bzw. deren Einzelercheinungen hatten schon grösseren Erfolg, weil ihr Einfluss nicht isoliert blieb, und weil diese auch aus anderen Gegenden des Landes stammende Schriftsteller mehr oder minder inspirierten.

Die Wirkung des Sprachideals kann man als Ideal und vollgültig bezeichnen, wenn sich sein Wirkungsradius im gesamten Sprachgebiet geltend macht, d. h. wenn das Sprachideal eine landweite Bedeutung erlangt

und ohne Konkurrenz allein herrschend wird. Immerhin gibt es zahlreiche Beispiele dafür, dass innerhalb einer selbständigen Sprache — selbstverständlich vor allem in den früheren Entwicklungsphasen des Sprachideals — in verschiedenen Teilen des Sprachgebietes, d. h. also im allgemeinen mit bestimmten geographischen Schranken, zur selben Zeit auch mehrere Sprachideale auftreten können. Aus dem Ringen dieser lokalen, dieser „unechten“ Sprachideale geht dann im Laufe der folgenden Sprachentwicklung entweder das eine siegreich hervor, oder aber es kommt zwischen den verschiedenen „unechten“ Sprachidealen zu einem Integrationskompromiss, wodurch sich das „dominierende“ Sprachideal herauskristallisieren kann. Für diese letzterwähnte Entwicklungsmöglichkeit bietet die Gestaltung des ungarischen Sprachideals in mancher Hinsicht ein gutes Beispiel. Aus dem Ringen der noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts gültigen — aber aus den weiter unten darzulegenden Gründen ziemlich verwischten — lokalen, provinziellen Ideale entsteht der Kompromisstyp des ungarischen Sprachideals, das sich dann im Laufe der weiteren Entwicklung durchsetzen sollte. Ähnliche Momente können wir auch in der Entstehung des rumänischen Sprachideals beobachten (vgl.: Jordan: *Revue de Linguistique* I, 63—78; Tamás: *FilK.* IV, 416—7). All dies hängt mit dem Problem der Provinzialsprachen, bzw. der inneren Sprachtypen, von denen des weiteren noch die Rede sein wird, aufs engste zusammen.

Das Sprachideal kann weiterhin seiner wirklichen Funktion nur dann gerecht werden, wenn es eine gesellschaftlich sich durchsetzende Erscheinung ist, ja wenn seine Verbreitung von hinreichender Dynamik getragen wird, um schliesslich den überwiegenden Teil der Gesellschaft, perspektivisch aber die ganze Gesellschaft zu erfassen. Mit Hinblick auf seine Wirkungskraft, auf seine Dynamik erweist sich die Notwendigkeit und die Geltungsdauer des Sprachideals als wichtiges Moment, des weiteren ist es bedeutungsvoll, ob das Ideal die Konkurrenz anderer Vorbilder überwinden musste, und wenn ja, wie gross die Widerstandskraft der übrigen Vorbilder war. Auch in anderen Belangen, hauptsächlich aber bei diesen Momenten erweist sich als bedeutender Faktor das Problem der verschiedenen Voraussetzungen der Einzelsprachen, ihr verschiedener Entwicklungsweg. Bei den meisten westlichen Sprachen war z. B. die entschiedene und eindeutige Entwicklung des Sprachideals, der Vorrang des einen inneren Sprachtyps über die übrigen sozusagen eine „Existenzfrage“, weil es den einzigen sprachlichen Zusammenhalt inmitten der auseinanderfallenden Mundarten, bzw. über ihnen darstellte. Das Toskanische wurde z. B. im anspruchsvolleren Sprachgebrauch, hauptsächlich in der literarischen Schriftlichkeit, verhältnismässig rasch zum Sprachideal, wurde überall in Italien zum „Italienisch“, übte lange Zeit einen stetig wachsenden Einfluss aus und überflügelte die schwächeren Konkurrenztypen (Neapolitanisch, Lombardisch, Piemontisch usw.; vgl. Schuchardt-Brev. 175), selbst wenn seine Autorität in bestimmten Epochen zeitweilig

auch zurückfiel (vgl. Herczeg: Nyr. LXXVI, 185—6). — Dagegen bestand was das Ungarische betrifft, nicht die reelle Notwendigkeit, das gemeinsame Sprachideal schon früh und eindeutig zu entwickeln, ebenso wenig wie es lange nicht notwendig war, ein solches Ideal als einziges zu fordern, denn infolge der geringen innersprachlichen Gliederung wäre bekanntlich eine wesentlichere Abweichung von einem der ungarischen inneren Sprachtypen praktisch unmöglich gewesen, bzw. legten die geringeren Abweichungen der verschiedenen innersprachlichen Formationen (hauptsächlich der Mundarttypen) ihrem Verständnis fast überhaupt keine Hindernisse in den Weg. So konnte in Ungarn das Fehlen eines Sprachideals, das die Verständigung, oder auch nur den ungehinderten Verkehr gehemmt oder erschwert hätte, auch nicht aus diesem Negativum heraus eine vorwärtsdrängende Kraft sein (Bárczi: NéprTan. 95; Pais: I. OK. IV, 427—8; Deme: RefNyelv. 47). Daher kommt es, dass sowohl das Sprachbewusstsein, wie auch die sprachliche Praxis in Ungarn noch im 18. Jahrhundert bezüglich des verschwommenen, zum Teil unentwickelten Sprachideals in mehrfacher Hinsicht ungewisse Vorstellungen hatte.

5. Aus den unterschiedlichen Voraussetzungen der einzelnen Sprachen verschiedenen Entwicklungstyps folgt auch eine andere — aber mit dem zuvor erwähnten Moment aufs engste verknüpfte — Gebundenheit der Entstehung des Sprachideals.

In den Sprachen von loser, zersplitterter innerer Gliederung wurde zum Ziel und zum Mittel der anspruchsvolleren Sprachbestrebungen, wurde zum Sprachideal ein verhältnismässig einheitliches Sprachsystem, ein wenn in sich auch nicht völlig geschlossener, so doch abgrenzbarer und seit jeher ein organisches Ganzes darstellender innerer Sprachtyp (obwohl diesem als System später selbstverständlich hie und da auch Elemente von anderen inneren Sprachtypen einverleibt wurden). Ausser den bekannten Beispielen zahlreicher westlicher Sprachen können wir hier auch auf die sprachliche Entwicklung in China hinweisen, die sich heutzutage vor unseren Augen entfaltet: bekanntlich dient in China das von bedeutenderen Mischungen, von „äusseren“ (fremdmundartlichen) Einflüssen im wesentlichen freie System der Peking Mundart (richtiger vielleicht der provinziellen Umgangssprache von Peking) als Sprachideal, welches die voneinander beträchtlich abweichenden Mundarttypen des grossen chinesischen Sprachgebietes zusammenfassen soll.

Dagegen verhielt es sich in den Sprachen von geringerer Gliederung so, dass sich die Bestrebungen nach einem höheren sprachlichen Niveau — gerade weil das sprachliche Ideal weniger fest ausgeprägt und seine Umrisse „fliessend“ waren — nicht auf eine einzige innersprachliche Formation festlegten, selbst wenn sie fallweise einen inneren Sprachtyp (Mundartentyp) auch bevorzugten,

sondern dass sie sich bald zu der einen, bald zu der anderen Formation hin wandten und die von ihnen erfassten Typen infolge der zuvor erwähnten Integration der lokalen Teilideale gleichsam in ihre Atome zerlegten und ihre Bestandteile, ihre Einzelercheinungen gesondert vom ganzen Sprachsystem auch unabhängig wahrnehmen und auffassen konnten. Das bedeutet, dass im Leben von Sprachen dieses Entwicklungstyps auch nur Einzelelemente der zeitweilig zu Teilidealen erhobenen inneren Sprachtypen zum Sprachideal werden können, während andere Elemente dieser innersprachlichen Typen — bewusst oder unbewusst — verworfen werden. So war es auch im Ungarischen, wo — wenngleich die Sprachformation der Landstriche jenseits der Theiss und Nordostungarns stärker als die übrigen zur Geltung kam — statt ganzer innersprachlicher Typen ihre Einzelelemente zum Sprachideal, zum Vorbild werden konnten, andere Elemente derselben Typen aber von dieser Entwicklung vielleicht gar nicht erfasst wurden. Mit Hinblick auf das Ungarische kann man den Begriff des Sprachideals — abgesehen von den zwischendurch bemerkbaren Schwankungen, unter Beachtung der bereits klarer geprägten Lage — historisch nicht nur auf das gegenseitige Verhältnis der inneren Sprachtypen in ihrer Gesamtheit beschränken, sondern man muss hier auch die Wechselbeziehungen von Einzelelementen der verschiedenen Sprachformationen in Rechnung stellen. Eine andere Frage ist es allerdings, dass diese zum Teil „bunt zusammengewürfelten“ Einzelercheinungen sich später zu einem geschlossenen System, zu einer neuen selbständigen innersprachlichen Formation verdichteten und heute z. B. in Anbetracht des Sprachideals im Rahmen eines einzigen inneren Sprachtyps als zusammenwirkende Faktoren in Erscheinung treten. — Ähnlich wie im Ungarischen dürfte auch die Entstehung des Sprachideals im Rumänischen vor sich gegangen sein, insofern hier neben den am nachhaltigsten wirkenden sprachlichen Elementen von Muntenia auch Elemente aus der Moldau und aus Siebenbürgen in beträchtlicher Anzahl zur Geltung kamen (Jordan: *Revue de Linguistique* I, 76; Tamás: *FilK.* IV, 416—7). Eine ähnliche Legierung dürfte auch im Aufkommen des sprachlichen Ideals des Albanischen mitgewirkt haben (vgl. Tamás: *FilK.* IV, 417).

6. Aus dem Gesagten folgt, dass das Aufkommen des Sprachideals, seine Entwicklung zu einer den Grossteil oder die Gesamtheit der Sprachgemeinschaft umfassenden Realität im allgemeinen keinen raschen oder gar plötzlichen, sondern einen allmählichen Entwicklungsprozess darstellt. Dieser Grundsatz kann grösstenteils auch auf Sprachen bezogen werden, in denen eine ihrer inneren Varianten als Ganzes oder mit ihren meisten wesentlichen Elementen zum Sprachideal wurde. So brauchte z. B. das aus der in der Umgebung von London gebräuchlichen Spachvariante erwachsene Sprachideal die beträchtliche Zeit von mehreren Jahrhunderten,

bis es völlig zum „Englisch“ wurde (Horn—Lehnert: LLeb. I, 13 ff.). Selbst die auf ein „Sprachideal“ ausgerichtete Entwicklung, die heute vor sich geht und mit allen möglichen Mitteln der modernen Kultur gefördert wird, kann sich nicht schlagartig durchsetzen; so dürfte es zum Beispiel auch im Falle des aufkommenden Sprachideals im Chinesischen, des Pekingers Typs, einige Jahrzehnte dauern, bis man davon sprechen kann, dass seine Entwicklung zum umfassenden Sprachideal abgeschlossen ist. — Noch mehr bezieht sich aber das Prinzip der allmählichen Entwicklung auf Sprachen des Entwicklungstyps, in denen das Sprachideal aus dem Ringen verschiedener innersprachlicher Typen hervorgegangen, bzw. durch die Verdichtung der Einzelelemente dieser Typen zustandegekommen ist. Im Ungarischen oder im Rumänischen erreichte z. B. das Sprachideal erst nach langen Jahrhunderten, im Laufe einer nur schwer entflechtbaren historischen Entwicklung den Zustand einer verhältnismässigen Entfaltung.

Die sprachliche Norm

I. Mit dem Problem des Sprachideals hängt die Frage der sprachlichen Norm aufs engste zusammen. Diese beiden sind in vielen Belangen eigentlich ein und dasselbe, nur von einem anderen Blickpunkt aus gesehen. Man könnte es auch so auffassen, dass der Begriff des Sprachideals sich eher mit Hinblick auf die Haltung der die betreffende Sprache benützenden Gesellschaft entfaltet, während das Wesen der sprachlichen Norm sich eher bei der Betrachtung der Sprache als System abzeichnet.

Die *Norm*, die *sprachliche Norm*, die *Sprachnorm* (ung. *norma*, *nyelvi norma*), bzw. die Entsprechungen dieses Wortes in den verschiedenen Sprachen wurde als Kunstwort in der Sprachwissenschaft früher ganz allgemein, in weiterem Sinne in der Bedeutung „sprachliche Regeln“ gebraucht. Die Verwendung dieses Kunstwortes im weiteren Sinne hat sich selbstverständlich auch später ausgewirkt, ja wir begegnen ihr auch in neuerer Zeit des öfteren. Inzwischen aber hat sich das Begriffsfeld des Kunstwortes *Norm* im sprachwissenschaftlichen Sinne etwas erweitert und ist über die Bedeutung „einfache Regelmässigkeit innerhalb des Sprachsystems“ hinausgegangen. Es verschob sich in Richtung des Begriffes „Sprachideal, sprachliche Einheit, sprachlicher Durchschnitt“. *Norm* bedeutet schon bei Paul in bestimmter Hinsicht ein höheres Mass, eine höhere Regelmässigkeit, die im Leben der Sprache entwickeltere Formen hervorbringt (Prinz.⁴ 405 ff.). Bei Meillet bedeutet *norme ideale* im wesentlichen Sprachideal, höheres sprachliches Niveau (LangEur. 149). Auch Brøndal verwendet *norme* in einem Sinn, der darüber hinausgeht, was wir unter der einfachen Regelmässigkeit der Sprache verstehen. Brøndal bezeichnet mit *Norm* den Sprachgebrauch in der anspruchsvolleren, vor allem literarischen Schriftlichkeit, die auf einer höheren Stufe des Sprachgebrauchs

bestimmenden Regeln und Gebundenheit (*règle, directive*; Subst. 62). Auch in der sowjetischen Sprachwissenschaft werden *норма, норма языка* immer häufiger in diesem engeren Sinne verwendet (s. zum Beispiel: Winogradow: *ВопрЯз.* 1954/3: 135, *ИзвАН. ОЛЯ.* 1955/4: 306 usw.). — Dass dieser Fachausdruck den Begriff des gehobeneren Sprachgebrauchs, der sprachlichen Einheitlichkeit birgt, ist daraus deutlich zu ersehen, dass er fast ausschliesslich im Zusammenhang mit der Nationalsprache, bzw. mit der Umgangssprache und mit der Literatursprache verwendet wird (vgl. noch: D'Ovidio—Meyer-Lübke: *GrStor.* 26; Jefimow: *ВопрЯз.* 1953/4: 26, 27 usw.; Awanessow: *ОбщЯз.* 10, 12; usw.).

Wollten wir diesen engeren, sprachwissenschaftlich genauer, bzw. notwendiger gefassten Sinn der Sprachnorm exakt definieren, so liesse sich dies schwerlich in einen Satz drängen. Immerhin kann wohl gesagt werden, dass die Sprachnorm eine mit dem überlieferten Sprachgebrauch, mit den ungeschriebenen oder geschriebenen Regeln fixierte, konsequente, einheitliche und ständige Fassung der in der Gesamtheit der Sprache, bzw. in ihren verschiedenen Formationen und Variationen mit heterogener Prägung gegebenen sprachlichen Erscheinungen darstellt, eine Fassung, die in der Gesamtheit der Sprache auf einer bestimmten Ebene umfassender zur Geltung kommt. Doch ebensowohl könnte man sagen, dass man als Erscheinungsform der Sprachnorm alle Sprachelemente (bzw. — im gegebenen Fall, auf einer vollentwickelten Stufe — die Gesamtheit, das System der Sprachelemente) betrachten kann, welche in der Gesamtheit der Sprache als Bestandteile des gehobeneren-anspruchsvolleren Sprachgebrauchs im breiteren Kreise die gleiche gebundene Prägung aufweisen und — zumindest potentiell — geeignet, ja berufen sind, in der ganzen Sprache Verbreitung zu finden und damit die sprachliche Einheit zu fördern. (Zum Wesen der Sprachnorm siehe z. B.: Jefimow: *ВопрЯз.* 1953/4: 25—7; Winogradow: *ИзвАН. ОЛЯ.* 1955/4: 306; Benkó: *Nyjtört.* 39—40).

2. Im Aufkommen der Sprachnorm — besonders in den früheren Etappen — zeigen sich zwar mehr oder minder spontane Momente, doch setzt sich die *Bewusstheit* allmählich durch. Die früher gewissermassen noch natürliche Entfaltung der sprachlichen Norm gerät also immer mehr unter den Einfluss der künstlichen Lenkung: die aus dem Sprachganzen, bzw. aus einzelnen inneren Varianten der Sprache bezüglich bestimmter Erscheinungen einheitlich gezogenen Regeln werden somit immer mehr zu den Mitteln normativer Bestrebungen, welche den Sprachgebrauch bewusst lenken wollen.

Die wichtigste Erscheinungsform der bewussten künstlichen Entwicklung und Festlegung der Sprachnorm stellt gewöhnlich die auf die ganze Sprache bezogene Regelung dar, wie sie vor allem in den geschriebenen und

gedruckten „Sprachlehren“ und in den Recht Schreibungswörterbüchern in Erscheinung treten. Die Verfasser von Sprachlehren fixieren nicht nur die sprachlichen Erscheinungen, sondern treffen hier auch eine Auswahl und — was wohl das wichtigste ist — sie vereinheitlichen die im Sprachganzen übrigens heterogen gegebenen sprachlichen Erscheinungen, lösen diese auf die gleiche Art, d. h. die Grammatiker schaffen eine allgemein gültige Sprachnorm, oder versuchen zumindest eine solche zu schaffen. — Im Aufkommen der Sprachnorm spielt also die Auswahl eine wesentliche Rolle: von den verschiedenen und auf mehrerlei Art gelösten Elementen der Sprache werden einzelne Elemente von der mehr oder minder unbewussten, hauptsächlich aber von der bewussten Sprachentwicklung auf eine höhere Ebene, d. h. zur Norm erhoben, andere Elemente wiederum werden verworfen und ausgeschlossen (vgl. Jefimow: *БонРяз.* 1944/5: 177). Dieser Selektionsprozess erfolgt häufig auf Grund objektiver sprachlicher Gegebenheiten: die meistgeeigneten, lebensfähigsten sprachlichen Elemente werden zur Norm erhoben; im Falle der bewussten Auswahl erhalten aber auch subjektive Faktoren eine grosse Bedeutung. Pais sagt hierüber: „... der grammatische Kodifikator bestimmt sehr oft die verbindliche Norm nicht nach den objektiven Voraussetzungen, sondern gemäss seiner subjektiven Neigung“ (I. OK. IV, 459—60); und des weiteren: „Wie objektiv auch immer der Verfasser einer Grammatik den „gemeinsprachlichen“ Sprachgebrauch feststellen will, wenn er unter verschiedenen, vielleicht einander entgegengesetzten Sprachformen seine Auswahl trifft, wird er aus der Natur der Sache heraus nicht bloss beschreiben, sondern auch werten und von den verschiedenen Formen des Sprachgebrauchs die eine oder die andere als Norm über die übrigen stellen“ (ebd.).

Die Grammatiken stellen nicht nur die Sichtung und Zusammenfassung der Normerscheinungen dar, sondern — und dies ist nicht weniger wichtig — sie tragen zu ihrer Verbreitung und Überlieferung bei. Die in der Grammatik gefassten und kodifizierten Regeln wirken vor allem durch die Schule, bzw. sie wirken auf den Sprachgebrauch zurück, indem sie die Festigung und Verbreitung der sprachlichen Norm fördern (Pais: I. OK. IV, 459—60). Schon H. Paul hat darauf hingewiesen, dass die Sprachnorm am besten und am nachhaltigsten durch die grammatische Festlegung, über die Erlernung der fixierten Regeln auf den Sprachgebrauch der späteren Generationen einwirken kann (Prinz.⁴ 408). „Die Literatursprache ist die Verallgemeinerung der Ausdrucksmöglichkeiten der Volkssprache, sie ist die vorbildlich ausgearbeitete Norm, die in den Schulen unterrichtet und in den Sprachlehren und Wörterbüchern kodifiziert wird“ — sagt über dieses Problem Tomaschewski (angeführt in Nyr. LXXVII, 31; sowie bei Trenesényi-Waldapfel: I. OK. III, 21). Pais meint hierüber: „Was bis dahin im Sprachgebrauch herkömmlicherweise, mehr oder minder instinktiv Geltung hatte, das lenkt nunmehr infolge des Sprachunterrichts als bewusste Regel mit bindender Kraft die sprachliche

Tätigkeit von Individuen und Gruppen" (I. OK. IV, 459). -- Der Aufschwung in der Abfassung von Sprachlehren, das Erscheinen von Grammatiken in grösserer Zahl bedeutet im Leben der Sprachen jedenfalls ein wichtiges Ereignis, weil es der Ausbreitung und Festigung der Sprachnorm einen bedeutenden Auftrieb gibt. So hängt z. B. der grosse Aufschwung in der Entwicklung der ungarischen Sprachnorm im ausgehenden 18. Jahrhundert mit der zu dieser Zeit plötzlich eintretenden Flut ungarischer Grammatiken aufs engste zusammen.

Wenn wir von der bewussten Regelung der sprachlichen Norm bezüglich des Sprachganzen sprechen, so verstehen wir darunter auch die normative Rolle der Wörterbücher: diese Wörterbücher betreffen zwar nicht die Normen des grammatischen Baus, um so grösser aber ist ihre Bedeutung in der Festlegung der Normen des Wortschatzes, sowie in der Entwicklung der phonetischen Normen in der Entfaltung der Orthoepie. Schon Horger hat darauf hingewiesen, dass neben den Grammatikern die Verfasser von Wörterbüchern, die Lexikographen am meisten dazu beitragen, den zur Norm bestimmten sprachlichen Erscheinungen den Ruhm der Vorbildlichkeit und der sprachlichen Reinheit zu verleihen (NytAl. 98; siehe noch z. B.: Tomaschewski, angeführt in Nyr. LXXVII, 31; Pais: I. OK. IV, 440; usw.). In der Geschichte der ungarischen Sprachnorm müssen und können wir auch auf diesem Gebiet den Zusammenhang zwischen der Festigung und Entfaltung der Sprachnorm einerseits und dem Aufschwung der ungarischen Lexikographie im angehenden 18. Jahrhundert andererseits nachweisen.

Zur raschen Förderung der Sprachnorm stehen im modernen Zeitalter dank der technischen Entwicklung zahlreiche Mittel zur Verfügung. Es erübrigt sich hier, auf diese hier ausführlicher einzugehen (s. z. B.: Jespersen: Mank. 73; Migliorini: LingCont.² 37; usw.).

3. Der Begriff der Sprachnorm kann auch eine zusammenfassende Bedeutung haben: er kann auch die umfassende Geltung der normativen Regeln und aller Bestandteile des Sprachbaus bedeuten. In den Sprachen, welche das Sprachideal auf einen einzigen inneren Sprachtyp aufbauen, erscheint die Sprachnorm schon früh mit diesem globalen, auf alle sprachlichen Erscheinungen bezogenen Gepräge. Anders verhält es sich aber bei den Sprachen, in denen das Sprachideal aus der Mischung mehrerer innerer Sprachtypen hervorgeht; in diesen Sprachen entfaltet sich der zusammenfassende Charakter der Sprachnorm erst in einer verhältnismässig späten, entwickelteren Periode des Sprachlebens; das Niveau der Sprachnorm wird von einem ganzen Sprachsystem, d. h. von allen Bestandteilen der Sprache in ihrer Gesamtheit erst auf dieser Stufe — zumindest approximativ — erreicht. Darum können wir z. B. im Italienischen, im Französischen usw. etwa schon im 16.—17. Jahrhundert im grossen davon sprechen, dass ein Schriftsteller nach der Norm

schreibt, wir können es aber nicht für dieselbe Zeit im Ungarischen behaupten, denn hier wird diese Entwicklungsphase erst bedeutend später erreicht.

Mit besonderem Hinblick auf die historische Betrachtung der Sprachen, wie z. B. vom Typ des Ungarischen, stellt die Sprachnorm im Grunde genommen weniger eine zusammenfassende, eher schon einen *zerlegenden, partikularen Begriff* dar: er wird mit Bezug auf die einzelnen sprachlichen Erscheinungen am besten sinnfällig. Diese zerlegende Auffassung der Sprachnorm ist vor allem auch darum wünschenswert, weil bei zahlreichen Sprachen, in der gewöhnlich längeren Periode des durch „Mischung“ entstehenden Sprachideals, aber auch auf dessen verhältnismässig entwickelterer Stufe die einzelnen sprachlichen Erscheinungen auf die Norm nicht gleichartig reagieren und dies auch nicht können: bezüglich bestimmter Erscheinungen kann die Norm ein bereits sehr fortgeschrittenes, deutlich ausgeprägtes Niveau erreicht haben, während zur selben Zeit andere Erscheinungen zeigen, dass die Norm kaum oder erst unzulänglich zur Geltung gekommen ist. Von der Norm her gesehen, befinden sich also die Einzelercheinungen selbst innerhalb eines gleichartigen Sprachsystems nicht in der gleichen Lage. Wenn wir diese Erwägung auf die sich der Sprache in Wort oder Schrift bedienenden Individuen konkretisieren, besagt dies, dass jemand die Norm in einzelnen sprachlichen Erscheinungen wohl befolgen, in anderen dagegen von ihr beträchtlich abweichen kann.

Je nach den Elementen des Sprachbaus, in deren Beziehung wir das Problem der Sprachnorm untersuchen, können wir von der *Norm* der *Lautlehre*, des *grammatischen Baus* (der *Morphologie* und der *Syntax*) und des *Wortschatzes* sprechen. Die phonetische Norm, die Rechtslautung hängt in der geschriebenen Sprache selbstverständlich aufs engste mit der Rechtschreibung zusammen, so dass man in diesem Fall von einer *Norm der Rechtslautung und Rechtschreibung* sprechen kann, was selbstverständlich nicht bedeutet, dass wir z. B. die *Rechtschreibung*, oder aber die *paläographische Norm* nicht auch gesondert untersuchen könnten. — Die analytische Betrachtung der Sprachnorm ermöglicht es selbstverständlich in der Praxis, auch in bezug auf die Norm innerhalb der zuvor erwähnten drei Haupttypen der Elemente des Sprachbaus die entsprechende Gliederung vorzunehmen, was ja auch ansonsten notwendig ist. So können wir innerhalb der phonetischen Norm von der Norm der Lautbeziehung $e \sim \ddot{o}$, $\acute{e} \sim \acute{i}$ usw., innerhalb des Wortbestandes z. B. von der Norm der lautmalenden Wörter, der Fremdwörter usw. reden.

4. Im Zusammenhang mit dem Begriff der Sprachnorm sei nachdrücklich darauf hingewiesen, dass das Auftauchen von Normelementen in einem Sprachsystem nicht die Beseitigung der früheren nichtnormalisierten Varianten der fraglichen Erscheinung bedeutet. Die Sprachnorm ist nämlich im wesentlichen — vor allem in den früheren Perioden ihrer Entwicklung — nur eine

d ü n n e O b e r s c h i c h t, „unter“ welcher die mit ihr zusammenhängenden, der früheren Entwicklungsstufe entsprechenden, nicht normierten, heterogenen Sprachmerkmale weiterleben. Dass sich also in der Phonetik des Ungarischen schon seit verhältnismässig längerer Zeit in der Beziehung von $\acute{e} \sim \acute{i}$ [= $\bar{e} \sim \bar{i}$] eine ausgeglichene, eher aber auf den Formen mit \acute{e} beruhende Sprachnorm ergeben hat, darf keineswegs dahin ausgelegt werden, als wären dadurch die im Grunde genommen eine frühere Entwicklungsstufe vertretenden „extremen“, heterogenen, nicht normalisierten Formen auf \acute{e} bzw. auf \acute{i} aufgehoben worden. — Dass diese These nicht nur auf das Sprachganze, sondern auch innerhalb der einzelnen inneren Sprachtypen, ja auch innerhalb des in diesem Zusammenhang am meisten in Betracht kommenden Typs Geltung hat, kann man bei der Erörterung der Einzelprobleme der literarischen Sprachnorm durch zahlreiche Beispiele belegen. Hier ist nur wesentlich, dass die »neuen« Normelemente und die »alten«, nicht normalisierten Elemente nicht nur als gesonderte Einzelercheinungen innerhalb eines Sprachsystems nebeneinander bestehen können (z. B. im Ungarischen die normierten Formen mit ly [= ℓ] zugleich aber nicht normierte Schwankungsformen, bzw. Doppelformen mit $i, u, \ddot{u} \sim \acute{i}, \acute{u}, \ddot{u}$ [= $\bar{i}, \bar{u}, \bar{\ddot{u}}$]), sondern dass es dieses Nebeneinander auch innerhalb ein und derselben Erscheinung geben kann (z. B. die normierten Formen mit ly und dabei die nicht normierten Schwankungsformen mit $l \sim ly \sim i$).

5. Nach dem Dargelegten bedarf es vielleicht keiner ausführlichen Erörterung, dass die Entstehung der Sprachnorm — vor allem im Leben von Sprachen des gleichen oder des ähnlichen Typs wie das Ungarische — sich im Einklang mit der allmählichen Festigung des Sprachideals als ein überaus langwieriger sprachgeschichtlicher Prozess erweist. Im Leben einer jeden sich natürlich entwickelnden Sprache gab es eine Periode, in der die im obigen Sinne umrissene Sprachnorm noch nicht zur Geltung kommen konnte oder höchstens im Keime vorhanden war. Awanessow führt Beispiele an, dass Normalisierungsprozesse im Russischen des 11—12. Jahrhunderts, ja in vielfacher Hinsicht noch im 13. Jahrhundert überhaupt nicht, oder nur in einem sehr anfänglichen Stadium vorhanden waren (Общ. 17—9). Dasselbe lässt sich selbstverständlich für diese Periode auch vom Ungarischen feststellen. Im Leben beider Sprachen entwachsen die Elemente der Sprachnorm aus dieser normlosen Periode im Wege einer langsamen, allmählichen Anhäufung.

Teils aus dem besonderen Charakter der allmählichen Anhäufung solcher Elemente, teils aber aus den verschiedenen Merkmalen der einzelnen Sprachelemente ergibt sich als natürliche Folge, dass die einzelnen Bestandteile des Sprachbaus auf die normativen Momente zeitlich nicht gleichzeitig reagieren. In dieser Hinsicht können sich nicht geringe

Unterschiede ergeben einerseits zwischen den grossen Gruppen der gleichen Bestandteile des Sprachbaus, andererseits aber zwischen den Einzelercheinungen dieser Gruppen. So werden z. B. die Elemente des grammatischen Baus im allgemeinen früher normalisiert, als jene der Phonetik oder des Wortschatzes. Obwohl dies auch seine durch den Sprachzustand bedingten Ursachen hat, ist es doch zweifellos, dass sich die Norm des grammatischen Baus im Ungarischen sehr früh stabilisiert hat. Laut Winogradow sind im Russischen auf dem Gebiete der Morphologie bereits im 16. Jahrhundert die normativen Erscheinungen gegeben, die später auch für die Literatursprache charakteristisch sein sollten (БонРз. 1954/3: 152). Um ein Beispiel für die inneren Unterschiede bei der Normalisierung von Erscheinungen gleichen Typs anzuführen, sehen wir z. B. im Ungarischen, dass die Norm der Formen mit *ly* fast gänzlich auf das 16. Jahrhundert zurückgeht (Benkő: *LyTört.* 75), dagegen etwa in der Frage der Formen mit *i, u, ü ~ í, ú, ű* im Grunde genommen nicht einmal die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts eine völlige Normierung bringt (Deme: *RefNyelv.* 66). Awanessow erwähnt ebenfalls, wie spät bestimmte Elemente der phonetischen Norm — im Unterschied zu anderen — sich entwickeln (ОбщРз. 10).

Im Zusammenhang mit dem allmählichen Aufkommen der Sprachnorm möchte ich — weil die einschlägigen Probleme auch anderenorts auftauchen — nur kurz auf die Frage verweisen, dass der Entstehung der Normelemente im Landesmassstab zeitlich im allgemeinen bestimmte lokale, provinzielle Sprachausgleiche vorausgehen. Diese haben in lokaler Beziehung mehr oder minder ähnliche Bedeutung wie die Normativmomente von landweiter Gültigkeit, können aber mit Bezug auf das ganze Sprachgebiet selbstverständlich nicht als Normerscheinungen, sondern nur als ausserhalb der Norm stehende (provinzielle) Sprachmerkmale in Betracht gezogen werden.

6. Die Sprachnorm weist mit Hinblick auf die allgemeine Entwicklung der Sprache eine sehr wesentliche Eigenschaft auf: sie stabilisiert die sprachlichen Erscheinungen und legt sie dauernd fest. Die mehr oder minder bewusst, gewissermassen unter dem Einfluss der gesellschaftlichen Konventionen entwickelten Normerscheinungen erstarren und stellen als solche den Abschluss der weiteren Wandlung innerhalb der fraglichen Erscheinungen dar und führen damit zu den letztgültigen, zumeist »ewigen« sprachlichen Formen.

Selbstverständlich hat der Grundsatz von der Dauer, von der zeitlichen Unwandelbarkeit dieser Formen im allgemeinen nur auf der vollentfalteten, höheren Stufe der Sprachnorm Geltung, aber natürlich auch hier keine ausschliessliche Gültigkeit ohne jegliche Ausnahmen, denn in besonderen Fällen sind bestimmte normative Richtungsänderungen auch in der hochentwickelten Lebensphase der Sprachen vereinzelt möglich. In den früheren Etappen des

Aufkommens der sprachlichen Norm kann es aber auch öfter zu solchen Wandlungen kommen. So hat sich z. B. im Zusammenhang mit der Lautbeziehung *e* (*ë*) \sim *ö* in der ungarischen Literatursprache eine wiederholte Schwankung der Norm ergeben. Von der frühen, in mancher Hinsicht schon normativen Bevorzugung der Formen mit *ö* ging man zu einem verbreiteten Gebrauch jener mit *e* über, worauf das erneute, aber schon schwächere Vordringen der Formen mit *ö* folgte, bis sich dann die Norm in ihrer heutigen Prägung einstellte (Benkő: Nyjtört. 88—9). Die Sprachnorm des Ungarischen im 16—17. Jahrhundert hat z. B. auf dem Gebiet des Wortschatzes die expressiven (lautmalenden) Wörter aus der Schriftlichkeit merklich entfernt (Benkő: Nyjtört. 40), doch brachte die Norm des 18., vor allem aber des 19. Jahrhunderts in dieser Hinsicht eine radikale Wendung.

Dass die entfaltete Sprachnorm die Entwicklung abschliesst, »ihr ein Ende setzt«, bedeutet selbstverständlich nicht, dass der weitere Sprachwandel in dem von der Norm nachhaltig erfassten Sprachsystem völlig aufhört, die Erscheinungen gänzlich erstarren. Ungeachtet der zufälligen, geringeren, inneren Bewegungen und Verschiebungen, die bei der Norm möglich sind, müssen wir wissen, dass es nicht nur im Sprachganzen, sondern auch in den hinsichtlich der Norm vor allem in Frage kommenden inneren Typen (in der Literatursprache und in der Umgangssprache) aussernormliche Erscheinungen gibt, die in ihrer Entwicklung überhaupt nicht im oben dargelegten Sinne gebunden sind (vgl. darüber auch später). Mit Hinblick auf den gesamten Sprachbau oder auch nur auf die erwähnten normativgeprägten inneren Sprachtypen wird das Tempo der allgemeinen Entwicklung durch die Sprachnorm — dem Ausmass ihres Wirkungsbereichs entsprechend — nur verzögert. Dies meint offensichtlich auch Pais, wenn er sagt, dass »die Normen den verschiedenen Formen des Sprachwandels den Weg nicht völlig verlegen, sondern nur den Ablauf, das Tempo der Veränderung, des Wandels hemmen« (I. OK. IV, 460).

Diese Eigenschaft der Sprachnorm kann weitgehende diachronische und synchronische Unterschiede zwischen den einzelnen inneren Sprachtypen zeitigen.

(Fortsetzung folgt.)

EINIGE »LATENTE« BEDEUTUNGEN DES UNGARISCHEN ADJEKTIVS *ÉDES* 'SÜSS'

Von
L. LÖRINCZE

In der vorliegenden Abhandlung möchte ich mich mit einem geschmackbezeichnenden Adjektiv des Ungarischen, u. zw. mit den »latenten« Bedeutungen des Adjektivs *édes* 'süß' befassen, die in der ungarischen Umgangssprache wohl gebräuchlich, in den Wörterbüchern aber nicht nachgewiesen sind; des weiteren führe ich Bedeutungen dieses Adjektivs an, die in der ungarischen Umgangs- und Hochsprache nicht bekannt, wohl aber in der einen oder anderen Mundart des Ungarischen üblich sind.

1. In einem Heft der Zeitschrift »Magyar Nyelvőr« teilt Ö. B. unter dem Titel „Az *édes* melléknévnek egy ismeretlen jelentése” (Eine unbekannte Bedeutung des Adjektivs *édes*) mit, dass er [oder jemand anderer?] von einem Mädchen in Jászberény folgendes gehört habe: »Maga *édesen* szereti a tojást? Én a lágytojást nem eszem meg *édesen*, csak sóval« (Essen Sie Eier süß? Ich esse weiche Eier nicht süß, nur gesalzen). »Also hat das Adjektiv *édes* süß — fügt Ö. B. hinzu — auch die Bedeutung 'ungesalzen' und diese Bedeutung wird weder in unseren älteren, noch in unseren Dialektwörterbüchern erwähnt« (Nyr. LXXVI, 476).

Wir dürfen selbstverständlich kaum annehmen, dass die Bedeutung 'ungesalzen' des ungarischen Adjektivs *édes* in Jászberény soziale Gültigkeit besäße. Diese dürfte vielmehr auch in der Sprache des erwähnten Mädchens keineswegs im allgemeinen üblich sein. Trotzdem geht dieser Beitrag in seiner Bedeutung darüber hinaus, was man als ständige oder zufällige sprachliche Erscheinung in der Rede eines Sprachträgers zu bezeichnen pflegt: es handelt sich in diesem Fall um die durchaus regelmässige, natürliche Realisierung einer latenten *Möglichkeit* der Sprache.

Wie die im Ungarischen wirkenden Gesetzmässigkeiten der Wortbildung das Aufkommen einzelner neuer Wörter zu jeder Zeit ermöglichen, so können einzelne Bedeutungen immer wieder durch neue Nuancen bereichert werden, wenn diese Erweiterung der Bedeutung im Rahmen einer umfassenderen Gesetzmässigkeit potentiell gegeben ist.

Die Bedeutung 'ungesalzen' des Adjektivs *édes* konnte — wie ich dies des weiteren als wahrscheinlich nachweisen möchte — eben darum aufkommen und kann von jedem Angehörigen der ungarischen Sprachgemeinschaft immer wieder verwendet werden, weil neben der Hauptbedeutung des geschmackbezeichnenden Adjektivs *édes* 'süss' (d. h. im Geschmack wie Zucker oder Honig) und neben den Nuancen dieser Hauptbedeutung (z. B. 'in seinem besonderen Geschmack mit dem von Zucker vermischt' usw., vgl. Nyr. LXXIX, 83) sich auch ein anderer, ziemlich weitverzweigter Bedeutungsbereich nachweisen lässt, der sich allerdings nicht auf eine konkrete, positive Geschmacksempfindung, sondern auf das Fehlen eines prägnanten (scharfen, sauren oder bitteren) Geschmacks bezieht.

Vom Fehlen eines Geschmacks kann wiederum nur dann die Rede sein, wenn einer der erwähnten Geschmäcke den g r u n d l e g e n d e n M e r k m a l e n der fraglichen Erscheinung zuzuzählen ist, d. h. wenn es sich um eine Speise, Pflanze usw. handelt, die in ihrem natürlichen Zustand, in ihrer häufigsten Form eben scharf, sauer, salzig oder bitter ist. — Sehen wir nun diese der Reihe nach.

A) *Édes* (süss) 'n i c h t s t a r k, s c h a r f': Hier kann man den Namen einer wildwachsenden Meerrettichart, ung. *édestorma* 'feiner od. süsser Kren' genannt, erwähnen. Über diese Pflanze lesen wir im ungarischen Pallas-Lexikon (V, 686) folgendes: »Eine in unserer Heimat jenseits der Theiss wild wachsende Schwester oder Art des Meerrettichs«. »Der süsse M. reizt unser Auge nicht zum Tränen, sein Geschmack ist milder, süsser (*édesebb*) und weniger scharf«. Offensichtlich hat diese Pflanze auf Grund der Gegenüberstellung mit dem allgemein bekannten scharfen Meerrettich das Attribut *édes* (d. h. fein o. süss) erhalten, eben weil sie nicht scharf ist. Das angeführte Attribut *édesebb* (süßler) bezieht sich schwerlich auf einen tatsächlich vorhandenen süßen Geschmack, es dürfte vielmehr von dem Namen dieses Kreuzblütlers (*édestorma*, d. h. süsser Kren od. Meerrettich) inspiriert sein. Der süsse Meerrettich wird übrigens nicht nur dem landläufigen scharfen Meerrettich, sondern einer noch schärferen Meerrettichart gegenübergestellt, die I. Sándor (Toldalék 237) als *lótorma* (Rosskren, auch: Saukren), *erősfü* (Scharfwurz, Beisswurz) bezeichnet. Im Debreziner Kräuterbuch (Debreceni Fűvészkönyv, 322) wird diese Pflanze als *lótorma bértse* (Clematis recta) erwähnt, doch finden wir hier auch ihre volkstümlichen Benennungen, nämlich *lótorma* (Rosskren, Saukren, Sauwurz) und *erősfü* (Scharfwurz, Beisswurz) vor.

In diesem Zusammenhang können wir auch den heutzutage allgemein bekannten *édessaprika* (süßen Paprika) erwähnen, der im Unterschied zum gewöhnlichen Paprika nicht scharf ist.

Bevor wir jedoch in unseren Erwägungen weiter gehen, müssen wir mit einigen Angaben belegen, dass der Paprika „sui generis“ scharf ist.

1) Bekanntlich war der Paprika in Europa ursprünglich nicht beheimatet. In Ungarn begegnen wir ihm im angehenden 17. Jahrhundert zum erstenmal. In A. Molnárs Wörterbuch (1604) wird er unter dem Namen "Totoc [offenbar török] (!) *bors*: Piper Indicum' angeführt und in der Folge auch von den weiteren Wörterbüchern als *bors* (Pfeffer) bezeichnet: *kerti bors* (Gartenpfeffer), *veres bors* (roter Pfeffer), *török bors* (Türkenpfeffer, vgl. im Deutschen noch: spanischer Pfeffer).

Die Identifizierung mit dem Pfeffer kann weder in der Farbe noch in der Form, sondern nur im Geschmack beruhen. Nun verkörpert aber der Pfeffer — auch nach dem Zeugnis unserer Sprichwörter und Redewendungen — den scharfen, würzigen Geschmack: '*Borsot tör az orra alá*' (Er reibt ihm Pfeffer unter die Nase); '*Kicsiny a bors, de erős*' (Klein aber scharf, wie Pfeffer); '*Megadja savát, borsát*' (Er lässt es an [nötigem] Salz und Pfeffer nicht fehlen); '*Mész, bors és csuklya sok rosszat eltakar*' (Tünche, Pfeffer und Kutte täuschen über manch Übel hinweg) usw. (vgl. Margalits: Magyar közmondások és közmondásszerű szólások. (Ungarische Sprichwörter und sprichwortartige Wendungen). Budapest, 1897).

2) Dem Namen 'paprika' begegnen wir erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, und zwar in einem Segediner Verrechnungsbuch (vgl. Nyr. XXVII. 31). Was den Geschmack des Paprikas anbelangt, so wird er in den zeitgenössischen Eintragungen ausschliesslich als auffallend scharf bezeichnet, was jedoch aus dem Namen dieser Pflanze nicht hervorgeht (d. h. es gibt keine Benennungen wie *erőspaprika* [starker Paprika], *csípőspaprika* [scharfer Paprika] usw.); dies aber ist ein weiterer Beweis dafür, dass die Schärfe ein natürlicher, grundlegender Geschmack des Paprika ist.

3) Hinsichtlich des Geschmacks des Paprikas sind besonders die Äusserungen der in Ungarn weilenden Fremden lehrreich. Ich möchte hier nur einen Beleg anführen: die 1882 gedruckten Prozessakten des I. Cholnoki d. Ä. führen unter den »Bescheidenen Aufzeichnungen in Sachen der Urbarialbauern der Gemeinde Decs« den Bericht des Pater Ubaddus vom Ende des 18. Jahrhunderts an. Darin lesen wir u. a. folgenden Satz: »Condimentum ciborum est una rubra bestia, vocant Bobriga; sed mordet sicuti jabolus«, d. h. das Gewürz ihrer Speisen ist irgendeine rote Bestie, genannt *Bobriga*, die aber beisst wie der Teufel (vgl. Magyar Nyelvőr. XXXII, 422; B. Tóth, Magyar ritkaságok² Ungar. Raritäten 202).

4) Die verhältnismässig späte Verbreitung des Paprikas in Ungarn und die noch spätere Einbürgerung des heute geläufigen Pflanzennamens dürften der Grund sein, dass der Paprika im Unterschied zum Pfeffer in den ungarischen Redewendungen und Sprichwörtern verhältnismässig selten erwähnt wird. Doch die wenigen bekannten Beispiele bezeugen ebenfalls die bereits genannte grundlegende Eigenschaft des Paprikas. Ist eine Speise *paprikás*, d. h. mit Paprika gewürzt, so ist sie "scharf von dem reichlich beige-

mengten starken Paprika". Wer die Speise "reichlich mit Salz und Paprika bestreut", der würzt sie mit viel Salz und viel starkem Paprika. Wir kennen aber das Attribut *paprikás* (d. h. mit Paprika gewürzt) auch in übertragener Bedeutung. Von einem wütenden, erzürnten Mann heisst es im Ungarischen; *fel van paprikázva* (er hat Paprika gerochen, geschnupft). Und noch ein weiteres Beispiel aus der Literatur des 19. Jahrhunderts: G. Czuczor hat einen Zyklus von bissigen, satirischen Gedichten unter dem Titel »*Paprikás versek*« (Verse, mit Paprika gewürzt) veröffentlicht.

5) Obschon Begriff und Wort *édespaprika* (süsser Paprika) heute schon im ganzen Land üblich zu sein scheinen, dürfte es sich doch um eine gänzlich neu aufgekommene Erscheinung handeln. In den älteren Wörterbüchern des Ungarischen ist diese Bedeutung selbstverständlich nicht belegt, sie kommt aber weder bei CzF. noch bei Ballagi vor. Balassa erwähnt dieses Wort als Zusammensetzung des Stichwortes *paprika*. Das Pallas- und Révai-Lexikon erwähnen das Wort *édespaprika* ebenfalls nicht, und ebenso wenig finden wir es in unseren Dialektwörterbüchern (vgl. Csúry: Szamosháti Szótár, Kis—Keresztes: Ormánsági Szótár).

Diese Erscheinung erklärt sich offenbar teils daraus, dass die Konsumtion von grünen (also nicht getrockneten und pulverisierten) Paprikaschoten in Ungarn aus neuerer Zeit datiert, teils aber auch damit, dass diese neue, nicht scharfe Paprikaart ebenfalls erst in neuerer Zeit herangezüchtet wurde.

Mir ist der süsse oder milde Paprika aus meinem eigenen Dialekt seit längerer Zeit geläufig und ich kenne für dieses Wort auch aus anderen Strichen Transdanubiens mundartliche Belege. J. Bolla hat in Felsőgörzsöny folgendes aufgezeichnet (*A nép konyhamestersége*. . . [Die Kochkunst des Volkes...] 57): „Az *iedespaprika* olyan paprika, mely nem csípi az ember száját, s kellemes íze van" (Der süsse Paprika ist eine Paprikaart, welche im Mund des Menschen nicht brennt und von angenehmem Geschmack ist). Im Segediner Wörterbuch (Szegedi Szótár) von S. Bálint finden wir unter dem Stichwort *édespaprika* (süsser Paprika) folgende Bedeutungen: „*édőspaprika* 1. 'gondosan kidolgozott, finomra őrölt, nem csípős paprika' (sorgfältig zubereiteter, fein gemahlener, nicht scharfer Paprika). 2. 'közvetlen nyers fogyasztásra való húsos zöld paprika, amely nem csípős' (zum unmittelbaren rohen Verbrauch geeigneter fleischiger Grünpaprika, der nicht scharf ist). Más neve *bolgárpaprika* (Er heisst auch bulgarischer Paprika). 3. A hivatalosan *csípősségmentes* néven emlegetett, Kalocsa vidékéről származó, kitenyészített paprikafajta. Törzsökös szegedi paprikatermelő a szót mindhárom jelentésben, röviden *édős* alakban is használja. (Die offiziell als schärfefrei bezeichnete, aus der Gegend von Kalocsa stammende, eigens gezüchtete Paprikaart. Der alteingesessene Segediner Paprikabauer gebraucht das Wort in allen drei Bedeutungen auch in der Kurzform 'süsser').

B) *Édes* (süss) 'nicht sauer':

In diesem Zusammenhang ist vor allem die in den ungarischen Mundarten belegte Bezeichnung *édesleves* (süsse Suppe, Süßbrühe) zu erwähnen. Im heutigen Umgangsungarisch sprechen wir von einer *édesleves* (süssen Suppe) nicht in dem Sinne, dass wir damit keine saure Suppe meinen. In der ethnographischen Literatur aber ist diese Bezeichnung allgemein gebräuchlich: »... beszéltünk gyümölcs-, korpa-, tészta- stb. levesekről, amelyek aztán megint vagy *édesek* vagy *savanyúak*« (... wir können von Früchte-, Schrot-, Nudelsuppen u. a. sprechen, die wiederum *süss* oder *sauer* sein können) — lesen wir in »A magyarság néprajza« (Ethnographie des Ungartums) über die Volksnahrung (2. Aufl. I, 75). »A vad és félvad zöldséget, levelet, sóskát, csalánt, répát, uborka- és káposztaféléket egyszerről savanyítással vagy forrázással szokás élvezhetővé tenni. *Édesen* a lisztelő növényeket forrázzák« (Das wild und halbwild wachsende Grünzeug, wie Kräuter, Sauerampfer, Nesseln, Rüben, Gurken- und Kohlarten werden durch einfaches Säuern oder Brühen geniessbar gemacht. *Süss* werden die mehligten Gewächse gebrüht; a. a. O. I, 36). — »Húsból természetesen leveket is főznek, még pedig *édeseket* és *savanyúakat*« (aus Fleisch werden selbstverständlich auch Brühen zubereitet, und zwar *süss* wie saure; a. a. O. I, 73). In einer Gegend von Göcsej ist »reggel az első étel *savanyú*, a második *édes* illetőleg nem *savanyú*« (morgens die erste Speise sauer, die zweite *süss* bzw. nicht sauer; Gönczi, Göcsej 154). Der Genuss von sauren Speisen (Suppen und Gemüsespeisen) zur Fastenzeit ist in der ethnographischen Literatur aus ganz Ungarn belegt. Darüber lesen wir im erwähnten Werk (I, 100): »ez a szokás egy korábbi korszak kezdetleges táplálkozásához való visszatérést jelent« (dieser Brauch bedeutet eine Rückkehr zur primitiveren Ernährung einer früheren Periode).

Die Frage, ob die Verbreitung von sauren Suppen und Brühen eine Rückkehr zu einer früheren Ernährungsweise bedeutet oder aber eine ältere Überlieferung darstellt, kann ich hier nicht entscheiden. Soviel ist gewiss, dass saure Suppen und Brühen von den Bauern auch heute noch in vielerlei Zubereitungsart genossen werden. Desgleichen bezeugen die einschlägigen Angaben der älteren ungarischen Literatur, dass diese sauren bzw. gesäuerten Speisen in der Ernährung des Ungartums früher eine wichtige Rolle gespielt haben. So ist z. B. die saure *cibereleves* (Brockensuppe) nach den Angaben des Magyar Tájszótár (Ung. Dialektwörterbuch) eine im ganzen Land sehr verbreitete Speise. Darum wurde auch das Adjektiv *édes* (süss) im Zusammenhang mit Speisen ein Attribut im Sinne von 'nicht sauer, nicht gesäuert'.

Ich führe einige Belege an: unter *édesleves* (süsse Suppe, Süßbrühe) versteht man im Órség eine aus Steckrüben (*csutrirépa*, *karurépa*) zubereitete Brühe (vgl. Kardos, Az Órség népi tápl. [Die Volksnahrung im Órség] 43). Ebenda werden die Rüben im allgemeinen sauer zubereitet (a. a. O. 55). — *Édös becsinált* (süss eingemachte Speise) 'alte Hochzeitsspeisen, mit denen man

den Frauen aufwartete' (Kiskunhalas, aus der Sammlung des Sprachwissenschaftlichen Instituts zum Neuen Ungarischen Dialektwörterbuch [Új Magyar Tájszótár, des weiteren ÚMTsz.]). — *Éidezsab* (süsse Bohnen) 'mit geräuchertem Schweinernem und Grünzeug zubereitete (nicht gezuckerte) Bohnensuppe' (Gelej, eigene Sammlung). — *Ídes paszú* 'mit Schweinernem zubereitete Bohnensuppe' (Hajdúnánás: ÚMTsz.). — *Tejfölös borsú* (Rahmerbsen), *tejfölös krumpli* (Rahmkartoffeln) »akár édesen, tehát csak habarással, akár mint *savanyúleves*, még egy pár csepp ecettel ízesítve — szerepel az étrendben« (kommen sowohl süß, d. h. nur angerührt, aber auch als saure Suppe auch mit einigen Tropfen Essig gewürzt, in der Speiseordnung vor; Kardos a. a. O. 43).

Die nächstfolgende im Ungarischen geläufige Bezeichnung, welche ebenfalls zur Benennung einer negativen Geschmacksempfindung dient, bzw. in der das Adjektiv *édes* das Fehlen des sauren Geschmacks anzeigt, ist die Bezeichnung *édeskáposzta* (süßer Kohl, Süßkraut). Im Gegensatz zu den oben erwähnten Süßbrühen ist diese Benennung in den ungarischen Mundarten wie im Umgangsungarisch allgemein bekannt. Der Sinn dieser Bezeichnung ist aber nicht eindeutig. — Ich bin der Meinung, dass heute im Umgangsungarisch unter *édeskáposzta* (Süßkohl) hauptsächlich der ungesäuert zubereitete weisse Kopfkohl zu verstehen ist. Aus Transdanubien kenne ich aber eine andere Bedeutung dieses Wortes. In Szentgál ist z. B. *édeskáposzta* (Süßkohl) ein Synonym für *kel*, *kelkáposzta*, *olasz*, *olaszkáposzta* (Wirsingkohl, Grünkohl, Welscher, Savoyer, Welschkohl, Welschkraut). Dieses Gemüse heisst hier auch *pulutyka*. Dieselbe Bedeutung des Wortes finde ich auch in einigen anderen mundartlichen Aufzeichnungen: *ideskáposzta* 'aus Welschkraut zubereitetes, eingedicktes Gemüse' (Kismánya, Slowakei, früher Kom. Nyitra; ÚMTsz.). Im Örség nennt man die aus Wirsingkohl oder aus Herbstkraut (Kopfkraut) zubereitete Speise *édeskáposzta* (Süßkraut) (vgl. Kardos a. a. O. 53, 55).

Die Gleichsetzung von *kelkáposzta* (Wirsingkohl) und *édeskáposzta* (Süßkohl) ist nicht nur für die Dialekte kennzeichnend. Man sollte nicht ausser acht lassen, dass im Révai-Lexikon (XI, 226) bei der Aufzählung der verschiedenen Kohlarten unter 3. folgendes steht: »A *kél*, *kel-k.*, *olasz*-, v. *édes-k.*« (Wirsing, Wirsingkohl, Welschkohl- od. Süßkohl; *Brassica sabauda* L.). — Auch die älteren Belege verweisen in Richtung dieser Unterscheidung. Im Lexikon Mártons: (1799) heisst es: »Kehlkraut, das: *kelkáposzta*, *édeskáposzta*.« Bei Páriz Pápai — Bod (1782. im lateinischen Teil): »*Brassica crispa*, vel *apiana*: *Édes fodor káposzta* (Süßer, krauser Kohl)«.

Aus diesen Angaben kann man — wenn auch mit Vorbehalt — wohl schon darauf schliessen, dass sich die Bezeichnung *édeskáposzta* (Süßkohl) ursprünglich nicht nur auf die zubereitete Speise, sondern auch auf das Gewächs selbst bezog, das — im Unterschied zur allgemeinen Zubereitungsweise der Kohlspeisen — ungesäuert genossen wurde. Nachdem aber die süsse, d. h.

ungesäuerte Zubereitung auch auf den Kopfkohl übergegriffen hatte, übertrug man die Benennung der Gewächsart auch auf die Speise.

Diese Bezeichnung wird auch durch die folgenden mundartlichen Angalben belegt: *édőskáposzta* 'aus ungesäuertem Kraut bereite Zuspese' (Hódmezővásárhely: ÚMTsz.); *ides káposzta* 'mit Rahm zubereiteter kleingeschnittener Kohl': »man pflegt auch suppigtes Kraut mit Milch zu kochen, es heisst *Süsskraut*» (Hajdúnánás: ÚMTsz.); *ides káposzta* 'ein aus dem für den Winter eingemieteten Kohl zubereitetes Gemüse' (Bakonyalja: Nyelvészeti Füzetek (Linguistische Hefte) Nr. 34, 43). In dieser Bedeutung finden wir das Wort auch bei Ballagi (A m. ny. teljes szótára [Vollständiges Wtb. der ung. Sprache] 1873).

Dass der Kohl, und zwar der Sauerkohl eines der wichtigsten Nahrungsmittel des ungarischen Volkes war, kann durch unzählige ethnographische Zeugnisse belegt werden. Doch dürfen wir den Umstand nicht ausser acht lassen, dass saure Suppen, saure Speisen und vor allem aus Sauerkraut zubereitete Gerichte in ganz Osteuropa grosse Verbreitung gefunden haben und vielerorts als Nationalspeisen gelten. Man denke doch nur an die Sechtschorba (*ciorbă*) der Rumänen, an den Sechtschi und Borschtsch der Russen (vgl. Magy. Népr. I, 101).

Für den Gebrauch von *édes* (süss) im Sinne von 'nicht sauer' finden wir auch im Zusammenhang mit Milchprodukten einige Belege. Da die ungegorene Milch tatsächlich Zucker enthält und auch süss schmeckt, möchte ich mich mit der Bezeichnung *édestej* (Süssmilch) hier nicht befassen. Doch lassen sich noch einige andere Bezeichnungen dieses Begriffsbereiches zu unserer Untersuchung heranziehen.

Der Grossteil der Milchprodukte (ung. *tejfel* [Rahm], *sajt* [Käse], *túró* [Quark, Topfen] usw.) schmecken sauer oder säuerlich. Wenn der Geschmack dieser Produkte vom üblichen, natürlichen Geschmack nicht absticht, so erhalten diese auch kein besonderes Attribut. Wenn aber diese Milcherzeugnisse den natürlichen sauren oder säuerlichen Geschmack entbehren, bzw. wenn dieser in geringerem Masse vorhanden ist, so nennt man diese Milcherzeugnisse mit Beifügung *édes* (süss).

Sehen wir nun einige Beispiele:

Édessajt (Süsskäse, milder Käse) 1792: 'gomolya, gömölye' (Klumpkäse), zu kleinen Klumpen gekneteter Süsskäse (Baróti Szabó Dávid: *Kisdol Szó-tár*² 72); 1809: 'édes sajt: Dulcis Caseus' (Simai Kristóf: *A végtagokra szedett Szótár* I, 196). Nach Mokri—Möller (*Az európai manufaktúrák* [Die europäischen Manufakturen] 372) »az édestejsajt olyan tejből készítették, a' mellynek a' felit nem szedték le» (wird der Süssmilchkäse aus der Milch bereitet, deren Schmant man nicht abgeschöpft hat). (Die letzten zwei Belege entnehme ich aus den Materialien des Sprachwissenschaftlichen Instituts zum vorbereiteten Grossen Wörterbuch.) Im *Barkóság* bedeutet Süsskäse soviel wie frischer

Schafskäse (*juhsajt, gomolya*; vgl. Nyr. XXXII, 521); in BálványosváraIja wird nach der Mitteilung von L. Kovács (Ethnographia LVIII, 202) die nach dem Laben geronnene, unberührte Milch *édessajt* (Süssquark) genannt. Anscheinend ist die mit Lab geronnene Schafsmilch nicht so sauer wie die von selbst geronnene Kuhmilch. Darauf verweist, dass auch die Molke (das Käsewasser, ung. *savó*) dieser Milch das Attribut *édes* (süss) erhält: *idessavóu* (Süssmolke) 'die bei der Zubereitung von Schafskäse aus der geronnenen Milch ausschliessende Molke': »a tarisznyában marad a *låtysajt*, melynek kicsurgó leve az *idessavóu*» (im Beutel bleibt die Käsemasse [der Topfen], deren abrinrendes Wasser die Süssmolke ist; Magyarvalkó, Rumänien; Ethn. LIV, 86).

Hier seien noch die Benennungen *édes orda, édes túró* erwähnt. Die erste wird vom NySz. aus PP. und PPBl mit der Bedeutung 'mollis caseus, caseus recens' angeführt. Ausserdem finden wir sie auch bei I. Sándor (Toldalék 53). Die zweite Bezeichnung findet sich auch im Wörterbuch von S. Bálint (Szegedi Szótár), und zwar hier aus Tápé belegt: *édöstúru* 'Topfen, der aus gekochter und nach Beigabe von Apothekerlab geronnener Milch gewonnen wird'.

In der ethnographischen Literatur habe ich das Attribut *édes* (süss) auch in bezug auf mit Mehl zubereitete Speisen gefunden. Meines Erachtens dürfte die Beifügung *édes* (süss) in diesen Wendungen auf das Fehlen des durch Beigabe von Sauerteig entstandenen säuerlichen oder sauren Geschmacks hinweisen (vgl. Magy. Népr.² I, 77, 80, 81 usw.).

C) *Édes* (süss) 'nicht salzig, ungesalzen':

Das bekannteste Beispiel für diese Bedeutung ist wohl *édesvíz* (Süsswasser). — Die Bezeichnung *édesvíz* ist nur als Kunstwort geläufig und wohl als Gegensatz zu Salzwasser, Meerwasser aufgekommen. Es bezeichnet 'Wasser, das anders als Meerwasser schmeckt und daraus die Salze des Meerwassers fehlen'. Es handelt sich hier offensichtlich nicht um eine ursprüngliche Wortbildung des Ungarischen, vielmehr dürfte hier die Übersetzung des deutschen Wortes Süsswasser oder eine Lehnübersetzung vorliegen. Das ungarische Wort kann gar nicht auf Grund der dem Ungarischen eigenen Anschauungsweise der Dinge entsprossen sein, weil im Ungarischen das Wort *víz* (Wasser) nicht Meerwasser bedeutet und es (ohne besonderes Attribut) auch gar nicht bedeuten kann. In seiner Bildungsweise aber ist das Wort selbstverständlich ungarisch, wie dies schon aus den bisher angeführten und des weiteren noch zu erwähnenden Bedeutungen des Adjektivs erhellt.

Nun finden wir aber in den ungarischen Dialekten unter den geographischen Namen einige einschlägige, organische Sprachbildungen des Ungarischen. Unter den ungarischen Gewässernamen finden wir z. B. Benennungen wie *Édeskút* (Süssbrunn) (MNY. I, 459); *Édesvíz* (Süsswasser; Szentgál) usw.

Das Attribut *édes* (süss) kann aber in diesen Fällen von verschiedener Herkunft und Bedeutung sein: 1. In der mir geläufigen Mundart bezeichnet man mit *édesvíz* (Süßwasser) im allgemeinen Brunnenwasser ohne besonderen Geschmack, aus dem also die gewohnten, üblichen Salze fehlen. Dieselbe Bedeutung ist auch in Gamás (Komitat Somogy; mündliche Mitteilung von J. Kelemen) und in Kölked (Komitat Baranya, eigene Sammlung) bekannt. — I. Tálasi kennt die Bezeichnung *édesvíz* aus dem Tiefland, und zwar als Gegensatz zu *székesvíz* (*szikósóvíz*, d. h. gelöste Salze von Sodaböden enthaltendes Wasser); dieses spielte in der Viehhaltung von früher eine bedeutende Rolle, insofern es das Viehsalz ersetzte (mündliche Mitteilung, vgl. noch MNy. VIII, 129). — Des weiteren dürfte, meines Erachtens, die Bezeichnung *édesvíz* — besonders in Siebenbürgen — auch »kein saures Wasser, kein Mineralwasser« bedeuten.

Die folgenden Beispiele beziehen sich schon unmissverständlich auf die Bedeutung »nicht salzig« des Adjektivs *édes*: *édesre fog valakit* (jemanden in süsse Kost nehmen); mitgeteilt von V. Tolnai (Nyr. XXXII, 527) aus der Zeitschrift *Gyógyászat*: „(bizonyos betegségekben szenvedőt Tetétlenen) édesre fogják, azaz hat hétig sarsaparillafőzetet itatnak vele s ételéből a só teljesen kihagyják” ([an einer bestimmten Krankheit Leidende werden in Tetétlen] in süsse Kost genommen, d. h. sie müssen sechs Wochen lang einen Sarsaparillasud trinken und ihre Speisen werden völlig ohne Salz zubereitet). — *Édeshurka* (Süßwurst): 'ins Wasser wirft man etwas Salz. Dies, damit die Wurst nicht süß sei' (Hajdúnánás: ÚMTSz.). — *Édöslegelő* 'süße Weide; Schafweide, die nicht auf versalzten Böden (Sodaböden) liegt' (z. B. Weiden auf Sandböden, Herbstweiden im Hochwassergelände der Theiss). In solchen Gegenden streut man den Schafen Rindersalz in die Tränke. Die *édöslegelő* (Süßweide) ist der Gegensatz zur *székeslegelő* (versalzten Weide, d. h. zur Weide auf Sodaböden; vgl. das Wörterbuch von S. Bálint). — *Édeszsír* (Süßschmalz) 'ungesalzenes Schmalz'; (Sáránd, Komitat Hajdú); ÚMTSz.: „... olajat vagy édes (sótlan) zsírt kennek” (... wird Öl oder süßes [ungesalzenes] Schmalz gestrichen; Csongrád: Ethnographia LIX, 134); „de a bevarrott háj, még azt mondhatom, inkább neki való volt, mert az *édes zsír*” (aber der geräucherte Flomen, soviel möchte ich noch sagen, war für ihn besser, weil der — süßes [ungesalzenes] Schmalz ist; S. Szücs: Puszta krónika [Pusztachronik] 112). Für *édes zsír* verwendet man übrigens vielerorten auch die Bezeichnung *sajtalan* (= *sótalan*) *zsír* (ungesalzenes Schmalz). So habe ich es unlängst in Gelej aufgezeichnet.

D) *Édes* (süss) 'nicht bitter':

Auf Grund des bisher Dargelegten halte ich es für sehr wahrscheinlich, dass das ungarische Adjektiv *édes* (süss) auch die Bedeutung 'nicht bitter' hat, doch kann ich hierfür kein wirklich eindeutiges Beispiel anführen. Ich

halte es nur für wahrscheinlich, dass z. B. der *süsse Lattich* seinen Namen auf Grund der Gegenüberstellung mit dem *bitteren Lattich* erhalten hat.

Übrigens gibt es im Ungarischen sehr viele mit *édes* zusammengesetzte Pflanzennamen, nur kann man diese in unserem Zusammenhang schwer mit Sicherheit beurteilen. In den meisten Fällen fehlt nämlich die Identifizierung mit der Sache. Es lässt sich also nicht leicht entscheiden, auf welche Pflanze der Name bezogen wird und ob ein und derselbe Name in verschiedenen Landstrichen auch immer die gleiche Pflanze bezeichnet: so kann man auch nicht feststellen, ob das Attribut *édes* bei diesen Pflanzennamen den wirklichen Geschmack des Gewächses andeutet, bzw. ob es das Fehlen eines prägnanten Geschmacks oder ein sonstiges Merkmal anzeigt. Ausserdem genügt die Identifizierung von Name und Sache an sich noch nicht, weil man fallweise feststellen muss, welche Pflanzen im Falle der Benennung miteinander verglichen, einander gegenübergestellt wurden, was also die Grundlage des Vergleichs, die Anregung für die Benennung war. Hier aber können sehr verschiedene Faktoren mit hineinspielen und es ist keineswegs gewiss, dass die Betrachtungsweise des Volkes in diesem Zusammenhang nur Gewächse der gleichen Art bzw. Familie einander gegenüberstellt.

2. Als Ergänzung zu den abgehandelten sprachlichen Belegen möchte ich noch einige Angaben erwähnen, aus denen hervorgeht, dass das Ungarische die genannten Bedeutungen des Adjektivs *édes* (süss) nicht nur auf Geschmacksempfindungen anwendet, sondern auch auf andere Empfindungen überträgt. (In allen diesen Fällen bezeichnet *édes* immer das Fehlen einer prägnanten, ansonsten sinnfälligen Empfindung.) So z. B. im Bereich des Tastsinns:

A) *Édes* (süss) 'nicht ätzen d':

Édöslug (milde Lauge) 'mit abgebrühter oder einmal gekochter Holzasche zubereitete Aschlaug' (Ormánsági Szótár). Dieselbe Bedeutung habe ich auch in Kölked (Komitat Baranya) aufgezeichnet. Hier handelt es sich offensichtlich um eine schwächere Art der Lauge im Unterschied zur starken Lauge. Hier sei bemerkt, dass die Ätzlauge (Mutterlauge) auch unter der Bezeichnung *keserülug* (Bitterlauge) bekannt ist. (Árulajstrom [Warenliste] 501. Nagysz.).

B) *Édes* (süss) 'nicht brennen d': *idescsóvány* 'Taubnessel, *Lamium maculatum*' (Nagycétény, Slowakei, früher Komitat Nyitra: ÚMTSz.; zwei verschiedene Belege!). Diesen Namen habe auch ich in Kemence (Komitat Pest) aufgezeichnet, doch konnte ich die Pflanze nicht identifizieren. Ung. *idescsóvány*, *édescsóvány* (Süssnessel, Mildnessel) bezeichnet also eine nicht brennende nesselähnliche Pflanze, die Taubnessel. Der Bedeutungswandel beruht wohl darauf, oder wurde im wesentlichen dadurch gefördert, dass

sich 'brennend' sowohl auf Geschmacksempfindungen wie auf Tastempfindungen (Hautempfindungen) beziehen kann.

C) *Édes* (süß) 'nicht hart': *édeshús* (zartes Fleisch) 'das feinste, zarteste Fleisch des Schweines': In dem von B. Radvánszky im Jahre 1893 herausgegebenen Kochbuch aus dem XVI. Jahrhundert lesen wir: »...az disznókban is vadnak nevezetes peccsenyék, csuka peccsenye, czemkos peccsenye, *édes peccsenye*. . . ez nem az derék disznó szüretre való, hanem urak kedvéért« (auch in den Schweinen finden sich besondere Braten, wie das Rückenstück, das Rippenstück, das zarte Bruststück (eigtl. süßer Braten) . . . die nicht beim üblichen Schweineschlachten (Sautanz) zu verbrauchen, sondern für die Herren bestimmt sind; 63—64); „az erdeinek szép *édes húsat* vágjad fel elegesleg“ (das schöne, zarte Fleisch der Wildsau schneide entsprechend zu; ebd. 62); „ezt az disznó *édes húsat* mosd ki, tiszta vizet és hort össze reá, vért is és fekete kenyert is hányj reá“ (dieses zarte Fleisch des Schweines wasche aus, begiesse es mit Wasser und Wein, gib auch Blut und Schwarzbrot darauf; ebd. 61). — *Édespeccsenye* 'schmackhaftes, zartes Fleisch': »a' Rétze, kívált a' nősténnye *édes* jó ízű melegítő peccsenye« (die Ente, besonders das Weibchen ist ein zarter, schmackhafter, wohlbekommender Braten: J. Zsöldos: Diacatika 41); dieselbe Bedeutung ist heute auch in der Mundart bekannt: *édespeccsenye* 'zartes Schweinefleisch, Fleckenbraten' (Csenger, Komitat Szatmár ÚMTSz.); *iédespeccsenye* 'Rückenstück des Schweines, das feine, zarte, faserige Fleisch' (Umgebung von Beregszász/ Berechowo: ÚMTSz.).

D) *Édes* (süß) 'nicht heiss'. Für diese Bedeutung kann ich nur ein Beispiel aus der Kindersprache erwähnen, u. zw. auf Grund der mündlichen Mitteilung von G. Uray. Beim Essen war seinem Sohn die Speise zu heiss, worauf seine dreijährige Tochter folgendes sagte: „Az én főzelékem nem forró, az enyém *édes*. (Mein Gemüse ist nicht heiss, das meine ist süß.)

3. Weiter oben habe ich schon auf das Problem hingewiesen, dass man in einzelnen Fällen, wenn das Adjektiv *édes* als erstes Glied von zusammengesetzten Geschmackbezeichnungen steht, seinen genauen Bedeutungsinhalt nicht immer feststellen kann, u. zw. seinen negativen Bedeutungsinhalt, was nämlich mit dem Adjektiv als etwas Fehlendes, ausnahmsweise nicht Vorhandenes angezeigt wird.

Im Falle von *édespaprika* (süßer, milder Paprika) war die Bedeutung des Adjektivs eindeutig klar. In der Zusammensetzung *édesleves* (süße Suppe) hatte das Adjektiv auf Grund der angeführten Belege die Bedeutung 'nicht sauer'. Aber Wendungen wie *édeslé* (süße, glatte Tunke, Sosse, Brühe) und *éleslé* (scharfe, starke, würzige Tunke, Sosse, Brühe), die wir z. B. im Radvánszky'schen Kochbuch (Radvánszky Szakácskönyv) und auch anderenorts finden,

lassen darauf schliessen, dass hier das Adjektiv *édes* im Sinne von 'nicht scharf (nicht würzig, ungewürzt), nicht stark' verwendet wird. Und wie G. Bárczi diesbezüglich berichtet, versteht man heutzutage in Debrecin unter *édesleves* (süsse Suppe) eine »ungesalzene Suppe«. In derselben Bedeutung gebraucht man die Wendung auch in Kölked (Komitat Baranya; eigene Aufzeichnung).

Wir müssen also die genaue Bedeutung des hier abgehandelten Adjektivs fast fallweise präzisieren, die heutigen und die historischen Belege genau sichten und auseinanderhalten, wobei wir niemals das Wort von der Sache, die Sprache von der materiellen Wirklichkeit loslösen dürfen.

4. Wie aus den bisher angeführten Belegen ersichtlich, zeigt das ungarische Adjektiv *édes* in vielen Fällen das Fehlen eines prägnanten Geschmackes an. Diese Bedeutung war in der älteren sprachgeschichtlichen Periode ziemlich häufig, kommt aber heute nur noch in der Umgangssprache und in den Mundarten vor. Man kann aber zweifellos feststellen, dass dieser Bedeutungsbereich heutzutage rasch verschwindet. Im Umgangsungarisch hält sich diese Bedeutung eigentlich nur in der Zusammensetzung *édeskáposzta* (Süsskohl); zur Beibehaltung der Wendungen *édestej* (Süssmilch) und *édespaprika* (süßer, milder Paprika) hat beträchtlich beigetragen, dass in diesen Fällen ein süsser, bzw. süsslicher Geschmack tatsächlich vorhanden ist. Auch in den ungarischen Mundarten finden wir für die genannte Bedeutung immer weniger lebendige Belege.

Ich möchte nun die Ursache dieser Erscheinung untersuchen. Indem wir die Nuancen der Geschmacksempfindungen sprachlich nur mit zwei extremen Werten ausdrücken können *erős* (stark, scharf) — *édes* (süss, mild, glatt); *sós* (salzig, gesalzen) — *édes* (süss, nicht salzig, ungesalzen); *késérő* (bitter) — *édes* (süss, nicht bitter), oder diese nur mit einer positiven Geschmacksbezeichnung von entgegengesetztem Wert (*édes* [süss]) bezeichnen, führt dies auf einer bestimmten Entwicklungsstufe zur Unsicherheit im sprachlichen Ausdruck, d. h. wir sind in der genauen und eindeutigen Mitteilung unserer Gedanken behindert. An einem konkreten Beispiel erhellt, bedeutet dies folgendes: wie sich der Zuckerverbrauch allgemein durchsetzte und der Zucker zu einer Volksnahrung wurde, und wie sich andererseits die gezuckerten, süss zubereiteten Speisen und Suppen verbreiteten (und damit der Genuss von sauer angerichteten Speisen zurückging), rückte im Falle des Adjektivs *édes* (süss) die Bedeutung 'im Geschmack wie Zucker' auf Kosten der oben abgehandelten Bedeutung in den Vordergrund.

Heute können wir den nicht bitteren, nicht sauren, frischen Quark (Topfen) nicht als *édestúró* (süßer Quark) bezeichnen, weil es unter derselben Benennung einen gezuckerten, versüssten Quark gibt. Die mit wenig Salz oder ungesalzen zubereiteten Suppen können wir ebensowenig *édesleves* (süsse Suppe) nennen, weil es tatsächlich süsse, gezuckerte Suppen gibt. Und wenn

der Magenkranke »in süsse Kost genommen wird«, so ist es nicht ohne Bedeutung, ob man die für ihn bestimmten Speisen mit wenig Salz oder ohne Salz (d. h. gewürzlos) zubereitet, oder ob er tatsächlich zuckerhaltige, versüsste Speisen erhält.

Es ist also verständlich, dass die Sprache — wie in anderen ähnlichen Fällen — auch diesmal die möglichen Missverständnisse ausschalten möchte. Als Folge dieses Strebens erscheint die Zurückdrängung der abgehandelten Bedeutung, andererseits — als eine hiervon untrennbare Folgeerscheinung — die auch weiterhin notwendige Differenzierung und das Aufkommen von ihr angemessenen, genaueren und eindeutigeren sprachlichen Bezeichnungen.

Dass sich dieses Streben durchsetzt, sehe ich z. B. an der Erscheinung, dass im Umgangsungarisch und in den ungarischen Dialekten der Name *kel*, *kelkáposzta* (Wirsing, Wirsingkohl) anstelle von *édeskáposzta* (Süsskohl) tritt, dass in der Mundart zur Bezeichnung des nicht scharfen gemahlenden Paprikas im allgemeinen die Benennung *színespaprika* (farbiger Paprika) allgemein aufkommt (worunter man auch den im Handel erhältlichen Gewürz-paprika versteht, usw. im Gegensatz zum daheim vorrätigen *erőspaprika* [scharfen Paprika]); hier sei auch eine andere sprachliche Ausdrucksform erwähnt, insofern nämlich unsere Kochbücher die mit wenig Salz, bzw. völlig ohne Salz zubereiteten Speisen als *sószevény* (salzarm), bzw. *sómentes* (salzfrei, salzlos) bezeichnen.

Selbstverständlich zeigen die Ansätze zu neuen sprachlichen Ausdrucksformen auch pathologische Symptome. So stosse ich neuerdings immer häufiger auf den Ausdruck *csípmentes* (schärfefrei; eigentlich: beissfrei) als Bezeichnung einer Paprikasorte. Ich möchte mich hier mit dem normativen Aspekt dieses Problems nicht auseinandersetzen. Wir müssen aber bedenken, dass die im Sprachgebrauch auftretenden Fehler jedenfalls sehr oft darauf aufmerksam machen, dass das Gleichgewicht zwischen dem Bedarf an Ausdrucksformen und den entsprechenden sprachlichen Möglichkeiten labil geworden ist. Ein einschlägiger Hinweis ist auch die ungarische Wortbildung *csípmentes*, ein besonders schönes Exemplar für die Belege zu der noch ausstehenden »Grammatik der Sprachfehler«.

5. Abschliessend möchte ich nur betonen, dass die Klärung der psychologischen Grundlagen beim Aufkommen der erörterten Geschmacksbezeichnung eine sehr wichtige und interessante Aufgabe der weiteren Forschungsarbeiten sein wird. Selbstverständlich müssen wir in diesem Zusammenhang auch die Anregungen verwerten, die wir aus der Untersuchung der analogen Erscheinungen bei anderen Sinneswahrnehmungen erhalten können. Meines Erachtens dürften wir z. B. im Falle der Wortpaare *hideg* (kalt) — *meleg* (warm), *fekete* (schwarz) — *fehér* (weiss), usw. mehr oder minder ähnliche Erscheinungen wie bei den Korrelationen *erős* (stark, scharf) — *édes* (süss, mild),

keserű (бitter) — *édes* (сüss) usw. vorfinden. Als Beispiel möchte ich hier nur erwähnen, dass das Landvolk in Szentgál (Komitat Veszprém) den Ungarn, der unter die Wanderzigeuner gegangen ist oder eine Zigeunerin geheiratet hat, als *magyar cigány* (ungarischen Zigeuner), *fehér cigány* (weissen Zigeuner) bezeichnet hat. Ich kann aber auch eine bekanntere Analogie anführen. Der nicht rote (d. h. nicht auffallend gefärbte) Wein wird auch in der Umgangssprache *fehér bor* (Weisswein) genannt, obschon er keineswegs weiss ist.

Selbstverständlich sollten wir im Zusammenhang mit dem Bedeutungswandel der ungarischen Geschmacksnamen auch die Zeugnisse anderer Sprachen in Betracht ziehen. Einige dieser einschlägigen fremdsprachlichen Erscheinungen mögen die Entstehung der ungarischen Ausdrucksform, bzw. Bedeutung auch unmittelbar beeinflusst haben, andere wiederum werden geeignet sein, um Schlüsse von allgemeinerer Geltung zu ziehen.

Ich habe schon auf die Beziehung von ung. *édesvíz* und dt. *Süsswasser* hingewiesen. Ich könnte aber auch solche Wendungen wie *süsses Brot* (d. h. Weissbrot) und *saueres Brot* (Schwarzbrot) (Grimm: DWtb. X, 1287), *süsse Wiesen* (d. h. als Weide geeignete Wiesen) und *sauere Wiesen* (als Weide ungeeignete Wiesen) (Grimm: DWtb. X, 128—129) anführen. In diesem Zusammenhang möchte ich auch auf die französischen Wendungen *mets doux* 'ungewürzte Speisen', *châtiment doux* 'milde Strafe', *lime douce* 'feine Feile' usw. hinweisen.

Doch die Erörterung dieser sprachlichen Formen und der in anderen Sprachen reichlich vorhandenen Analogien gehört nicht mehr in den Rahmen dieser engbegrenzten Abhandlung.

«СКРЫТЫЕ» ЗНАЧЕНИЯ ВЕНГЕРСКОГО ПРИЛАГАТЕЛЬНОГО *ÉDES* 'СЛАДКИЙ'

(Резюме)

Автор статьи описывает те «скрытые» значения прилагательного *édes* (сладкий), которые не приводятся в словарях венгерского языка. Эти значения частично употребляются и в современной венгерской разговорной речи, частично устарели или встречаются лишь в диалектах.

Слово *édes* во многих случаях означает не «подобный меду или сахару вкус», а *отсутствие* какого-нибудь вкуса. Это значение данного прилагательного можно найти в таких определительных словосочетаниях, в которых определение к имени означает какой-то характерный для существительного вкус. Например: «не крепкий» (*édes torna*, *édes paprika*) (сладкий хрен, сладкий перец); «не кислый» (*édesleves*, *édes káposzta*, *édes túró* сладкий суп, сладкая капуста, сладкий творог); «не соленый» *édesvíz*, *édeszír* (сладкая вода, сладкий жир); «не горький» *édeslapi* (сладкий лопух). Подобное значение прилагательного *édes* можно найти и в словосочетаниях, выражающих другие ощущения, например: «не едкий» *édes lúg* (сладкая щелочь); «не колючий» *édescsakín* (сладкая крапивница); «не жесткий» *édes hús* — *puha hús* (не жесткое мясо).

В конце статьи автор ссылается на другие языки, в которых также можно найти подобную полисмию прилагательного *édes*.

Л. Лэринце

APPLICATION DE LA STATISTIQUE LINGUISTIQUE AUX RECHERCHES DE DIALECTOLOGIE HISTORIQUE

Par
L. PAPP

I.

1. La dialectologie historique hongroise

La première période des recherches de dialectologie historique florissait dans la linguistique hongroise, ou plutôt touchait à sa fin, lorsque K. Nitsch se prononça d'une façon assez sceptique sur cette science et les possibilités qu'elle présentait¹. A partir du dernier quart du siècle passé — grâce aux initiatives de Zsigmond Simonyi et József Balassa — fut accompli le travail d'analyse monographique de nombreux monuments hongrois, afin d'en déterminer le caractère dialectal.² Si nous considérons les résultats de recherches de dialectologie historique inaugurées par Simonyi et Balassa, nous comprenons le scepticisme de K. Nitsch et de ceux qui, de nos jours encore, n'ont pu se libérer de leurs doutes à cet égard; la localisation hâtive et superficielle faite après la description du monument avait passablement compromis cette science. — Le travail de recherche de dialectologie historique hongroise, au sens actuel du mot, se rattache le plus étroitement au nom et à l'activité de Géza Bárczi. Sa conférence³ faite à la Société Hongroise de Linguistique, de même que ses autres activités⁴, ont non seulement fixé les tâches, mais servi d'exemple en ce qui concerne la méthode à suivre, et ont donné en outre des résultats durables.

Le passé de la dialectologie historique hongroise a été remarquablement mis au point par László Deme⁵; quant aux résultats et aux problèmes actuels,

¹ Cf. *Dialekty języka polskiego*. Wrocław—Kraków, 1957. 7—8. Cet ouvrage a paru pour la première fois en 1915.

² Pour la bibliographie des monuments écrits v. Dénes Szabó, *A magyar nyelv-emlékek* (Les monuments de la langue hongroise). 2^e édition. Budapest, 1959. Cf. encore *Magyar Nyelvjárások* (Dialectes Hongrois) IV, 3.

³ *Magyar Nyelv* (abréviation MNY.) XLIII, 81—91.

⁴ Cf. *Régi magyar nyelvjárások* (Anciens dialectes hongrois). Budapest, 1947. *A magyar történeti nyelvjáráskutatás* (Les recherches de dialectologie historique hongroise): Linguistique générale, stylistique, histoire des dialectes. Conférences prononcées au III^e Congrès National Hongrois des Linguistes. Budapest, 1956. 303—24; *A magyar nyelvjáráskutatás időszéri feladatai* (Tâches actuelles des recherches dialectologiques hongroises): Bulletin du Département des sciences linguistiques et littéraires de l'Académie Hongroise des Sciences (abréviation: I. OK.) VI, 59—87; etc.

⁵ *Nyelvatlaszunk funkciója és további problémái* (Fonctions et problèmes futurs de notre atlas linguistique). Budapest, 1956. 283—9. — Cf. encore Loránd Benkő, *Magyar nyelvjárástörténet* (Histoire des dialectes hongrois). Budapest, 1957.

ils sont examinés dans les oeuvres du même László Deme et de l'auteur de cet article.⁶ Un fait digne d'attention est que les chercheurs sont particulièrement attirés par le XVI^e siècle, et surtout la deuxième moitié, le dernier quart de ce siècle. Ce phénomène dont nous n'avons qu'à nous féliciter est par ailleurs tout naturel. Nous devons nous en féliciter car cette époque est décisive, tant du point de vue de nos dialectes que du point de vue de l'histoire de la langue écrite uniforme, et ce phénomène est naturel parce que les chercheurs peuvent rassembler suffisamment de documentations de l'époque pour étudier à fond telle ou telle sphère d'intérêt, tel ou tel domaine, tel ou tel personnage, qui n'ont pas encore été uniformisés par la norme linguistique écrite, c'est-à-dire qu'il est possible d'y examiner les divergences dialectales, alors que les traces d'une tendance à l'unité y apparaissent déjà; on peut donc y entrevoir les germes d'un type linguistique uniforme en train de naître.

Le problème principal de l'utilisation des sources dialectologiques est la localisation du monument. Il semble superflu de mentionner ici aux connaisseurs de l'histoire du moyen âge et du XVI^e siècle hongrois l'état arriéré dans lequel nous nous trouvons par rapport à nos voisins occidentaux, dont l'évolution a pu se faire dans des conditions plus paisibles. Les difficultés ne font qu'augmenter du fait qu'à l'époque où nous disposons d'un nombre assez important de monuments datés, la norme linguistique écrite commence à se préciser dans la pratique des lettres fonctionnant surtout en dehors du service des autorités. Les limites dialectales déjà pas trop nettes à cause des mouvements démographiques du moyen âge et du XVI^e siècle deviennent encore moins tangibles dans les monuments écrits, et des formes semblables ou sensiblement pareilles de l'usage se retrouvent sur des territoires assez éloignés l'un de l'autre.

Les ouvrages linguistiques parus jusqu'à présent ont traité cette question d'une manière assez approfondie. Dans un de mes articles précédents⁷, j'ai également posé le problème des possibilités de comparaison de la matière. En effet, les recherches dialectologiques historiques ne peuvent pas opérer selon un point de vue unique, à la base d'une matière recueillie dans des questionnaires soigneusement préparés à l'avance. Elles n'ont pas la possibilité de rassembler, des divers points du territoire à étudier, des textes d'une ampleur imposante, avec à l'appui des enregistrements au magnétophone effectués sur un sujet analogue, même en ce qui concerne le contenu. La dialectologie historique doit se contenter de ce qui a pu échapper à l'injure du temps,

⁶ László Deme: A XVI. század végi nyelvi norma kérdéséhez (Sur la question de la norme linguistique de la fin du XVI^e siècle). Budapest, 1959. László Papp: XVI. század végi nyelvjárásaink tanulmányozása (Etude sur nos dialectes de la fin du XVI^e siècle). Budapest, 1959. Nyelvjárás és nyelvi norma XVI. századi emlékeink gyakorlatában (Dialectes et norme linguistique dans la pratique de nos clercs du XVI^e siècle). Budapest, 1961. — Cf. encore MNy. LV, 292—9, ALH. XI, 419—33.

⁷ Az északkeleti nyelvjárásterület a XVI. században (Le territoire dialectal du nord-est au XVI^e siècle): Pais-Eml. (Monuments Pais) 466—72.

et moins encore, de la matière susceptible d'être localisée. La comparaison des données que contiennent ces monuments hétérogènes, si différents de forme, de genre et d'étendue, est extrêmement problématique. Le procédé qui a introduit dans la dialectologie historique la méthode de recherche recommandée par László Deme pour l'étude de nos dialectes actuels⁸, ne serait satisfaisant qu'au cas où la matière dont nous disposons serait aussi abondante qu'elle l'est — du moins en principe — dans l'examen des problèmes dialectologiques actuels. Il serait sans doute possible d'établir le questionnaire de l'atlas linguistique historique, mais on ne pourrait y faire figurer qu'un nombre limité de questions et presque uniquement l'examen des suffixes. Que nous nous propositions de découvrir l'expansion d'un phénomène ou d'un système phonétique complet sur tel ou tel territoire — à n'importe quelle époque passée — il faut envisager inévitablement le fait que nous manquerons des données de nombreux lieux, ou de données analogues sur divers lieux, ou, en maints lieux, de données pouvant être comparées.

Afin de pouvoir malgré ces difficultés comparer nos données, concilier et neutraliser — dans la mesure du possible — les divergences d'étendue, de contenu et de genre des sources dont nous disposons, nous devons employer une méthode qui réduise au minimum les fautes possibles.

Cet ouvrage sera l'application d'une telle méthode dans l'examen d'une question concrète: je m'occuperai, à l'aide de la méthode statistique, des circonstances de l'itacisme des dialectes hongrois orientaux du XVI^e siècle. (Voir plus bas [p. 72] la définition et les problèmes de l'itacisme.) J'ai effectué mes recherches sur 400 documents différents, d'une étendue totale de 230 000 syllabes.

2. La méthode

Dans la linguistique hongroise, les examens statistiques remontent à un passé très ancien. Les travaux de ce genre ont été présentés par Edit Vértés⁹ dans l'introduction d'une étude. Dans les diverses tendances nouvelles de la linguistique, un rôle de plus en plus important revient à la méthode mathématique: la fréquence des signes de linguistique, la régularité de leur emploi sont présentés au moyen de formules mathématiques. Les traits caractéristiques de la langue sont exprimés par des formules simples, plus compliquées, ou encore plus compliquées, de même que la probabilité d'emploi des signes ou des éléments de représentation. Des formules „infaillibles" ont été créées même pour déterminer la séparation des langues apparentées. —

⁸ Cf. *A magyar nyelvjárások néhány kérdése* (Quelques problèmes des dialectes hongrois). Budapest, 1953.

⁹ *Statistische Untersuchungen über den phonetischen Aufbau der ungarischen Sprache*: ALH. III, 125—57, 411—29, IV, 193—224.

Toutes ces tendances nouvelles on été étudiées dans plusieurs rapports¹⁰, et Ferenc Papp a même présenté dans une matière concrète l'utilité des ces méthodes mathématiques¹¹.

Quel rôle peut avoir la statistique linguistique dans les recherches de dialectologie historique? En exprimant par des chiffres les données des phénomènes linguistiques examinés dans des sources de caractère hétérogène et différenciant aussi par le contenu, en donnant le pourcentage des exemples et des exemples contraires en ce qui concerne leur proportion, les traits caractéristiques de la matière à examiner dont nous disposons peuvent être comparés à la base des pourcentages, même au cas où le phénomène examiné ne se présente pas sous les mêmes signes (morphèmes) et le même nombre de signes. En effet l'itacisme, ou l'eutacisme d'un texte, n'est pas seulement caractérisé par le fait que tel ou tel morphème se prononce avec un *i* ou un *ö*, mais aussi par la fréquence des morphèmes en question, la question de savoir s'ils sont toujours écrits avec *i*, *ö* ou si ces derniers alternent respectivement avec *e* ou *ë*. Ceci exigerait un travail fatigant de calcul, de statistique. Dans une telle étude, le simple dénombrement des phonèmes ne donnerait pas un résultat satisfaisant, excepté au cas où les textes examinés seraient d'une étendue suffisamment importante. Ainsi par exemple l'emploi des *i* chez Sylvester peut être déterminé par le simple dénombrement des phonèmes à la base de son nouveau testament. La charge du phonème *i*, caractérisant Sylvester, c'est-à-dire la langue de sa traduction du nouveau testament sera autre, tant en chiffre absolu qu'en pourcentage, que par exemple dans la bible de Heltai. Si la dialectologie historique avait en général la possibilité d'examiner dans des textes d'une aussi grande ampleur les propriétés linguistiques des monuments localisables, la méthode employée par Edit Vértés dans son oeuvre précitée serait en tous points satisfaisante. Evidemment, dans ce cas encore — même en établissant des statistiques — il faudrait composer une liste des morphèmes dont la présence plus ou moins fréquente modifie profondément dans tel ou tel sens le tableau phonétique général. Pour en rester à l'exemple choisi: la charge plus importante du *i* dans le texte de Sylvester dépend de ce que, chez lui, de nombreux mots, terminaisons, signes et désinences écrits avec *e* chez Heltai, le sont avec *i*. Il faudrait donc établir une nomenclature avec ces morphèmes marquant un excédent en faveur du *i*.

Nos textes aptes à des examens de dialectologie historique ne constituent que quelques lignes ou quelque pages, huit à dix tout au plus. A la base de ces textes, il ne paraît guère possible que nous puissions obtenir un tableau

¹⁰ Cf. László Antal: *Nyr.* LXXXIII, 307—11; István Fodor: *Nyr.* LXXXIV, 196—205; Ferenc Papp: *Valóság* (Réalité) 1961. n° 1, 76—82, I. OK. XVII, 289—306; Ferenc Papp fait également entrer en ligne de compte la littérature parue depuis l'étude d'Edit Vértés.

¹¹ *Filológiai Közöny* (Bulletin Philologique. — Abréviation FilKözl.) VII, 69—85.

fidèle du caractère de certains phénomènes concrets (emploi du *i* ou du *ö*, etc.) par un simple dénombrement des phonèmes. C'est justement pourquoi, dans les recherches de dialectologie historique — lors de l'examen de n'importe quel phénomène phonétique —, nous devons établir deux sortes de statistiques, de manière à pouvoir approcher avec plus de précision la réalité à reconstruire à la base de nos monuments si peu nombreux: 1. nous devons établir le nombre absolu et la proportion des exemples et des exemples contraires relevant du phénomène examiné; 2. nous devons établir le nombre de signes (de morphèmes) qui marquent les présences en nombre absolu, et la répartition des signes entre les exemples et les exemples contraires en nombre absolu et en pourcentage.

Pour illustrer la nécessité de ces deux sortes de statistiques, je vais présenter deux cas caractéristiques. — Dans le texte d'un testament d'une certaine longueur daté de 1586, on a trouvé dans 335 syllabes des possibilités d'itacisme, dont 149 syllabes (44,47%) réellement itacisantes, 1 syllabe comprenant un diphtongue (0,3%) et 185 syllabes étacisantes (55,22%). Dans le texte d'un procès-verbal d'audience à peine moins long (1568), nous trouvons des possibilités d'itacisme dans 222 syllabes, dont 102 réellement itacisantes (45,95%), 120 étacisantes (54,05%). Le nombre des itacismes des deux textes est donc presque entièrement pareil: 44,47% dans le testament, 45,95% dans le procès-verbal. Et maintenant comparons un peu les statistiques concernant les signes des deux textes:

Dans le testament		Dans le procès-verbal
56 signes différents %		27 signes différents %
avec <i>i</i>	30 = 53,57	19 = 70,37
avec <i>é</i>	13 = 23,21	5 = 18,52
<i>é ~ i</i>	12 = 21,43	3 = 11,11
Diphtongue	1 = 1,79	—
Total	56 = 100,00	27 = 100,00

La statistique concernant les signes attire tout de suite l'attention sur la différence entre les itacismes des deux textes.

Le procédé que j'ai employé au cours de l'examen est le suivant. En m'appuyant d'une part sur mon dialecte itacisant, d'autre part sur ma connaissance préalable solide de la matière, j'ai copié dans chacun des documents toutes les formes de mots dans lesquels l'itacisme est possible; ainsi par exemple les formes *békében* et *bikiben* deux fois chacune, les formes *békeségért* et *bikesigirt* trois fois chacune. De cette façon, j'ai 11472 données pour les itacismes, c'est-à-dire que les exemples et les exemples contraires des itacismes forment

ensemble les 4,99% de tout le texte. En ce qui concerne la répartition de la matière et les deux sortes de statistiques, je les ai effectuées à la base d'une documentation c o m p l è t e. — Etant donné d'autre part que, pour une appréciation plus exacte des itacismes, il convient de connaître la fréquence de tel ou tel morphème itacisant dans le système de la langue ou plus exactement dans la matière étudiée¹², j'ai constaté également le nombre de documents dans lesquels figure chacun des morphèmes, et combien de fois il y figure.

3. L'itacisme

L'itacisme, c'est-à-dire la prononciation d'un *i*, dans certains dialectes hongrois, à la place du *é* de la langue courante et d'autres dialectes, a été rapproché depuis longtemps, dans la linguistique de notre pays, de la question concernant l'histoire „des deux sortes de phonèmes *e*, c'est-à-dire *é* et *é* existant jadis dans la langue hongroise”¹³; jusqu'aux tout derniers temps, on présentait ce phénomène comme étant le résultat d'une prononciation plus fermée (changement *é* > *i*) dans les mots et les suffixes formés avec *é* dès avant le XVI^e siècle¹⁴. L'itacisme était considéré comme un phénomène „régulier”, pouvant entrer dans une règle. C'est pourquoi les variantes itacisantes des mots de la langue courante ne figurent pas dans le Dictionnaire Dialectal Hongrois, et c'est également pourquoi les monographies dialectologiques ne s'occupaient de l'itacisme que d'une façon tout à fait sommaire¹⁵. Bien qu'elles se rendent compte de l'emploi plus ou moins fréquent de l'itacisme dans tel dialecte par rapport à tel autre, et bien qu'en 1900 ait été publié dans le legs de János Arany un modèle de description systématique et complète de l'itacisme¹⁶, la mise au point des éléments d'un quelconque dialecte itacisant se fait toujours attendre. L'activité de Bálint Csúry et de ses disciples¹⁷ a mené à l'étude d'István Szabó¹⁸, où nous trouvons un recueil d'exemples complet sur le dialecte itacisant d'une agglomération.¹⁹

¹² Cette réserve est nécessaire parce que même une étendue assez importante ne neutralise pas les particularités dues au caractère du genre de la matière examinée.

¹³ Cf. József Budenz: Magyar Nyelvészeti (Abréviation: MNyszeti) V, 389—401.

¹⁴ Cf. Erzsébet Pataky: Az íző kódexek nyelvéről (De la langue des manuscrits itacisants). Szeged, 1930; István Fűr: Az *i*-zés állapota a mai magyar nyelvújításokban (L'état de l'itacisme dans les dialectes hongrois actuels). Szeged, 1930; Antal Horger: A magyar nyelvújítások (Les dialectes hongrois). Budapest, 1934. 54—7; János Bihari: A magyar *é* hangok története (L'histoire des phonèmes hongrois *é*). Szeged, 1935; Gyula Laziczus: A magyar nyelvújítások (Les dialectes hongrois). Budapest, 1936, 26—9; etc.

¹⁵ Même en 1940; cf. par exemple Zsuzsanna Kenéz: A mezőberényi nyelvújítás (Le dialecte de Mezőberény). Szeged, 1940. 6.

¹⁶ Sur le dialecte à alternance *é*~*i*: Oeuvres complètes de János Arany X, 313—24.

¹⁷ Voir les études de Magyar Néprajz (Langue populaire Hongroise, par la suite MNny.).

¹⁸ Az *i*-zés esetei a békési nép nyelvén (Les cas de l'itacisme dans la langue des habitants du Békés). MNny. III, 275—304.

¹⁹ Cf. encore Samu Imre: MNny. III, 115—29.

Dans une expérience de jeunesse²⁰, je m'étais proposé de mettre au point tous les éléments itacisants et étacisants du dialecte du Hosszúpályi. Cependant j'étais en même temps préoccupé par le problème d'histoire phonétique posé par la question, et avant de connaître les résultats des recherches de Dezső Pais en la matière²¹, j'avais déjà des doutes sur le changement *é* > *i* comme explication unique d'histoire phonétique de l'itacisme. Ainsi mon étude, malgré son caractère hétérogène, son mélange de synchronie et de diachronie, était en tout cas une tentative de présenter la charge des phonèmes *i* et *é* dans un dialecte, et de sortir le problème de l'origine des phonèmes *i* de la fiction des „*é* d'avant le XVI^e siècle et du XVI^e siècle”, dont nous n'avons pu nous libérer complètement même après la publication de l'étude de Pais. — Outre les travaux d'István Szathmári²², la mise au point la plus importante de la question — dans une étude exemplaire également du point de vue méthodologique — est due à Béla Sulán²³. — Dans la bibliographie de l'époque la plus récente des recherches dialectologiques historiques, l'itacisme occupe d'ailleurs une place importante²⁴.

Dans cette étude je traiterai, à l'aide de la méthode statistique, les questions suivantes. Pour commencer je ferai le recensement des éléments itacisants des sources d'archives du XVI^e siècle déjà dépouillées, ceci sous le titre de questions linguistiques internes de l'itacisme. Je traiterai des problèmes relatifs à la fréquence des éléments itacisants, ainsi que ceux découlant des statistiques établies d'après le nombre de syllabes et les signes des textes examinés. Je m'occuperai de la géographie et de la sociologie de l'itacisme au XVI^e siècle et, pour finir, des problèmes de généralisation de la méthode.

²⁰ A hosszúpályi népnyelv *i* és *é* hangjai (Les phonèmes *i* et *é* de la langue populaire de Hosszúpályi): MNy. V, 23—39.

²¹ Az *é*-t és *i*-t váltakoztató nyelvjárási alakok keletkezéséhez (De l'origine des formes dialectales à alternance *é*~*i*): Nyelvtudományi Közlemények (Bulletin Linguistique, abréviation: NyK.) LII, 282—94; cf. encore Géza Bárczi: Régi magyar nyelvjárások. Bp., 1947. 14—15.

²² Cf. MNy. VI, 127—31; Pais-Eml. 472—9.

²³ Points de vue pour l'examen de l'itacisme: Magyar Nyelvjárások I, 3—33. Cf. encore: József Végh: MNy. LI, 252—8; Samu Imre: MNy. LVI, 445—50. La monographie la plus récente s'occupant de l'itacisme est celle de Kálmán Bolla: A zárt *i*-zés csetei a görcei népnyelvből (Les cas de l'itacisme fermé dans la langue populaire de Grèce): Magyar Nyelvőr (Gardien de la langue, Abréviation Nyr.) LXXXIV, 83—96.

²⁴ Cf. par exemple: Géza Bárczi: Régi magyar nyelvjárások. Budapest. 1947. 27; László Papp: MNy. LI, 370—7, Nyelvjárás és nyelvi norma XVI. századi deákjaink gyakorlatában. Budapest, 1961; Pais-Eml. 466—72; László Deme: Nyelvatlaszunk funkciója és további problémái. Bp., 1956. 200—6; Loránd Benkő: Magyar nyelvjárástörténet. Budapest, 1957. 89—90; Géza Incefi: Annales de l'École Pédagogique Supérieure de Szeged. 1959. 33—9. Voir encore Géza Bárczi: Magyar hangtörténet (Histoire phonétique hongroise). 2^e édition. Budapest, 1958.

II.

1. Le recensement des morphèmes itacisants

Dans les études consacrées jusqu'à ce jour à l'itacisme, nous trouvons plusieurs exemples différents pour la catégorisation des données itacisantes. Après la critique de ces catégorisations anciennes, László Deme propose de grouper les données en trois groupes seulement: „itacisme fermé dans le mot, en position accentuée; itacisme fermé dans le mot, en position inaccentuée; itacisme fermé avant un suffixe, ou dans le suffixe même”²⁵. Au fond, Deme aussi établit quatre catégories, et c'est pourquoi il serait plus exact de prononcer le principe que cache implicitement le mot „ou”, à savoir que les données de l'itacisme doivent être rangées dans quatre groupes. Ces derniers sont, à mon avis, ceux que recommande Deme, mais pour plus de précision je proposerai les dénominations suivantes: 1. itacisme fermé dans la première syllabe du morphème radical; 2. itacisme fermé dans une syllabe autre que la première du morphème radical; 3. itacisme fermé devant les suffixes; 4. itacisme fermé dans les suffixes.

La seule différence entre ma proposition et celle de Deme est que j'emploie, à la place de „syllabe accentuée” ou „syllabe inaccentuée”, les expressions „première syllabe du morphème radical” ou „syllabe autre que la première du morphème radical”. A mon avis, cette dénomination est plus exacte que l'autre. En effet, la première syllabe du morphème radical n'est pas toujours accentuée: le radical servant de membre postérieur dans un mot composé d'un préfixe verbal ou autre, n'est pas accentué, mais malgré cela, du point de vue de l'itacisme, l'élément *ér-* du mot *megérkezik* ne peut évidemment pas être rangé dans une catégorie autre que l'élément *ér-* de la forme verbale *érkezik* non préfixée; de même le membre *-rét* du mot composé *szénarét* ne peut être séparé de la forme indépendante *rét*, bien qu'il ne constitue pas une syllabe frappée de l'accent principal; etc. Et comme nous avons employé au lieu de „syllabe accentuée” l'expression „première syllabe du morphème radical”, il est logique que nous adoptions au lieu de „syllabe inaccentuée” l'expression „syllabe autre que la première du morphème radical”.

Il serait de meilleure méthode de grouper dans deux catégories secondaires les itacismes qui précèdent les suffixes: a) radicaux du type *eke*: *ekét* ~ *ekít* (c'est ici que se rangent également les formes *epe*: *epét* ~ *epít*, *vese*: *vesét* ~ *vesít*, qui sont probablement des désinences possessives obscurcies); b) les formes enclitiques des noms appartenant à la série palatale et employés avec les désinences possessives de la troisième personne du singulier (*keze*: *kezét* ~ *kezít*). Parmi les suffixes on ne peut ranger — dans une étude de caractère descriptif — que les morphèmes dont la valeur de suffixe, de désinence

²⁵ Nyelvatlaszunk funkciója és további problémái. Budapest, 1956. 201.

ou de signe est absolument claire. Ainsi donc les *személy* et *körtvély* se rangent dans le deuxième groupe des morphèmes radicaux, de même que les mots *elég* et *enyém*. Ajoutons encore le mot *fazék*, dont le radical ne peut être considéré, du point de vue descriptif, comme un morphème indépendant.

Mes données, dont je ne présente ici qu'un seul morphème de chaque catégorie, sont des exemples des cas possibles de l'itacisme fermé. Je n'ai pas fait entrer, même dans les exemples contraires, les morphèmes étacisants qui ne sont prononcés avec *i* ni dans la matière examinée, ni dans mon dialecte maternel.

1. Itacisme fermé dans la première syllabe du morphème radical. — Appartiennent à ce groupe 92 morphèmes radicaux. Exemple: *kép* — 251 données dans 141 textes, 58 données dans 30 textes itacisants, 190 données dans 110 textes étacisants, alternance *é* ~ *i* : 3 données dans 1 texte.

2. Itacisme fermé dans une syllabe autre que la première du morphème radical. — A ce groupe appartiennent 51 morphèmes radicaux. Exemple: *egész* — 87 données dans 64 textes; 11 données dans 7 textes itacisants, 74 données dans 56 textes étacisants, alternance *é* ~ *i* : 2 données dans 1 texte.

3. Itacisme fermé avant suffixe. — Dans la matière que j'ai examinée 7 morphèmes appartiennent au groupe A). Exemple: *elmé-* 8 données dans 6 textes; 1 donnée dans 1 texte itacisant, 7 données dans 5 textes étacisants. — En considérant le groupe B) comme un seul morphème, la statistique globale donnera: 1753 données dans 352 textes; 213 données dans 62 textes itacisants, 357 données dans 128 textes étacisants, alternance *é* ~ *i* : 1183 données dans 162 textes. Ce tableau global diffère tellement — en considérant les proportions — du tableau des autres catégories, que j'ai jugé bon d'établir encore la statistique individuelle des 205 mots y figurant. Exemple: *kezé-* 143 données dans 96 textes; 41 données dans 26 textes itacisants, 95 données dans 68 textes étacisants, alternance *é* ~ *i* : 7 données dans textes.

4. Itacisme fermé dans les suffixes. — A ce groupe appartiennent 18 morphèmes. Exemple: suffixe nominal *-és* (~*-ás*) 580 données dans 195 textes; 103 données dans 34 textes itacisants, 383 données dans 146 textes étacisants, alternance *é* ~ *i* : 94 données dans 15 textes.

2. Problèmes relatifs à la fréquence des morphèmes itacisants

A la base de la statistique établie d'après les 169 morphèmes figurant dans les 400 textes examinés et illustrée d'exemples, je voudrais remarquer ce qui suit.

Étant donné que la fréquence des morphèmes est très variée, il est évident qu'avant leur évaluation statistique il est absolument nécessaire de déterminer les moyennes. Par moyenne, je désigne les deux quotients obtenus en

divisant le nombre des textes contenant les données et le nombre des données recueillies, par le nombre des morphèmes appartenant à telle ou telle catégorie d'itacisme. On ne peut faire entrer dans l'examen détaillé que les morphèmes plus fréquents que les moyennes.

1. Moyenne des morphèmes radicaux itacisants dans la première syllabe: 38 données dans 23 textes. Des 92 morphèmes radicaux de cette catégorie 23 (= 25%) sont plus fréquents qu'en moyenne. Parmi ces derniers, la proportion des formes itacisantes est au-dessous de 10% dans deux mots: *légy-* (légyen, légy etc.) et *lész-* (lészen, lesznek etc.). Tous deux appartiennent aux éléments linguistiques très fréquents: *légy-* figure dans 233 données de 118 textes, *lész-* dans 128 données de 88 écrits. Le nombre peu élevé des données itacisantes dépend de ce que, déjà dans le système linguistique du XVI^e siècle, tous les deux morphèmes devaient être plus fréquents avec la voyelle brève (*ë*), qu'avec la voyelle longue (*é*). Ainsi nous ne trouverons des formes itacisantes que dans le système linguistique partiel où la voyelle radicale est longue. Comme mes sources n'indiquent pas la longueur, nous ne pouvons pas ranger simplement les formes avec *e* dans les exemples contraires de l'itacisme; de toute évidence, la plupart doivent être prononcées avec *ë*, ou éventuellement — dans certaines régions — déjà avec *e*. En tout cas, nous pouvons établir que la forme d'usage de la langue, ou plus exactement le texte où figurent les formes *lgyen, lgy, lszen, lsznek* est le produit d'un dialecte fortement itacisant.

Dans cette catégorie les formes itacisantes de la plupart des morphèmes (11 sur 23) sont employées dans la proportion de 11 à 20 pour cent; ces morphèmes sont les suivants: *némi-, rét-, tész-, él-, ép-, négy-, nép-, kész-, rég-, rész-*. Il n'est pas sans intérêt d'indiquer que le radical *tész-*, qui — tout au moins théoriquement — est la réplique exacte du radical *lész-*, se présente sous 11,69% formes itacisantes et 9,09% formes à alternance *é ~ i*, alors que la variante itacisante de *lész-* ne paraît que 8,59% de fois, et la variante en *é ~ i* 1,56% de fois. — Les formes itacisantes de trois morphèmes varient de 21 à 30% (*ér-, kép-, vég-*), celles de trois autres de 31 à 40% (*béke-, kér-, pénz-*). Les formes itacisantes de quatre morphèmes (*néhai-, péntek-, tév-, rév-*) dépassent même 40%. Parmi ces derniers, l'élément *né-* de *néhai* est analogue, pour ce qui est de son origine, à l'élément *né-* de *némi*; l'itacisme de *némi-* n'est que de 10,53%, celui de *néhai-* par contre de 47,62%. Quant à la forme, *tév-* et *rév-* correspondent à *lév-*; le nombre des formes itacisantes de *lév-* est de 16,9%, celles en *é ~ i* de 2,81%, alors qu'au cas de *tév-* nous rencontrons 43,37% de formes itacisantes, 3,61% en *é ~ i*, et au cas de *rév-* 41,86% de formes itacisantes, 4,65% en *é ~ i*.

2. Moyenne des morphèmes radicaux itacisants en syllabe autre que la première: 29 données dans 18 écrits. Des 51 morphèmes radicaux figurant dans cette catégorie, 11 (= 21,57%) sont plus fréquents qu'en moyenne.

La proportion des formes itacisantes n'atteint pas même 1% dans le mot *pecsét*²⁶. L'itacisme de *egész-* et *szomszéd-* varie de 10 à 20%, l'itacisme de *szegény-*, de *személy-* et de *törvény-* de 21 à 30%, l'itacisme de *elég-*, *fehér-* et *ígér-* de 31 à 40%, celui de *ítél-* et de *történ-* dépasse 40%.

3. Moyenne des 7 morphèmes radicaux appartenant au groupe A) de l'itacisme avant le suffixe: 6 données dans 5 écrits. Trois morphèmes sont plus fréquents qu'en moyenne. L'itacisme de *elmé-* et *Kölcsé-* varie de 10 à 20%, celui de *béké-* dépasse 20%. — Le tableau global susmentionné de groupe B) montre que les formes enclitiques des noms appartenant à la série palatale et employés avec les désinences possessives — si on les considère comme un morphème unique — diffèrent dans une très grande mesure des morphèmes radicaux, en ce qui concerne l'itacisme. Si nous examinons séparément les formes à désinences possessives, nous obtiendrons un résultat très différent du tableau global et intéressant aussi par d'autres traits. Dans ce groupe, la moyenne est de 8 données dans 6 textes. Des 205 formes différentes de mots, 38 (= 18,54%) figurent plus souvent que la moyenne. Deux seulement d'entre elles sont étacisantes (*kerté-*, *népé-*). L'itacisme de quatre formes de mots atteint 10% (*felségé-*, *kegyelmességé-*, *kérésé-*, *szükségé-*), celui de six formes de mots 20% (*élté-*, *feleségé-*, *idejé-*, *kegyelmé-*, *képé-*, *teleké-*). Le groupe le plus nombreux est celui des formes présentant l'itacisme de 21 à 30% (*erősségé-*, *földé-*, *jövedelmé-*, *kezé-*, *nevé-*, *pénzé-*, *részé-*, *rété-*, *terhé-*, *végé-*). L'itacisme de sept formes varie de 31 à 40% (*erdejé-*, *felé-*, *gyermeké-*, *helyé-*, *levelé-*, *mezejé-*, *örökségé-*), celui de trois autres de 41 à 50% (*költségé-*, *törvényé-*, *vízé-*), celui d'une forme est de 50,82% (*erejé-*) d'une autre forme de 83,33% (*szeré-*), de trois formes de plus de 90% (*elejé-*, *emlékeztelé-*, *rendé-*) et pour finir celui d'une forme est de 100% (*széké-*).

4. Moyenne des suffixes itacisants: 241 données dans 92 textes. Des 18 morphèmes appartenant à ce groupe, 7 (= 38,89%) sont plus fréquents que la moyenne. L'itacisme du suffixe nominal *-ék* présente moins de 10% d'itacismes (6,93%); l'itacisme de cinq morphèmes varie de 10 à 20%: *-és*, *-ség* suffixe nominal, *-ért* suffixe adverbial, *-né-* désinence modale, *-ék-* désinence verbale du mode conjonctif des verbes à la troisième personne du singulier en *-ik*. Le suffixe *-vén* du participe présent a 26,94% d'itacismes, auxquels s'ajoute encore 4,44% d'alternance *é ~ i*.

En ce qui concerne les corrélations numériques, il est intéressant encore de souligner la proportion des moyennes²⁷. Ces chiffres proportionnels indiquent que les cas possibles d'itacisme du radical, d'itacisme avant les suffixes ou dans les suffixes se répartissent en trois groupes caractéristiques: la propor-

²⁶ Cf. Für op. cit. 54; István Kniezs: A magyar nyelv szláv jövevényszavai (Mots d'emprunt slaves de la langue hongroise). Budapest, 1955. I, 409.

²⁷ Par proportion des moyennes, j'entends le quotient du nombre des données divisé par le nombre de textes.

tion des moyennes déterminées pour la première syllabe des morphèmes radicaux est de 1,65; elle est de 1,63 pour les autres syllabes; de 1,2 et 1,32 pour les deux groupes de la catégorie d'avant les suffixes et de 2,59 pour les suffixes.

Ce qui précède semble indiquer qu'il suffirait de trois catégories pour grouper les données de l'itacisme: 1. itacisme dans le radical; 2. itacisme devant les suffixes; 3. itacisme dans les suffixes. Or les cas réels de l'itacisme attestent que la division en quatre catégories, dont la troisième subdivisée en deux groupes, est tout de même nécessaire.

Quelle conclusion pouvons-nous et sommes-nous en droit de tirer à la base des données statistiques présentées?

Les chiffres indiquent clairement que l'itacisme ne peut être défini dans des règles rigides. Autant il existe de possibilités pour l'itacisme, autant de règles pourrait-on rédiger en ce qui concerne l'itacisme réel. Des morphèmes étymologiquement ou morphologiquement identiques ne se comportent pas de la même manière. Il faut accorder une attention spéciale aux formes du type *keze* : *kezét* ~ *kezít*. Tant du point de vue de leur système que de leur origine, ces formes appartiennent sans aucun doute au même groupe, mais la dispersion des données itacisantes est pourtant supérieure à celle des morphèmes radicaux d'origines différentes. Et comme le montre le tableau global de ces formes, c'est dans ce groupe encore que l'alternance *é* ~ *i* est la plus importante pour un seul et même texte. En effet il n'est arrivé dans aucun autre cas que les données présentent 67,48% d'alternances *é* ~ *i* pour les 46,03% des textes. Ceci indique d'une part que — à l'époque étudiée — c'est dans cette catégorie que l'itacisme est le plus important, d'autre part que les formes de mots appartenant à cette catégorie ne se composent pas d'une manière homogène.

3. Ítacisme d'après le nombre de syllabes et les signes des textes

Comme je l'ai indiqué plus haut, j'ai établi deux sortes de statistiques sur les données itacisantes des 400 textes examinés. Dans ce qui suit nous allons examiner les corrélations des deux sortes de statistiques.

Un seul des 400 textes ne présente pas de possibilité d'itacisme fermé. A titre de comparaison, j'indique que, dans cette même matière, il n'y a pas de donnée pour l'itacisme ouvert (*kéván*, *tanét* etc.) dans 38 textes (9,5%).

Dans ce qui suit — pour la brièveté de l'exposé — nous donnerons à l'itacisme, d'après le nombre de syllabes des textes, le nom d'itacisme du «message», et à l'itacisme des signes celui d'itacisme du «code». Les nombres proportionnels seront désignés par les symboles suivants: + m = pourcentage des exemples d'itacismes d'après le nombre de syllabes; + c = pourcentage des signes (des morphèmes) figurant seulement sous la forme itacisante; m = pourcentage des exemples contraires de l'itacisme d'après le nombre

de syllabes; $-c$ = pourcentage des signes figurant seulement sous la forme étacisante; $\pm c$ = pourcentage des signes à alternance $\acute{e} \sim i$.

Nous pourrions grouper comme suit les 400 textes:

1. Pas de donnée pour l'itacisme fermé	1 texte	(0,25%)
2. $+m = 100\%$	4 „	(1,00%)
3. $+m = 0\%$	103 „	(25,75%)
4. $+m = +c$	12 „	(3,00%)
5. $+m > 1\%$, mais $+c = 0\%$	86 „	(21,50%)
6. $+m \neq +c$	194 „	(48,50%)
Total	400 textes	(100,00%)

Des corrélations des deux sortes de statistiques, il découle en premier lieu que l'itacisme exprimé en pourcentage du message ou du code n'est absolument identique qu'au cas où l'itacisme est de 100% dans le message, que ce soit dans le sens positif ou négatif. C'est ce que nous trouvons dans les 26,75% des textes. A ceci s'ajoutent encore les 12 textes groupés dans la 4^e catégorie, et dans lesquels, bien que l'itacisme ne soit pas de 100%, la proportion d'itacismes du message et du code est identique. Si toutefois nous examinons de plus près ces 12 textes, nous observerons qu'à l'exception de deux textes on trouve dans les dix autres autant de signes différents qu'il existe d'itacismes dans différentes syllabes, et qu'il n'existe pas de variantes parmi les signes. Dans les deux textes indiqués, seules les valeurs positives de l'itacisme du message et du code sont identiques (11,11% et 50%), les autres valeurs ne coïncident pas. — Nous pouvons donc déclarer que, en ce qui concerne le nombre des syllabes et les signes, la proportion d'un phénomène phonétique examiné dans un texte à la base d'exemples et d'exemples contraires, ne peut être identique — en dehors des cas de $\pm 100\%$ — qu'au cas où l'on trouve dans le texte examiné autant de signes différents qu'il y a de syllabes permettant le phénomène en question, et où il n'existe pas de variantes parmi les signes. Ainsi par exemple, le nombre de syllabes des cas d'itacisme possibles dans un texte est de 11, et ces 11 syllabes figurent dans 11 morphèmes différents; si le nombre de syllabes itacisantes est de 9, le nombre de syllabes étacisantes de 2, et s'il n'y a pas dans le texte de signe à alternance $\acute{e} \sim i$, les pourcentages des deux types de statistiques coïncideront nécessairement.

Une attention toute particulière revient aux 86 textes dont, face à l'itacisme du message de valeur positive, la valeur positive de l'itacisme du code est de 0. Cet écart intéressant provient de ce que, parmi les signes, il n'en est pas un seul n'ayant de variante. Par ailleurs, sur ces 86 textes, dans 65 (75,56%) l'itacisme d'après le nombre de syllabes est au-dessous de 10%. Parmi les signes employés un seul (généralement la désinence possessive)

a aussi une variante itacisante dans 60 textes (92,3%). Deux signes différents donnent la valeur de $\pm c$ dans 4 textes (6,15%) et, pour finir, trois signes différents dans 1 texte (1,55%). — Sur les 86 textes 13 présentent des itacismes d'après le nombre de syllabes dans la proportion de 10 à 20%. Le nombre des signes variables ne dépasse pas trois. — Les cinq textes où l'itacisme du message varie de 20 à 30% sont aussi relativement courts, et l'itacisme du code y est pourtant de 0%. Dans un texte $+m = 33,33\%$, $+c = 0\%$; un seul signe y figure avec l'alternance $\acute{e} \sim \acute{i}$. — Deux des 86 textes n'ont pas encore été mentionnés. Dans l'un d'eux $+m = 64,7\%$; quatre signes y présentent l'alternance $\acute{e} \sim \acute{i}$, et deux autres seulement la forme itacisante. Dans l'autre $+m = 69,23\%$; trois signes présentent l'alternance $\acute{e} \sim \acute{i}$, un seul ne possède que la forme étacisante.

Le groupe le plus nombreux, représenté par 194 textes (48,5%) se divise en deux parties. Dans l'une d'elles la valeur de $+m$ est supérieure (124 textes = 63,92%), dans l'autre c'est la valeur de $+c$ qui domine (70 textes = 36,08%).

Examinons tout d'abord les 124 textes que nous pourrions caractériser par le symbole suivant: $+m > +c$. Étant donné que le total des valeurs absolues des pourcentages est de 100, nous nous attendrions à ce que, dans le cas de $+m > +c$, on ait $-m < -c$. Or nous n'avons observé cette corrélation que dans 58 cas (46,75%). Dans 28 de ces 58 textes on ne trouve pas d'alternance, la corrélation est donc régulière. Dans 30 textes cependant nous avons aussi des valeurs $\pm c$, et $-c$ est tout de même supérieur à $-m$, ce qui revient à dire que la somme de $+c$ et $\pm c$ est inférieure, en valeur absolue, à celle de $+m$. Bien entendu on trouve des valeurs très différentes dans tous les deux groupes. Mais dans les textes où l'on n'a pas de signe à alternance $\acute{e} \sim \acute{i}$, la différence des valeurs du message et du code n'atteint ou ne dépasse le nombre 10 que dans 5 cas. — Dans les 64 textes où la corrélation $-m > -c$ existe — bien que $+m > +c$ — nous rencontrons dans tous les cas les signes à alternance $\acute{e} \sim \acute{i}$, puisque c'est la condition de $-m > -c$. Et l'on a même dans 4 textes $-c = 0$, ce qui signifie qu'il n'y figure pas de morphème à forme uniquement étacisante, la valeur de $-m$ est donnée par le ou les signes à alternance $\acute{e} \sim \acute{i}$. — Dans deux autres textes, on a l'égalité $-m = -c$ bien que $+m > +c$. Ceci veut dire que les valeurs absolues de $+c$ et $\pm c$ correspondent au total à la valeur de $+m$.

Restent encore 70 textes dans lesquels la valeur positive de l'itacisme du code est supérieure à celle du message ($+m < +c$). Dans ce groupe, la proportion des textes présentant les signes à alternance $\acute{e} \sim \acute{i}$ est nettement inférieure (30%; dans la catégorie précédente 51,72%). Évidemment la valeur de $-c$ est dans tous les cas inférieure à celle de $-m$, mais il n'atteint la valeur de 0 que dans deux cas. — La proportion des signes variables (la valeur de $\pm c$) est au-dessous de 10% dans 14 textes, de 10 à 20% dans 6 textes,

de 21,43% dans 1 texte, et enfin de 33,33% dans 1 texte. Dans le groupe qui ne contient pas la valeur $\pm e$ on a aussi deux textes où la variante à diphtongue d'un signe alterne avec sa forme étacisante, alors que dans les 46 autres textes on ne trouve que des valeurs positives ou que des valeurs négatives dans le message comme dans le code. La différence entre $-m$ et $-e$ est une valeur relativement petite, qui ne dépasse le nombre 10 que dans 2 textes.

La corrélation des itacismes relatifs au nombre de syllabes et aux signes des textes n'a pas, bien entendu, une importance purement théorique. Grâce à la connaissance et à la juste appréciation de ces corrélations, nous obtiendrons une aide utile pour la solution des problèmes géographiques et sociaux du phénomène examiné.

III.

La géographie de l'itacisme des dialectes hongrois orientaux du XVI^e siècle

L'expansion géographique de l'itacisme des dialectes hongrois de nos jours est étudiée dans l'oeuvre précitée de Fűr. Cette matière est approfondie et éventuellement modifiée à fond par celle de l'Atlas Linguistique Hongrois relative à l'itacisme, ou pouvant être mise en rapport avec ce phénomène. D'après les données de la première partie du „questionnaire de l'Atlas Linguistique Hongrois” (Budapest, 1950) la matière nous semble un peu succincte²⁸; à la base de mes calculs, l'expansion de l'itacisme peut être étudiée sur 51 morphèmes différents, ce qui ne correspond évidemment pas à 51 questions, mais à plus — 86 en tout — car un même morphème peut figurer dans plusieurs questions. La proportion des diverses catégories de l'itacisme dans l'atlas linguistique n'est pas tout à fait identique à la proportion obtenue par mes recherches. C'est en particulier l'itacisme de la syllabe autre que la première du morphème radical qui est illustrée par un petit nombre d'exemples, et il en est de même pour le nombre de formes enclitiques des mots de la série palatale à désinence possessive de la troisième personne du singulier. Cette dernière lacune, d'ailleurs très évidente, ne cause probablement pas de confusion grave dans les conditions dialectales actuelles; de nos jours cette forme linguistique se comporte peut-être plus uniformément dans tel système linguistique partiel qu'au XVI^e siècle. — A titre de comparaison je présente le nombre et la proportion pour cent des morphèmes itacisants figurant dans ma propre matière du XVI^e siècle et dans le questionnaire de l'atlas linguistique.

²⁸ A propos de l'Atlas linguistique hongrois v. G. Bárczi: Les travaux de l'Atlas Linguistique de la Hongrie, ALH. VI. 1—52.

		Ma propre matière du XVI ^e siècle %	Questionnaire de l'At- las Linguistique Hon- grois %
1.	Dans la première syllabe du morphème radical	92 = 54,42	27 = 52,91
2.	Dans une syllabe autre que la 1 ^e du morphème radical	51 = 30,15	11 = 21,53
3.	Avant les suffixes	8 = 4,71	2 = 3,92
4.	Dans les suffixes	18 = 10,61	11 = 21,53
Total		169 = 99,89	51 = 99,89

La théorie de Fűr sur l'origine géographique de l'itacisme, provenant d'ailleurs de Horger, a été critiquée et réfutée par Laziezius dans son oeuvre précitée. — Selon Fűr, le noyau itacisant des dialectes orientaux actuels serait sur le territoire du département de Bihar. Or, à la base des données de l'atlas linguistique ainsi que des descriptions dialectales et monographies parues depuis la publication de l'étude de Fűr, il semble que l'expansion de l'itacisme dans les départements de Hajdú, Szolnok et Békés est au moins aussi importante que dans le Bihar. Mes propres expériences, mes observations subjectives prouvent par exemple que le dialecte local de Debrecen est plus itacisant que celui de Hosszúpályi. En tout cas, à l'aide de l'Atlas Linguistique -- à la base des exemples cités dans le questionnaire -- il est possible de déterminer plus nettement l'expansion géographique de l'itacisme de nos dialectes actuels que ne l'a fait Fűr dans ses données à valeur douteuse, et qui n'ont d'ailleurs pas été recueillies pour l'étude de l'itacisme. Cependant la situation actuelle -- même lorsqu'elle est présentée d'après les données les plus exactes -- ne nous permet de tirer que des déductions très prudentes en ce qui concerne le passé. A partir du ou des noyaux actuels de l'itacisme, nous ne pouvons pas constater où était autrefois le centre ou le lieu d'origine de ce phénomène. De telles déductions se heurtent par ailleurs à des difficultés de principe (les phénomènes linguistiques se répandent sur le territoire linguistique), et dans les circonstances de la Hongrie une déduction de ce genre serait pratiquement presque impossible par suite des mouvements démographiques.

Au lieu de ces considérations théoriques, voyons plutôt ce qu'indique la matière examinée sur la situation géographique de l'itacisme des dialectes hongrois orientaux de XVI^e siècle.

Dans le chapitre traitant des problèmes de statistique relatifs au nombre de syllabes et aux signes, nous avons vu que la mesure de l'itacisme d'un texte -- qui nous permet de déduire la mesure de l'itacisme du dialecte reflété par le texte -- n'est pas très facile à déterminer unanimement. Les écarts

de la statistique correspondant au message et au code, et particulièrement le fait que la valeur de $+c$ est souvent même dans les cas où la valeur de $+m$ est un nombre positif (nous rencontrons la valeur $+c = 0$ même avec une valeur $+m$ supérieure à 60%), puis l'apparition des alternances parmi les signes ($\pm c$) nous conseillent d'adopter la valeur $-c$ des deux sortes de statistiques comme l'expression la plus caractéristique de l'itacisme des divers textes, tant que nous n'aurons pas trouvé de formule, de symbole pouvant exprimer plus simplement les corrélations. La mesure de l'itacisme du texte étudié est généralement inversement proportionnelle à la valeur numérique $-c$: plus la valeur numérique de $-c$ est petite, plus le texte en question est itacisant, et plus elle est grande, moins il est itacisant.

J'ai réparti mes textes dans les groupes suivants d'après la valeur de $-c$.

1.	0— 10%	15 textes	3,75%
2.	11— 25%	43 textes	10,75%
3.	26— 50%	41 textes	10,25%
4.	51— 75%	44 textes	11,00%
5.	76—100%	256 textes	64,00%
6.	Pas de données	1 texte	0,25%
Total		400 textes	100.00%

Si nous portons sur la carte le lieu d'origine des textes, nous pourrions dessiner les deux noyaux de l'itacisme oriental du XVI^e siècle. L'un d'eux est un territoire relativement peu étendu dans la région du cours supérieur de la Kraszna. Il ne m'est pas possible d'en déterminer l'importance, car la plupart des textes localisables à cet endroit sont des publications départementales officielles, dans lesquelles le dialecte local se reflète moins bien. Il semble toutefois que Szilágysomlyó, ou plus exactement le territoire situé au nord de cette localité n'était pas itacisant à l'époque. Un reflet occidental plus faible de ce noyau des environs de Kraszna est probablement l'itacisme de Szentjobb, Várad et peut-être Gyula. A l'ouest d'une droite allant de Nagyvárad à Kiszvárd, il n'y a pas d'itacisme important jusqu'à la Tisza. — Un autre noyau itacisant, un territoire itacisant aux limites plus nettes, se dessine dans la région du cours inférieur du Szamos et du Tur et dans celle de la Haute-Tisza. C'est là que se situe Kiszvárd. Ce territoire itacisant est limité au sud par le Szamos, ou plus exactement la droite reliant Szatmár à Ecsed, à l'ouest par la Kraszna et Tisza, au nord par la Latorca, à l'est par une droite passant par Szinerváralja et Verecke. Les textes itacisants les plus importants peuvent

être localisés sur ce territoire. Un itacisme assez intéressant peut être encore démontré dans la région centrale du département de Zemplén, reliant ainsi les noyaux itacisants situés des deux côtés de la Tisza par une bande qui s'étend au sud de la Latorca.

Avec la prudence qui s'impose, j'ajouterai encore ce qui suit pour compléter ce plan. Bien que, de tous les phénomènes dialectaux, c'est justement l'itacisme qui soit évincé le plus rapidement des monuments écrits extralittéraires par la norme linguistique écrite formée sur le territoire examiné²⁹, la situation géographique de ce phénomène peut être déterminée grâce au grand nombre de données dont on dispose. Notre tableau est marqué de taches blanches et de points très douteux. Il serait particulièrement important de poursuivre l'enquête en ce qui concerne le rapport de l'itacisme important de la région du cours supérieur de la Kraszna, avec le territoire fortement itacisant de la Haute-Tisza. Il semble que la liaison n'a pas été assurée par l'itinéraire paraissant le plus naturel, le cours de la Kraszna, mais que les deux noyaux itacisants étaient en contact plus à l'est, le long du cours du Szamos. — Le territoire actuellement le plus important de l'itacisme, les départements de Hajdú-Bihar, Békés et Szolnok n'étaient pas itacisants au XVI^e siècle. Il semble tout à fait certain que l'itacisme n'a occupé son territoire actuel que plus tard. Reste à savoir si nous pourrions dessiner ce processus à la base des monuments des temps modernes, justement à cause du recul de l'itacisme dans la langue écrite.

IV.

1. Itacismes d'importance variable au même endroit

Les 400 textes étudiés dans mon ouvrage peuvent être localisés sur 150 «points de recherches». Les mesures de l'itacisme des monuments écrits provenant de telle ou telle région sont souvent très divergents. Il faut envisager ce fait à propos de 38 points de recherches (25,33%). Dans la plupart des cas, c'est justement sur les territoires itacisants que paraissent les monuments non-itacisants, et il est beaucoup plus rare de trouver des textes itacisants sur des territoires qui ne le sont pas. — Etant donné que ce problème dépend d'une part de la mesure d'adaptation des auteurs à dialecte itacisant à la norme linguistique écrite en formation, et d'autre part de la manière dont se répand l'itacisme, j'ai examiné toutes les données relatives à ce sujet. Je me contenterai de présenter ici les données concernant les textes de deux territoires.

²⁹ Cf. László Papp, *Nyelvjárás és nyelvi norma XVI. századi deákjaink gyakorlatában*. Budapest, 1961. 214—6.

Kölcse. Les données assez nombreuses se répartissent de manière que tous les degrés de l'itacisme sont représentés sur ce seul point de recherche.

1.	—c = 0%	2 textes	7,41%
2.	—c = 11— 25%	8 textes	29,62%
3.	—c = 26— 50%	3 textes	11,11%
4.	—c = 51— 75%	7 textes	25,92%
5.	—c = 76—100%	7 textes	25,92%
Total		27 textes	99,98%

Examinons tout d'abord les textes de la famille Kölcsey. Le membre le plus ancien de la famille dont nous connaissons les écrits datant de l'époque étudiée est Ferenc Kölcsey, celui qui copia en 1554 la quittance établie au nom de ses beaux-frères³⁰. L'itacisme très évident de la quittance — comme d'ailleurs d'autres particularités linguistiques — coïncide avec les propriétés de six textes différents écrits par son fils, Gáspár Kölcsey; dans tous ces documents le trait le plus caractéristique est l'itacisme important, ou en tout cas assez important. L'autre fils de Ferenc Kölcsey, János, qui était bien plus jeune que Gáspár, utilise les formes itacisantes dans une mesure beaucoup moins grande que son frère, mais il ne peut, lui non plus, abandonner son dialecte itacisant. Le petit-fils Ferenc Kölcsey, fils de Gáspár, se sert d'une langue encore bien moins itacisante que son oncle, d'ailleurs à peine plus âgé que lui. Nous sommes témoins d'un évincement très marqué de l'itacisme dans les écrits des trois générations de la famille Kölcsey, de 1554 à 1593. Il n'est guère probable que le dialecte local ait à ce point changé; il est beaucoup plus évident que c'est la valeur sociale de l'itacisme pendant la période limitée par les deux dates données qui s'est modifiée. L'enseignement scolaire qui jouait un rôle dans l'expansion de la norme linguistique écrite a propagé la norme linguistique écrite non-itacisante sur les territoires itacisants comme ailleurs.

Les autres monuments écrits localisés à Kölcse ne présentent pas de contradiction avec le tableau que reflètent les textes écrits des Kölcsey. L'annotation écrite par un certain Kende de Kölcse a également un itacisme très important (—c = 0%). La valeur de l'itacisme (—c = 17,65%) ne fait que s'atténuer dans le texte écrit probablement par le maître d'école de Kölcse, Gergely Sonkádi. Ce clerc ne devait guère être très différent des habitants de Kölcse pour ce qui est de la langue, puisque Sonkád est la commune voisine;

³⁰ Voir page 92 de mon oeuvre citée dans 29.

or l'itacisme assez important de ses écrits révèle sans aucun doute — malgré son état de clerc — son dialecte maternel. — Parmi ces textes datés de Kölese, il en est quatre dont la valeur $-c$ est de 100%. En examinant de plus près ces quatre textes, nous verrons qu'ils ont été tous écrits par des clercs, et que l'un de ces derniers se servait d'une langue eutacisante.

Daróc. — Pour ce qui est de la valeur de $-c$, la matière de Daróc peut être également répartie en cinq catégories, comme celle de Kölese.

1.	$-c = 0\%$	1 texte	5%
2.	$-c = 23,21\%$	1 texte	5%
3.	$-c = 26-50\%$	7 textes	35%
4.	$-c = 51-75\%$	3 textes	15%
5.	$-c = 76-100\%$	8 textes	40%
Total		20 textes	100%

Comme nous l'avons fait avec les membres de la famille Kölese à propos de la matière de Kölese, ici encore nous allons comparer les écritures de Sérafin Daróczi et de son fils Ferenc Daróczi. Dans les matériaux dont je dispose, ils ont écrit chacun cinq textes plus ou moins longs. Le père nous a légué des textes d'étendues très différentes, dont la valeur $-c$ est la suivante, par ordre de datation: 0%, 57,14%, 100%, 26,09%, 23,21%. Comme on le voit, la dispersion est très grande. Toutefois, dans le premier texte, le nombre de cas possible de l'itacisme se limite à une seule syllabe, et comme elle est réellement itacisante, la valeur de $-c$ est de 0%. Le texte caractérisé par la valeur $-c = 100\%$ est également très court, le nombre possible d'itacismes n'est que de trois syllabes, et comme aucune d'elles n'est itacisante, la valeur de $-c$ est de 100%. Les deux valeurs extrêmes sont donc données par les deux textes brefs. Le testament très étendu ($-c = 23,21\%$) et les annotations également très longues sur le contentieux ($-c = 26,09\%$) ont aussi un degré d'itacisme très voisin. La valeur $-c$ de la mémoriale traitant l'affaire du moulin de Kömörő diffère sans doute passablement de celle des deux textes les plus longs (57,14%), mais atteste suffisamment l'itacisme de l'auteur du texte. Sérafin Daróczi appartenait à la couche dirigeante de la noblesse départementale, étant le sous-préfet du Bereg. Son dialecte maternel était sans aucun doute itacisant, mais il parvenait à atténuer plus ou moins cet itacisme dans ses écrits. J'ajouterai encore que la valeur de $\pm c$ est la plus grande dans son testament (21,43%). — Tous les cinq textes de son fils ne révèlent que certaines traces d'itacisme (la valeur de $-c$ dépasse partout 75%), mais les valeurs $\pm c$ attestent dans tous les écrits qu'il avait beaucoup plus à voir avec l'ita-

cisme que ces écrits ne semblent l'indiquer à première vue. Mais il est encore beaucoup plus caractéristique pour Ferenc Daróczi de voir combien l'étacisme ouvert — probablement pour compenser l'évincement volontaire de l'itacisme fermé — était fréquent dans ses écrits.

Si l'on examine les dix autres textes datés de Daróc, on trouve dans six d'entre eux un itacisme égal à celui de Sérafin Daróczi dans ses écrits les plus longs. Un fait intéressant c'est que les écrits de Pál Bégány, notaire du comitat de Bereg, de Márton Was, notaire, et de l'acte de conciliation que l'on suppose être de la main du prêtre János Gyarmati, attestent un itacisme aussi important que les précédents, et c'est justement le dernier d'entre eux qui est le plus itacisant. Quant aux quatre autres textes, c'est celui du clerc György qui porte le plus de traces d'itacisme ($-c = 56,25\%$), celui du clerc Miklós Gelsei qui en porte le moins ($-c = 95\%$). Les deux autres textes sont de la main du prédicateur de Daróc, György Beregi; dans l'un d'eux $-c = 71,43\%$, dans l'autre $-c = 83,33\%$.

A la base des examens effectués de la même manière sur ces exemples et les 36 autres points de recherches, je dois souligner ce qui suit comme points de vue les plus importants.

1. Pour l'évincement volontaire de l'itacisme, Géza Bárczi cite comme exemple le long testament de János Drágffy écrit immédiatement avant la bataille de Mohács (1526)³¹. Quant à moi, je ne me suis pas occupé de données aussi anciennes, mais dans mon ouvrage intitulé «Dialecte et norme linguistique dans la pratique de nos cleres du XVI^e siècle». j'ai émis à tout instant, en guise d'explication, la supposition que les hommes de plume à dialecte itacisant évitaient à partir d'une certaine époque les formes itacisantes, en fonction de leur culture et de leur position sociale. Cette supposition est, à mon avis, certifiée par les monuments écrits provenant des membres des générations qui se succédèrent dans les familles Kölesey, Daróczi, Butkay, Kende de Kölese et d'autres encore. Lorsqu'on peut démontrer numériquement que le père et le fils, le père, le fils et le petit-fils — et ceci dans plusieurs familles — ont changé l'usage de la langue, et que ce changement se manifeste justement par l'affaiblissement, par l'abandon presque total de l'itacisme, la supposition est plus qu'une possibilité d'explication, qu'une hypothèse de travail; à mon avis c'est une certitude. Or ceci est le signe de l'importance accrue, de la considération, de l'adoption de la norme linguistique écrite.

2. De même que les facteurs sociaux causent l'évincement de l'itacisme dans la langue écrite et en décident, ce sont aussi les facteurs sociaux qui causent l'expansion géographique de l'itacisme et en décident. Cependant le processus est beaucoup plus difficile à déceler. En effet l'itacisme — justement

³¹ A Magyar Nyelvtudományi Társaság Kiadványai (Publications de la Société Linguistique Hongroise) n° 83, 174.

par suite du renforcement de la norme linguistique écrite non itacisante — ne s'est certainement pas répandu dans l'usage écrit et pas au moyen de l'usage écrit. — Le «mystère» de l'itacisme est une question digne d'intérêt de la dialectologie historique hongroise, du point de vue de la linguistique générale aussi. Un phénomène linguistique qui n'est pas beau du point de vue esthétique, qui est à l'écart de la norme linguistique écrite, n'est pas évincé de la langue parlée, mais au contraire il se répand et gagne de grands territoires, même dans des régions dont le dialecte original était très proche de la variante linguistique normative (régions septentrionales du Bihar, méridionales du Szatmár et du Szabolcs). A quel point cette expansion est fonction de mouvements de population, à quel point ce n'est qu'un mouvement linguistique externe progressant de village en village, ceci ne peut même pas être étudié à la base de mes matériaux. Cependant le contraste entre l'évincement de l'itacisme dans la langue écrite et son expansion dans la langue parlée est un problème intéressant, à la résolution duquel les recherches sur les sources des XVII^e et XVIII^e siècles peuvent peut-être donner une certaine quantité de faits, mais n'empêcheront pas que la reconstruction précise du processus ne soit très difficile.

2. L'importance linguistique sociologique de l'alternance $e \sim i$

Parmi les problèmes sociaux de l'itacisme, un phénomène qu'on ne saurait négliger est le fait que nous trouvons aussi, sur le territoire itacisant, des points non-itacisants, ou plus exactement des points d'où proviennent des monuments écrits non-itacisants. Si nous examinons les cas relatifs à cette question, nous observerons partout qu'il ne s'agit pas là d'îlots dialectaux, mais de textes écrits d'une part par des clercs, d'autre part par des nobles soumis à la norme linguistique écrite. Tous ces phénomènes doivent être évidemment étudiés avec une prudence extrême en ce qui concerne la dialectologie. Pour ce qui est de l'itacisme, l'alternance $e \sim i$ qu'on observe sur les territoires itacisants est un problème bien plus important.

Dans les textes examinés, nous trouverons cette alternance $e \sim i$ dans 205 écrits (51,25%). J'ai pris comme symbole de la proportion pour cent des signes de l'alternance $\pm c$. Sa valeur numérique sur le territoire itacisant montre à quel point ceux qui ont un dialecte maternel itacisant s'efforcent d'éliminer l'itacisme de leur langue. Si $-c$ est l'indice le plus fidèle de l'importance de l'itacisme, $\pm c$ peut être considéré comme l'indice social de l'itacisme. C'est justement pourquoi il sera intéressant d'examiner la manière dont les textes contenant l'alternance $e \sim i$ se répartissent parmi les cinq groupes formés à la base des valeurs de $-c$.

Groupe formé à la base de $-c$	Par rapport à 400	Par rapport à 205	Proportion des deux nombres absolus
1.	15 (3,75%)	12 (5,70%)	80%
2.	43 (10,75%)	28 (13,50%)	65,12%
3.	41 (10,25%)	25 (12,70%)	60,98%
4.	44 (11,00%)	30 (14,50%)	68,12%
5.	256 (64,00%)	110 (53,65%)	42,96%
Total	399 (99,75%)	205 (100%)	—

Les données du relevé indiquent que l'alternance $\acute{e} \sim i$ touche le moins les textes les moins itacisants. Par contre la répartition dans les groupes des 205 écrits à la base de la valeur de $\pm c$ est encore plus caractéristique pour l'alternance $\acute{e} \sim i$. C'est ce que montre le relevé suivant.

1.	1—10%	107 textes	52,20%
2.	11—25%	86 textes	41,95%
3.	26—50%	10 textes	4,88%
4.	51—75%	2 textes	0,97%
Total		205 textes	100,00%

Etant donné que l'alternance $\acute{e} \sim i$ des divers textes est directement proportionnelle à la valeur de $\pm c$, le pourcentage plus élevé dénote une alternance d'un nombre et d'une proportion plus importants.

Dans ce qui suit nous allons examiner le rapport des groupes établis à la base des valeurs de $\pm c$ avec les groupes établis à la base des valeurs

	$-c=0-10\%$	11—25%	26—50%	51—75%	76—100%	Total
$\pm c = 1-10\%$	3	12	8	13	71	107
11—25%	8	14	10	15	39	86
26—50%	1	1	6	2	—	10
51—75%	—	1	1	—	—	2
Total	12	28	25	30	110	205

de $-c$, c'est à dire le rapport entre l'importance de l'itacisme et celle de l'alternance $e \sim i$. — Les colonnes verticales du relevé indiquent la valeur $-c$ des textes, les lignes horizontales la valeur de $\pm c$. (Voir p. 89.)

La plus grande valeur de $\pm c$ est — dans l'écrit de Dániel Makray — 75%. Etant donné que, dans ce même texte $-c = 25\%$, on peut voir qu'aucun signe ne se présente que sous la forme itacisante. Le noble du comitat de Szatmár qui, à l'assemblée nationale du couronnement (1563) représentait son comitat avec György Melith, ne peut certainement pas être considéré comme un homme arriéré et inculte. Et pourtant dans ses écrits son dialecte itacisant est si évident que $+m = 69,23\%$. Dans la statistique établie en fonction des signes, on ne trouve que quatre signes en tout, dont le seul à forme étacisante est le morphème radical *pecsét-*, dont l'itacisme «irrégulier» est extrêmement rare dans toute la matière. La valeur de $+m$ est assez élevée encore (66,66%) dans un texte localisable à Nagykálló et daté de 1552; sa valeur $-c$ est de 33,33%, ce qui signifie qu'il ne contient pas de signe seulement itacisant. La ressemblance frappante des deux écrits nous autorise à supposer que la nomenclature établie sur les objets d'argent de l'église de Nagykálló fut écrite par un prêtre ou un clerc à dialecte itacisant, mais qui n'était pas nécessairement originaire de Nagykálló.

Parmi les textes les plus itacisants, la valeur de $\pm c$ est de 33,33% dans la publication officielle d'un comitat; on n'y trouve pas de signe étacisant. Il est évident que le dialecte du copiste est fortement itacisant, et cette propriété ne s'atténue que du fait que sur les 15 signes différents on compte 5 alternances $e \sim i$. Il semble que l'auteur du procès-verbal d'audition des témoins est déjà un peu au courant de la norme linguistique écrite (nous sommes à Kisvárdá, le 14 juillet 1572), mais il n'est pas moins capable d'éliminer l'itacisme de son dialecte maternel que neuf ans auparavant Dániel Makray, ou 20 ans plus tôt le clerc ou le prêtre inconnu de Nagykálló.

Je dois renoncer à continuer ici l'exposé détaillé de mes données. Toutefois je suis en mesure de déclarer que, dans les monuments écrits des territoires itacisants l'alternance $e \sim i$ occupe une place qu'on ne saurait déprécier, comme en témoigne d'ailleurs le dernier relevé. Dans les textes moins itacisants et le moins itacisants, la proportion des signes d'alternance varie dans des limites plus restreintes. Dans la catégorie de $-c = 51\% - 75\%$, la valeur $\pm c$ de deux écrits seulement dépasse 25%, des 110 textes appartenant à la catégorie $-c = 76\% - 100\%$, cette valeur varie de 1 à 10% dans 71 textes. Tout ceci indique que les signes d'alternance $e \sim i$ du groupe le moins itacisant sont très peu nombreux, et se limitent dans la plupart des cas à un seul signe, — la forme à désinence possessive. Rappelons-nous que dans 162 textes et 1183 données, ce morphème présente l'alternance $e \sim i$, c'est à dire que dans près des 80% des 205 textes, c'est presque uniquement la présence de ce morphème qui donne la valeur de $\pm c$.

Cependant dans les textes où la valeur relativement faible de $-c$ se présente avec la valeur relativement grande de $\pm c$, nous devons voir sans aucun doute l'évincement volontaire de l'itacisme, l'expansion, le renforcement de la norme linguistique écrite non-itacisante.

V.

Les problèmes de la méthode

Je n'ai pas entrepris ce travail pour faire des expériences méthodologiques. S'il a tout de même adopté ce caractère, ceci résulte spontanément de la nature des matériaux examinés. Il m'a semblé que mes données deviendraient le plus probantes à l'aide des chiffres. C'est au moyen des pourcentages que j'ai obtenu un indice objectif qui exprime encore le plus fidèlement l'itacisme d'un texte ($-c$).

Une question se pose cependant à ce propos: ce grand surplus de travail qu'exige le dépouillement statistique de la matière se manifeste-t-il à la lumière des résultats obtenus? N'aurait-on pas pu obtenir ce même résultat sans établir de statistiques?

En ce qui concerne l'étude des questions géographiques et sociales de l'itacisme, les résultats principaux auraient probablement été les mêmes sans le dépouillement statistique des matériaux. Or, pour ce qui est de la mesure de l'itacisme des divers textes et des divers personnages, nous ne pouvons le démontrer et le caractériser d'une manière nette et réelle qu'à l'aide des chiffres. Sans recensement et sans un certain calcul nous aurions une image passablement trompeuse, car nous serions induits en erreur par nos impressions subjectives; nous sommes enclins à considérer comme fortement itacisant un texte qui ne l'est que médiocrement ou presque pas. Pour obtenir un tableau réel, il faut donc que nous déterminions le nombre d'exemples et d'exemples contraires, et ceci une fois établi, le calcul des proportions ne constituera pas un travail trop fatigant; tout ceci doit être encore complété par la statistique établie en fonction des signes. — A la question posée, je répondrai donc que, si l'usage ainsi obtenu d'un phénomène linguistique n'a qu'un soupçon de vérité de plus à la base des calculs statistiques, le supplément de travail n'a pas été vain.

Il est évident que cette méthode permet d'examiner non seulement l'itacisme, mais tous les phénomènes phonétiques qui existent sur différents points et divers territoires de la langue, comme particularités dialectales. Il est tout aussi évident que cette méthode peut être utilisée non seulement dans les recherches de dialectologie historique, mais aussi dans l'étude et la comparaison de certains phénomènes de nos dialectes actuels, et même dans la description du système phonétique complet de nos dialectes.

L'obstacle principal à la généralisation de cette méthode vient de ce qu'elle opère nécessairement par des mises en rapport; elle constate à la base de correspondances et d'oppositions ce qu'est l'exemple et l'exemple contraire. La base de comparaison est l'état phonétique de la langue courante actuelle. Cependant, que nous voulions décrire par cette méthode nos dialectes actuels, ou que nous voulions l'utiliser dans la dialectologie historique comme base de comparaison avec l'état phonétique de la langue courante actuelle, nous rencontrerons inévitablement des formes linguistiques dialectales ou anciennes qui n'auront pas de correspondant dans la langue courante. Dans de tels cas, il faut examiner en dehors de la langue usuelle un autre ou d'autres dialectes, pour pouvoir trouver la réplique exacte du morphème en question.

En outre, il existe dans la langue usuelle aussi des changements de formes; un autre problème est l'*ë* fermé, qui n'appartient que partiellement à la langue courante, etc. Tout ceci n'empêche cependant pas la mise en rapport avec l'état phonétique de la langue courante, il ne s'agit là que de difficultés à vaincre. L'ennui réside plutôt dans le fait que les résultats obtenus par la mise en rapport avec l'état phonétique de la langue courante, ne peuvent être comparés numériquement que si nous déterminons selon un point de vue uniforme les exemples et les exemples contraires du phénomène examiné. Pour en rester aux problèmes de l'itacisme: la valeur *—e* et les autres valeurs des textes étudiés dans cet ouvrage ne peuvent être comparées par exemple à la valeur *—e* et aux autres valeurs calculées ou à calculer par exemple à la base des textes de Sárrét de József Végh³², que si je range parmi les exemples contraires tous les morphèmes que je viens de prendre en considération, alors que, dans cette matière, je ne prendrai pas dans les exemples contraires ceux qui n'ont habituellement pas de forme itacisante dans ma matière du XVI^e siècle, ni à Sárrét. Généralement: avant d'établir une statistique de cette méthode, il convient de savoir exactement la base d'après laquelle nous choisirons nos exemples contraires.

C'est László Deme qui s'est occupé avec le plus de détails ³³ de ce groupe de questions. J'ai l'impression que, en présentant sa théorie dans la pratique sur une matière de la fin du XVI^e siècle,³⁴ à propos de l'itacisme il range les formes étacisantes parmi les exemples contraires. Ainsi par exemple, dans les lettres écrites de la propre main de János Telegdy, figurent comme exemples contraires de l'itacisme le verbe *ért-*, les morphèmes *neuen* 'néven', *zekerén*, *keues*, *zerenchjes*, *Juttel*, *kuttel*, *cziotortoknel*, que je n'ai pas rangés parmi les exemples contraires, étant donné que leur forme itacisante ne figure ni dans

³² József Végh: Sárréti népmesék és népi elbeszélések (Contes et récits populaires de Sárrét). Debrecen, 1944.

³³ A Magyar nyelvjárások néhány kérdése (Quelques questions des dialectes hongrois). Budapest, 1953, 83 suiv.

³⁴ A XVI. század végi nyelvi norma kérdéséhez. Budapest, 1959.

mon dialecte maternel, ni dans ma matière du XVI^e siècle. — On peut donc supposer qu'à l'avenir les phénomènes traités, examinés par la méthode basée sur les exemples et exemples contraires, ne soient pas étudiés seulement dans leurs possibilités, que les exemples contraires ne soient pas seulement choisis parmi les cas possibles, mais que — comme par exemple à propos de l'itacisme fermé — que nous choissions comme exemples contraires tous les morphèmes prononcés avec *é*, aussi bien dans la langue courante prise comme base de comparaison, que dans le dialecte examiné, c'est à dire dans le texte. Ce procédé présente l'avantage de n'exiger du chercheur que la connaissance de la langue courante, sans qu'il soit nécessaire pour cela d'avoir un dialecte maternel itacisant.

Pour en rester aux problèmes de l'itacisme: de toute évidence, tout le monde trouvera naturel que seuls les morphèmes dans lesquels la valeur phonématique du son en question est *é* puissent figurer parmi les exemples contraires. Si nous voulons donc rassembler dans le dialecte examiné les exemples contraires de l'itacisme fermé, nous ne pourrons pas ranger parmi les exemples contraires les morphèmes dialectaux à phonèmes *ē*, *e*, *ẽ* opposés aux morphèmes à phonèmes *é* de la langue courante. Dans les recherches dialectologiques historiques, particulièrement lorsque nous nous occupons d'une époque où la longueur des voyelles n'était pas encore marquée, nous nous trouvons dans une situation relativement plus complexe en voulant ranger toutes les formes à phonème *é* parmi les exemples contraires de l'itacisme. Dans ma propre matière aussi j'ai indiqué que ces formes de mots du type *leszen*, *lezen* peuvent se lire très souvent avec un son bref, ce qui signifie qu'il n'est pas absolument obligatoire de les compter parmi les exemples contraires de l'itacisme. Un fait plus problématique encore c'est la question de savoir si les mots *neuen* et *zekeren* que j'ai cités parmi les exemples contraires de Deme, doivent obligatoirement se prononcer 'néven' et 'szekéren', et s'ils doivent réellement figurer parmi les exemples contraires.

Tout ceci soulève une série de problèmes qui ne concernent pas uniquement l'itacisme. Prenons par exemple l'eutacisme labial. Devons-nous ranger parmi les exemples contraires tous les morphèmes qui contiennent un *ē* fermé, ou devons-nous écarter des exemples contraires les monosyllabiques à finale vocalique ou les morphèmes à voyelles mixtes? Ou encore: l'*ē* opposé à l'*i* de la langue courante peut-il figurer parmi les exemples contraires? Les mots comme *vérág*, *vëlla* probablement pas, si nous éloignons a priori les morphèmes à *ē* fermé et à voyelles mixtes. Mais alors où se rangera le morphème *ësmer* : parmi les exemples contraires de l'eutacisme labial ou parmi les exemples de l'etacisme ouvert (etacisme opposé à l'*i*), ou dans les deux groupes à la fois?

Il existe donc des problèmes à résoudre dans l'application de ce procédé opérant avec les exemples et les exemples contraires. Toutefois, si nous déter-

minons toujours avec précision le caractère des données que nous rangerons parmi les exemples contraires à propos du phénomène présenté, nous ne nous heurterons à aucune difficulté. Or il n'est possible de comparer des valeurs numériques qu'au cas où la qualification des exemples contraires se fait selon des principes uniformes.

Pour pouvoir généraliser dans les recherches dialectologiques et la dialectologie historique la variante de la méthode statistique que nous venons de présenter, il faut continuer d'y travailler. Il faut élucider à fond les possibilités théoriques et pratiques de l'examen basé sur les exemples contraires. Cette méthode qui demande sans aucun doute un fort supplément de travail apportera des résultats utiles, tant du point de vue théorique que pratique.

(Budapest, 1961)

ПРИМЕНЕНИЕ ЛИНГВИСТИЧЕСКОЙ СТАТИСТИКИ В ИСТОРИЧЕСКОЙ ДИАЛЕКТОЛОГИИ

(Р е з ю м е)

Автор кратко характеризует положение исследований по исторической диалектологии венгерского языка. Излагает тот метод, с помощью которого можно разрешить одну из главных проблем исторической диалектологии. Эта проблема заключается в том, каким образом можно сопоставить разнородные по содержанию и объему тексты-источники. — Суть этого метода такова: нужно подготовить две разные статистики об исследуемых текстах: 1. Надо установить частоту положительных и отрицательных примеров исследуемого явления в абсолютном числе и в процентной пропорции. 2. Надо установить, в каком количестве разнообразных знаков (морфем) встречается исследуемое явление, и каково процентное распределение встречающихся знаков на положительные и отрицательные примеры, и как разделяются в процентном отношении встречающиеся знаки в положительных и отрицательных примерах.

Автор применяет этот метод на исследовании 400 разных текстов XVI века, общий объем которых состоит из 230 000 слогов. Этим же методом он исследует явление иканья восточных венгерских диалектов XVI века. (Под иканьем подразумевается то фонетическое явление, где вместо *é*, свойственного большинству венгерских диалектов, а также литературному языку, в некоторых диалектах произносится *i*.) Автор уделяет внимание вопросу классификации морфем с явлением иканья и их частоты, а также связи, обнаруживающейся в статистике по количеству слогов и знаков. Он устанавливает, что мера иканья каждого текста в отдельности характеризуется наиболее достоверно величиной символа -с. Используя этот символ и учитывая место датировки документов, автор показывает географию распространения иканья в XVI веке. Специальный раздел посвящается социологии иканья и проблемам обобщения метода, примененного автором.

Л. Pann

ÜBER DIE ENTZWEIUNG DER SPRACHWISSENSCHAFT

Von
ZS. TELEGDI

1. Die Linguistik bietet in unserer Zeit den merkwürdigen Anblick einer in sich entzweiten Wissenschaft. Diese Feststellung wäre selbstredend verfehlt, handelte es sich bloss um einen Unterschied in der Ausrichtung der Forschungen, in dem Aspekt der Sprache, den sie sich zum Gegenstand setzen; in der Tat erscheint dieser Unterschied als Ausdruck eines Gegensatzes, der entgegengesetzten Beantwortung der Frage, was eigentlich als wissenschaftliche Betrachtung der Sprache zu gelten habe.

Für die eine Seite wird die wissenschaftliche Erkenntnis der Sprache nur durch Untersuchungen gefördert, die eine Erscheinung in einen historischen Zusammenhang stellen, die Entwicklung beleuchten, aus der sie hervorgegangen, deren Resultat sie ist; für die andere kann das Wesen der Sprache nur erkannt werden, wenn man bei ihrer Betrachtung von ihrem Wandel in der Zeit abstrahiert.

Der Gegensatz der beiden Lager, in die sich die Linguistik gespalten hat, ist vor einigen Jahren von A. Martinet besonders eindringlich geschildert worden. „Es ist wahrscheinlich keine Übertreibung zu sagen — heisst es in seinem Artikel über die Einheit der Sprachwissenschaft — dass der durchschnittliche Vertreter der einen Gruppe in aller Aufrichtigkeit unfähig ist, der Tätigkeit der anderen irgendeine Bedeutung beizulegen.“¹

Gewiss ist manches unternommen und auch geleistet worden, um die Einheit der Sprachwissenschaft auf einer höheren Stufe wieder herzustellen. Mir scheint es aber, dass wir, um weitere, grössere Erfolge zu erzielen, den Grund der Entzweiung und den Weg zu ihrer Überwindung klarer erkennen müssen. Dazu möchte ich hier einen bescheidenen Beitrag liefern.

2. Die Linguistik ist bekanntlich eine verhältnismässig junge Disziplin, sie hat sich erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts entfaltet. Die neue, vergleichend-historische, oder vielmehr einfach historische Sprachwissenschaft hat in kurzer Zeit glänzende Erfolge gezeitigt. In einem knappen Jahrhundert

¹ „... it is probably no exaggeration to say that the average member of one group is genuinely incapable of attaching any meaning to the activities of the other group . . .” (Word 10/1954, 123)

hat sie die Entwicklung einer Reihe von Sprachen und Sprachfamilien erschlossen, in ihren Hauptzügen abgesteckt, und darüber hinaus aufgezeigt, wie man Bewegung, Wandel, Umwandlung der Sprachen wissenschaftlich überhaupt untersuchen kann; damit hat sie eine neue Welt, eine neue Seite der gesellschaftlichen Wirklichkeit für die Wissenschaft erobert.

Die neuere Entwicklung der Linguistik bliebe jedoch unverständlich, wollten wir neben der Grösse der historischen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts nicht auch ihre Schranken in Betracht ziehen.

3. Betrachtet man die Stellung dieser Wissenschaft zur traditionellen, „beschreibenden“ Grammatik, so erscheint sie zunächst widersprüchlich: diese wird nicht für wissenschaftlich anerkannt, doch wird sie unverändert als Unterlage für die historische Betrachtung verwendet.

Wie ist diese scheinbare Inkonsistenz zu erklären?

Die Wissenschaft ist Erkenntnis von Zusammenhängen; in der Darstellung der traditionellen beschreibenden Grammatik erscheint aber die Sprache als eine Anhäufung von Einzelheiten. Diese Unzulänglichkeit ist nun nach der Ansicht der historischen Sprachwissenschaft des vergangenen Jahrhunderts etwas Notwendiges, sie ist im Gegenstand der beschreibenden Grammatik begründet: wie sie von dieser Grammatik betrachtet wird, auf einer bestimmten Stufe ihrer historischen Entwicklung, besteht die Sprache nach dieser Ansicht in der Tat aus isolierten Einzelheiten, enthält keinen inneren, verhüllten Zusammenhang, dessen Erschliessung eine wissenschaftliche Aufgabe sein könnte.

Daher die Notwendigkeit der historischen Betrachtung: um eine bestimmte Gestalt einer Sprache wissenschaftlich zu erkennen, um sie über das blosses Registrieren ihrer Einzelheiten hinaus zu begreifen, um ihr den Schein des Zusammenhanglosen abzustreifen, sei sie im Zusammenhang der Entwicklung, aus der sie hervorgegangen ist, in der sie ein Moment darstellt, zu betrachten, und jede ihrer Einzelheiten sei auf ihre Vorstufe in den älteren Gestalten der Sprache zurückzuführen.

So erklärt sich das Widersprüchliche in der Stellung der historischen Sprachwissenschaft, wie sie im 19. Jahrhundert auftritt, zur beschreibenden Grammatik. Wie beträchtlich sie auch über die grammatische Tradition hinausgegangen ist, hat sie die Auffassung der Sprache, die darin enthalten war, nicht beanstandet. Die beschreibende Grammatik entspricht somit im Grunde ihrem Gegenstand, und gerade darum ist sie unwissenschaftlich: als Gegenstand der beschreibenden Grammatik, in sich, ausserhalb der historischen Entwicklung betrachtet, kann die Sprache nicht wissenschaftlich erkannt werden.

Die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts tritt somit als ein auf die Spitze getriebener Historismus auf; in Wahrheit besteht ihr Mangel darin, dass sie ein beschränkter Historismus, als Historismus beschränkt ist.

4. Die Auffassung der Sprache, welche die neue Sprachwissenschaft vorfand und im Grunde übernahm, war noch in einer anderen Beziehung unzulänglich. Betrachtet man eine Sprache wie sie uns im Sprechverkehr einer Gemeinschaft entgegentritt, so erscheint sie als ein Bestehendes, ein Zustand. Das traditionelle Sprachstudium fasste seinen Gegenstand in der Tat unter dieser Bestimmung auf.

Die historische Sprachwissenschaft brachte die grosse Erkenntnis, dass die Sprache in ständiger Bewegung begriffen ist, so dass jede ihrer Gestalten ein vorübergehendes Moment einer Entwicklung darstellt; ein solches Moment, die Sprache auf einem Abschnitt ihrer Geschichte betrachtet, wurde aber auch weiterhin als ein Zustand, als einer der aufeinander folgenden Zustände der Sprache bestimmt. Wohl wurde die Forderung aufgestellt, einen Sprachzustand, den man wissenschaftlich erkennen wollte, historisch zu betrachten; darunter verstand aber diese Sprachwissenschaft die Verknüpfung des Zustandes mit der vorhergehenden Entwicklung, nicht die Forderung, dass dieser Zustand im eigentlichen Sinne des Wortes der historischen Betrachtung unterworfen, an sich als Entwicklung erkannt werde.

5. Die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts stellt also eine beschränkte Form des Historismus dar; die Schranken aber, die sie nicht überwinden konnte, waren die des metaphysischen d. h. undialektischen Denkens: die Entwicklung wurde nur als der historische Prozess, aus dem der Zustand hervorgeht, nicht zugleich als sein innerer Gehalt, eine historisch bestimmte Gestalt der Sprache nicht als Einheit von Zustand und Entwicklung erkannt.

Indem der Historismus in dieser beschränkten Form die konkrete Sprache für einen blossen Zustand erklärt, verzichtet er darauf, ihre Auffassung zu durchdringen, diese entscheidend umzugestalten, zu vertiefen; er tritt nur mit dem Anspruch auf, den „Zustand“, dessen herkömmliche Auffassung er weiterhin gelten lässt, in einen geschichtlichen Zusammenhang einzufügen und damit zu erklären.

Solange aber der sprachwissenschaftliche Historismus in dieser Beschränktheit beharrt, muss auch sein Anspruch, dass er die wissenschaftliche Erkenntnis der Sprache überhaupt darstellt, fragwürdig erscheinen.

In der Tat: wird die Sprache erst dadurch der historischen Betrachtung unterworfen, dass wir sie auf die vorhergehende Entwicklung, also auf etwas ausserhalb von ihr Liegendes, zurückführen, so ist diese Betrachtung nicht in ihrem Gegenstand, nicht objektiv begründet, sondern eine subjektive Angelegenheit, eine Methode, deren Anwendung, so wertvolle, objektiv gültige Einsichten sie auch bieten mag, im Belieben des Forschers liegt, ihm nicht durch die Natur des Gegenstandes aufgezwungen ist.

6. Die historische Sprachwissenschaft legte bei ihren Untersuchungen

die herkömmliche Auffassung eines Sprachzustandes zugrunde; diese war also im grossen ganzen richtig, nur sollte man, um zu wissenschaftlichen Erkenntnissen zu gelangen, bei der isolierten, von der Geschichte abgewandten Betrachtung eines Sprachzustandes nicht stehenbleiben. Als man begreift, dass diese Auffassung, die die Beschreibung von Sprachen seit dem Altertum bestimmt hat, unzulänglich ist, die wahre Natur ihres Gegenstandes verfehlt, kommt es zu einer Wende in der Entwicklung der Sprachwissenschaft. Diese Wende ist vor allem mit dem Namen F. de Saussures verknüpft.

Die Sprache erscheint als eine Summe von selbständigen, für sich bestimmten Elementen, die sich (in diesem Sinne) nur äusserlich zum Ganzen einer Sprache verbinden. Das traditionelle Sprachstudium gab sich mit der Erscheinung zufrieden, nahm sie als die Wahrheit der Sprache, und die historische Sprachwissenschaft schloss sich ihm, wie wir gesehen haben, an.

Nach Saussure haben wir uns von der Sprache einen völlig verschiedenen, geradezu entgegengesetzten Begriff zu machen.

Seiner Lehre nach ist die Sprache in jedem Abschnitt, an jedem Punkt ihrer Geschichte ein strenges System; das heisst: sie ist als Ganzes ihren Elementen übergeordnet, diese sind ausschliesslich durch die Stellung, die sie im Ganzen, im Verhältnis zu einander einnehmen, durch die Beziehungen, deren Knotenpunkte sie bilden, bestimmt. Noch schärfer gefasst besagt dies: die Sprache ist ein Netzwerk von Beziehungen derart, dass die Elemente, zwischen denen diese bestehen, keine anderen Beschaffenheiten haben, als welche ihnen durch ihre Stellung in diesem Netzwerk beigelegt werden.

Durch diese Auffassung der Sprache erhält ihre Beschreibung neuen Sinn und Rang. Die historische Linguistik sah auf diese als unwissenschaftlich herab, da sie sich auf das blosses Konstatieren des Gegebenen beschränke. Wenn aber die Sprache wesentlich System ist, indessen sie als Summe von Einzelheiten erscheint, so ist ihre adäquate Beschreibung, die Herausstellung ihres systematischen Wesens, eine wissenschaftliche Aufgabe.

7. Wie verhält sich nun diese Wissenschaft, die die Sprache an einem Punkt ihrer Geschichte betrachtet, zur Wissenschaft der Sprachgeschichte?

Saussures Antwort ergibt sich daraus, dass für ihn die Sprache als System, also wesentlich, nicht historisch ist.

Wir haben gesehen, dass Saussure die Sprache als ein System von Beziehungen bestimmt, die von der Natur ihrer Träger, von einer bestimmten Wirklichkeit überhaupt unabhängig betrachtet werden sollen, kurz: als ein System reiner Beziehungen. Nun ändern sich aber Beziehungen mit der Wirklichkeit, deren Beziehungen sie sind. Indem also Saussure die Sprache als ein System reiner Beziehungen bestimmt, erklärt er sie für an sich unbeweglich, keinen zeitlichen Bezug enthaltend, für ein blosses Nebeneinander. Die Sprache hat in dieser Auffassung ebensowenig eine historische Dimension wie ein algebraisches oder logisches System; dank R. Godels Mitteilungen wissen wir

jetzt, dass Saussure in seinen Aufzeichnungen diese Analogie ausdrücklich festgestellt, als fundamental bezeichnet hat. „Einst wird kommen der Tag (heisst es da einmal)..., wo man erkennen wird, dass die Quantitäten der Sprache und ihre Beziehungen *ihrer fundamentalen Natur* nach regelmässig durch mathematische Formeln ausgedrückt werden können.“²

Wie lässt sich aber die wesentliche Unbeweglichkeit der Sprache mit ihrer unaufhörlichen Bewegung in der Wirklichkeit in Einklang bringen?

Die Lösung des Problems besteht nach Saussure darin, dass die Sprache sich wohl bewegt, aber nicht als das, was sie eigentlich ist, nicht als System.

Die Änderung der Sprache ist nach der Ansicht des Genfer Meisters nicht in ihrem System begründet, sondern eine Folge von Ereignissen, die dem System fremd sind; sie betrifft zunächst einzelne Elemente des Systems, die einzelnen Änderungen führen aber, da Elemente eines Systems solidarisch sind, sich wechselseitig bestimmen, zu einer Änderung des Systems als Ganzen, zur Entstehung eines neuen Systems, eines neuen Zustands der Sprache. Jeder Sprachzustand ist daher zufällig, insoweit die Ereignisse, die die Transformation des vorhergehenden ausgelöst haben, in keinem Verhältnis zu ihrem Ergebnis stehen, dieses sich nicht aus ihnen ableiten lässt.

Saussure lehnt also im Grunde die Auffassung der Sprache als eine Entwicklung ab: seiner Meinung nach setzt sich die Geschichte der Sprache aus einer unaufhörlichen Reihe von Transformationen zusammen, so dass jeder Übergang aus einem Zustand in den anderen durch äussere und vereinzelte Ereignisse bewirkt wird, sie ist keine Entwicklung im eigentlichen Sinne des Wortes, keine sich nach einem inneren Gesetz vollziehende Entfaltung.

Wenn aber ein Zustand nicht notwendig-vernünftige Entwicklung des vorhergehenden ist, so trägt die Geschichte nichts zu seiner Erkenntnis bei; es ist sogar erforderlich, bei seiner Betrachtung von der Geschichte gänzlich abzusehen: bei einem in sich geschlossenen System wie die Sprache wird die Perspektive durch jede Rücksichtnahme auf nicht-systematische Züge gestört, ja geradezu verfälscht. „«Sprache» und Sprachwissenschaft — bemerkt einmal Saussure — gibt es nur unter der Voraussetzung, dass man von dem Vorhergehenden absieht“.³

Auf diese Weise gelangt Saussure zu dem Ergebnis, dass die beiden Disziplinen, in die sich die Sprachwissenschaft nun gespalten hat, die „statische“ und die „evolutive“ Linguistik, zwei gänzlich verschiedene Aspekte der Sprache, heterogene „Ordnungen der Dinge“ zum Gegenstand haben; die

² „Il arrivera un jour . . . où on reconnaîtra que les quantités du langage et leurs rapports sont régulièrement exprimables, *dans leur nature fondamentale*, par des formules mathématiques“ (R. Godel, Les sources manuscrites du Cours de linguistique générale . . . 1957. 220). Vgl. auch die Äusserung in einem Gespräch im Jahre 1911: „Pour le moment, la linguistique générale m'apparaît comme un système de géométrie“ (a. a. O. 30).

³ „Il n'y a de „langue“ et de science de langue qu'à la condition initiale de faire abstraction de ce qui a précédé . . .“ (Godel, a. a. O. 142)

Sprachwissenschaft ist also die blosse Summe, die äussere Einheit dieser Disziplinen.

Damit ist aber das Verhältnis der beiden Disziplinen, wie es sich für Saussure ergeben hat, noch nicht hinlänglich gekennzeichnet.

Saussure erkennt — und das ist sein historisches Verdienst —, dass ein Sprachzustand nicht erst über den Umweg der Geschichte, sondern unmittelbar der wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich ist. Damit tut er einen entscheidenden Schritt über die historische Sprachwissenschaft hinaus; doch hält er an dem starren Gegensatz von Zustand und Entwicklung fest: der Zustand ist in seiner Auffassung wesentlich unhistorisch, ein reines Nebeneinander. Die Vorzeichen also sind bei ihm vertauscht: Saussure setzt die Wahrheit der Sprache in den Zustand. Indem er das tut, weist er den Anspruch der historischen Sprachwissenschaft, dass sie die wissenschaftliche Erkenntnis der Sprache überhaupt darstellt, zurück; wenn das Wesen der Sprache, ihr System, aus der Geschichte nicht zu erkennen ist, so fällt der historischen Betrachtung in der Erforschung der Sprache eine untergeordnete Rolle zu.

Saussure behauptet also nicht nur die Berechtigung, sondern auch den Vorrang eines Sprachstudiums, das von der Geschichte grundsätzlich absieht.

8. Saussure stellt sich bewusst, nachdrücklich in Gegensatz zur historischen Sprachwissenschaft seiner Zeit. Es ist daher zunächst überraschend zu sehen, dass die Ansichten, die seine Stellungnahme bestimmen, sich zum Teil in dieser Sprachwissenschaft nachweisen lassen, dass sie, mehr oder weniger deutlich ausgebildet, in ihr enthalten sind.

Vor allem ist daran zu erinnern, dass Zustand und Entwicklung nicht erst bei Saussure als starre Gegensätze erscheinen. Wir haben gesehen, dass in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts die historische Betrachtung eines Sprachzustands sich darauf beschränkt, dass er mit den vorhergehenden verknüpft wird; darin liegt aber das Zugeständnis, dass ein solcher Zustand keine Entwicklung an sich hat, an sich nicht historisch ist.

Des weiteren wurde nachgewiesen, dass Saussure die Auffassung der Geschichte der Sprache als eine Entwicklung im eigentlichen Sinne des Wortes abgelehnt hat. Wie nahm die historische Sprachwissenschaft in dieser Frage Stellung?

Soll die Rede von der Entwicklung der Sprache mehr als eine blosse Redensart sein, so muss man annehmen, dass die Formen, in denen die sprachliche Kommunikation innerhalb einer Gemeinschaft vor sich geht, ein System bilden, das in relativer Autonomie nach eigenen, immanenten Gesetzen fortschreitet.

Die Junggrammatiker, deren Sprachwissenschaft den unmittelbaren Gegenstand der Saussureschen Kritik bildete, lehnten eine solche Annahme als unwissenschaftlich ab. Für sie war die Sprache nur im Bewusstsein der Sprechenden, in den „Einzelgeistern“ wirklich, als Organismus der auf die

Sprache lezöglichen Vorstellungen; dem Wandel der Sprache sollten letztlich durch psychologische Gesetze beherrschte Vorgänge zugrunde liegen.

Schliesslich ist in dieser psychologistischen Auffassung der Sprache die Behauptung einbegriffen, dass ein Sprachzustand reine Gleichzeitigkeit ist. Als wirkliches Dasein der Sprache soll ihr Dasein im Bewusstsein der Sprechenden gelten; dann kann aber der Sprache als in ihr wirklich vorhanden weiter nichts zugeschrieben werden, als was sie in dieser Form enthält, dann ist sie in Wirklichkeit so, wie sie für die Sprechenden existiert. Saussure hat in der Tat dieses Argument verwendet, um die Berechtigung und den Vorrang einer statischen Sprachwissenschaft zu begründen;⁴ dazu ist nebenbei zu bemerken, dass die Saussuresche Lehre zwar sinngemäss gegen den Psychologismus gerichtet, mit ihm unvereinbar ist, dass der Genfer Meister aber dies nicht erkannt, sich von der psychologistischen Auffassung der Sprache nicht konsequent losgelöst hat.

Diese Hinweise sollen selbstverständlich nicht Saussures Originalität herabsetzen; man kann und soll aus ihnen etwas anderes lernen: dass eben die praktische Einheit der Sprachwissenschaft im 19. Jh. theoretisch nicht begründet war, dass diese Wissenschaft in der Theorie zu Positionen gelangte, von denen aus ihre Praxis fragwürdig erscheinen musste.

9. In der vorhergehenden historischen Übersicht habe ich versucht, zu zeigen, wie es zur Entzweiung der Sprachwissenschaft gekommen ist und worin sie ihren theoretischen Grund hat. Die Erkenntnis, dass ein Sprachzustand als solcher, abgesehen von der vorhergehenden Geschichte, ein möglicher Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung ist, war ein Fortschritt von historischer Bedeutung; sie musste aber zur Entzweiung der Sprachwissenschaft führen, solange man am starren Gegensatz von Entwicklung und Zustand festhielt. Die Entzweiung der Sprachwissenschaft besteht eben nicht in der Erkenntnis, dass diese sich in zwei Disziplinen auseinanderlegt, sondern in der Meinung, dass die beiden Disziplinen, durch kein organisches Band verknüpft, eine nur äussere Einheit bilden.

10. Bei der Analyse des Weges, den die Sprachwissenschaft seit Beginn des vergangenen Jahrhunderts zurückgelegt hat, habe ich die starre Gegenüberstellung von Entwicklung und Zustand als eine beschränkte Auffassung hingestellt. Das leuchtet aber nicht ohne weiteres ein; die Berufung auf den Sprechenden, d. h. darauf, dass er nichts von Sprachgeschichte weiss, klingt überzeugend. Es gilt daher, zumindest andeutungsweise, aufzuzeigen, wie die Auffassung einer konkreten Sprachgestalt als Einheit von Zustand und

⁴ „La première chose qui frappe quand on étudie les faits de langue, c'est que pour le sujet parlant leur succession dans le temps est inexistante: il est devant un état. Aussi le linguiste qui veut comprendre cet état doit il faire table rase de tout ce qui l'a produit et ignorer la diachronie." (Cours . . ., 1949. 117).

Entwicklung möglich, ja durch die Realität, die wirkliche Beschaffenheit des Gegenstandes gefordert wird.

Bevor wir aber weitergehen, ist ein Missverständnis zu klären, das namentlich bei Saussure in scharf ausgeprägter Form erscheint. R. Godel führt einmal aus, dass in Saussures Augen die Beziehungen in der Sprache immer dynamisch seien, der Unterschied zwischen der evolutiven und der statischen Erscheinung sich darauf beschränke, dass auf der vertikalen Achse (Diachronie) die Bewegung nicht umkehrbar, auf der horizontalen dagegen (Synchronie) umkehrbar sei.⁵ Nun ist es wahr, dass dem Sprechenden die Ausdrucksmittel seiner Sprache gleichzeitig zur Verfügung stehen und dass er sich daher in ihnen nach allen Richtungen bewegen kann. Es fragt sich aber, wie sich diese Ausdrucksmittel selbst, gemäss ihrem eigenen Gehalt, in ihrem System zu einander verhalten.

11. Grammatiker und Logiker haben von alters her eine merkwürdige Beziehung zwischen gewissen Elementen der Sprache festgestellt, die Beziehung nämlich, dass ein Element sich als *Umwandlung* eines andern darstellt; dabei ist unter *Umwandlung* (Transformation) eine Änderung zu verstehen, die nur die Form betrifft, das Stoffliche aber nicht berührt, dem, was am Ausgang vorhanden war, keinen neuen Stoff zufügt.

12. Da haben wir z. B. die Kategorie des substantivierten Adjektivs.

Im Satz *Was ich in meinem Haus ertrag', Das sieht ein Fremder am ersten Tag* (Goethe) ist *Fremder* zweifellos Substantiv: mit einem Artikel versehen, nimmt es die Position des Subjekts ein. Doch ist es mit einem einfachen Substantiv nicht zu verwechseln: eigentlich *ist es kein Substantiv, es ist es geworden*. Neben dem Substantiv (*ein*) *Fremder* steht das Adjektiv *fremd*: ihre Beziehung wird aber durch eine in der Praxis der Sprachgemeinschaft enthaltene Regel bestimmt, wonach Adjektive überhaupt auf bestimmte Art und Weise in Substantive umwandelbar sind.

Die gleiche Beziehung lässt sich auch zwischen Konstruktionen beobachten.

Betrachten wir die zwei folgenden Sätze:

(1) *Karthago wurde 146 zerstört.* und

(2) *Die Zerstörung Karthagos im Jahre 146 bedeutet den Abschluss einer Periode der römischen Geschichte.*⁶

⁵ a. a. O. 221.

⁶ Das Beispiel entnehme ich W. Porzigs Werk über die Abstrakta (Die Namen für Satzinhalte im Griechischen und im Indogermanischen. Berlin 1942). Porzig hat das Verdienst, nachdrücklich betont und ausführlich nachgewiesen zu haben, dass Wörter dieser Art (d. h. die Nomina actionis und die Nomina qualitatis) Umformungen von Prädikaten sind. Es ist freilich ungenau, die Abstrakta als „Namen für Satzinhalte“ zu bezeichnen; der Inhalt des Satzes *Karthago wurde 146 zerstört.* wird offensichtlich nicht durch das Nomen actionis *Zerstörung*, sondern durch die substantivische Gruppe, deren Kern dieses Wort ist, ausgedrückt. Doch ist die Ungenauigkeit leicht zu verstehen: an sich ist das Nomen actionis Transformation des Verbs allein, als solche führt es aber die übrigen Satzglieder in der Form von Leerstellen mit sich.

Man sieht, dass im zweiten Satz der Inhalt des ersten aufgenommen ist, aber in veränderter Form: der erste Satz ist im zweiten als substantivische Gruppe, d. h. in einer Umwandlung enthalten.

Unter diesem Gesichtswinkel fällt auch ein Licht auf das Nomen actionis.

Ein Nomen actionis ist zunächst der Name, die substantivische Bezeichnung einer Tätigkeit; soweit ist es ein einfaches Substantiv, das sich von einer Dingbezeichnung nur durch seinen Gegenstand unterscheidet, dadurch, dass dieser Gegenstand eben kein Ding, sondern eine Tätigkeit ist.

Damit ist aber das Spezifische dieser Wortart noch nicht erfasst.

Vergleichen wir den Satz (1) (*Karthago wurde 146 zerstört.*) mit der Form, in der er als Satzglied auftritt (*die Zerstörung Karthagos im Jahre 146*), so stellt sich heraus, dass die Umwandlung unmittelbar am Verbum vorgeht; dieses wird zunächst in ein Nomen actionis umgewandelt, der Satz wird zu einer substantivischen Gruppe, indem die Leerstellen, die das Nomen actionis von seinem verbalen Ursprung her mit sich führt, mit den übrigen Satzgliedern ausgefüllt werden.

Das Nomen actionis setzt also einen Satz voraus, stellt sich als Umwandlung des verbalen Prädikats in diesem Satze dar.

Eine weitere Konstruktion, die längst als Umwandlung einer anderen erkannt wurde, ist die des passiven Satzes.

Stellt man die beiden Sätze

(1) *der Bauer pflügt den Acker.* und

(2) *der Acker wird vom Bauer gepflügt.*⁷ nebeneinander, so fällt ins Auge, dass man es eigentlich nicht mit zwei unabhängigen Konstruktionen zu tun hat. Die beiden Sätze sind nicht nur synonym: der gleiche Sachverhalt wird mit Hilfe derselben Wörter (eigentlich Semanteme), desselben Stoffs dargestellt, und dieser ist in den zwei Konstruktionen so angeordnet, dass die eine als die Umkehrung der anderen erscheint.

Die Grammatiker machen seit alters auch auf diesen Zusammenhang aufmerksam; doch ist es bezeichnend, dass sie praktisch den passiven Satz immer vom aktiven ausgehend, als dessen Umwandlung beschreiben. So stellt eine ausführliche Grammatik des Russischen zunächst fest, dass die aktive „Wendung“ gewöhnlich durch eine passive ersetzt werden kann und umgekehrt; dann lautet aber die Fortsetzung: „Beim Ersatz der aktiven Wendung durch die passive wird die direkte Ergänzung zum Subjekt, das Subjekt dagegen wird zu einer Ergänzung im Instrumental.“⁸

Tatsächlich setzt in den modernen indogermanischen Sprachen der passive Satz formell, namentlich durch die Form seines Prädikats, den aktiven voraus.

⁷ Das Beispiel bei J. Erben, Abriss der deutschen Grammatik.² 1959. 30.

⁸ И. М. Пулькина и Е. Б. Захава-Некрасова, Учебник русского языка. М. 1960. 537.

13. Hervorzuheben ist, dass die Beziehung der Umwandlung, so wie die angeführten Beispiele sie aufweisen, nicht umkehrbar ist.

Der Sprechende kann freilich eine substantivische Gruppe, wie *die Zerstörung Karthagos im Jahre 146*, mühelos in den entsprechenden Satz (*Karthago ist im Jahre 146 zerstört worden.*) umwandeln; damit geht er aber auf den Satz, der der Gruppe zugrunde liegt, zurück. Sein subjektives Handeln geht die eigene, objektive Beziehung dieser Kategorien, bezw. Konstruktionen nichts an; es wird niemandem im Ernst einfallen, den Satz an sich als Umwandlung einer substantivischen Gruppe anzusehen und ebenso verhält es sich auch in den übrigen Fällen.

14. Jetzt können wir versuchen, das Eigentümliche dieser Beziehung aufzuzeigen.

Sie ist nicht historisch: um sie festzustellen, sind wir nicht auf die Geschichte zurückgegangen, wir haben sie unter gleichzeitigen Elementen eines Sprachzustands, begründet in ihrer inneren Beschaffenheit, vorgefunden. In diesem Sinne ist sie eine logische Beziehung; aber diese logische Beziehung stellt zwischen gleichzeitigen Elementen ein Nacheinander, eine Abfolge her. Sage ich von solchen Elementen, dass das eine eine Umwandlung des anderen darstellt, so ist in dieser Feststellung enthalten, dass jenes in einem bestimmten, wenn auch zunächst nicht historisch-zeitlichen Sinne, aus diesem hervorgegangen ist.

15. Aus dem Gesagten geht wohl das Bemerkenswerte dieser Beziehung hervor. Doch waren die Fälle, in denen sie festgestellt wurde, vereinzelt, berührten kaum das Bild, das man sich von der Grammatik gemacht hat. Die neuesten Fortschritte der grammatischen Wissenschaft führen nun zur Einsicht, dass die Transformationsbeziehung für die Grammatik von grundlegender Bedeutung ist. Ich denke hier namentlich an die neue Konzeption der Grammatik, die von N. Chomsky entwickelt wurde.⁹

16. Diese Konzeption lässt sich für unseren Zusammenhang im Folgenden zusammenfassen:

Die Grammatik einer Sprache ist einem Apparat (device) zu vergleichen, der alle gültigen Gebilde dieser Sprache und nur diese hervorbringt (generates); mit anderen Worten: sie ist ein Ganzes von Regeln, das die gültigen Gebilde einer Sprache der Möglichkeit nach vollständig und ausschliesslich enthält. Es fragt sich nun, wie die Aufgabe, die in dieser Definition beschlossen, am besten zu lösen ist.

Die Grammatik, die der herkömmlichen Beschreibung zugrunde liegt, besteht aus Regeln, die angeben, wie in der gegebenen Sprache gültige Gebilde durch schrittweise Erweiterung von Grundformen und Ersetzung der dabei

⁹ N. Chomsky, *Syntactic Structures*, 'S-Gravenhage. 1957. 116. — Aus der Literatur, die sich mit diesem Werk beschäftigt, ist namentlich R. B. Lees' ausführliche und lehrreiche Rezension hervorzuheben (*Language* 33/1957, 375—408).

auftretenden Variablen durch bestimmte Werte gebildet werden können; eine Grammatik von dieser Form aber ist nachweislich unzulänglich. Um eine exakte, erschöpfende und möglichst einfache Grammatik einer Sprache aufzubauen, müssen wir noch Regeln ganz anderer Art zu Hilfe nehmen, Regeln, die bestimmen, wie ein gegebenes Gebilde mit einer gegebenen Struktur in ein neues Gebilde mit einer neuen abgeleiteten Struktur umgewandelt werden kann. Eine solche Regel nennt Chomsky eine „grammatische Transformation“; so gibt es, zunächst im Englischen, Transformationen zur Umwandlung des Aktivs ins Passiv (*John admires sincerity.* → *Sincerity is admired by John.*), eines Aussagesatzes in einen Fragesatz (*They can arrive.* → *Can they arrive?*), eines Nominalsatzes mit adjektivischem Prädikat in eine Attributgruppe (*The boy is tall.* → *the tall boy*), zur Substantivierung eines Satzes (*He drew the picture rapidly.* → *His rapid drawing of the picture. . .*) usw. Nur ein Kern „ursprünglicher“ Sätze braucht direkt, in der herkömmlichen Weise beschrieben zu werden, alle übrigen können aus diesen „Kernsätzen“ abgeleitet, als ihre (eventuell mehrfachen) Umwandlungen bestimmt werden.

17. Chomsky hebt mit Recht hervor, dass diese Konzeption das Sprach-
t aus gänzlich neu ist.

Jede bisherige Betrachtung der Grammatik einer Sprache ging von der Annahme aus, dass es möglich ist, die Form eines Satzes (das, was an ihm formell ist) durch eine geeignete Analyse dieses Satzes für sich zu bestimmen. Nun weist Chomsky nach, dass diese Annahme höchstens zu einem kleinen Teil berechtigt ist: in der Mehrheit der Fälle ist ein Satz (ein syntaktisches Gebilde überhaupt) objektiv auf einen anderen Satz bezogen, dessen Umwandlung er darstellt, so dass zur Bestimmung seiner Form die Erkenntnis dieses Zusammenhanges unentbehrlich ist.

Unter den Beispielen, an denen diese These demonstriert wird, ist eines besonders lehrreich¹⁰.

Vergleichen wir die beiden Sätze:

(1) *The picture was painted by a new technique.*

(2) *The picture was painted by a real artist.*

Wir sind uns dessen bewusst, diese Sätze formell zu unterscheiden; solange wir sie aber isoliert betrachten, können wir den Unterschied nicht herausstellen. Er wird sinnfällig, wenn wir sie auf die aktiven Sätze, deren Umwandlungen sie sind, beziehen: er besteht in ihrer unterschiedlichen Transformationsgeschichte, darin, dass sie Transformationen strukturell verschiedener Sätze darstellen.¹¹

¹⁰ A. a. O. 89.

¹¹ F. Brunot hat den Sprachinstinkt bewundert, der den Sätzen (1) *j'ai fait faire un vêtement à mon tailleur* und (2) *j'ai fait faire un vêtement à mon fils* trotz der gleichen Konstruktion so verschiedenen Sinn zuschreibt (*La pensée et la langue.*³ 1936. 390). O. Jespersen führt in *The philosophy of grammar* (1924. 162 n. 1) Brunots Worte an und bemerkt dazu: „Instead of admiration, I should rather express wonder that so ambiguous

18. In dieser neuen, tieferen Konzeption der Grammatik tritt der wahrhaft dynamische Charakter des Sprachzustands deutlich hervor: indem die syntaktischen Formen, die in einer konkreten Gestalt einer Sprache gelten, auf einen Kern von Grundformen zurückgeführt, bzw. von diesen abgeleitet werden, stellt sich diese Gestalt als eine Bewegung dar.

Hier ist auch zu beachten, dass diese Darstellung als in der Wirklichkeit begründet vorgelegt wird. Chomsky weist in einzelnen Fällen nach, dass es nicht dem Gutdünken des Grammatikers anheimgestellt ist, zu entscheiden, welche Form er als die Transformation der anderen aufzufassen habe, und er stellt im allgemeinen fest, dass ihm bei seinen Untersuchungen keine umkehrbare Transformation untergelaufen sei. Das besagt aber, dass der Grammatiker, indem er von Kernsätzen zu immer weiteren Transformationen fortschreitend die Grammatik einer Sprache entwickelt, dem eigenen Gang, der inneren Bewegung dieser Sprache folgt, sie reflektiert.

22. Es fragt sich nun, ob die Bewegung, die in einem Sprachzustand enthalten ist, auf diese Weise adäquat dargestellt wird.

Um die Antwort zu finden, müssen wir vorerst eine Frage ins Auge fassen, die nämlich, worauf sich im gegebenen Fall die Verknüpfung zweier Konstruktionen in einer Transformationsbeziehung gründet. Chomsky gibt dafür keine äusseren Kriterien an, er weist aber von Fall zu Fall nach, dass durch die Verknüpfung die Beschreibung der Sprache vereinfacht und vertieft wird.

Die Annahme einer Transformationsbeziehung zeigt sich damit immer wieder durch das System der Sprache nahegelegt; und doch erscheint diese Beziehung, wenn man sie in Chomskys Darstellung betrachtet, zufällig.

Hier muss aber, damit ein Beispiel angeführt werden kann, einiges nachgeholt werden. Nach Chomskys Ansicht ist die Grammatik unabhängig von der Bedeutung; soweit sie sich mit Formen befasst, sind es Formen des Ausdrucks. Dementsprechend erscheinen bei ihm Satzformen als Reihen von Symbolen, die morphologische Einheiten repräsentieren.

Erwägen wir nun ein Beispiel. Die Regel der Umwandlung des Aktivs ins Passiv lautet bei Chomsky folgendermassen: Ist S_1 ein grammatisch gültiger Satz von der Form $NP_1 - Aux - V - NP_2$, so ist die entsprechende Symbolenfolge von der Form $NP_2 - Aux + be + en - V - by + NP_1$ auch ein grammatisch gültiger Satz.¹²

constructions produce after all comparatively few misunderstandings". Nach Chomskys Entdeckungen dürfte der wirkliche Sachverhalt — Grund der Bewunderung für den einen, der Verwunderung für den anderen Gelehrten — klar sein: der Schein, dass diese Sätze formell gleich sind, schwindet, wenn man sie auf die Sätze bezieht, die sie in verwandelter Gestalt enthalten, ((1) *mon tailleur m'a fait un vêtement* und (2) [*mon tailleur*] *a fait un vêtement à mon fils*). Die beiden Sätze sind also formell unterschieden und der Sprechende deutet sie, indem er diesen Unterschied erfasst.

¹² u. a. O. 43.

Diese Regel ist exakt, sie hat nur einen Mangel: man mag sie drehen und wenden wie man will, den Grund der Umwandlung, die sie beschreibt, wird man in ihr nicht finden, sie ist nicht einsichtig. Wir sehen die Notwendigkeit, oder zumindest die grosse Nützlichkeit ein, das Passiv, zunächst im Englischen, als eine Transformation des Aktivs darzustellen; eigentlich wird das Passiv nicht aus dem Aktiv abgeleitet, insoweit es nicht als eine notwendige, in der Beschaffenheit der Ausgangsform begründete Umwandlung dieser Form aufgezeigt wird.

Eine Grammatik von der Form, die Chomsky vorschlägt, stellt also den Sprachzustand als Bewegung dar; in dieser Darstellung erscheint aber die Bewegung in der Form von nicht einsichtigen Transformationen, d. h. von Transformationen, deren Grund nicht eingesehen werden kann.

Eine Darstellung, die den Grund der Verhältnisse, die sie uns vor Augen stellt, nicht erkennen lässt, ist gewiss unzulänglich, bei formaler Tadellosigkeit nicht adäquat. Diese Unzulänglichkeit kann aber nur überwunden werden, wenn wir das bedeutsame Erreichte festhalten und weiterentwickeln, indem wir bestrebt sind, den Sprachzustand als eine Bewegung, aber als eine begründete, notwendige Bewegung, als eine Entwicklung zu erkennen.

Auf diese Weise zeigen sich, zunächst in der Form einer Aufgabe, die Umriss einer Auffassung, in der der Sprachzustand nicht mehr als blosser Gegensatz der historischen Entwicklung erscheint, sondern als ihre Zusammenfassung in einer Struktur. Damit erhält aber die Frage nach der Korrelation von Zustand und Entwicklung in der Sprache ein dem Marxisten vertrautes Antlitz: es handelt sich, in einer besonderen Form, um das Problem der Korrelation des Historischen mit dem Logischen.

О РАЗДВОЕНИИ ЯЗЫКОЗНАНИЯ

(Резюме)

Разделение языкознания на две дисциплины («историческое» и «описательное» языкознание), каждая из которых склонна рассматривать себя как подлинную науку о языке, имеет глубокое теоретическое основание, которое может быть вскрыто при анализе развития языкознания.

Современное языкознание развивалось в прошлом столетии как историческая наука. В этой форме оно в сравнительно короткое время достигло выдающихся успехов. Однако позднейшее развитие лингвистики нельзя было бы понять, учитывая только заслуги языкознания 19 столетия и не принимая во внимание его ограниченности.

Вначале это языкознание выступает как доведенный до своего предела историзм. В действительности же его недостаток состоит в том, что оно является ограниченным историзмом, ограничено в своем историзме. А границы, которые оно не могло преодолеть, были границами метафизического, т. е. недиалектического мышления. Под развитием понимали лишь исторический процесс, результатом которого являлось определенное состояние. Развитие не признавалось внутренним содержанием этого состояния, исторически обусловленная структура языка не рассматривалась как единство состояния и развития.

Однако пока историзм в языкознании пребывает в рамках этой ограниченности, его претензия быть вообще единственно научным методом познания языка представляется весьма сомнительной. В самом деле: если конкретный язык становится объектом исторического рассмотрения лишь благодаря тому, что мы возводим его к предшествующему развитию, т. е. к чему-то находящемуся вне его, то подобное рассмотрение не имеет объективного обоснования в самом предмете исследования.

В своих исследованиях историческое языкознание исходило из традиционного «бессистемного» понимания состояния языка. Когда выяснилось, что подобное рассмотрение языка является недостаточным, то наступил поворотный пункт в языкознании, связанный прежде всего с именем Ф. де Соссюра.

По Соссюру язык в каждый момент своей истории является строгой системой, в которой все взаимосвязано. Благодаря этому описание языка приобретает новый смысл и новое значение. Историческая лингвистика третировала описание как ненаучное, поскольку оно ограничивалось лишь простой констатацией данного. Но если язык по самой своей сущности является системой, хотя он и показывается суммой отдельных элементов, то адекватное описание его, раскрытие его системной сущности также представляет собой научную задачу.

Как же соотносится эта наука, рассматривающая язык в определенный момент его истории, с наукой об истории языка?

Ответ Соссюра заключается в том, что для него язык в самой своей сущности не историчен.

Соссюр приходит к выводу, что обе дисциплины, на которые разделилось языкознание, имеют предметом изучения совершенно разные аспекты языка. Языкознание, следовательно, является суммой, внешним единством этих дисциплин.

Осознание того, что состояние языка как таковое — независимо от предшествующей истории — может быть предметом научного рассмотрения, знаменовало прогресс и имело большое историческое значение. Однако пока придерживались метафизического противопоставления развития и состояния, оно должно было привести к разделению языкознания на две дисциплины. Разделение лингвистики заключается не в сознании того, что она распадается на две дисциплины, а во мнении, что эти дисциплины, между которыми нет никакой органической связи, образуют только чисто внешнее единство.

Как же следует представлять себе единство развития и состояния? При постановке этого вопроса особое значение приобретает явление трансформации. Под этим выражением я понимаю изменение, касающееся только формы, но не затрагивающее содержания, не добавляющее нового к тому содержанию, которое имелось вначале.

Примерами этого могут служить субстантивация прилагательных, номинализация предложений или превращение формы пассивного залога в форму активного. Такие трансформации не обратимы. Говорящий может, конечно, без труда превратить субстантивную группу как, например, *разрушение Карфагена в 146 году* в соответствующее предложение, но тем самым он снова вернется к предложению, на основе которого возникла эта группа. Его субъективное преобразование не коснется подлинных объективных отношений между этими категориями или конструкциями. Никому всерьез не придет в голову рассматривать предложение как таковое как преобразованную субстантивную группу; точно так же обстоит дело и в остальных случаях.

Трансформации, о которых здесь идет речь, непосредственно не являются историческими явлениями, их наличие можно констатировать среди синхронных элементов данного состояния языка на основе их внутренней природы. В этом смысле мы имеем дело с логическим отношением; но это логическое отношение устанавливает между синхронными элементами определенную последовательность, следование друг за другом.

Отношение трансформации было замечено в единичных случаях довольно рано. Новейшие достижения научной грамматики приводят к заключению, что это отношение имеет для грамматики основополагающее значение. При этом я имею в виду именно новую концепцию грамматики, развиваемую Н. Хомским.

В этой новой, более глубокой концепции грамматики отчетливо проявляется динамика языка. Так как грамматические трансформации (и по Хомскому) необратимы, то грамматист, переходя от исходных предложений к дальнейшим трансформациям и вскрывая при этом грамматическую структуру языка, следует собственному ходу, внутреннему движению данного языка.

Но как ни значителен шаг вперед, мы все еще наталкиваемся на ограничения. Форма описания грамматики, предлагаемая Хомским, вскрывает движение в состоянии языка, но в этом изложении движение проявляется в виде немотивированных трансформаций, т. е. трансформаций, основа которых скрыта.

Изложение, не дающее возможности судить об основе тех отношений, которые оно нам демонстрирует, конечно, неполно и неадекватно несмотря на свою безупречность.

Эта недостаточность может быть преодолена только в том случае, если мы будем опираться на то значительное, что уже достигнуто, и развивать это дальше, понимая состояние языка в его главных чертах как нечто находящееся в движении, но в мотивированном, необходимом движении, р а з в и т и и.

Ж. Телегди

ОБ АССИМИЛЯЦИИ

ЭВА САНТО

Под ассимиляцией подразумевается определенный фонетический процесс, при котором речевые отрезки, сегменты, в своих артикуляциях уподобляются друг другу.

Ниже будет речь об ассимиляции согласных под влиянием соседних согласных в венгерском языке.

Обобщенно выражая суть явления, можно сказать, что в процессе говорения каждый сегмент является результатом взаимодействия двух языковых факторов: факторов взаимодействия различительной функции фонемы и фонетической позиции. Эту же мысль в иной плоскости так можно выразить: в функционировании языка различаются парадигматическая и синтагматическая оси. На парадигматической оси единицы фонологической системы — фонемы — противостоят друг другу своими различительными признаками, которые и несут различительную функцию фонем. Это — система противопоставлений, оппозиций.¹ Парадигматическая ось оказывает давление на фонему, «принуждая» ее в любом конкретно произнесенном отрезке оставаться тождественной самой себе.² Синтагматическая ось оказывает противоположное давление на фонему, так как «принуждает» ее уподобляться соседним сегментам: не оставаться тождественной самой себе.³ Таким образом, влияние контраста⁴ и вызывает то фонетическое явление, которое в классической фонетике принято называть ассимиляцией.

Качество фонемы определяется единством ее различительных, релевантных, признаков. Система оппозиций — это сеть отношений, которую образует совокупность различительных признаков фонем. В фонологическом аспекте исследование ассимиляции в каждом конкретном языке представляется только как выяснение влияния контраста на систему оппозиций.

Влияние контраста может проявляться в разных языках сходно, так как физиологический механизм речевого аппарата, к какому бы языковому

¹ L. Prieto: Traits oppositionnels et traits contrastifs. Word 10. 1954. 43—59.

² A. Martinet: Economie des changements phonetiques 6. 21, 188. Bern, 1955.

³ A. Martinet ук. соч. так же.

⁴ L. Prieto ук. соч. там же.

коллективу ни принадлежал говорящий, в общем сходен.¹ Тем не менее, влияние контраста в каждом конкретном языке своеобразно и специфично, так как система оппозиций в каждом языке своеобразна и специфична.

Отвлекаясь от всего индивидуального и от возможных отклонений, которые непременно являются плотью конкретной живой речи, процесс ассимиляции в любом конкретном языке обобщенно можно представить следующей схемой:



Данную схему можно иллюстрировать конкретными языковыми данными. В качестве примера приведем функционирование фонемы — *n* — в венгерском и русском языках.

Фонема — *n* — самый «непостоянный» феномен фонологической системы венгерского языка. Она, как хамелеон, удивительной пластичностью меняет внешний облик, ни в одной фонетической позиции не оставаясь тождественной себе артикуляционно.

В венгерском та или иная манифестация согласной фонемы в комбинаторных вариантах объясняется только влиянием контраста.

Фонема — *n* — в венгерском манифестируется в шести комбинаторных вариантах:

1. *van áram?*

(электричество есть?)

[*'van 'a : ram*]

2. *van munka?*

(работа есть?)

[*vam 'munka*]

3. *van fekete?*

(кофе есть?)

[*'vam 'fekete*]

апикальный — *n* — основной оттенок в интервокальной фонетической позиции;

— *n > m* — перед билабиальными *m*, *p*, *b*;

— *n > m̥* — перед лабиодентальными *v*, *f*

¹ Зиндер Л. Р.: Общая фонетика, Ленинград, 1960. 228.

4. *van jég?*

(лёд есть?)

['vã 'je : g]

— *n* — > назализованный гласный перед свистящими *s, z*, шипящими *ʃ, ʒ*, палатальным *j*, и ларингальным *h* щелевыми; а также перед дрожащим *r* и латеральным *l*;

5. *van gyufa?*

(спички есть?)

['van' 'd'ufa]

— *n* > *n'* — перед палатальными *n', d', t'*;

6. *van gáz?*

(газ есть?)

[vaŋ 'ga : z]

— *n* > *ŋ* — перед велярными *k, g*

Если сравним все это с манифестацией фонемы — *n* — в русском языке, то 1. и 5. комбинаторные варианты и там имеют место: *он очарователен*; *он дитя*; итд.

2.3.6. комбинаторных вариантов не имеет русская фонема — *n* —. Ср.: *он балуется*; *информация*; *консультация*; *Ленинград*; итд.

Исследование манифестации фонемы — *n* — в венгерском языке показало, что не во всех случаях она так себя ведет. В приведенных в качестве иллюстрации примерах фонема — *n* — всегда находится на стыке самостоятельных слов, и составляет часть звуковой оболочки слова — *van* —. В тех случаях, однако, когда фонема — *n* — находится не на стыке самостоятельных слов, а внутри слова, приведенный под номером 4. тип изменения протекает по-другому. Если фонема — *n* — находится внутри слова, в том числе и на стыке самостоятельных морфем, (но тогда за сегментом — *n* — следует морфема с грамматическим значением), то — *n* — не исчезает в нерелевантном признаке назальности предшествующего гласного, а палатализуется. Из всех согласных, вызывающих характерное для 4. типа изменение фонемы — *n* —, подобное явление возникает только на стыке фонемы — *n* — и *j* —. Например: *vonja* (он, она тянет) ['von' : a]. Как из примера видно, — *n* — палатализуется, в интервокальном положении удлинняется, в то время как сегмент — *j* —, вызывающий подобную манифестацию фонемы — *n* —, исчезает. Это исчезновение, однако, не бесследно так как манифестация — *n* — информирует об исчезновении какого-то сегмента.

Сопоставляя манифестацию фонемы — *n* — под влиянием — *j* — в этих случаях с теми, которые возникают при стыке этих же сегментов, но на границе слова, а также с подобным проявлением ассимиляции у некоторых других согласных, нужно было придти к выводу, что определенное протекание ассимиляции у согласных фонем в венгерском языке может информировать о границе слова. Так, в случае *van jég* назализованный гласный [ã] выполняет не только различительную функцию фонемы *a* и *n*, но имеет еще и разграничительную функцию.

Необходимо подчеркнуть, что это явление наблюдается только у некоторых согласных фонем венгерского, в то время как большинство согласных ведет себя одинаково как на стыке самостоятельных слов, так и внутри слова.

Влияние контраста на все венгерские согласные в соответствии со схемой, данной на 2 странице, следующим образом можно суммировать:

1. Некоторые согласные фонемы наряду с различительной — приобретают и разграничительную функцию.

2. Различительный, релевантный признак согласной фонемы манифестируется неразличительным, нерелевантным признаком. Этот признак, хотя и совпадает артикуляционно, а тем самым и акустически, с каким-нибудь релевантным признаком фонологической системы венгерского, нерелевантен потому, что его можно предсказать из фонетического положения. То есть, в таких случаях нерелевантное то, что не информативно, редундантно.¹

Это явление обычно называется нейтрализацией. В венгерском языке нейтрализация бывает двух типов. К первому типу относится нейтрализация звонких-глухих шумных согласных², которая действует в обоих направлениях: перед глухими звонкие оглушаются и наоборот, перед звонкими глухие озвончаются. Ко второму типу относится нейтрализация, которая действует только в одном направлении. В качестве примера можно привести функционирование апикальных *t, d, n*, перед палатальными *ℓ, d', n'*, которые в этой фонетической позиции становятся палатальными, в то время как палатальные *ℓ, d', n'* перед апикальными *t, d, n* остаются палатальными и не манифестируются апикальными. Напр.: *tanár vagy diák?* ['tana : r 'vad' 'dia : k] (преподаватель или студент?) но: *vad gyerek* ['vad' 'd'erek] (резвый ребенок).

3. Релевантный признак места образования носовых согласных фонем манифестируется нерелевантным признаком, но этот признак не совпадает с каким-нибудь релевантным признаком фонологической системы венгерского.

В данном типе изменения нужно различать:

а) релевантный признак двух носовых согласных фонем манифестируется в одном общем комбинаторном варианте. Например: билабиальные и апикальные носовые *m* и *n* перед лабиодентальными *v, f* совпадают в одном *m*;

б) апикальная носовая фонема *n* перед велярными *k, g* манифестируется комбинаторным вариантом *ŋ*.

О различии нерелевантности, возникшей в результате нейтрализации и описанной здесь, речь будет ниже.

¹ М. Halle: The sound Pattern of Russian 1959, 30.

² исключение составляет фонема — *j* —.

4. Релевантный признак согласной фонемы манифестируется нерелевантным, редундантным, признаком, который, как в случае нейтрализации, совпадает с каким-нибудь релевантным признаком фонологической системы. Различие, однако, в том, что этот нерелевантный признак информирует об исчезнувшем сегменте, вызвавшем данную манифестацию. В качестве примера можно привести уже выше упомянутый *vonja*, ['von' : a], в котором *j*, палатализуя и удлиняя *n*, исчезает.

Изложенное выше показывает только общую тенденцию в протекании ассимиляции. В живой речи эта тенденция подобно течению реки, направление и скорость которого хоть и видоизменяется и замедляется под действием определенных условий, все же в конечном счете течет в одном направлении. Так и на тенденцию протекания ассимиляции в венгерском оказывает влияние темп и стиль речи, ударение и интонация. Так например, в повторенном примере *van jég*, если логическое ударение падает на *van* (есть), то гласный не обязательно назализуется и сегмент *n* может звучать как апикальный носовой согласный, итд.

Помимо этого, во многих типах изменений на протекание ассимиляции оказывает влияние письменность. Это как бы магия письменного знака. Дело в том, что при современном широком распространении грамотности, говорящий, даже когда перед ним нет написанного текста, в произношении бессознательно стремится как бы сохранить морфологическую структуру составного или производного слова, которая в результате ассимиляции стала бы менее ясной или вовсе неясной.

Как было сказано выше, артикуляционное многообразие венгерских согласных фонем вызывается контрастом. Из изложенного выше явствует, что артикуляционное многообразие неких речевых сегментов считается относящимся к одной фонеме, если эти речевые сегменты являются частью звуковой оболочки *одной* морфемы. Это, характерное для концепции советских фонологов понимание фонемы, в связи с исследованием протекания ассимиляции в венгерском требует некоторого дополнительного разъяснения.

В некоторых случаях в результате ассимиляции комбинаторный вариант согласной фонемы совпадает с комбинаторным вариантом такой согласной фонемы в венгерском, которая обладает очень маленькой функциональной нагрузкой. Таким образом, функциональная нагрузка одной фонемы растет благодаря ассимиляции какой-то другой фонемы. Такая постановка вопроса означает, будто допускается какое-то противоречие: комбинаторный вариант относится к одной определённой фонеме, в то же время он увеличивает частотность, функциональную нагрузку другой фонемы. Это противоречие не является нелогичностью концепции, а выражает противоречие между единицами системы, которая развивается. Фонологическая система является, как известно, развивающейся системой.

Для раскрытия этого противоречия необходимо рассмотреть влияние контраста на систему оппозиций в диахроническом плане. Советский фонолог Л. Р. Зиндер подчеркивает, что одной из предпосылок звуковых изменений в языке является существование фонемы в виде ряда обязательных оттенков. Каждый оттенок фонемы является в потенции новой самостоятельной фонемой.¹

А. Мартини же языковыми фактами доказывает мысль, что нерелевантный признак в результате давления контраста может быть перенят соседним речевым сегментом. Если по каким-либо изменившимся фонетическим условиям сегмент, передающий свой нерелевантный признак, исчезает, то в соседнем речевом сегменте нерелевантный признак может превратиться в релевантный.² Из разных языков можно привести примеры, когда комбинаторный вариант, из-за по той или иной причине изменившихся фонетических условий, становится уже независимым от фонетической позиции, то есть, когда нерелевантный признак превращается в релевантный.

Само собой разумеется, что влияние контраста, в данном случае на согласные речевые сегменты, только в некоторых случаях приводит к изменениям в релевантных связях фонологической системы какого-либо языка. Но если в развитии фонологической системы какого-либо языка влияние контраста на согласные речевые сегменты может приводить к подобным изменениям, то перед лингвистом, изучающим в синхронном плане протекание ассимиляции в каком-либо конкретном языке, это неизбежно ставит задачу, чтобы он подробно описал как релевантные, так и нерелевантные признаки данной фонологической системы.

Исследование ассимиляции в венгерском языке показало, что синхронно необходимо различать те нерелевантные признаки, которые возникают в результате нейтрализации, которые совпадают с каким-нибудь релевантным признаком фонологической системы; (как выше было сказано, они нерелевантны потому, что в данной фонетической позиции редундантны), и те, которые всегда нерелевантны, которым нет соответствия в релевантных связях фонологической системы данного языка.

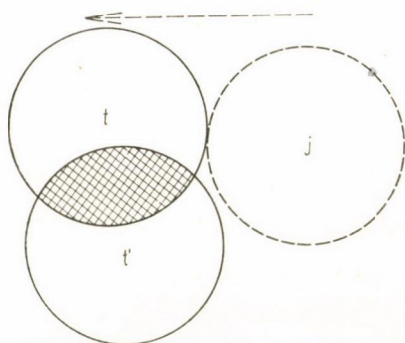
В синхронном плане можно только регистрировать фонологические факты, делать же выводы о том или ином пути развития нерелевантных признаков мне не представляется возможным. В диахроническом же плане, при сравнении двух срезов одного и того же языка положение совершенно другое. Установить, однако, когда наступает переход нерелевантных признаков в релевантные (в тенденции), можно только после того, как процесс завершился. После того как в языке фонематически незначимые различия начинают приобретать фонематический вес.¹

¹ Зиндер Л. Р. ук. соч. 266—267.

² А. Martinet ук. соч. 6. 21, 188.

¹ Зиндер Л. Р. ук. соч. 267.

Синхронно это можно лишь объяснить тем, что контуры границ между фонемами не ясно обозначены и нерелевантные признаки, комбинаторные варианты, являются теми звеньями, которые связывают разные фонемы. В качестве примера можно привести то давление, которое оказывает фонема *j* в частности на фонему *t*: при определенных условиях апикальный эксплозивный *t* под влиянием *j* (который исчезает) манифестируется как палатальный эксплозивный *t'*. Тем самым такая манифестация фонемы *t* увеличивает функциональную нагрузку фонему *t'*, которая является такой редкой единицей фонологической системы венгерского, что в статистических работах на находят возможным подсчитывать ее частотность.² В виде схемы это так можно представить:



Это означает, что синхронно должна допускаться возможность, что какой-то комбинаторный вариант, относясь к одной определенной фонеме, в то же время увеличивает частотность, то есть функциональную нагрузку, другой какой-то фонемы. Это может иметь значение тогда, когда речь идет, как в примере выше, о фонеме, имеющей незначительную функциональную нагрузку.

Иначе обстоит дело в случаях, когда нерелевантный признак синхронно всегда нерелевантен. В таких случаях задача лингвиста сводится только к тому, чтобы регистрировать факты, делать выводы сможет только лингвист будущего, имеющий уже новый синхронный срез того же языка.

ÜBER DIE ASSIMILATION

(Zusammenfassung)

Die Assimilation kommt dadurch zustande, dass der Kontrast auf das Oppositionssystem der gegebenen Sprache einen Druck ausübt. So wird das Segment durch zwei sprachliche Faktoren in entgegengesetztem Sinne beeinflusst: das Oppositionssystem „zwingt“ das Phonem, dass es sich selbst gleich bleibe, der Kontrast zwingt es wiederum, sich den benachbarten Segmenten anzugleichen. Der Druck des Kontrastes mag sich in

² Vértess Edit: Adalékok a magyar nyelv hangtani szerkezetéhez. NyK. 1954 178.

verschiedenen Sprachen ähnlich auswirken, da der physiologische Mechanismus der Sprechorgane derselbe ist, einerlei, welchem Sprachkollektiv das Individuum auch angehören mag. Da jedoch jede Sprache ihr eigenes Oppositionssystem besitzt, hat auch jede Sprache ihre eigenen Assimilationsgesetze.

Es lässt sich nachweisen, dass die verschiedenartige Verwirklichung der Konsonantenphoneme im Ungarischen infolge einer Kontrastwirkung zustande kommt. Aber der Druck des Kontrastes offenbart sich nur in einer allgemeingültigen Tendenz, da er auch durch Sprechtempo und Stil, durch Tonfall und Druckakzent beeinflusst wird. Ja, beeinflusst wird die Assimilation auch durch eine Erscheinung, die sich als eine Art „Zauber“ des geschriebenen Textes bezeichnen liesse.

Die Untersuchung der Assimilation im Ungarischen zeigt, dass bei gewissen Konsonanten der Druck des Kontrastes nicht zur Geltung kommt, wenn die betreffenden Segmente sich an Wortgrenzen berühren. In solchen Fällen besitzt das Phonem, das auf die Wirkung nicht „reagiert“, neben seiner distinktiven Funktion auch eine grenzenfzeichnende Funktion.

Die synchrone Beschreibung hat ausser den relevanten Merkmalen des Phonemsystems auch die irrelevanten Merkmale zu fixieren. Denn es lässt sich ja nachweisen, dass unter gewissen Bedingungen die irrelevanten Merkmale innerhalb der Entwicklung des Phonemsystems einer Sprache zu relevanten Merkmalen werden. Der Druck des Kontrastes vermag also innerhalb einer konkreten Sprache im Oppositionssystem auch phonemische Veränderungen hervorzurufen.

Éva Szántó

DIE DEMONSTRATIVPRONOMINA IM TURKMENISCHEN

Von

F. D. ASCHNIN (Moskau)

Dem Turkmenischen von heute stehen fünf allgemein gebräuchliche Demonstrativpronomina zur Verfügung: *bu* und *şu*, die im grossen ganzen dem deutschen 'dieser' (russ. этот), und *ol*, *şol* bzw. *kol*, die im allgemeinen dem deutschen 'jener' (russ. тот) entsprechen. Diese Pronomina wurden bisher keiner eingehenden Analyse unterzogen, obwohl sie sowohl in semantischer, als auch in grammatischer Hinsicht zweifelsohne von Belang sind.

Bei der Aufdeckung der semantischen Merkmale dieser Pronomina müssen wir vor allen Dingen auf die allgemeinen Grundsätze eingehen, die bei ihrer Differenzierung eine Rolle spielen.

Gemäss einer weitverbreiteten Annahme heben sich die Demonstrativpronomina im Turkmenischen nach dem Grad der Entfernung der bezeichneten Gegenstände voneinander ab.¹ Es ist aber schwer, eine bestimmte Folgerichtigkeit im Gebrauch der fraglichen Pronomina auf Grund dieser Annahme zu behaupten. Das legt aber nahe, dass ihre Differenzierung auf irgendwelchen anderen Grundsätzen beruht.

Da die Differenzierung der Demonstrativpronomina im Turkmenischen bisher ernstlich nur auf Grund dieses „Entfernungsmerkmals“ unternommen wurde, ist es angebracht, die bereits einer besonderen Analyse unterzogenen verwandten Sprachen des Turkmenischen vergleichsweise heranzuziehen.

Vor allen Dingen seien hier die wiederholten, obgleich aussichtslosen Versuche erwähnt, die die Verknüpfung der Reihe der Demonstrativpronomina *bu* 'dieser' — *şu* 'dieser dort' — *o* 'jener' bezwecken mit jener der Personalpronomina *ben* 'ich' — *sen* 'du' — *o* 'er' in dem Osmanisch-Türkischen d. h. einer Sprache, die — wie bekannt — ein dreigliedriges System der Demonstrativpronomina besitzt.² Diese Versuche, die unter dem Einfluss der Indogermanistik entstanden, konnten aufs Turkmenische einfach aus dem Grunde nicht verwendet werden, dass es hier mehr Demonstrativpronomina, als grammatische

¹ Diese Auffassung wurde am deutlichsten vertreten in: X. Байлыев: Хэзирки туркмен дилиниң грамматикасыны ғысра курсы. Ашгабат 1948. S. 149.

² Vgl. u. a. V. H. Hagopian: Ottoman - Turkish Conversation-Grammar. London — Heidelberg 1907, § 141 und Robert Godel: Grammaire turque. Genève. 1945, § 89.

Personen gibt. Ausserdem sind im Turkmenischen auch die Possessivformen der Demonstrativpronomina gang und gäbe, welche die Zugehörigkeit des bezeichneten Gegenstandes zu einer der drei grammatischen Personen ausdrücken und unterstreichen. Auf diese Weise kommt also dasselbe zum Ausdruck, was im Armenischen zum Beispiel durch postpositive Pronominalformantien bezeichnet wird.³

Nach einer weiteren Annahme werden dieselben osmanisch-türkischen Demonstrativpronomina angeblich nicht nur gemäss der räumlichen Beziehung der Gegenstände ('dieser hier' — 'jener dort') unterschieden, sondern auch auf Grund ihrer zeitlichen Beziehungen ('dieser oben erwähnte' — 'jener folgende').⁴ Laut dieser Meinung bildet das dreigliedrige System der osmanisch-türkischen Demonstrativpronomina die Kontamination zweier semantischer Reihen, und zwar einer räumlichen oder topographischen (*bu* — *o* 'dieser hier' — 'jener dort') und einer zeitlichen oder chronologischen (*bu* — *şu* 'dieser oben erwähnte' — 'jener folgende'), deren Proportion $o : bu = şu : bu$ eben die Kontamination ergeben hätte. Jedoch konnte der chronologische Grundsatz im Turkmenischen nicht nachgewiesen werden, da das Verhältnis der Pronomina im fünfgliedrigen System des Turkmenischen naturgemäss grundverschieden ist von dem des dreigliedrigen osmanisch-türkischen Systems.

Über die baschkirischen Demonstrativpronomina heisst es, sie würden sowohl räumlich ('näher' — 'ferner'), als auch danach unterschieden, ob der zu bezeichnende Gegenstand dem Sprechenden vorher schon bekannt oder unbekannt war ('vorher bekannter' — 'vorher unbekannter').⁵ Der Vergleich dieses Prinzips mit dem System der turkmenischen Demonstrativpronomina zeigt jedoch, dass diese auf eine andere Art auseinandergehalten werden.

Im Karakalpakischen werden die Demonstrativpronomina nach Konkretheit und Bestimmtheit des Gegenstandes geordnet und in sogenannte konkretisierte Pronomina, „die in bezug auf bekannte und bestimmte Gegenstände und Personen verwendet werden“, und in sogenannte nichtkonkretisierte Pronomina gegliedert, „welch letztere für unbestimmte, unbekannte Gegenstände und Personen zu stehen kommen“.⁶ In dieser Form beruht aber auch dieses Schema im wesentlichen auf denselben Grundsätzen wie das vorher erwähnte, denn die Konkretheit des Gegenstandes wird auch in diesem Falle

³ Vgl. Э. Г. Туманян: Об указательных местоимениях в армянском языке. «Труды Института языкознания АН СССР», Bd. III. Москва 1954, S. 212 ff.

⁴ S. Н. К. Дмитриев: Указательные местоимения в османском языке. «Доклады АН СССР», серия В, 1926, S. 97 ff.; Ders., Строй турецкого языка. Ленинград 1939, S. 21; vgl. Ders., Наречия места в турецком языке. Sammelband Памяти академика Льва Владимировича Щербы (1880—1944). Ленинград 1951, S. 155—156. Vgl. auch Gotthold Weil: Grammatik der osmanisch-türkischen Sprache. Berlin 1917, § 63.

⁵ S. Н. К. Дмитриев: Об указательных местоимениях в башкирском языке. «Труды Моск. института востоковедения» № 4. Москва 1947, S. 70 ff.; Ders., Грамматика башкирского языка. Москва—Ленинград 1948, S. 98 ff.

⁶ Н. А. Баскаков, Каракалпакский язык. Bd. II, T. 1. Москва 1952, S. 272—273.

damit verbunden, ob der zu bezeichnende Gegenstand dem Sprechenden vorher schon bekannt oder unbekannt war.

Neben dieser aktiven Suche nach neuen Erklärungen gibt es noch eine traditionelle Anschauung, indem manche Turkologen an einem rein räumlichen, wie es heisst, diastematischen Grundsatz bei der Differenzierung der Demonstrativpronomina festhalten.

Diese Auffassung vertritt zum Beispiel der finnische Forscher M. Räsänen,⁷ der die Demonstrativpronomina der Türksprachen gemäss den drei Stufen der Entfernung («Hierdeixis» — «Hierdeixis», etwas weiter — «Dortdeixis, noch weiter», man braucht den Gegenstand nicht zu sehen) unterscheidet. Auf das System der turkmenischen Pronomina lässt sich allerdings auch dieses Prinzip nicht anwenden.

Nach einem Vergleich all dieser Meinungen über die Demonstrativpronomina in den verschiedenen Türksprachen kam der polnische Altaist W. Kotwicz zur Feststellung, „im praktischen Leben trete am häufigsten die zweistufige Gegenüberstellung 'dieser' — 'jener' zum Vorschein, die eigentlich räumlich bedingt ist, unabhängig davon, ob von einer lediglich topographischen Entfernung oder von etwas anderem ('bekannt' — 'unbekannt', 'sichtbar' — 'unsichtbar', 'eben erwähnt' — 'etwas früher erwähnt' usw.) die Rede ist.“⁸ Des weiteren stellte er fest, dass „die Türksprachen im allgemeinen je drei Demonstrativpronomina besitzen, die notfalls zweifellos als ein System verwendet werden können, wenngleich mit einigen Modifizierungen der Bedeutung“⁹, ferner, dass die Erweiterung der Demonstrativpronomina auf vier und noch mehr Glieder in einigen Türksprachen „auf Sonderfälle beschränkt ist, wenn sich die Unterscheidung zweier Gegenstände innerhalb einer Stufe [der Entfernung] als notwendig erweist, zum Beispiel zweier nahen ('bekannt' — 'unbekannt') oder zweier entfernten ('sichtbar' — 'unsichtbar')“.¹⁰ Diese Schlussfolgerungen sind jedoch nicht in allen Fällen einwandfrei und bedürfen einer näheren Bestimmung.

Ausserhalb des Bereiches der Türksprachen lässt es sich ebenfalls ermitteln, dass der „diastematische Grundsatz der Gliederung in einigen Sprachen mit einem mehrgliedrigen System der Demonstrativpronomina mit anderen Gegenüberstellungen verknüpft wird, und zwar: anwesendes und abwesendes, sichtbares und unsichtbares, bekanntes und unbekanntes, lebendes und lebloses, stehendes, sitzendes und gehendes u. dgl., mittleres und oberes oder unteres, vorderes und hinteres, rechtes und linkes“.¹¹ Diese Gegenüberstellungen sind

⁷ Martti Räsänen: Materialien zur Morphologie der türkischen Sprachen. „Studia Orientalia“ XXI, Helsinki 1957, S. 27. Vgl. J. Deny: Grammaire de la langue turque (dialecte osmanli). Paris 1921 (1920), § 311.

⁸ W. Kotwicz: Studia nad językami altajskimi. „Rocznik Orientalistyczny“, XVI (1950). Kraków 1953, S. 115.

⁹ Ebenda.

¹⁰ Ebenda.

¹¹ S. Henri Frei: Systèmes de déictiques. „Acta Linguistica“. Vol. IV, fasc. 3, Copenhague 1944, S. 115 ff.

aber für die Systeme der Demonstrativpronomina in den Türkssprachen nicht charakteristisch.

Der Charakter der Demonstrativpronomina der Türkssprachen lässt sich nur von einer richtigen Ausgangsbasis aus erschliessen. Meines Erachtens liegt dies auch im Bereich des Möglichen, wenn wir erstens anerkennen, dass der räumliche (diastematische) Grundsatz der Differenzierung der Demonstrativpronomina den Türkssprachen nicht fremd ist, zweitens, wenn wir die in der klassischen Grammatik schon seit Apollonius Dyscolus bekannte Gliederung der Demonstrativpronomina gemäss ihrem deiktischen und anaphorischen Gebrauch auch auf die Türkssprachen erweitern. Wenn wir das System der turkmenischen Demonstrativpronomina in diesem Blickwinkel analysieren, ergibt sich das folgende Bild:

Das Pronomen *bu* 'dieser' wird in eigentlich demonstrativer Bedeutung auf etwas räumlich oder zeitlich sehr Nahes bezogen, vgl.

Onsoy kitābı elimden geçirip aldı-da ajālına uzatdı : „Me, *munı öñki jerinde jıgna-da goj!*“ (N. Sarychanov: Kitap). 'Dann riss er mir das Buch aus den Händen und reichte es seiner Frau: „Hier, lege es [*munı*] auf seinen alten Platz!“ — *Doktor derrev Ākmırada dermān içirdi-de* : „*Hanı munuñ enesi?*“ *dijdi* (A. Durdyev: Signal). 'Der Arzt gab Akmurad sofort ein Medikament und fragte: „Wo ist die Mutter dieses [Knaben] (*munuñ*)?“ — *Amān oturan divānının üstünde jeñilik bilen gozgandı-da ajālına* : „*Bu oturan oturgıdžımız ne govi zāt! Jörıte garrılar oturmak için jasalan jālı . . .*“ *dijdi* (N. Sarychanov: Arzuv). 'Aman rührte sich ein wenig auf dem Diwan, auf welchem er sass, und sagte zu seiner Frau: „Wie gut ist dieses (*bu*) Ding, worauf wir sitzen! Als ob es direkt für alte Leute gemacht worden wäre . . .“ — *Men bu gün size özümñkini okāp berejin . . .* (N. Sarychanov: Kitap). 'Heute (*bu gün*) werde ich euch mein [Buch] vorlesen . . .’.

Anaphorisch gebraucht verweist dieses Pronomen auf etwas sehr Nahes, kurz vorher Erwähntes, vgl.:

Edže, bu güli görjärmıñ? Munı maña bir gözel peri geterip berdi (G. Muchtarov ve G. Sejtıliev: Čopan ogly). 'Mutti, siehst du diese Blumen? Dies (*munı*) hat mir eine schöne Fee geschenkt.' — *Musulmānçılık ādatı içinde öñüp-ösen garrı kolzōžı spırtlı içğini ömründe ağızına almandı. Oğlı munı biljardı* (N. Sarychanov: Arzuv). 'Der nach muselmanischen Sitten erzogene alte Kolchosbauer nahm ein alkoholisches Getränk nie im Leben in den Mund. Sein Sohn wusste dies (*munı*)’.

Das Pronomen *ol* 'jener' wird in eigentlich demonstrativer Bedeutung als Hinweis auf etwas angewendet, das in der Sphäre unmittelbarer Wahrnehmung durch den Gesichtssinn entfernt ist:

Men, ol barjāni düjn šäherde görüpdim. 'Ich sah jenen (*ol*) Passanten gestern in der Stadt.' — *Oglum, onı maňa alıp ber!* — *Şunumı?* — 'Söhnchen, gib mir das (*onı*)! — Dies?'

Im Zusammenhang mit Wörtern, die sich auf zeitliche Umstände beziehen, verweist das Pronomen *ol* auf etwas zeitlich Entferntes: *Ol günler jāşlğıñ gunča çāğidi* (G. Muchtarov ve G. Sejitliev: Kümüş gapyrdžak). 'Jene Tage waren eine Zeit der aufblühenden Jugend.'

Beim anaphorischen Gebrauch bezieht sich dieses Pronomen auf etwas vorher Erwähntes oder aber auf etwas, was dem Sprechenden irgendwie entfernt zu sein scheint, z. B.

Hā men ol ojñi öten jıl görüpdim. 'Jenes (*ol*) Schauspiel sah ich doch noch im vorigen Jahr.' *Hanı guba düjāmiz? Vaj, sen onı nātdiñ?* (N. Sarychanov: Kitap). 'Wo ist nun unser dunkelsandfarbiges Kamel? Ach, was hast du mit ihm (*onı*) gemacht?' *Men saňa helej bolman, onı ačık ajdājın* (A. Durdyev: Garrynyñ hekajasy). 'Ich werde nicht deine Frau, das (*onı*) sage ich dir aufrichtig.'

Ol ist ein Pronomen mit geschwächter deiktischer Kraft und kommt dementsprechend zumeist in anaphorischer Funktion vor. Deshalb vergisst man zuweilen, dass es eigentlich eine demonstrative Bedeutung hat, die in den Schulgrammatiken in der Regel lediglich mit Fällen verknüpft wird, wo es als Bestimmung zum Vorschein kommt, d. h. nur mit Fällen wie *ol ādam biziñ mähmanımız* 'jener Mensch ist unser Gast.'

Der Hinweis durch die Pronomina *bu* und *ol* stellt das allgemeinste und zugleich indifferenteste Mittel dar zur deiktischen Aussonderung eines Gegenstandes. Die deiktische Bedeutung tritt in beiden Pronomina ziemlich schwach in Erscheinung. Bei ihrer Verwendung in eigentlich demonstrativer Funktion ist weder eine begleitende Geste, noch eine besondere Intonation vonnöten: die blosse Nähe des Gegenstandes (bei *bu*), bzw. umgekehrt, seine Entfernung (bei *ol*) reicht aus, um unser Augenmerk auf sie zu lenken. Begleitende Gesten erhalten bei diesen Pronomina den Charakter der Hervorhebung erst bei Gegenüberstellungen (z. B. *munı dāl, onı alıp ber!* 'nicht dieses, sondern jenes gib her!') oder bei Aufzählungen wie z. B.:

Biz ajlanıp, birin-birin sinlajāris, jāşuli bolsa hasāsini uzadıp: „*Bu „Gır-ğuşın” neslidir, bu „Dördepeliñ” neslidir, bu palāniñ neslidir*” dijiñ, atlarıñ her hajsı bārasında gürriñ berjār (A. Govşudov: Dordepel). 'Wir beginnen den Umgang. Der Alte zeigt mit seinem Stock auf ein jedes Pferd und erzählt über sie: „Dieses ist ein Nachkomme von Karakuş, dieses von Dordepel, dieses von dem und dem . . .“ — *Nijāzmırāt āğa bolsa ol atı sīnlamak bārada pikir hem etmejān jālī boldı-da:* — *Ol at nāme, ol at?* — dijiñ, *hasāsini başğa bir tarapa uzatdı. Āsakgallardan biri:* — *Ol at Aşğabādiñ Voroşilov ādindāki kolχōziniñ atıdır — diydi.* — *Ol at nāme?* — *Kākanıñ „Kommunizm” kolχōziniñ atı — Ol at nāme?* — *Ol at Gazağıstāndan biziñ bilen jarişmāğa getirilen atlarıñ*

biridir (A. Govşudov: Dordepel). 'Doch als ob Nijazmurad-aga gar nicht gewollt hätte auf jenes Pferd zu schauen: — Und jenes — was für ein Pferd ist jenes? — fragt er, indem er mit dem Stock nach der entgegengesetzten Seite zeigte. Einer der Aksakals antwortete: — Jenes Pferd ist aus der Aschhabader „Woroschilow“-Kolchase. — Woher ist jenes Pferd? — Aus der Kaachkinischen Kolchase „Kommunismus“. — Und woher ist jenes Pferd? — Jenes Pferd —, jenes wurde aus Kasachstan eingeführt, um mit unseren Pferden zu wetteifern.'

Sowohl in deiktischer als auch in anaphorischer Verwendung wird das Pronomen *bu* stets mit etwas Nahem, das Pronomen *ol* hingegen mit etwas Entferntem verbunden. Die Wahl zwischen den beiden Pronomina zu anaphorischen Zwecken wird eigentlich danach getroffen, wie weit der bezeichnete Gegenstand im Moment des Gebrauches zeitlich zurückliegt, oder wie weit er im Augenblick des Gespräches vom Sprechenden räumlich entfernt ist. Das heisst also, dass sie letzten Endes auf Grund eines räumlichen Prinzips (d. i. der Stufe der Entfernung des bezeichneten Gegenstandes vom Sprechenden) auseinandergehalten werden.

Auf diese Art und Weise lassen sich diese beiden Pronomina des Turkmenischen auf Grund der klassischen Grammatik unschwer erklären. Die übrigen drei Pronomina sind hingegen im Rahmen des traditionellen Schemas nicht unterzubringen.

Das Pronomen *şu* steht dem Pronomen *bu* in der Regel sehr nahe, ja sie sind miteinander des öfteren identisch. N. K. Dmitriev war der Ansicht, die Pronomina „*bu* und *şu*“ seien „im Gebrauch gegenseitig mehr od. weniger ersetzbar;¹² die Grenze zwischen ihnen liesse sich nur auf stilistischem Gebiete bestimmen.“¹³ Eine nähere Untersuchung ergibt jedoch, dass der Unterschied dieser zwei Pronomina nicht allein stilistisch bedingt sein kann.

Ähnlich wie *bu* verweist auch das Pronomen *şu* auf etwas räumlich oder zeitlich Nahes, jedoch mit dem Unterschied dass diesem eine mehr oder weniger starke deiktische Bedeutung zukommt. Bei seiner Verwendung in eigentlich demonstrativer Bedeutung trägt die begleitende Geste einen hervorhebenden Charakter; dieses *şu* lässt sich im Deutschen am besten noch durch den Ausdruck 'dieses hier' (russ. вот этот) wiedergeben, z. B.

[*Maral*] (*Eli täze mōdada tikilen jūpek köjnekli gelip*). *Me, indi şunām* (= *şunı hem*) *bir gej*. (G. Muchtarov ve G. Sejitliev: Kümüş gapyrdzak).

¹² S. die von N. K. Dmitriev kommentierten „Туркменские народные сказки Марийского района“ М. — Л. 1954, S. 50 (Anmerkung).

¹³ Н. К. Дмитриев: Наречия места в турецком языке, S. 155. — Ansonsten hat A. P. Poceluevskij in Происхождение личных и указательных местоимений (Материалы к истории туркменского языка). Ашхабад 1947, S. 10 eine andere Meinung vertreten, indem er annahm, im Turkmenischen bezeichne *bu* einen für den Sprechenden näher liegenden Gegenstand, als das Pronomen *şu*.

'[M a r a l] (kam mit einem modischen Seidenkleid auf dem Arm herein). Nun, zieh jetzt auch dieses hier an!' — *Men şu „varak” dūtar bilen āgamā şol jerden ėikarmāğa sīnanajīn* (N. Sarychanov: Šükür bagşy). 'Mit diesem scheinbar unansehnlichen Dutar hier versuche ich meinen Bruder aus jenem Ort zu befreien . . .' — *Ol kolyōzċi gīzīmīshmī nāme? Ol şu gīzil almalari ilim bilen jetişdiren ālim gīzdīr* (G. Muchtarov ve G. Sejtīliev; Bagbanyn gyzy). 'Ist sie denn vielleicht die Tochter eines Kolchosbauern? Sie ist ein gelehrtes Mädchen, das die Äpfel hier mit wissenschaftlichen Methoden entwickelt hat.' — [M a r a l] *Jākup, sen ėrtir irrāk mekdebe gel. Sūratīn bolsa, bir sūratīnām alıp gel . . .* [J a k u p] *Ine dżūbūmde biridżigi bar (Kiċidżik sūratīni ėikarīp). Şu bolmazmıkā?* (G. Muchtarov ve G. Sejtīliev: Kümüş gapyrdżak). '[M a r a l] Jakub, komm morgen früher in die Schule. Und nimm deine Photographie mit, wenn du eine hast . . . [J a k u b] Ich habe jetzt eine hier (Nimmt eine kleine Photographie aus seiner Tasche). Wird sich diese hier eignen?'

Es wäre verfehlt zu glauben, dieses Pronomen sei zum Ausdruck einer mehr oder weniger starken Deixis geeignet, weil uns der Gegenstand *şu* aus vorausgegangener Erfahrung bekannt sein soll, also, dass wir ihn nicht das erstemal sehen u. dgl. In eigentlich demonstrativer Bedeutung wird dieses Pronomen unabhängig davon verwendet, ob wir den bezeichneten Gegenstand vorher schon gesehen haben oder nicht. Wir sondern einen Gegenstand von einer Reihe ähnlicher Gegenstände durch einen Hinweis (mit Gesten oder durch Mimik) ab, nicht aber durch die Feststellung der Beziehungen zwischen der Wahrnehmung des Gegenstandes und irgendeiner anderen, vorher erfolgten Wahrnehmung. Wenn wir von den Neuerscheinungen ein Buch herausnehmen, können wir uns sagen: *Şunī görejin-le!* 'Ich gucke mir dieses [Buch] an!'; wir nehmen es dabei gerade, weil wir es früher nicht gesehen hatten und nun möchten es kennenlernen, nachdem es uns unter die Augen gekommen war.

Folglich handelt es sich hier bloss um den Grad der hervortretenden deiktischen Bedeutung: *şu* wird also, im Gegensatz zu *bu*, von einer ziemlich stark deiktischen Bedeutung gekennzeichnet.

Mitunter wird dieses Pronomen im Turkmenischen auch durch die hinweisende Partikel *ine* (oder *inha*) 'hier', 'nun' ergänzend unterstützt:

[M a r a l] (*Eline bloknōdī alıp*). *Ine şu bloknōda şu jıl okuvċıları nāċe gezek okuvdan gojup, işe iberleni bellengi* (G. Muchtarov ve G. Sejtīliev: Kümüş gapyrdżak). '[M a r a l] (Nimmt einen Notizblock in die Hand). Hier in diesem Notizblock ist bei mir verzeichnet, wie oft Studierende in diesem Jahr vom Studium entbunden und zur Arbeit geschickt worden sind.' — *Ine şu hordżunda kişmiş bār* (N. Sarychanov: Arzu). 'Hier in diesem Churdsun ist Kischmisch (= Rosinen)'. — *Me, inha şu hatī al-da komsomollariñ başligi Mirāda ber* (A. Durdyev: Bally molla). 'Hier, nimm diesen Brief da und gib ihn dem Komsomolbeauftragten Murad.'

Ähnlich wie die Deixis mehr oder weniger hervorgehoben werden kann, kann auch die Anapher stark oder schwach sein. Die oben angeführten Demonstrativpronomina *bu* und *ol* drücken eine gewöhnliche, genauer gesagt, eine schwache Anapher aus. Das Pronomen *şu* zeichnet sich durch eine stark anaphorische Bedeutung aus, die im Deutschen hauptsächlich durch 'derselbe' (russ. *этот самый*) wiedergegeben wird. Zum Beispiel:

Bejik dāg! Ine şu jerde ol izina övrülip öz vatanına birindži gezek garadī (N. Sarychanov: *Şükür bagşy*). 'Hoher Berg! Auf derselben Stelle machte ich kehrt und erblickte das erstemal meine Heimat!' — *Sekiniň üstünde oturanlar başdan-ajak seredip, sanandanı gözden geçirdiler. „Gulam bagşı bilen sáz çalış-dzak şümükā? . . .” dijiş, özara pişirdaşjārlar* (Ebenda). 'Die Zuschauer blickten neugierig auf den Musiker. „Derselbe wird im Spiel mit Gulam bagşı sich messen?“ — flüsterten sie.' — „*Gel — dijdīm — işāniň öz obasında bir ādamdan sōrap görejin, oğlum şu işāndan hat övrenip bilermi jā-da jōk*” (N. Sarychanov: *Kitap*). 'Ich gehe mal hin und frage jemand aus dem Aul, wo der Ischan wohnt, ob mein Sohn bei demselben Ischan das Schreiben erlernt oder nicht?'

In der anaphorischen Verwendung von *şu* entsteht gar keine Änderung, wenn es nicht auf ein einziges Wort, sondern auf eine ganze Aussage bezogen wird:

Oña indi gelmek jōkdır. Men şunı biljārin (N. Sarychanov: *Şükür bagşy*). 'Er darf nun nicht mehr zurückkehren. Ich weiss es.'

Şu wird im Turkmenischen nicht nur in anaphorischer, sondern auch in *p r ä p a r a t i v e r* (prägnanter) Funktion verwendet:

Meniň saňa āhirkī ajtdžak zātlarım şu : oba bar, öjlen, a, ondan-son bolsa jene-de şu tājā gullugıña gajt-da geliniň bilen gelāj . . . (N. Sarychanov: *Arzuv*). 'Mein letztes Wort an dich ist folgendes: Fahre in den Aul, verheirate dich, und dann komm zurück zum Dienst, zusammen mit deiner Frau . . .'

Zwischen *şol* und *ol* besteht das nämliche Verhältnis, wie zwischen *şu* und *bu*.

Das Pronomen *şol* bringt eine verstärkte Deixis zum Ausdruck: wenn man mittels dieses Pronomens auf etwas in der Sphäre unmittelbarer Wahrnehmung Entferntes verweist, wird der Hinweis in der Regel mit einer Geste begleitet, wobei diese Geste stets einen hervorhebenden Charakter trägt. Im Deutschen dürfte dieses deiktische *şol* etwa wie 'jener dort' (russ. *вои тот*) verdeutlicht werden, vgl.:

Şol görünjān atlı Andrej dālmi? (A. Durdyev: *Kim günäkär*). 'Ist jener Reiter dort nicht Andrej?'

Vah, ol Moskvāli, uli tebibī nāhili garşılarkām. Hāzir, çalt tāmī bir tirtibe salajın. Sen bolsaň, şō sarajdžigī görjārmiň, şonda tokli bārdır, şonı soj (G. Muchtarov ve G. Sejitliev: *Çopan oğly*). 'Ach, ich weiss es gar nicht, wie wir jenen grossen Tabib aus Moskau empfangen sollen. Ich will mich zurecht-

machen! Du aber — siehst du jenen kleinen Schuppen dort? Dort ist ein einjähriges Lämmchen, das sollst du abstechen und ihm die Haut abziehen!’

In der Funktion des Hinweises auf die Zeit verbindet sich *şol* mit seinem anaphorischen Gebrauch, es ist also überflüssig, einzelne Fälle dafür zu belegen. *Şol* zeichnet sich durch seine stark anaphorische Bedeutung aus und liesse sich im Deutschen etwa wie ‘derselbige’ (russ. тот самый) ausdrücken, vgl.

— *Men Redžep Durdıjev, joldaş mugallımıñ gʻzi, tananžökmü? — ... Vıj! ... Iredžep Ketdžäl ... — Hāva, men şol Iredžep Keldžäl-da ... — Şol Durdı āğanıñ oğlı dijsene? — Şol Durdı āğanıñ oğlı* (Ch. Ysmajylov: Mugallymyñ gyzy). — ‘Ich bin Redsheb Durdyev, Genossin Lehrerstochter. Kennen Sie mich? ... Ach! ... Redsheb-Trotzkopf ... — Ja, ja, ich bin derselbige Redsheb-Trotzkopf ... — Der Sohn desselbigen Durdy-aga? — Der Sohn desselbigen Durdy-aga.’ — *Getir Gulāmıñ! ... Gēslin şol Gulām! ...* (N. Sarychanov: Şükür bagşy). ‘Her mit deinem Gulam! ... Er soll hierher kommen, derselbige Gulam! ... — *Hān āğa, ol işi menden başğa ādam bitirip bilmez, men ol atı döwüşip aların, hile bilen aların, garaz, şol atı men getirerin* (A. Govşudov: Dordepel). ‘Chan-aga, ausser mir kann niemand diese Arbeit verrichten, ich nehme jenes Pferd (*ol atı*) und bringe es Ihnen, ich nehme es mit List, aber ich bringe dasselbige Pferd (*şol atı*) her.’ — *Ussa, şu gün ağşan kolğöz pravlenijesiniñ jığnağı boljār, sen şonja hökman barmalı* (A. Durdyev: Bally molla). ‘Meister, heute abend findet die Sitzung der Verwaltung der Kolchose statt, du sollst an ihr teilnehmen.’ — *Men işim bilen boların, emma men her bir masğarāçılıkdan gajtman. Şonı men saıa açık ajdājaıñ* (A. Durdyev: Kim günäkär). ‘Ich befasse mich mit meiner Angelegenheit, aber ich halte mich von keinerlei unangenehmen Sachen fern. Das (*şonı*) sage ich dir offen.’

Das Pronomen *hol* ist ein eigenartiges Synonym des vorigen: es wird ebenfalls als Hinweis auf entfernte Gegenstände verwendet und es drückt ebenfalls eine starke Deixis aus, zeichnet sich jedoch dadurch aus, dass es in eigentlich demonstrativer Bedeutung erheblich häufiger gebraucht wird, als *şol*, z. B.:

Höl pendžēgi maıa alıp ber! (G. Muchtarov ve G. Sejitliev: Kümüş gapyrdžak). ‘Gib mir jene Jacke (dort) her!’ — *Höl tōrbadan meniñ aşiklarımı āber!* (A. Durdyev: Gurban). ‘Gib mir meine Würfel aus jenem Tornister dort!’ — *Jōla ho-o-ol ajırıldan düşersin* (Ebenda). ‘Du sollst weitergehen von jener Abzweigung der Wege dort!’ — *Ol jerinden turdı-da hamāna, ulı mergenler jalı :* „*Höl sünki elt-de, hól tümmedžigin üstünde dik!*“ *dijip, maıa bujürdi* (A. Govşudov: Gadžar aga). ‘Nimm jenen Knochen dort und lege ihn auf jenen Hügel dort!’ — befahl er mir mit der Miene eines erfahrenen Weidmanns. — “*Jök-la, biziñ ućin bu jeri dāl, biziñ ućin hól selen gıñ mejdān jağşı*“ — *dijip, elindäki hasāsini, tojhāna minberiniñ garşisindäki gıñ mejdāni görkezdi* (A. Govşudov: Dordepel). ‘Nein, dieser Ort ist nicht für uns, uns ist es auf

jenem breiten Feld dort gut'' — sagte der Alte und zeigte mit dem Stock, der in seiner Hand war, auf den breiten Raum vor der für feierliche Vorführungen errichteten Tribüne hin.'

Der deiktische Gebrauch dieses Pronomens ist eng verknüpft und durchgezogen mit der anaphorischen Verwendung, wobei das anaphorische *höl* nicht selten von einer unbestimmten Geste begleitet wird und irgendeine emotionelle (meist verneinende) Abschattung erhält, z. B.:

„*Seniň ääjan bilen höl itin güdžügi ikisem meniň üçin desden . . .*'' (G. Muchtarov ve G. Sejitliev: Čopan ogly). 'Für mich ist dein Kind oder jener Wolf dort — ein und dasselbe.' — *Hirurg-da, höl garin jaran doktor, häva, häva, ol hirurg šekere äşik nazarini saldi, šekerem onı bildi* (Ebenda). 'Doch der Chirurg, derselbige Doktor Bauchaufschneider, ja — ja, jener Chirurg richtete seinen verliebten Blick auf Scheker, und Scheker verstand ihn.' — *Kim Begmürät? — Höl, bazarda zät alıp — zät satıp jören Begmürät* (A. Durdyev: Džemal). '— Welcher Bekturad? — Derselbige Bekturad, der nichts mehr kann, als auf den Markt gehen verkaufen und kaufen.' — *Sana näme boldi? — Näme bolanı bär bola, meni hol Allägüllän iti jardi* (A. Durdyev: Bally molla). — 'Was ist mit dir? — Na, was kann mit mir sein? Mich hat der Hund jenes Allakuli dort gebissen.'

Es sei jedoch angemerkt, dass das Pronomen *hol* ziemlich oft als hinweisende Partikel mit der Bedeutung 'hier', 'dort', 'nun' (russ. *этот, тот, тот там*) hervortritt. Dabei behält es in der Regel das ihm eigene schätzende Moment bei, vgl.:

Gelmedžem-a höl barjār! 'Und da kommt meine Schwiegertochter!' (A. P. Poceluevskij, a. a. O., 6). — [Redžep] *Bu gün düjelerini niredede bakdın?* [Gurban] *Höl aşakı Ata ägalarin öjlerini anırsındakı, iki jabin arasinda bakdim* (A. Durdyev: Ačar). '[Redsheb] Wo hast du heute deine Kamele gehütet? [Kurban] Dort, unten, zwischen den beiden Ariks, die sich hinter den Zelten des Onkels Ata befinden!' — *Sen-ä bir jere hijällanjärsin, nira? . . . — Hol, biri mihmānčiliğa ägärdi, šoja gitdžek* (A. Durdyev: Bally molla). 'Was, du bist etwa im Begriff, irgendwo hinzugehen? . . . Ja, ein Mann dort hat mich eingeladen, ich gehe, zu ihm.' *Nireden tapdın, oğlum kākāni? . . . — Kākāmim? — Häva, häva, kākāni. — Höl, höl, täze göčün gelenlerin kepesinden tapdım* (A. Durdyev: Deputat). '— Söhnchen, wo hast du deinen Vater gefunden? . . . — Meinen Vater? — Ja, ja, deinen Vater. — Dort doch, in der Hütte, bei den neuen Siedlern.'

Es ist noch anzumerken, dass der Vokal des Pronomens in der turkmenischen Sprache beim Hinweis auf etwas Entferntes nicht selten emphatisch gedehnt wird, vgl.:

O-o-odžagaz tomzak jaldžak jumalanıp jören tirlebuslarām jökdi! (G. Muchtarov ve G. Sejitliev: Bagbanyn gyzy). 'Es gab auch keine Trolleybusse, die hinübergerollt hätten wie jener Mistkäfer dort!'

Es bleibt noch zu sagen, dass sich die qualitative Ungleichartigkeit der besprochenen drei turkmenischen Demonstrativpronomina bezüglich ihrer deiktischen und anaphorischen Bedeutung damit erklären lässt, dass sie einander in struktureller Hinsicht nicht gleich sind. Dies beweist die besondere Untersuchung der Rolle der Demonstrativpartikeln in der Bildung der Demonstrativpronomina in verschiedenen Türksprachen: turkm. *šu* < *ošbu* (< *oš* 'hier' + *bu* 'dieser'), turkm. *šol* < *ošol* (< *oš* 'hier' + *ol* 'jener'), turkm. *hol* || *höl* (< *ha* 'dort' + *ol* 'jener').¹⁴ Dieser Umstand, d. h., dass die turkmenischen Demonstrativpronomina verschiedene Pronomina unterschiedlicher Qualität darstellen, legt es nahe, warum sie praktisch nur selten eine mehr als dreistufige Reihe bilden.

Um alles zusammenzufassen, was über die Besonderheiten des Systems der turkmenischen Demonstrativpronomina bisher dargelegt wurde, darf man wohl feststellen, dass die Demonstrativpronomina im Turkmenischen nicht nur auf Grund räumlicher Merkmale, sondern auch gemäss dem Grade ihrer deiktischen und anaphorischen Bedeutung differenziert sind. Dieses Verhältnis lässt sich auch durch zwei Proportionen verdeutlichen:

1. <i>bu</i> : <i>šu</i>	=	<i>ol</i> : <i>šol</i> (<i>hol</i>)
(für etwas Nahes)		(für etwas Entferntes)
2. <i>bu</i> : <i>ol</i>	=	<i>šu</i> : <i>šol</i> (<i>hol</i>)
(mit einer schwach deiktischen und anaphorischen Bedeutung)		(mit einer stark deiktischen und anaphorischen Bedeutung)

Auf den Umstand, dass die Demonstrativpronomina in verschiedenen Sprachen nach dem Grad ihrer deiktischen und anaphorischen Bedeutung verschieden sein können, hatte zuerst K. Brugmann auf Grund der indogermanischen Sprachen vor mehr als einem halben Jahrhundert hingewiesen.¹⁵ Seine Feststellung lässt sich aber, wie ersichtlich, nirgends besser untermauern, als im Turkmenischen, aber auch in anderen Türksprachen wie zum Beispiel im Usbekischen, Baschkirischen, Kasachischen, Karakalpakischen und Tata-rischen. In all diesen Sprachen ist eine strenge Korrelation vorhanden zwischen Pronomina mit starker und Pronomina mit schwacher deiktischer und anaphorischer Bedeutung.

* * *

¹⁴Ausführlicher über die Etymologie der türkischen Demonstrativpronomina s. Ф. Д. Ашнин: Указательные частицы в тюркских языках. — Известия АН СССР, отд. лит. и языка, 1958, Bd. 17, Heft 5, S. 417—434.

¹⁵K. Brugmann: Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen. Abhandlungen d. k. Sächsischen Gesellschaft d. Wiss., Phil.-hist. Kl., Bd. XXII. Leipzig 1904.

Über die Wortbiegung der turkmenischen Demonstrativpronomina ist vor allen Dingen zu erwähnen, dass sie — in Übereinstimmung mit den übrigen Türkssprachen — nur im Falle ihrer substantivischen Verwendung dekliniert werden.

Die behandelten Pronomina besitzen folgende Paradigmen:

Nom.	<i>bu</i> 'dieser'	<i>šu</i> 'dieser hier'
Gen.	<i>munuŋ</i>	<i>šunuŋ</i>
Dat.	<i>muŋa</i>	<i>šuŋa</i>
Akk.	<i>munï</i>	<i>šunï</i>
Lok.	<i>munda</i>	<i>šunda</i>
Abl.	<i>mundan</i>	<i>šundan</i>
Nom.	<i>šol</i> 'jener dort'	<i>ol</i> 'jener'
Gen.	<i>šonuŋ</i>	<i>onuŋ</i>
Dat.	<i>šoŋa</i>	<i>oŋa</i>
Akk.	<i>šonï</i>	<i>onï</i>
Lok.	<i>šonda</i>	<i>onda</i>
Abl.	<i>šondan</i>	<i>ondan</i>

Es liegt auf der Hand, dass im Turkmenischen (wie auch in den meisten sonstigen Türkssprachen) der anlautende Konsonant von *bu* in sämtlichen obliquen Kasus unter dem Einfluss von nasalem, „pronominalem“ *n* nasalisiert wurde, d. h. in *m* überging. Ausserdem ist in der turkmenischen Sprache im Dativ inlautendes *ŋ* erhalten geblieben, welches historisch gesehen aus der Wechselwirkung des auslautenden Konsonantenstammes (*n*) und des Anlautsvokals des Kasusaffixes (*-ga*) hervorgegangen war: $n + g > \eta$.

Das fünfte Pronomen des Turkmenischen — *hol* 'jener dort' — kommt hauptsächlich in adjektivischer Verwendung vor, wird daher nur selten dekliniert, dann aber wiederholt es die Formen von *ol*: *honuŋ*, *hoŋa*, *honï*, *honda*, *hondan*. Um einige Fälle für diese Formen hier anzuführen:

Honuŋ içindäkini alıp ber. 'Gib mir das, was sich in jenem dort befindet.' *Bu kitāp honuŋkï.* 'Dieses Buch gehört jenem dort.' *Šu pili hōŋa eltıp ber.* 'Bringe diese Schaufel jenem dort.' *Honï gerjārmiŋ?* 'Siehst du jenes dort?' *Telpēgi honna* (< *honda*) *pızlanıp gidjārđi* (A. Durdyev: Deputat). 'Die Pelzmütze ist weggeflogen.' *Hondan čikđi.* 'Er ging von dort hinaus' vgl. auch die phraseologischen Verbindungen *hondan bārisi bolmak* 'sich sehr hoch einschätzen' (wörtlich: 'auf dieser Seite von jenem dort sein').

Zu den Demonstrativpronomina tritt das Pluralaffix *-lar* || *-ler* hinzu, das unmittelbar dem Stamme des Nominativs angehängt wird. Die Pronomina *ol* und *šol* verlieren dabei ihr *l* im Auslaut: *bu* — *bular*, *šu* — *šular*, *šol* — *šolar*, *ol* — *olar*.

Die mit dem Pluralaffix versehenen Demonstrativpronomina werden regelrecht dekliniert, ganz wie gewöhnliche Substantiva, zum Beispiel: *bular*, *bulariň*, *bulara*, *bulari*, *bularda*, *bulardan*.

Die Demonstrativpronomina erhalten im Turkmenischen auch Possessivaffixe:

bu 'dieser'

Sg.

1. P. (*meniň*) *munim* 'dieser mein'
2. P. (*seniň*) *munin* 'dieser dein'
3. P. (*onuň*) *munusi* 'dieser sein (ihr)'

Pl.

1. P. (*biziň*) *munimiz* 'dieser unser'
2. P. (*siziň*) *muniniz* 'dieser euer'
3. P. (*olarıň*) *munusi* 'dieser ihr'

bular 'diese' (Pl.)

Sg.

1. P. (*meniň*) *bularim* 'diese meine'
2. P. (*seniň*) *bularin* 'diese deine'
3. P. (*onuň*) *bulari* 'diese seine (ihre)'

Pl.

1. P. (*biziň*) *bularimiz* 'diese unsere'
2. P. (*siziň*) *bulariniz* 'diese euere'
3. P. (*olarıň*) *bulari* 'diese ihre'

In derselben Weise werden die Pronomina *şu* 'dieser hier', *şol* 'jener dort' und *ol* 'jener' dekliniert:

Sg.

1. P. *şunim* *şonim* *onim*
2. P. *şunin* *şonin* *onin*
3. P. *şunusi* *şonusi* *onusi*

Pl.

1. P. *şunimiz* *şonimiz* *onimiz*
2. P. *şuniniz* *şoniniz* *oniniz*
3. P. *şunusi* *şonusi* *onusi*

Sg.

1. P. *şularim* *şolarim* *olarim*
2. P. *şularin* *şolarin* *olarin*
3. P. *şulari* *şolari* *olari*

Pl.

1. P. *şularimiz* *şolarimiz* *olarimiz*
2. P. *şulariniz* *şolariniz* *olariniz*
3. P. *şulari* *şolari* *olari*

Beispiele:

[M i l l i k] *Meniñ şunım (Kellesini görkezip) aslu işlemejār eken* (G. Muchtarov ve G. Sejtlijev: Kümüş gapyrdžak). '[M y l l y k] Dieses bei mir (er wies auf seinen Kopf), scheint schlecht zu arbeiten.' *Bu işde sen dūtārın bilen nāme edip bilersin? . . . Dūtār diñe bir kölege şajīdır. Bağşı, munıñ bolmadı* (N. Sarychanov: Şükür bağşı). 'Was kannst du mit deinem Dutar in dieser Sache ausrichten? . . . Dutar ist nur beim Ausruhen gut. Das war ein Fehlgrieff bei dir (*munıñ*), Bağşı.' — *Munusini nırede gojsakkāk?* 'Wo sollten wir diese Kleinigkeit (*munusini*) hintun?'. — *Bir kičidžik iş bilen, hān āga. Onı hūzirden ajtsağam bolar, ajtmasağam bolar. Jōne şunsuni ajdañın : şu dūtār bilen size iki sānı heñ edip birājmēge geldim* (N. Sarychanov: Şükür bağşı). 'Ich habe ein bedeutungsloses Anliegen an dich, Chan-aga. Ich kann es (dir) auch jetzt auseinandersetzen, ich kann auch warten (damit). Ich sage nur folgendes (*şunsuni*) : ich bin gekommen, um dir auf diesem Dutar zwei-drei Lieder vorzuspielen.' — *Emma Ketdžal hem bejle erbet oglan dāl ekeni. . . Jōne onuñ şu čörek čejnāp jörmesi bār. Şonsuni hem taşlajsa bolajdžak* (Ch. Ysmajylov: Mugallymyñ gyzy). 'Es stellt sich heraus, auch Trotzkopf ist kein so schlimmer Junge. . . Aber er kaut unaufhörlich (an seinem) Tschurek. Wenn er auch diese seine Gewohnheit (*şonsuni*) abtut, dann wird es überhaupt gut sein.' — „*Vallā, Džulli, şunımız hāsiyetli zāt dāl, gel şu işi gojalı. . .*” *dijidim* (A. Govsudov: Gadžar āga). 'Fürwahr, Dshully, dies will uns (*şunımız*) gar nicht gelingen, lassen wir es beiseite. . .” — sagte ich.' — *Jōk, sizin munıñız ters dāva boljar* (Ch. Ysmajylov: Iki atanyñ ogly). 'Nein, dies ist bei euch (*munıñız*) ein sinnloser Streit.' — *Gezen vagtın — inha şu egninizdāki boljar. İşe gidilende — munıñızı tabşırıp, iş kostjumını alarsınız. . .* (Ch. Ysmajylov: Mugallymyñ gyzy). 'Wenn ihr spazieren geht, werdet ihr dieses da tragen, was an euch ist. Wenn ihr zur Arbeit geht, sollt ihr dieses euere (*munıñızı*) abgeben, ihr bekommt Arbeitskleider. . .’ — *Buları nāme üçin bejle čaşıp jātır?* 'Warum liegen diese Sachen bei ihm (ihnen) zerstreut?' — *Şularımız nırede gojārāk?* 'Wo sollen wir diese unsre Sachen (*şularımız*) ablegen?' — *Şularıñız alıp gidin!* 'Schafft diese euere Sachen (*şularıñız*) fort !’ — *Bizin bularımız nāme üçin eglendikā?* — *Sizin şolarıñız gelmese gerek.* — 'Warum lassen sich diese euere Genossen (*bularımız*) zurückhalten? — Jene euere Genossen (*şolarıñız*) werden vielleicht nicht kommen.'

Aus den angeführten Beispielen geht deutlich hervor, dass die mit Possessivaffixen versehenen Demonstrativpronomina sowohl im Zusammenhang mit leblosen Gegenständen, als auch in Verbindung mit lebenden Wesen angewendet werden. Es stellt sich dabei allerdings heraus, dass in jenen Fällen, wenn ein Verweis auf eine Gruppe von Personen einschliesslich der Sprechenden erforderlich ist, in der Regel das Pronomen *şu* gebraucht wird. *Şu* wird

in diesem Falle im Plural verwendet: *Ertir şularımız işe gideris*. 'Morgen gehen wir (mit dieser Gruppe da) zur Arbeit'. — *Orāz, Džumā, Amān, Durdī! Sizir şulariñiz kolxözçülara kömekleşmäge gidersiñiz*. 'Oras, Dshuma, Aman, Durdy! Ihr geht alle den Kolchosbauern helfen!'

Bisweilen werden auch dem Pronomen *hol* 'jener dort' Possessivaffixe angehängt. Wir geben einige Beispiele: *Meniñ honıma seret!* 'Sieh jenen dort (meinen, d. i. Mantel)! ' *Biziñ honımañı gerjārmi? İşsiz jör*. 'Seht ihr jenen unseren Taugenichts dort?' *Siziñ honıñızı men aljārın*. 'Ich nehme jene deine (Schaufel).' *Onuñ honusı nāmekā?* 'Was ist denn das bei ihm?'

Die mit Possessivaffixen ausgestatteten Demonstrativpronomina werden im übrigen genauso dekliniert wie gewöhnliche Nomina mit Possessivaffixen, z. B.: *munusı, munusıñı, munusına, munusini, munusında, munusından* usw. Die Fähigkeit der Demonstrativpronomina, mit Possessivaffixen ausgestattet zu werden, ist eine Besonderheit des Turkmenischen im Vergleich zu der ihm nächst verwandten osmanisch-türkischen und aserbeidshanischen Sprache. Über die Grenzen der Südwestgruppe der Türksprachen hinaus ist diese Fähigkeit, wie bekannt, mehr oder weniger eine Besonderheit der Demonstrativpronomina im Usbekischen, Baschkirischen, Karakalpakischen, Kasachischen, Nogaischen, Tatarischen, Tuwinischen, Chakassischen, Schorischen und in einigen weiteren Türksprachen.

Das Vorhandensein von Formen solchen Typs in den verschiedensten Türksprachen bedingt zugleich die Frage nach den Grenzen des deklinierbaren Stammes der Demonstrativpronomina, d. h., wie wir die Formen *munım, munıñ, munusı* u. dgl. zerlegen sollen: in *mun-ım, mun-ıñ, mun-u-sı* usw., oder aber in *munı-m, munı-ñ, munu-sı* u. dgl.? Die Verfasser der Grammatiken des Turkmenischen¹⁶ sowie die Verfasser der Grammatiken des Kasachischen¹⁷ finden hier nichts Strittiges und das meiste, was sie tun, ist ein Hinweis auf den Wandel $l > n$ in der „Wurzel“ beim Auftritt der Possessivaffixe.¹⁸ Diese Frage wurde in der Turkologie von N. A. Baskakov aufgeworfen.¹⁹ N. A. Baskakov vertritt die Ansicht, die in Frage stehenden Formen seien keine gewöhnlichen Demonstrativpronomina mit Possessivaffixen, sondern sogenannte substantivische relative Demonstrativpronomina (*bunı || munı, şunı, şonı, onı*) in besitzanzeigender Formgebung. Dieser Leitgedanke wird an karakalpakischen Beispielen illustriert: *bunıñ ötpejdi*. 'Dieser dein (Antrag) geht nicht durch' (*bunı + ıñ*); *onıñ endi ötpes* 'Nichts da! Dein Streich

¹⁶ Vgl. u. a. X. Байлыев ve Г. Соппев: Грамматика, Морфология. Бирнижи бөлүм. Ашгабат 1946, S. 102.

¹⁷ Vgl. Г. Бегалиев пен Н. Сауранбаев: Қазақ тілінің грамматикасы. Алматы 1944, S. 136.

¹⁸ S. Қазіргі қазақ тілі (лексика, фонетика, грамматика). Алматы 1954, S. 269.

¹⁹ S. Н. А. Баскаков: О соотношении значений личных и указательных местоимений в тюркских языках. «Доклады и сообщения Института языкознания АН СССР», Лief. 1, Москва 1952; Девс.: Каракалпакский язык. Bd. 2, T. 1.

gelingt nicht' (*onï + η*) ; *munisï drus eken — dedi* 'dies — scheint richtig zu sein, sagte er' (*munï + sï*) ; *onïsina da razmet* 'und nun schönen Dank' (*onï + si + na*) ; *onïsiz da džaman* 'ohnehin schlecht genug' (*onï + siz*) ; *onïsiz emes* 'Doch! Ein wenig!' (wörtlich: 'nicht ohne jenes') (*onï + siz*) u. dgl.²⁰

Vor allem scheinen die mit Possessivaffixen ausgestatteten Formen der 3. Person Sg. und die verneinenden Affixformen gleich *onusï, onïsiz* im ersten Augenblick tatsächlich diese Erklärung der Stammesgrenzen der behandelten Pronomina zu unterstützen. Wenn wir jedoch solche Grenzfälle in Betracht ziehen wie osm.-türk., turkm., aserb. *biri-si* 'ein Mann, jemand' und *kimi-si* 'einige (von)', osm.-türk. *hepi-si* 'alles, alle', *şeyi-si* 'etwas', *ekseri-si* 'Grossteil (von etwas)', *cemi-si* 'alle' und *evveli-si* 'vorgestrig', 'vorletzt(es Jahr)', turkm. *pilānï-sï* 'jemand, ein Mann, irgendein, so-und-so' (vgl. auch *pilānï-lar* 'einige Leute, manche'), *hajsï-sï* 'wer von ihnen?' und insonderheit *ōnu-sï* 'zehn von ihnen' neben *onïmiz* 'zehn von uns', *ōnïrjiz* 'zehn von euch' usw., wo ausser dem Possessivaffix der 3. Person Sg. *-sï* // *-si* auch das ihm vorausgegangene andere Possessivaffix der 3. Person Sg. (*-ï* // *-i*) mit absoluter Klarheit in Erscheinung tritt, welch letzteres oft als zum Stamme gehörend aufgefasst wurde²¹, dann ist es leicht zu begreifen, dass die turkmenischen Formen *munusï, şunusï, şonusï, onusï* ganz analoge Formen mit zwei Possessivaffixen der 3. Person Sg. darstellen: *mun-u-sï, şon-u-sï, on-u-sï*, d. h. genauso wie *bir-i-si, hep-i-si* u. dgl. zu behandeln sind.

Diese Tatsache wird durch die Existenz solcher umgangssprachlicher Formen wie *munsï, şunsï, şonsï* und *onsï* nicht im geringsten widerlegt: diese verdanken der Synkope ihre Entstehung, wie osm.-türk. *hepsi* (< *hep-i-si*) und *şeysi* (< *şey-i-si*), turkm. *kimsi* (< *kim-i-si*), aserb. *köksü* (< *köküs-ü*) 'seine Brust' u. ä.

Der Vokal *ï* vor dem Affix der Verneinung (*onïsiz*) lässt sich in dieser Stellung im Karakalpakischen am ehesten noch durch Analogiewirkung erklären. Im Turkmenischen ist er in dieser Stellung nicht vorhanden.

Auf Grund dieser Ausführungen scheint mir nur möglich, die untersuchten Formen als gewöhnliche deklinierbare Stämme der Demonstrativpronomina in possessivischer Formgebung zu betrachten: *mun-*, *şun-*, *şon-* usw. Dieser Standpunkt wird auch durch die Possessivformen der Pluralstämme erhärtet: *bular-ım, şular-ıñ, şolar-ı* u. dgl., die nicht einmal N. A. Baskakov zu den substantivischen relativen Demonstrativpronomina zu rechnen gedenkt.

Die Fähigkeit zur Aufnahme verschiedener Possessivaffixe ist eine der Besonderheiten der turkmenischen Demonstrativpronomina.

²⁰ Н. А. Баскаков: О соотношении значений личных и указательных местоимений, S. 135; Ders.: Каракалпакский язык, Bd. 2, T. 1, S. 284.

²¹ Martti Räsänen: Materialien zur Lautgeschichte der türkischen Sprachen. „Studia Orientalia“ XV. Helsinki 1949, S. 53. Russ. Übersetzung: М. Ряснен: Материалы по исторической фонетике тюркских языков. Москва 1955, S. 49.

Eine weitere Besonderheit der turkmenischen Demonstrativpronomina besteht darin, dass eines von ihnen konjugiert wird. Es wird zwar selten, immerhin wird es konjugiert. Dazu kommt es in der Regel, wenn die Gesprächspartner mit alten Photographien, Negativen oder Karikaturen u. dgl. zu tun haben, d. h. wenn es sich um ein Wiedererkennen handelt wie etwa „ich wäre wohl dieser da“, „du wärest also dieser da“.

Die Konjugation erfolgt mit Hilfe der im Turkmenischen regelrechten zusammengesetzten Prädikativaffixe:

(men)	<i>şu-dirin</i>	'dieser hier bin ich'
(sen)	<i>şu-(dir)sin</i> || <i>siz şu-(dir)siniş</i>	'dieser hier bist du (sind Sie)'
(ol)	<i>şu-dir</i>	'dieser hier ist er'
(biz)	<i>şular-diris</i>	'diese hier sind wir'
(siz)	<i>şular-(dir)siniş</i>	'diese hier seid ihr'
(olar)	<i>şular-dir</i>	'diese hier sind sie'

Şudirsiniş || *şusiniş* stellen dabei höfliche Anredeformen dar im Verhältnis zu *şudirsin* || *şusin*.

Als Beispiele seien dafür folgende Fälle angeführt:

Der Gesprächspartner hält alte Photographien in der Hand:

— *Şularin içinden meni görkez.* — *Sen şudirsin* (oder: *Sen şusin*). — 'Zeige mich auf dieser Aufnahme' (wörtlich: 'unter diesen'). — 'Du bist wohl dieser da.'

Das Ähnliche schlagen gleichzeitig zwei Gesprächspartner, die auf der Photographie nebeneinander sitzen, einem dritten vor:

— *Şularin içinden bizi görkez.* — *Siz şularsiniş.* — *Jök, biz şular.* — 'Zeige uns auf dieser Aufnahme' (wörtlich: 'unter diesen'). — 'Ihr seid wohl diese da. — Nein, wir sind diese da.'

Auf die Bitte sich auf einem Negativ wiederzuerkennen, kann man zur Antwort geben: *men şudirin* 'ich bin dieser hier', wie auch auf die Bitte, die eigene Gruppenaufnahme unter verschiedenen Negativen wiederzuerkennen, erwidert werden kann: *biz şulardiris* — 'wir sind diese da' (d. h. 'unsere Aufnahme ist das hier') usw.

In adjektivischem Gebrauch werden die Demonstrativpronomina keinen Veränderungen unterzogen.

* * *

Die Demonstrativpronomina verfügen im Turkmenischen über verhältnismässig grosse Möglichkeiten in der Wortbildung. Unter den Formen, die von den Demonstrativpronomina abgeleitet werden, sind in erster Linie die mit dem Suffix *-ča* gebildeten zu nennen:

munča 'soviel', 'so', 'solcher',²² *şunča* 'soviel',²³ *şonča* '(eben)soviel',

²² S. X. Байлиев в с. Б. Карыев: Туркмено-русский словарь. Ашхабад 1940, S. 204.

²³ Ebenda, S. 347.

'so', 'ebenso', 'ebensolcher'; *onča* 'soviel', 'so (wie er)', 'nicht besonders', 'nicht sehr'.²⁴

Beispiele:

Başğa hıç gız munča bolup bilmez (Ch. Ysmajylov; Mugallymyň gyzy). 'Kein anderes Mädchen könnte (so) sein wie sie.' — *Şunča wagtın içinde onun izindan gelen bolmandır* (N. Sarychanov; Şükür bagşy). 'Für eine so lange Zeit ist niemand um sie gekommen.' — *Belki, siz hem şonča bär bagşisınız* (Ebenda). 'Vermutlich sind Sie so ein Bagşı'. — *Mende onča ul köp däl*. 'Ich habe nicht so viel Geld'.

Diese Form kommt auch mit dem Possessivaffix der 3. Person ziemlich häufig vor: *Jöne işänin hat biljān mōlla oğulları bārdır, olar seň oğluña hat övredermi — övretmezmi, men ončasını bilmejārin* (N. Sarychanov, Kitap). 'Aber der Ischan hat schriftkundige Söhne, ob sie doch deinem Sohn das Schreiben beibringen oder nicht, weiss ich nicht.'

Neben diese Formen zu stellen sind die ihnen semantisch nahestehenden, mit dem Affix *-čakli* gebildeten Formen:

munčakli 'soviel', 'so viel', 'derart', 'so gross'²⁵; *şunčakli* 'nun soviel'; *ončakli* 'nicht besonders', 'nicht sehr'.²⁶

Beispiele:

Bagtı edže bu rus gızını nāme ücin jağşı görjānligini ve onun-da munčakli ōzine hormat edjānligine düşünmejārdi (K. İsanov; Şatlykly habar). 'Bagty-edže hat nicht verstanden, warum sie dieses russische Mädchen liebte und warum jene sie so (sehr) achtete.' — *Bir şunčakli bolsa, görsem džān bersem* (Magtymguly; Jār bizim sary). 'Dass ich dich wenigstens für einen Augenblick sehen dürfte.' — *Bu jerden ončakli uzaklıkda bolmadık topbak-topbak gök bagliklar görünjārdi* (A. Durdyev; Ogul). 'Von hier aus waren die dichten Gärten zu sehen, die nicht sehr weit (von hier) lagen'.

Des weiteren seien die mit den Deminutivsuffixen gebildeten Formen angeführt:

-džuk : *odžuk-budžuk* 'dies und das', 'etwas', 'allerlei', z. B.:

Şu gün bāzara odžuk-budžuk almāga gitdim. 'Heute ging ich auf den Basar, um allerlei Kleinigkeiten zu kaufen'.

Diese Formen sind lediglich in der genannten Doppelverbindung gebräuchlich;

-džagaz, eine erweiterte Variante des oben behandelten Suffixes (vgl. aserb. *-džuyaz*) : *budžagaz*, *şudžagaz*, *şodžagaz* || *şoldžagaz*, *odžagaz* || *oldžagaz* 'dieser', 'dieser da' u. dgl., mit einer deminutiv-liebkosenden Schattierung, vgl.:

Vāj, budžagaz čājanin ejdžedžikdigini. Tüvelēme, göz degmesin! (Ch. Ysmajylov; İki atanyň ogly). 'Ach, wie nett ist dieser Junge! Dass er durch

²⁴ Ebenda, S. 218.

²⁵ Ebenda, S. 204.

²⁶ Ebenda, S. 218.

keinen bösen Blick behext wird !. . . — *Şudžagazi ič, kākasi!* (N. Sarychanov: Arzuy). 'Trink es aus, Vater!' — *Biz ūr-helej ertir-ağşam şodžagaz aşıgimizi ojnāp, hezil edip otirīs* (Ch. Ysmajlov: Iki atanyňogly). 'Meine Frau und ich, wir würfeln morgens und abends und unterhalten uns.' — *Odžagaz gīz — Gandimīn gīzidir* (B. Kerbabaev: Ajgytly ädim, 1, VIII). 'Jenes Mädchen ist Kandym's Tochter.' — *Sen budžagazlarīnā bujsanma!* 'Prahle nicht mit ihnen!' (wörtlich: 'stütze dich nicht auf diese deine Schwächlinge!').

Im Turkmenischen hört man mitunter auch Formen mit einem zweiten Deminutivsuffix wie in:

Budžagazdža zādī nireden aldīn? 'Woher hast du diese nette (oder: kleine) Sache genommen?'

Die fünfte — und letzte — Reihe der Ableitungen der turkmenischen Demonstrativpronomina bilden die Formen, welche mit dem Suffix *-luk*: gebildet sind. Dieses Suffix verleiht dem Stamm eine abstrakte Bedeutung: *munluk*, *şunluk*, *şonluk* // *şolluk*, *onluk* // *olluk*.

Diese Formen vereinigen zwei verschiedene Bedeutungen. Eine davon entspringt dem grundlegenden, konkret-demonstrativen Gebrauch der Pronomina ('dieser da', 'jener' usw.): 'Stellung nehmen für dieses', 'dieses da, jenes, jenes dort unterstützen', 'auf dieses, dieses da, jenes, jenes dort Bezug nehmen', die andere hingegen lässt sich auf den anaphorischen Gebrauch der Pronomina zurückführen ('derselbe', 'derselbige', 'derjenige'): 'damit', 'somit'. Im zweiten Falle treten die erwähnten Formen im Lokativ oder mit der Postposition *bilen* auf.

Beispiele:

Biz dūjn bukullīm ojnadīk. Orāz şunluk boldī, men munluk boldīm. Bāj, hezil boldī-i. . . 'Wir haben gestern Versteck gespielt. Oras war für dies, ich aber für dies. Ach, wie interessant das war!' Vgl. *Ol, ajāllīk boldī* 'er nahm die Frau in Schutz.' — *Gözel dajza, Gullī nīrāk gīdī? . . . — Şāhere gīdī, onluk nāme işiñ bārdī? . . .* (A. Durdyev: Bagtly jigit). — 'Tante Gözel, wo ging Kulli hin? . . . — Er ging in die Stadt. Was hattest aber du mit ihm (*onluk*) zu tun?'... Vgl. *Şāherlik nāme işi bār?* 'Was hat er in der Stadt zu tun?' — *Bu günki günümüzī şunluk bilen gečirip, ağşama jetdik* (A. Govşudov: Dordepel). 'Nun, auf diese Weise verbrachten wir den Tag' (wörtlich: 'unseren heutigen Tag auf diese Weise verbracht habend, erlebten wir den Abend'). — *Şunlukda Sapar ve jene bir nāčeleri kolžōžčīlarīn umumī jūgnāklarında hem kabul edildi* (A. Govşudov: Azašan yzyny tapdy) 'Auf diese Weise wurden Sapar und noch eine Reihe anderer (Leute) auf den Versammlungen der Kolchosbauern aufgenommen.'

* * *

Unsere Ausführungen zusammenfassend, dürfen wir feststellen, dass die Demonstrativpronomina im Turkmenischen auf Grund der räum-

lichen Betrachtung auseinandergehalten werden. Sie bilden dabei ein strenges System, worin die Pronomina mit schwach deiktischer und anaphorischer Bedeutung und jene mit stark deiktischer und anaphorischer Bedeutung in Wechselwirkung stehen. Zugleich erweckt das Bestehen eines vielgliedrigen Systems der Demonstrativpronomina im Turkmenischen ebenso wie im grossen Teil anderer türkischer Sprachen²⁷ Zweifel an der Richtigkeit der seit dem Erscheinen von W. Kotwicz's Arbeit über die Pronomina der altaischen Sprachen²⁸ vertretenen Ansicht vom dominierenden Charakter des dreigliedrigen Systems der Demonstrativpronomina in den türkischen Sprachen (*bu, şu, o*)²⁹, sowie daran, dass „dieses letztere System entspricht genau demjenigen der persönlichen Fürwörter und wird sogar unter Zuhilfenahme von analogem, wenn nicht identischem Lautmaterial gebildet (*bän, sän, ol* einerseits, *bu, şu, ol* andererseits)“³⁰.

УКАЗАТЕЛЬНЫЕ МЕСТОИМЕННИЯ В ТУРКМЕНСКОМ ЯЗЫКЕ

(Р е з ю м е)

Туркменские указательные местоимения дифференцируются по пространственному признаку, представляя собой стройную систему, в которой местоимения со слабым дейктическим и анафорическим значением соотносятся с местоимениями с сильным дейктическим и анафорическим значением. В области грамматики они отличаются тем, что не только склоняются, но и оформляются аффиксами принадлежности, обнаруживая, таким образом, известное сходство с указательными местоимениями кыпчакского типа.

Ф. Д. Ашнин

²⁷ S. die Zusammenstellung bei Ф. Г. Исхаков: Местоимения. „Исследования по сравнительной грамматике тюркских языков“. 2. Teil. Морфология. Moskau 1956, S. 247—8.

²⁸ W. Kotwicz: Les pronoms dans les langues altaïques. Kraków 1936, S. 46 ff., s. aber Derselbe: Studia nad językami altajskimi S. 115.

²⁹ S. z. В. А. П. Поцелуевский: Происхождение личных и указательных местоимений, S. 10—11; Э. В. Севортян: Категория принадлежности. „Исследования по сравнительной грамм. тюркских языков“. 2. Teil, Морфология, S. 42; Martti Räsänen: Materialien zur Morphologie der türkischen Sprachen, S. 27.

³⁰ S. T. Kowalski in „Orientalistische Literaturzeitung“ 1937, Nr. 7, Sp. 445—6.

LES VARIÉTÉS EXPRESSIVES DE L'HENDÉCASYLLABE DANS LA POÉSIE DE MICHEL EMINESCOU

Par

L. GÁLDI

Dans une de mes études précédentes¹ j'ai essayé de caractériser le rôle de Michel Eminescu (1850—1889) dans l'histoire du vers roumain par six thèses qui, à bien des égards, se complètent mutuellement. Pour le moment il suffit d'en citer la première et la quatrième:

„Un phénomène qui, dès le début, nous saute aux yeux, c'est la *v a r i é t é* de la technique du vers. Cette technique embrasse jusqu'à quatre systèmes de versification: le vers populaire roumain, les formes — quasi exclusivement d'origine néolatine — de la versification moderne des littératures occidentales, les variantes accentuelles de certains mètres antiques, enfin quelques formes d'origine orientale”.

„Toute la carrière du poète est caractérisée par la préoccupation de donner plus d'ampleur à certaines tentatives à peine ébauchées du passé, c'est-à-dire d'*e n r i c h i r* sans cesse la métrique de la poésie roumaine.”

La présente étude est destinée à étayer de quelques nouvelles preuves ces deux thèses (déjà démontrées aussi par nos réflexions antérieures sur une forme essentiellement lyrique)²; cette fois nous nous proposons d'examiner l'essor d'un seul mètre qui plonge ses racines dans l'histoire littéraire du moyen âge. C'est bel et bien le *d é c a s y l l a b e* français³ qui, après avoir donné naissance — grâce aux qualités musicales de la langue italienne — à l'hendécasyllabe (*endecasillabo*) de Dante⁴ et de Pétrarque,⁵ eut une brillante carrière

¹ A román verstörténét korszakai. II (Les grandes périodes de l'histoire du vers roumain). Filológiai Közlöny, 1960, 339.

² Une strophe, ses métamorphoses et son expressivité de Goethe à Eminescu. Acta Ling. Hung. X (1960), 287—305.

³ Cf. W. Thomas, Le décasyllabe roman. Paris, 1904, ainsi que la bibliographie signalée par W. Suchier dans sa Französische Verslehre. Tübingen, 1952, 69—70. Sur l'origine et l'évolution du décasyllabe v. P. Verrier, Le vers français, Paris, II (1932), 92—140, G. Lote, Histoire du vers français, Paris, I (1949), 219—221; II (1957), 57—8.

⁴ La meilleure étude qui ait été consacrée aux variétés de l'„endecasillabo” dantesque est celle de A. Levi dans Archivum Romanicum (t. XIV). Sur les qualités expressives du vers de Dante cf. surtout M. Amrein, Rhythmus als Ausdruck inneren Erlebens in Dantes Divina Commedia. Zürich, 1932.

⁵ Sur les variétés de l'„endecasillabo” de Pétrarque on possède moins de monographies; beaucoup de ses particularités ont été analysées par Mariangela Serretta dans sa thèse intitulée Endecasillabi crescenti nella poesia italiana delle origini e nel Canzoniere del Petrarca (Milano, 1938).

dans presque toutes les littératures occidentales.^{5a} Néanmoins il n'a pénétré qu'à une date tardive en Europe centrale et orientale. „Le vers iambique de cinq pieds”, écrit B. Unbegaun dans son traité de versification russe, „a été surtout employé en tant que réplique russe du vers shakespearien, donc dans des oeuvres dramatiques. Il l'a été d'abord à l'imitation d'un modèle allemand, les pièces de Schiller. Comme ses prototypes anglais et allemand, ce vers russe est sans rime. Il a été rare au XVIII^e siècle et n'est devenu populaire que lorsque Joukovski s'en est servi en 1817—1821 pour traduire la *Pucelle d'Orléans* de Schiller”.⁶ Le vers iambique rimé de cinq pieds n'est pas non plus très ancien dans la littérature russe; n'oublions pas qu'en écrivant le sonnet régulier „Суровый Дант не презирал сонета” Pouchkine était obligé de défendre même en 1830 les droits du mètre classique de cette forme strophique.⁷ On peut faire des constatations analogues à propos de la littérature roumaine; selon R. Manoliu, l'hendécasyllabe n'aurait pénétré en Roumanie que grâce à une traduction fragmentaire de l'épopée d'Aricste par Héliade-Rădulescou.⁸ Mais les „endecasillabi sciolti” (c'est-à-dire non rimées) d'Héliade⁹ n'avaient certainement pas produit une impression aussi durable qu'un sonnet, incomparablement plus poétique, de Gr. Asachi (*Către planeta mea* . . .); ajoutons-y une chanson de C. Negruzzi, devenue très populaire aux années 50 (*Eu sînt Român* . . . 1853) et surtout un poème à sujet vénitien de ce grand voyageur que fut V. Alecsandri (*Palatul Loredano*, 1871).¹⁰ Evidemment, tout cela en tant qu'antécédents historiques se réduit à bien peu de chose; il est donc probable qu'en adoptant l'hendécasyllabe, pour en forger un de ses mètres favoris, Eminescou avait en vue aussi d'autres modèles, notamment la diffusion des diverses variétés de l'hendécasyllabe (et de son frère jumeau, le décasyllabe)¹¹ dans la littérature allemande des XVIII^e et XIX^e siècles. Les spécialistes de la métrique allemande ne cessent de répéter que „le vers rimé de cinq pieds iambiques est . . . resté très usité jusqu'à nos jours, dans des poèmes non

^{5a} Sur l'hendécasyllabe de Donne et Pope cf. dernièrement l'étude de S. Chatman, *Comparing Metric Styles* dans le volume *Style in Language*. Ed. by Th. A. Sebeok. New York—London, s. d. [1960], 173—190.

⁶ La versification russe. Paris, s. d. (1958), 43. Voir aussi R. Jakobson, *Болгарский пятистопный ямб в сопоставлении с русским*. Сборник в чест на проф. Л. Милетич. Sofia, 1933.

⁷ Cf. le dernier tercet: „У наш его еще не знали девы, Как для него уж Дельвин забывал Гекзаметра священные напевы”.

⁸ *Preocupări Literare* 1936, 233.

⁹ Sur leur caractère prosaïque v. l'opinion très sévère de Vl. Streinu: *Caiete Critice* I (1957), 192.

¹⁰ Sur quelques tentatives antérieures du même Alecsandri, mais d'une valeur incontestablement plus modeste (*Chirița în Iași*, 1852; *Buchetiera din Florența* 1857, etc.) v. Radu Manoliu, l. c.

¹¹ Inutile de dire que le décasyllabe à rime masculine (o — o — o — o — o — o — o) n'est qu'une variante catalectique de l'hendécasyllabe et que celui-ci s'identifie au décasyllabe à rime féminine (o — o — o — o — o — o — o). Sur ces correspondances v. en particulier P. Verrier, o. c. II, 138—9.

strophiques ou à strophes assez longues".¹² Comme nous allons voir, à cet égard même la chronologie des divers emplois de l'hendécasyllabe par Eminescu peut nous fournir des points de repère nullement négligeables. Les formes strophiques eminesciennes dont la base métrique est l'hendécasyllabe roumain, seront étudiés par nous dans l'ordre chronologique de leur apparition; pour mieux orienter le lecteur, voici un tableau comprenant quelques dates d'une importance décisive pour nos recherches:

1. Stances: env. **1871**—1879.¹³
2. Hendécasyllabes non rimés („blank verse"): env. **1872** — 1874?
3. Sonnets: **1873** — 1883.
4. Tercets dantesques: **1873** — 1882.
5. Quatrains d'inspiration orientale (rimés *axax*): env. **1875** — 1880.
6. Ghazel:¹⁴ **1876**.

Les dates que nous venons d'énumérer permettent de préciser que l'adoption de ces six emplois de l'hendécasyllabe s'est déroulée de 1871 à 1876, c'est-à-dire pendant la période où Eminescu, fréquentant d'abord l'université de Vienne, ensuite celle de Berlin, avait un contact permanent avec la vie intellectuelle allemande. Bien entendu, cela n'exclut guère le fait qu'il était parfaitement conscient de l'origine et du caractère italiens de quasi toutes ces formes métriques et strophiques. Il n'ignorait point l'orientation italienne d'un de ses devanciers, Héliade-Rădulescu; à Vienne il suivait les cours de A. Mussafia et d'un lecteur italien, nommé Cattaneo et à certains moments il manifestait une sympathie particulière pour certains poètes autrichiens d'origine italienne (comme Gaetano ou Cajetan Cerri, auteur du „prototype" du sonnet eminescien „Venecia").¹⁵ Dans ce qui suit chaque forme métrique sera étudiée de trois points de vue: a) structure du mètre en question et de ses réalisations (ou variantes) rythmiques;¹⁶ b) structure syntaxique du texte (en étroite connexion avec le mètre considéré comme „schéma vide à remplir"); c) remarques sur les traits essentiels du vocabulaire poétique qui varie néces-

¹² J. Fourquet, *Éléments de métrique allemande*. Strasbourg, 1936, 75. V. aussi A. Heusler, *Deutsche Versgeschichte*, t. III, Berlin, 1929 et W. Kayser, *Kleine deutsche Versschule*, 4^e éd. München, s. d. [1946]. Sur les relations de la technique d'Eminescu avec la métrique allemande v. l'étude de O. Neuschotz dans le journal *Lupta* (1890); certaines exagérations de Neuschotz ont été vivement critiquées par D. Caracotea: *Artă cuvîntului la M. Eminescu*. București, 1938, 32—4. Des idées analogues ont été exposées par A. Demetriescu dans l'article *Rima lui Eminescu* (publié d'abord dans *Literatură și artă română* 1901, ensuite dans la revue *Familia* 1901).

¹³ Bien que cette coïncidence ne semble pas très importante, il est curieux de voir que les premiers „endecasillabi" d'Eminescu datent de la même époque où Alecsandri fit paraître le poème *Palatul Loredano*.

¹⁴ Nous ne mentionnons ici qu'un ghazel conçu en hendécasyllabes.

¹⁵ Cf. éd. Perpessicius, III, 146 sq. Voir aussi l'étude de l'auteur de ces lignes: *Geneza sonetului Venecia* (Cernăuți, 1936).

¹⁶ En ce qui concerne la distinction que nous avons toujours faite entre *mètre* et *réalisation rythmique*, il suffit de renvoyer à une étude antérieure: *Essai d'une interprétation fonctionnelle du vers*. *Acta Ling. Hung.* III (1953), 373 sq.

sairement selon les genres et les divers groupes de poèmes. Envisagées de la sorte, les variétés expressives de l'hendécasyllabe ne paraîtront plus entièrement spontanées ou fortuites; bien au contraire, elles seront à considérer comme autant de révélations d'un effort créateur qui agit aussi bien sur la composition, c'est-à-dire sur l'arrangement des idées que sur la forme d'un poème. En dernière analyse, nos réflexions sont destinées à prouver, par des faits tirés de l'histoire de la versification, la profonde solidarité d'Eminescou avec les plus nobles traditions de la poésie européenne.

I. Les stances

A ce propos il faut examiner une bonne dizaine de poèmes à peine connus à l'étranger, puisque, malgré la haute valeur esthétique de plusieurs d'entre eux, tous ont été exclus de l'édition Maiorescou. Outre les stances régulières (*abababcc*) nous devons ajouter à ce groupe un poème écrit en sixains (*ababab* : „Ah, mierea buzei tale” [Ah le miel de tes lèvres] 1873),¹ un poème conçu en „ottave rime” abrégées² (*ababcc* : „Noi amîndoi avem acelaşi dascăl” [Nous avons tous deux un maître commun] 1879), enfin un poème difficile à classer où les hendécasyllabes et les décasyllabes se combinent avec des vers de 9 et 8 syllabes (*ababcdcd*,³ „Ce s-alegea de noi” [Que serions-nous devenus] 1878). Au point de vue du ton et du genre, les „ottave rime” d'Eminescou se répartissent en trois groupes: bien que la plupart aient un ton lyrique ou, plus exactement, élégiaque, il y a aussi des stances satiriques (p. ex. Pustnicul [L'ermite], 1874), des stances se rapprochant de l'ode (Cărţile [Les livres], 1876) et des stances épiques ou épico-lyriques (comme une des variantes du poème Luceafărul: Fata în grădina de aur [La belle fille au jardin doré],⁴ env. 1874). Inutile de dire que dans tous ces cas l'hendécasyllabe eminescien revêt un nouvel aspect.

Voici d'abord la strophe pénultième de l'idylle Iubitei (A la bien aimée, 1871); le poète s'y adresse à une de ses amies viennoises et exprime ses craintes de la voir mourir entre ses bras. Le dénouement de cette „canzone” trahit

¹ Presque toutes nos citations proviennent des deux éditions de Perpessicius (1939—1958, en 5 volumes; 1958, édition pour bibliophiles); les index alphabétiques des titres permettront au lecteur de retrouver sans difficulté les poèmes cités. Les autres sources seront indiquées d'une manière plus détaillée.

² Cette espèce de sixain caractérise aussi la Țiganiada, épopée héroï-comique de I. Budai—Delcanu (début du XIX^e s.); sur la forme de ce poème cf. F. Fugaru, Limba română 1958/4, 11—42 et L. Gálđi, ibid. 1959/2, 59—67.

³ Nombre des syllabes: 11—10—11—10 + 9—8—9—8. Cf. aussi une charmante idylle de 1876: Dormi! (Endors-toi! 11—10—11—10).

⁴ Publié par D. Murăraşu dans le recueil M. Eminescu. Literatura populară. Craiova, s. d. 342 sq.

une inspiration nettement pétrarquescue,⁵ mais la strophe que nous allons citer, avec son doux „arioso”, ses nombreuses nasales et ses rimes en *-înt*, prélude déjà à une des „manières” les plus personnelles d’Eminescu:⁶

Oh, nu-mi muri, te rog! Căci tot ce-n lume
Eu am iubit, murit-au prea curînd —
Orice amor ce n-a luat drept glume
Al meu amor e astăzi în mormînt. —
Dar astăzi vād e-am pierdut <num’> doar un nume:
Căci ea ești tu — tu ea — într-un cuvînt
Tu mi-ai murit o dată. — Să nu-mi mori
De-a doua oară, înger de amor.⁷

Le texte de la strophe citée montre nettement plusieurs particularités générales de ces hendécasyllabes. Le rythme iambique est assez rigoureux; la première syllabe est très rarement accentuée et, par conséquent, la première paire d’iambes ($\sigma \text{ } \sigma$, plus exactement $\sigma \text{ } \sigma$) change rarement son aspect métrique. Dans la strophe citée aucun accent ne frappe la première syllabe, mais dans la strophe précédente on peut relever un *chiar* „même” placé au début du vers.⁸ A l’intérieur du vers le rythme iambique peut subir certaines variations; à signaler surtout le vers 27: „Cu roze să-neununi | fruntea-mi pălită”⁹ où le mètre „idéale” $\sigma \text{ } \sigma \text{ } \sigma \text{ } \sigma$ | $\sigma \text{ } \sigma \text{ } \sigma$ se transforme en $\sigma \text{ } \sigma \text{ } \sigma \text{ } \sigma$ | $\sigma \text{ } \sigma \text{ } \sigma$, c’est-à-dire en une réalisation rythmique qui nous surprend par la rencontre de deux temps forts avant et après la césure. En ce qui concerne la césure elle-même, c’est l’„endecasillabo a minore” à coupe masculine (4 + 7[6], 5 + 6[5]) qui prévaut: „Dar astăzi vād | e-am pierdut <num’> doar un nume”;¹⁰ même les rares „endecasillabi

⁵ „Mort, aş trăi eu; viu, eu aş fi mort. Trăieşte-mi dar — c’adine în piept te p o r t !” (Si je mourais avec toi, je vivrais; si je te survivais, je serais mort. Vis donc pour moi; je te porte au fond de mon cœur.) Sur les figures rhétoriques de Pétrarque v. l’étude, un peu vieillie, mais encore utile d’Ernst Raab: Studien zur poetischen Technik Petrarca. Leipzig—Reudnitz, 1890. Sur les antithèses: o. c. 33 sq. Dans la première strophe du poème Iubitei on rencontre une anaphore (cf. la répétition de *Tresure-adînc*...), figure également chère à Pétrarque (v. Raab, o. c. 16 sq.). A des sources analogues renvoient d’autres répétitions expressives: „Cînd rîzi, cînd plîngi, cînd mă săruţi, cînd — ah !” (*Quand tu ris, quand tu pleures, quand tu m’embrasses et quand — ah . . .*); „Şi te iubesc, şi te sîrut, te-ador . . .” (*Et je t’aime, je t’embrasse, je t’adore. . .*). Sur le polysyndète pétrarquescue v. Raab, o. c. 28. sq.

⁶ Voir plus bas l’analyse d’un ghazel écrit en 1876.

⁷ „Oh ne meurs pas, je t’en supplie! Car celle que j’ai aimée est morte, hélas, trop tôt. . . Mon amie, la seule qui ne se soit moquée de mon amour, est déjà enterrée. Mais en ce moment il me paraît n’avoir perdu qu’un nom; elle s’est réincarnée en toi — et toi en elle. En un mot, pour moi tu es déjà morte une fois; ne me quitte pas pour une seconde fois, oh ange d’amour”.

⁸ „Pătrunde-vor eu raza lor focoasă — Chiar în sicriul ($\sigma \text{ } \sigma \text{ } \sigma$) unde voi dormi” (Ils [tes yeux] pénétreront avec leurs rayons de feu Jusque dans le cercueil où je dormirai).

⁹ „Tu dois couronner de roses mon pâle front”.

¹⁰ Le remaniement servait à éliminer la construction *num’un nume* où la répétition de tant de nasales aurait dégénéré en cacophonie.

a maggiore" (6 + 5[4], 7 + 4[3]) présentent souvent une coupe secondaire après la 4^e (ou la 5^e) syllabe: „Oh nu-mi muri, | te rog. | Căci tot ce-n lume. . .”; „Tu mi-au murit | o dată. — | Să nu mori. . .”¹¹ Au point de vue syntaxique c'est la construction *bin a i r e* qui prévaut; étant donné que, dans la plupart des cas, deux vers successifs forment une unité rythmique (mise en relief aussi par la pause qui la suit), c'est à la fin des vers 1,3,5 et 7 que l'enjambement et le rejet sont particulièrement fréquents.¹²

Toutes ces particularités sont d'origine *incontestablement italienne*; pour en convaincre le lecteur, il suffit de citer une seule strophe d'Arioste, puisée dans la description de l'île d'Aleine:

E quivi appresso, | ove surgea una fonte
Cinta di cedri | e di feconde palme,
Pose lo scudo, | e l'elmo dalla fronte
Si trasse, e disarmossi | *ambe le palme*;¹³
Ed ora alla marina | ed ora al monte
Volgea la faccia | all'aure fresche ed alme,
Che l'alte cime | con mormorii lieti
Fan tremolar | dei faggi e degli abeti.¹⁴

Néanmoins les vers commencés par une syllabe accentuée sont peut-être plus rares chez Eminescou que dans la poésie classique des Italiens; c'est un des motifs qui nous obligent de ne pas nous contenter de l'analyse de ces modèles plus ou moins éloignés. Signalons donc aussi des sources plus proches, en particulier certaines „ottave rime” allemandes qu'Eminescou ne pouvait ne pas connaître. Voici, par exemple, une strophe de la célèbre Zueignung de Goethe; remarquons-y le début iambique des vers et une prépondérance très nette de la coupe masculine après la 4^e syllabe.¹⁵

¹¹ Sur la structure des hendécasyllabes d'Eminescou v. aussi les remarques de A. Bogdan, *Die Metrik Eminescus* dans *XI. Jahresber. d. Instituts f. rum. Sprache zu Leipzig*, 1904, 239—40. Bogdan n'a étudié que la répartition des accents, sans caractériser les hendécasyllabes „a minore” et „a maggiore”. La prépondérance des hendécasyllabes „a minore” caractérise aussi la poésie déjà mentionnée d'Alexandri: „In cel *palat* | de marmoră antică Ce poartă-n frunte- | o scumpă mozaică. . .” (Dans ce palais bâti de marbre antique Qui porte à son fronton une riche mosaïque. . .).

¹² Cas typique de rejet (V. 34—5): „Eu numai îl gîndesc, cînd mă eufund | In ochii tăi” (Je ne pense qu'à mon rêve quand je me plonge Dans tes yeux).

¹³ Signalons dans ce vers le rythme $\text{—} \text{ } \text{ } \text{ } \text{ } \text{—} \text{ } \text{ } \text{ } \text{—} \text{ } \text{ } \text{—}$ de la clause que nous avons déjà retrouvée dans les stances juvéniles d'Eminescou (v. plus haut p. 391).

¹⁴ L'on ne saurait souscrire à l'opinion de Verrier d'après laquelle, dans la poésie italienne, „le décasyllabe *a majori* (6 + 4) . . . est bien plus fréquent” (o. c. II, 139).

¹⁵ Sur la césure du vers allemand en général v. Fr. Lockemann: *Rhythmus des deutschen Verses*. München, 1960; Lockemann propose de faire une distinction entre *Zäsur* (p. ex. dans l'alexandrin), *Fuge* („metrisch-rhythmischer Einschnitt”) et *Schnitt* („satzrhythmisch”) (o. c. 106—7). Sur les césures (ou coupes) de l'hendécasyllabe: *ibid.* 107—9. Voir aussi Fr. Zarneke, *Über den fünffüssigen Jambus bei Lessing, Goethe und Schiller*. Kleinere Schriften. I. 1897, 360 sq. Cf. aussi W. Kayser: *Geschichte des deutschen Verses*. Bern—München, s. d. [1960]. 70 sq.

Der *Morgen* kam: | es scheuchten seine Tritte
 Den *leisen* Schlaf, | der mich gelind umfing,
 Dass *ich*, erwacht, | aus meiner stillen Hütte
 Den *Berg* hinauf | mit frischer Seele ging;
 Ich *freute* mich | bei einem jeden Schritte
 Der *neuen* Blume, | die voll Tropfen hing;
 Der *junge* Tag | erhob sich mit Entzücken,
 Und *alles* war erquickt,¹⁶ | mich zu erquickern.¹⁷

Les premières stances eminesciennes, reflétant la douceur de quelques moments éphémères, s'égarent souvent dans des effets rhétoriques; la période poétique y est presque toujours d'une certaine ampleur. Néanmoins, dès que le poète se décide à chanter — également à Vienne — son premier amour et sa petite Béatrice perdue dans l'anonymat rustique d'Ipotesti, son style devient plus concis et même plus saccadé; certains procédés „pétrarquaisants” comme par exemple l'anaphore et l'exclamation, s'y opposent curieusement au style des passages plus intimes. Voici l'avant-dernière strophe de l'élégie „*Avcam o muză. . .*” (J'avais une Muse. . . 1871) où le contraste des deux styles est particulièrement évident:

a) Le style des confessions:

Ea a murit. — | Am îngropat-o-n zare.
 Sufletul ei | de lume este plîns. —
 Am sfărmat arfa — | și a mea cîntare
S-a înăsprit, | *s-a* adîncit — | *s-a* stîns.

b) Le style „pétrarquaisant”:

Îmi plac a nopții | turburate oare,¹⁸
Îmi place de dureri | să fiu învins,
 O, *de-aș* orbi, | *de-aș* amuți odată,
 Că-n lume nu văd | lumea căutată.¹⁹

Dans la strophe finale la période poétique reprend toute son ampleur; c'est une triple négation, liée à une répétition expressive des syntagmes *nu văd* „je ne vois pas” et *n-aud* „je n'entends pas” qui anime cette strophe, si semblable aux plus beaux groupements ternaires de Victor Hugo. En guise de conclusion les vers munis des rimes *cc* révèlent un désir presque irrésistible de

¹⁶ C'est l'unique „endecasillabo a maggiore” de la strophe citée.

¹⁷ Une fois de plus, c'est la clause $\text{—}oo\text{—}o$ qui revient.

¹⁸ Pluriel de jadis du latinisme *oră* ~ *oară*, cf. Dicț. limb. rom. contemp. s. v. *oră*.

¹⁹ „Elle est morte. Je l'ai enterrée quelque part au loin. Son âme a plongé bien des gens dans le deuil. J'ai brisé ma harpe, et mon chant Est devenu âpre et rauque, ensuite il s'est éteint. Je trouve mon plaisir aux heures troubles de la nuit, Je me plais à être abattu par la douleur, Ô si je perdais la vue et la voix, Car ici-bas je ne trouve pas le monde que je cherche”. Le dernier vers, grâce à la répétition du mot *lume*, est de nouveau une sorte de jeu de mots (dans le meilleur sens de ce terme).

l'anéantissement, c'est-à-dire ce que Perpessicius, dans son commentaire, appelle „thanatofilie”.²⁰

Eu *nú văd* munții | înecați de nourî,
De care gîndu-mi vultur²¹ s-acăța;
N-ăud a mării | înmiite-ecouri,
Ce-n glasul meu | măreț s-amesteca;
In codri-antici | *n-ăud* muget de bourî,
Trezind zilele vechi | în mintea mea.
〈Codrii〉 Codrul din munți, riul din vale-mi tace —
De ce nu *pot* | în 〈colb〉 *praf* a mă *preface* !²²

Les évocations du premier amour et du beau paysage natal contenaient déjà les germes d'un poème autobiographique, d'un roman en vers auquel Eminescu semble avoir réellement pensé.²³ C'est ce qui explique, dès le début de la période berlinoise, la tentative d'exposer en „ottave rime” un conte populaire (ou pseudo-populaire) qui, au bout d'un long processus de maturation, avait à fournir au poète le sujet du Luceafărul. Pour le moment ce n'est que le poème Fata în grădina de aur, mais la strophe s'y présente déjà avec une élégance et une virtuosité que nous n'hésitons pas à appeler byroniennes. Remarquez, par exemple, les rimes riches,²⁴ les allitérations, les hardiesses lexicales et l'inoubliable musique intérieure de la première strophe:

A fost cdat' un Împărat, el fu-neă
〈In vremea sîntă de frumoase basme〉
In vremi de aur ce nu pot să-ntorn,
Cînd în păduri, în lacuri, lanuri, luncă
〈Răspundeau zîne〉 |
〈Vorbeai cu zîne〉 | de sunai din corn.
Vorbeai cu zeii |
〈Și-〉Avea o fată dulce, mîndră, *pruncă*²⁵
〈Cu care lumca, luncile s-adorm〉

²⁰ Cf. éd. Perpessicius V, 159: „O pronunțată și obsedantă thanatofilie”.

²¹ Sur les constructions de ce genre où le l'épithète est un substantif v. les réflexions de T. Vianu: Epitetul eminescian, dans le volume Probleme de stil și artă literară. Buc. s. d. [1954], 47—48.

²² „Je ne vois plus les montagnes couvertes de nuages Où ma pensée, dans son vol d'aigle, s'était si souvent accrochée; Je n'entends plus les échos retentissants de la mer Qui s'étaient si puissamment mêlés à ma voix; Dans les vieilles forêts, je n'entends plus le mugissement des bisons Qui m'avaient rappelé les temps de jadis; Les bois des montagnes et la rivière de ma vallée se taisent — Ô pourquoi ne puis-je devenir poussière?” A remarquer le remplacement du mot *colb* par le synonyme *praf*; grâce à cette substitution l'allitération labiale du dernier vers est devenue aussi expressive que chez Dante le vers final du V^e chant de l'Enfer: „E caddi come corpo morto cade”.

²³ Cf. les manuscrits relatifs au poème Codru și salon (Forêt et salon; éd. Perpessicius, IV, 318 sq, V, 267 sq.).

²⁴ Mêlées à quelques assonances d'allure populaire! comme *corn* et *adorm*.

²⁵ Voici encore un substantif employé comme épithète (cf. note 20).

Cu cari basme vremile s-adorm,
Cînd trece ea frumoase flori se pleacă-n
Ușorii pași în {în} <sub umbra de>
 {valea c'un } mesteacăn.²⁶

Presque chaque strophe de ce poème nous surprend par des trouvailles analogues; rappelons encore les v. 177—184 où la princesse, enfermée au château par son père jaloux, chante un véritable air d'opéra pour s'y plaindre de sa douloureuse solitude et pour exprimer son ardent désir de liberté. La strophe illustre très bien la variété des césures; deux vers successifs ont rarement une césure similaire; même en cas de coïncidence apparente, la construction des phrases confère au texte une indéniable variété:

Eu mor de n-oi vedea | seninul, cerul,	6,5
De n-oi privi | nemărginirea vastă,	4,7
Răceala <morții> umbrei | m-a pătruns cu gerul	5,6
<Că> Și nu mai duc, | nu pot viața asta.	6,5
Ah! Ce fericire-aș fi | <i>să văd</i> ȋterul	6,5
Și <i>să văd</i> lumea, | codrii din fereastră	5,6
Și de voiți | cu viață ²⁷ să mă <i>suflu</i> . ²⁸	4,7
Deschideți uși, ferestre, | să <i>răsuflu</i> . ^{28 29}	7,4

Sans nous arrêter aux stances Cărțile (1876) qui, en réalité, constituent une ode à Shakespeare,³⁰ il convient de mentionner encore une variété des „ottave rime” eminesciennes. Dès 1874 la stance paraît dans le genre satirique, représenté d’abord par le poème Pustnicul (L’ermite)³¹ qui reflète déjà les impressions du poète après son retour à Jassy, ensuite par quatre variantes (f¹⁻² h, i; env. 1878—1879) de la III^e Epître (Serisoarea III) où le mètre original de la stance, c’est-à-dire l’hendécasyllabe cède la place à un vers plus ample,

²⁶ „Il y avait jadis un empereur, il vivait encore <A l'âge sacré des belles légendes> A l'âge d'or qui ne revient plus, Quand dans les bois, au fond des laes, dans les champs et les prés <C'étaient des fées qui répondaient> <Tu parlais avec des fées> Tu parlais aux dieux dès que tu sonnais du cor. <Et> cet empereur avait une douce et belle fillette. C'est d'elle que rêvent les gens et les prés> C'est d'elle que les âges endormis inventent des contes; Quand elle passe, de belles fleurs s'inclinent sous Ses pas légers, <à l'ombre des boureaux> dans la vallée où il y a un boureau”.

²⁷ En deux syllabes: *vîaṭă*.

²⁸ Ces deux verbes constituent une espèce de jeu de mots, une pointe ingénieuse à la fin de la strophe.

²⁹ „Je meurs si je ne revois pas le ciel serein, Si je ne peux contempler l'espace infini; <La froideur de la mort> L'ombre froide m'a transi d'un frisson glacé. <Car> Et non, je ne peux plus supporter cette manière de vivre. Oh que je serais heureuse de voir l'éther [ici: au sens d',*azur*'], le monde les bois qui s'étendent devant ma fenêtre; Si vous voulez que je reste en vie, Ouvrez portes et fenêtres pour que je puisse respirer”.

³⁰ Le modèle des stances de ce genre pouvait être par ex. un poème goethéen: Epilog zu Schillers Glocke.

³¹ Sur ces variantes cf. éd. Perpessicius V, 173–179.

l'alexandrin roumain.³² Voici donc une strophe du Pustnicul qui nous impressionne par son vocabulaire très vigoureux, plein de termes jusque-là exclus du langage poétique:

La ce-aş descrie | gingaşa *cochetă*,
 Ce-abia trecută | de-optsprezece ani,
 Priviri trimite, | timide, şirete,
 Când unui *tont*, | ce o privea *avan*,
 Când unui *ghiuş*, | cu mintea *căpietă*,
 Urît ş-avar, | sinistru şi *pleşcan*,
 Sau unui general cu talia³³ naltă,
 Strigău şi *prost* | ca şi un *bou de baltă*?³⁴

La strophe fait bien ressortir la fonction expressive des césures et des fins de vers: est-ce un hasard que tous les termes durs sont placés à ces endroits particulièrement dynamiques des hendécasyllabes? A la fin de la strophe *bou de baltă*, cette dénomination dialectale de l'oiseau *Ardea stellaris* sonne comme un coup de cravache: dans ce contexte *bou* „boeuf” semble faire allusion, grâce aux associations suggérées par le langage poétique, à la personne dépeinte et *baltă* „marais”, à la société dépravée qui l'entoure. Le style satirique est animé d'un esprit franchement révolutionnaire.

Est-ce la dernière variété des stances eminesciennes? La douceur phonétique des tableaux plus sercins s'est-elle définitivement effacée derrière les couleurs criardes et dures de ces vastes tableaux satiriques? Nous ne le croyons pas; aux mêmes années (1878—1879) où Eminescu était hanté des plus hideux spectres de l'histoire de son temps (v. les variantes déjà mentionnées de la III^e Epitre), il esquissait aussi quelques strophes imbuës du plus profond pessimisme. De ces stances éparses („O, n-Ńlepciune, ai aripi de ceară!” — Ô sagesse, tu as des ailes de cire!)³⁵ que nous considérons à juste titre comme les épaves d'un navire sombré, c'est-à-dire d'un poème inachevé, nous voudrions extraire une seule strophe, écho d'un spleen cosmique:

In van cat întregimea vieţii mele
 Şi armonia | dulcii tinereţi,
 Cu-a tale lumi, | cu mii de mii de stele,
 O cer, tu astăzi | cifre mă înveţi;

³² Cf. éd. Perpessicius II, 281—258.

³³ En deux syllabes!

³⁴ „Pourquoi décrirais-je cette petite coquette, Qui, âgée de 18 ans à peine, Envoie des coups d'oeil timides, mais rusés Tantôt à un imbécile prêt à l'engloutir de ses yeux avides, Tantôt à un vieux au cerveau ramolli, [Qui est] Laid et avare, sinistre et chauve, Ou à un général de haute taille, A la voix tonitruante et aussi bête qu'un butor?”

³⁵ Cf. les variantes publiées par Perpessicius: V, 395—7.

Putere oarbă | le-aruncă pe ele,
 Lipsește viața | acestei vieți;
 Ce-a fost frumos | e azi numai părere —
 Când nu mai crezi, | să cînți mai ai putere?³⁶

Dans ce cas aussi bien les césures que les fins de vers sont nuancées avec plus de tendresse que dans le genre satirique; la strophe citée, même thématiquement, est à rapprocher plutôt de certains sonnets du grand poète roumain (cf. surtout „Trecut-au anii. . .” qui date à peu près de la même époque³⁷).

II. Le „blank verse”

Le mètre le plus répandu du théâtre roumain n'est pas l'hendécasyllabe, mais l'alexandrin rimé, né sous l'influence manifeste du théâtre français en vers. Après quelques pièces „archaïques”, conçues en vers trochaïques de 15 syllabes,¹ l'alexandrin rimé triomphe dans les drames, souvent d'inspiration hugolienne,² de Basile Alecsandri; néanmoins, dès 1850, on rencontre des alexandrins sans rimes dans un drame historique fort médiocre³ ce qui témoigne à la fois de l'influence du „blank verse” shakespearien et des poèmes épiques d'Héliade (Mihaida), écrits dans une forme analogue.⁴ Même Shakespeare a été très souvent traduit en alexandrins non rimés (cf. entre autres la traduction de Macbeth par P. P. Carp, en 1864⁵). Le „blank verse” ne paraît que dans les diverses traductions roumaines de Ad. Stern: Hamlet (1877), Jules César (1879) et Le roi Lear (1881).⁶ Par rapport à ces dates⁷ le „blank verse” d'Eminescu, représenté au moins par une dizaine de textes,⁸ est cer-

³⁶ „En vain j'embrasse d'un regard toute ma vie Et l'harmonie de la douce jeunesse; Avec tes mondes, tes milliers d'étoiles, Ô ciel, tu ne m'enseignes que des chiffres. Une force aveugle lance tous ces astres, La vie qui est là-haut, n'en est pas une. Ce qui était beau, n'est plus qu'une illusion, Quand on ne croit plus, est-on encore capable de chanter?”

³⁷ V. éd. Perpessicius, III, 141—142.

¹ Cf. entre autres la Comodia vremii (1833) de C. Faccà, récemment rééditée par Al. Niculescu dans le volume: Primii noștri dramaturgi (Buc. 1960, 51 sq.).

² V. Ch. Drouhet, Vasile Alecsandri și scriitorii francezi. Buc. 1924, 269 sq.

³ C'est la pièce Mihul de N. Istrati (Iași, 1850), analysée par Al. Ciorănescu dans sa belle monographie: Teatrul românesc în versuri și izvoarele lui. Buc. 1943, 46 sq.

⁴ Le passage de l'hendécasyllabe à l'alexandrin non rimé se retrouve aussi chez Eminescu: lorsqu'il avait à traduire „L'hymne de la création” du Rig-Véda d'après une traduction allemande en „endecasillabi sciolti”, il recourut également à des alexandrins non rimés (par ex.: „Da war nicht Sein, | nicht Nichtsein, nicht das Luftmeer” ~ „Atuncea neființă, | ființă nu erau”, cf. éd. Perpessicius, II, 181—3).

⁵ Analysé par P. Grimm: Dacoromania III (1922—3), 328 sq.

⁶ Cf. P. Grimm, o. c. 331—332, 352 sq.

⁷ Cette fois nous faisons abstraction du „blank verse” de Héliade (cf. VI. Streinu, Caiete critice I, 192) qui — comme nous verrons de le dire — ne fut qu'une tentative manquée.

⁸ Etant donné que les fragments dramatiques du poète n'ont pas encore été publiés par Perpessicius, cette chiffre n'a qu'une valeur approximative. Voici quelques poèmes

tainement une initiative digne d'attention. Il est facile de distinguer dans ce groupe deux variétés: la première⁹ ne comporte qu'un nombre relativement restreint d'enjambements, tandis que la seconde¹⁰, pour mieux se rapprocher de la langue parlée, respecte très rarement la fin de vers comme césure à la fois métrique et syntaxique. C'est du poème *Odin și poetul* que nous extrayons la réponse, pleine de dignité, du poète aux questions d'Odin (v. 112—132):¹¹

Am răsărit | din fundul Mării-negre,
Ca un luceafăr | am trecut prin lume,
In ceruri am privit | și pe pământ
Și-am coborât | la tine, mîndre zeu,
Și la consorții tăi | cei plini de glorie.
De cîtec este | sufletul meu plin.

— — — — —
De vrei s-auzi | cum viscolește-n arfa-mi—
Un cînt bătrîn | și răscolind din fundu-i—
Sunete-adînci | și nemaiauzite,
Ordonă numai | — sau de vrei ca fluviul—
De foc al gîndurilor mele mari
Să curgă-n volbură de aur pe picioare¹²—
De stînci bătrîne, | într-o limbă a s p r ă—
Și v e c h e — î n s ă c l a r ă și î n a l t ă—
Ca bolțile cerului¹³ tău, o, Odin.
Spune-mi atunci, să-nstrun ale ei coarde
Ca să-mi ciștig cununa mea de laur.
Poate-ar fi vrut ei să mi-o deie... Dară—
De la pitici, eu nu primesc nimica.¹⁴

posthumes de 1872 qui, à proprement parler, sont des monologues d'inspiration dramatique: „O, te-nscină, întunerec rece” (Illuminez-vous, ô froides ténèbres), Demonism (Démonisme), Miradoniz, Odin și poetul (Odin et le poète), ainsi qu'un curieux fragment qui date probablement de 1874: „Patria vieții e numai prezentul” (La patrie de la vie, c'est le présent). Ajoutons-y une série de variantes conçues en „blank verse”, comme p. ex. un texte préluant au poème „Melancolie” (Melancolic, 1876; sur celui-ci v. plus bas, p. 399).

⁹ Cf. le début de notre première citation.

¹⁰ Cf. la seconde partie du même texte et le prélude susmentionné (note 8) au poème „Melancolie”.

¹¹ C'est d'ailleurs une des premières rédactions du „mythe” concernant le symbole „Luceafărul”.

¹² Il serait plus juste de lire:

— — — — —
Să curgă-n volbură de-aur pe picioare...

Le troisième iambe serait donc transformé en anapeste, comme tant de fois les iambes de Shakespeare et de Schiller. Sur les „zweisilbige Senkungen” du „blank verse” allemand cf. les réflexions de Kayser: *Kleine Verslehre* 29.

¹³ Comme plus haut, nous avons affaire à un vers iambique „anapestisé”:

— — — — —
„J'ai surgi du fond de la Mer Noire, Comme l'astre du matin [cf. *Lucifer* ~ *Luceafăr* „porteur de lumière”] j'ai traversé le monde. Mes regards ont embrassé le ciel et la terre Pour descendre enfin chez Toi, illustre Dieu, Et chez tes compagnons couronnés de gloire. Toute mon âme déborde de chants... Si tu veux entendre comment sonne sur ma harpe Un vieux chant qui remue de fond en comble Des accords profonds et jamais

C'est également la seconde manière du „blank verse” qui se reflète dans une curieuse variante de „Melancolie” (éd. Perpessicius II, 381, peut-être 1872—1873). La littérature universelle connaît peu de monologues intérieurs aussi concis et profonds que celui-ci. Le mètre paraît s'effacer à cause des enjambements et de la structure générale des phrases; le vocabulaire est d'une parfaite spontanéité:

Ca o poveste | să-mi aud viața
 Ca pe un mit | eu să mă văd pe mine.
 A fost odată-n lume-un Împărat
 Și a făcut | așa ș'asa ș-apoi...
 Apoi va fi murit... | Astfel să aud
 Repovestit | ca de-o străină gură
 Viața ăstui biet, | sărman... César...
 Dar nu [—] în mine | bate-inima lumii
 Și tot ce simte ea | și eu simțesc
 Ah despre asta | nimenea nu spune
 Și asta-i diferența-ntr-o viață
 Și poveste.
 De-astă miserie | tristă solitară
 De-acel pîrău* | de sînge închegat
 Unde-mpăratul | este cerșitor
 De-acea carne* | sfîșiată care
 Etern dorește | și nemărginit
 De-aceea nimeni, | nimeni nu vorbește.
 Ei nici văd fața, | ei văd sfînxul rece
 Ei văd icoana, | înțelesul nu.¹⁵

Le texte que nous venons de citer est d'une importance capitale. Il convient de rappeler dès le début que — sauf quelques rares points — toute espèce de ponctuation y est abolie; même si cette particularité résulte, sous la dictée de l'inspiration, d'une écriture quasi automatique, elle prélude, *dès les années 70*, aux réformes orthographiques analogues des expressionnistes. Au point

entendus, Tu n'as qu'à donner un ordre... ou bien, si tu veux que le fleuve De feu de mes grandes idées Répande des tourbillons dorés au pied De vieux rochers, en une langue rude et ancienne, mais claire et majestueuse Comme les voûtes de ton ciel, Odin, ordonne-moi d'accorder ma harpe Afin d'obtenir par là ma couronne de laurier. Peut-être même ceux-là [c. à. d. mes contemporains] me l'auraient donné... Mais De ces pygmées je n'accepte rien”.

¹⁵ „Que j'écoute ma vie comme un conte, Que je me voie moi-même comme dans un mythe: Il y avait, quelque part dans le monde, un empereur Et il fit ceci et cela et après... Après, il mourut. Que j'entende, récitée, semble-t-il, par une bouche étrangère, La vie de ce pauvre, malheureux César. Mais non [—]. En moi bat le cœur du monde; Tout ce qu'il sent, je le sens aussi. Mais de cela personne ne parle Et c'est précisément la différence entre la vie Et le conte. De cette triste misère solitaire, De ce ruisseau de sang figé Où l'empereur n'est qu'un mendiant, De cette chair lacérée Dont les désirs sont éternels et infinis, De tout cela personne, personne ne parle. Eux, ils ne voient pas la face; ils voient le sphynx froid. Ils voient l'image [et] non le sens” [intérieur].

de vue acoustique, c'est la fréquence des labiales qui, au début, caractérise le tissu des vers: au vers 2, par exemple, il y a une sorte de symétrie entre *mil* et *mine*. Au v. 4 toute la seconde moitié de la phrase n'est qu'une sorte de chuchotement à la fois sentimental et ironique: „Și a făcut | așa ș-așa ș-apoi. . .” Une vraie „canzone a bocca chiusa” (pour reprendre le titre d'un célèbre volume du poète italien Corrado Govoni). Au v. 5, après la césure masculine créée par le mot *murit* „mort”, il y a une longue pause, un long moment de silence et de recueillement. A partir du groupe de mots „Astfel să áud”¹⁶ on constate un fait très significatif: la césure, si nette au début, devient de plus en plus fuyante et même tout à fait incertaine (cf. le v. 11: „Si asta-i diferența-n-tre viață. . .”). Au v. 7 la „coexistence” des synonymes *biel*, *sărman* est bien surprenante; évidemment, ces deux épithètes servent à entourer d'un halo de mystère le mot *Cesar* que nous connaissons si bien du poème *Împărat și proletar* (L'empereur et le prolétaire). Au v. 8, après l'exclamation *Dar nu* il y a de nouveau une longue et même douloureuse césure; après la reprise, le vers se termine par une unité rythmique aussi nettement scandée que *inima lumii* (— o o — o). Un peu plus bas une nouvelle exclamation (*Ah despre asta. . .*) permet au poète d'introduire la figure rhétorique dite „groupement ternaire”: les constructions démonstratives *De-astă. . .*, *De-acel. . .*, *De-acea. . .* mettent très bien en relief les trois expressions parallèles, c'est-à-dire les membres, de plus en plus révélateurs, de cette figure. Deux vers („De acea carne* sfișiată care E t e r n dorește și n e m ă r g i n i t”) nous rappellent involontairement „Il pensiero dominante” de Léopardi; d'autre part *carne*, ce mot extrêmement cru, jette un pont même vers Mallarmé et sa célèbre exclamation: „La *chair* est triste, hélas. . .”. Au v. 18 c'est la longueur des mots qui devient un moyen d'expressivité poétique; des procédés analogues animent aussi le monologue final du poème „Memento mori” (cf. les v. 1165—70). A la fin du texte les trois *ei* (eux, ils) servent à construire un second groupement ternaire; en même temps la césure devient plus raide, comme si elle représentait l'indifférence quasi hostile de la société vis-à-vis du poète, ce „sensitive plant”.

III. Les sonnets

De 1873 à 1883 Eminescu a écrit 26 sonnets; ceux-ci — en étroite connexion avec leur contenu — mériteraient d'être examinés au moins de trois points de vue:

a) Tout d'abord, il conviendrait d'analyser à fond le mètre même de ces sonnets, c'est-à-dire l'hendécasyllabe et ses réalisations rythmiques inhérentes au sonnet;

¹⁶ Sur cette forme verbale quasi archaïque v. DA., s. v. *auzi*. Il est curieux de voir que A. Lombard, dans sa monographie, ne mentionne même pas le flottement *áud* ~ *aiúd* (Le verbe roumain. Lund, 1955, I, 155—6).

Aceste toate singur nu le judec. . .
 Dar versul* $\left\{ \begin{array}{l} \langle \dots \text{cel mai blînd şi} \rangle \\ \text{cel ce-apururi*} \\ \text{cel mai plin, | mai blînd şi} \end{array} \right\}$ pudic
 $\langle \text{Şi viguros cînd vrea, e iarăşi*} \rangle$
 Puternic iar — de-o vrea — | e $\left\{ \begin{array}{l} \langle \text{iarăşi*} \rangle \\ \text{pururi} \end{array} \right\}$ iambul.⁵

Déjà ce texte fait voir quelques traits essentiels d'un groupe de sonnets eminesciens: la prépondérance — d'ailleurs fort inattendue — des „endecasillabi a maggiore” (8 : 6),⁶ les rimes *abba baab* des deux quatrains, la division syntaxique 4 + 2 des tercets etc. Nous allons bientôt voir quelle est l'origine probable de ces particularités et dans quelle mesure elles peuvent être généralisées; pour le moment passons du mètre à ses réalisations rythmiques et essayons de déterminer s'il est possible d'approfondir l'étude des temps forts et des temps faibles, c'est-à-dire celle de l'alternance des syllabes toniques et atones. Pour ce faire nous avons eu recours à l'amabilité de notre cher collègue, Vl. Drimba qui a bien voulu nous lire, le 30 novembre 1960, le sonnet suivant:⁷

⁵ „Je cherchais depuis longtemps le mètre» «Vaincu par moi-même, c'est dans mes vers que je cherchais le mètre» Je lutte depuis longtemps pour donner à mes vers le mètre Qui «soit» est aussi plein que les rayons de miel en automne; «Il devra être parfaitement le même dans un grand nombre de vers» Je m'en servirais pour écrire beaucoup, beaucoup de vers «Et aucune cheville ne serait plus tolérée» Qui s'aligneraient sans heurt, faisant sentir la césure. — [Ce mètre] Il agit fièrement l'étendard Eveillant dans les âmes «de grandes passions» la passion et la haine — «Mais qu'il ne perde ni sa grâce ni sa chaleur» Mais qu'il vous remplisse la bouche d'une voix charmante «Et qu'il soit doux quand c'est Amour qui pose ses pieds sur le seuil» Quand c'est Amour qui, timidement, franchit le seuil. — Si je l'ai trouvé «moi seul» chez nous [!], je ne saurais le dire, Si tu retrouves en lui le murmure des eaux, S'il mérite réellement ce prélude [litt. „ce préambule”] — De tout cela, je ne peux en juger, Mais le vers «le plus doux et le plus pudique» «qui est toujours pudique» le plus plein, le plus doux et le plus pudique Et même «vigoureux» le plus puissant — s'il veut l'être — c'est toujours le mètre iambique.”

⁶ L'importance de la césure est dûment soulignée par le vers 4 du texte définitif.

⁷ Comme tant de fois chez Eminescu, c'est le dernier tercet qui est la partie la plus stable du poème; par contre le premier quatrain avait, à l'origine, un caractère franchement autobiographique (cf. éd. Perpessicius, III, 142):

Copil eram cînd neguri albe-n şesuri
 Luceau ca-n visul unei nopţi de vară
 Iar luna trist lucea din frunza rară
 Dînd viaţa unei lumi de dulce eresuri.

(„J'étais enfant quand les brumes blanches de la plaine Brillaient comme dans Le songe d'une nuit d'été Pendant que la lune répandait ses tristes rayons à travers le rare feuillage Donnant naissance à une foule de douces croyances.”)

De la var. D¹ (III, 144) retenons le vers 3, rédigé déjà dans un style impressionniste: „O tinereţe cu zîmbire-amară” (Ô ma jeunesse au sourire amer).

Trecut-au anii . . .

Trecut-au "anii | ca nori lungi pe "șesuri
 Și niciodată | n-or să vie iară,
 Căci nu mă-ncintă azi | cum mă mișcară
 Povești și doine, | ghicitori, cresuri,
 Ce fruntea-mi de copil | o-nseminară,
 Abia-nțelese, | pline de-nțelesuri —
 Cu-a tale umbre | azi | în van mă-mpresuri,
 O, ceas al tainei, | asfințit de sară.
 Să smulg un sunet | din trecutul vieții,
 Să fac, o, suflet, | ca din nou să tremuri
 Cu mîna mea | în van pe liră luncă;
 Pierdut e totu-n | zarea tinereții
 Și mută-i gura dulce-a altor vremuri,
 Iar timpul crește-n urma mea . . . mă-ntunce !⁸

Les trois degrés de l'accent tonique et surtout les accents un peu mieux marqués^{8a} font très bien ressortir l'„harmonie eminescienne” de l'hendécasyllabe et aussi l'union intime qu'il y a toujours, chez notre poète, entre l'acheminement de la pensée et la courbe mélodieuse d'une phrase. Aux deux premiers vers il est curieux de noter la répartition des trois mots les plus dynamiques: *anii* „années”, *șesuri* „plaines” et *iară* „encore une fois”, de même que la figure ' ' dans le cas de *nori lungi*. Au vers 3 c'est le mot *azi* qui sert à mettre en relief la césure; dans le vers suivant il y a une sorte d'alternance binaire entre les quatre termes de l'énumération. Dans le second quatrain remarquons le dynamisme ascendant des syntagmes attributifs (*fruntea-mi de copil*, *ceas al tainei* etc.), ainsi que la position centrale de *în van* entre des mots un peu

⁸ „Les années s'en sont envolées comme de longues ombres dans les plaines Et jamais elles ne reviendront plus, Car contes, chansons, devinettes et croyances Ne m'enchantaient plus autant qu'auparavant. — Eux seuls, à peine compris, mais pleins d'un sens profond, Avaient éclairé d'un joyeux rayon mon front d'enfant, — Tu as beau m'entourer de tes ombres, Ô moment mystérieux, crépuscule du soir. — Ô si je pouvais encore évoquer une voix de ma vie passée Pour que tu tressailles mon âme, de nouveau. . . Mais en vain ma main glisse-t-elle sur les cordes; — Tout s'est perdu avec les lumières de ma jeunesse, Muettes sont les douces lèvres des temps d'autrefois Et derrière moi le temps croît sans cesse. . . Je me plonge dans l'obscurité”.

^{8a} Sur le problème d'une notation plur nuancée des accents dynamique v. mon étude: Les variétés de l'accent dans le vers russe. *Studia Slavica* VI (1960), 315—29.

plus faiblement accentués. Même plus bas, à la fin du premier tercet *în van* est un élément essentiel du texte. Dans les vers précédents ce sont les mots *sunet* et *suflet* (tous les deux devant la césure !) qui jouent un rôle analogue. Quant au dernier tercet, chaque vers y est façonné d'une manière différente; le dernier vers paraît contenir, sous les dehors d'un rythme iambique régulier (o — o — o — o — o — o | o — o) un grand „crescendo” (jusqu'à la 8^e syllabe) et une sorte de „coda” tragique qui est à prononcer sur un ton beaucoup plus bas. Evidemment, ce vers mériterait de bénéficier aussi d'une notation musicale comme tant de vers hongrois dans l'étude bien connue de I. Fónagy.⁹

ad b. — Quand on veut s'orienter parmi les sonnets d'un poète, on doit toujours examiner aussi l'ordre de ses rimes. Une particularité commune des sonnets d'Eminescu est le schéma *abba baab* des quatrains; au moyen de la monographie de W. Mönch¹⁰ il est facile d'établir que cette disposition ne correspond ni à la technique de Pétrarque (*abab abab* ou *abba abba*),¹¹ ni à celle de Shakespeare (*abab cdcd*). La nouvelle disposition des rimes n'a pas manqué de surprendre Mönch qui, sans pouvoir l'expliquer, la comparait aux innovations individuelles de Spenser et de Sidney (o. c. 228). Mais était-ce réellement une innovation? Nous ne le croyons pas, puisque le schéma *abba baab*, appliqué par le poète roumain pour la première fois à certaines variantes du sonnet „Venecia”,¹² était adopté auparavant non seulement par quelques anciens poètes espagnols (comme Hurtado de Mendoza, cf. Mönch, o. c. 106), mais aussi par Baudelaire (La muse vénale, La vie antérieure, Le parfum, etc.) et par des poètes allemands comme Gottfried Keller (Die Stadt, Der Bettler).¹³ De tous les modèles possibles, c'est le dernier qui paraît le plus probable; ajoutons donc les suggestions de ce genre à toutes celles qui, selon les historiens de la littérature, semblent rattacher la technique du sonnet eminescien à celle de Bürger, Rückert et Platen.¹⁴

⁹ A költői nyelv hangtanából (avec un résumé allemand: Aus der Lautlehre der dichterischen Sprache). Budapest, 1959. Voir par exemple quelques vers de J. Arany transcrits par l'illustre compositeur G. Ránki: o. c. 113.

¹⁰ Das Sonett. Heidelberg, s. d. [1955], 16.

¹¹ Le second schéma a été adopté aussi par Ronsard.

¹² Comme je l'ai démontré dans ma monographie consacrée au style poétique d'Eminescu (en manuscrit), le schéma *abba baab* ne s'est substitué qu'après quelques phases de transition au schéma *abba abba* du sonnet allemand de C. Cerri, par rapport auquel le texte roumain n'est qu'un remaniement — mais un remaniement incontestablement supérieur à l'original!

¹³ Que les poésies de G. Keller ne fussent inconnues à Eminescu, cela est dûment prouvé par le poème La steaua (A l'étoile) qui, à proprement parler, est une sorte de remaniement d'un „lied” en trois strophes de Keller (Der Stern). Cf. éd. Perpessicius III, 310—1. Il n'en est pas moins vrai que, comme M. Dragomirescu l'a précisé en 1937, „der Stern” e o poezie medioeră, 'La steaua' e o capodoperă” (voir l'éd. des poésies de M. E. par M. Dragomirescu, Buc. 1937, 284). Sur un sonnet d'Héliade (en vers de 10 syllabes à césure médiane, mais présentant le schéma *abba baab*) v. éd. Popovici 289.

¹⁴ Cf. les réflexions de R. Manoliu, Procupări Literare 1936, 234. Le schéma *abba baab* ne se retrouve guère chez ces poètes. Chez Bürger, dans les „Geharnischte Sonette” de Rückert, de même que chez Platen, c'est le schéma classique *abba abba* qui prévaut.

Reste à dire un mot sur la disposition des rimes dans les tercets. La plupart des sonnets d'Eminescu (18) présentent le schéma *cde ded* ; déjà chez Pétrarque cette disposition avait été une des plus fréquentes¹⁵ et par ex. Platen n'a, paraît-il, jamais abandonné ce modèle. Un autre schéma pétrarquiesque, à savoir *cde cde*,¹⁶ est représenté par 4 sonnets (v. plus haut „Trecut-au anii"). Les tercets de ce genre étaient également fréquents; chez Goethe c'était l'unique forme des tercets. Deux autres sonnets eminesciens (cf. plus haut: Iambul) représentent le schéma *ccd eed* qui se retrouve chez Héliade (cf. note 13) et chez Lenau (Der Salzburger Kirchhof, Stimme des Windes, etc.), enfin un seul sonnet (Stau în cerdacul tău — Je suis dans ta véranda) se rattache au type *cde ede*, employé également par Lenau (Der Seelenkranke). On peut donc dire qu'en ce qui concerne la disposition des rimes, le sonnet eminescien est une sorte de compromis entre les traditions médiévales et les contributions de quelques grands poètes allemands (Goethe, Lenau, Platen, Keller).

ad c. — On arrive à des conclusions analogues quand on essaie d'analyser la structure syntaxique de ces 26 sonnets. A ce sujet on doit tenir compte du classement proposé par Fernando Figurelli à propos des sonnets de Pétrarque.¹⁷ Il en ressort que le style pétrarquiesque favorisait très souvent la construction de longues périodes poétiques embrassant soit les deux quatrains (cf. I/XXXIX), soit les quatrains et même le premier tercet (cf. I/XXI).

Les périodes de ce genre sont beaucoup moins fréquentes chez Eminescu; toutefois p. ex. le sonnet „Trecut-au anii..." contient des quatrains où six vers au moins (1—6) forment une seule phrase harmonieuse. Une construction analogue caractérise aussi le sonnet Iambul (malgré le point mis à la fin du premier quatrain). Néanmoins les constructions de ce genre sont déjà relativement rares; ce qui, avant tout, caractérise le style des sonnets d'Eminescu, c'est la préférence de petites phrases juxtaposées où la description de la nature se mêle sans cesse à l'analyse des états d'âme les plus divers. Écoutons par exemple la première strophe d'un sonnet posthume presque oublié:¹⁸

¹⁵ On le retrouve dans 117 sonnets (sur un total de 327, cf. Mönch, o. c. 17). — On peut rattacher à ce type aussi le sonnet „Sătul de lucru" (Dégoûté du travail) où le premier tercet commence par les rimes *cde* ; le second tercet, ne nous est connu que sous la forme d'un simple brouillon.

¹⁶ Chez Pétrarque ce type est représenté par 126 sonnets (v. Mönch, l. c.).

¹⁷ L'architettura del sonetto in Fr. Petrarca, dans le volume Stil- und Formprobleme in der Literatur. Vorträge des VII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für moderne Sprachen u. Literaturen in Heidelberg. Hrsg. von P. Böckmann. Heidelberg, 1959, 176—181.

¹⁸ Une fois de plus, les brouillons antérieurs au manuscrit proprement dit ne font que confirmer nos conclusions; on y lit des phrases comme: „Perdeaua nu acoperea un geam... Eu stam afară... Printr-un regat de umbre fugam..." (éd. Perpessicius V, 407). Voici aussi la traduction de ces phrases éparses: „Le rideau d'une fenêtre n'était pas baissé... Je me trouvais dehors... Je courais à travers le royaume des ombres".

Stau în cerdacul tău . . . Noaptea-i senină.
 Deasupra-mi crengi de arbori se întind,
 Crengi mari în flori de umbră mă cuprind
 Și vîntul mișcă arborii-n grădină.¹⁹

Le même style impressionniste, impliquant le plus souvent de petits coups de pinceau, c'est-à-dire des phrases brèves qui s'alignent comme les accords mélancoliques d'une nocturne de Chopin, est pourtant capable de pénétrer bien loin dans le monde des symboles et des abstractions; écoutons aussi le second quatrain du sonnet *Veneția* (Venise); il est utile d'y ajouter l'original de G. Cerri, quoique celui-ci, à cause d'un très grand nombre de variantes intermédiaires, soit fort éloigné du texte définitif d'Eminescu:

Ist's mir als wäre diese dunkle Welle
 Ein düst'rer Knabe, der, verstört und bange,
 Auf der Geliebten bleicher Todtenwange
 Getäuscht von Neuem sucht des Lebens Quelle.

— — — — —
 Okéanos | se plînge pe canaluri . . .
 El numa-n veci e-n : floarea tinereții,
 Miresei dulci i-ar da | suflarea vieții,
 Izbește-n ziduri vechi, sunînd din valuri.²⁰

Même au point de vue syntaxique les résultats du remaniement sont évidents: grâce à l'analyse des variantes²¹ on pourrait bien voir comment la période pétrarquesque de l'original a peu à peu cédé la place à ces petites phrases flottant, dès les années 70, entre symbolisme et impressionisme.

Quant aux tercets, on y observe — conformément à l'esthétique classique du sonnet — le souci de préparer par tous les moyens l'effet du dernier vers, voire du dernier mot. A ce sujet il suffit de revenir pour un instant au sonnet „Trecut-au anii. . .”; dans ce cas les tercets reflètent ce seul principe de composition auquel nous venons de faire allusion. Au premier tercet deux phrases parallèles commencées par le prédicat verbal („Să *smulg.* . .”; „Să *fac.* . .”) sont suivies d'un vers en „decrecendo” où le verbe, mis à la fin de la phrase, n'est qu'un soupir à peine articulé:

o — o o o — — o — —
 Cu mîna mea : în van pe lîră lunec . . .

¹⁹ „Je suis dans ta véranda. . . La nuit est sereine. Au-dessus de moi s'étendent les branches des arbres, De grandes branches en fleurs me couvrent d'ombre Et au jardin le vent balance les arbres”. Les „branches en fleurs” équivalent d'ailleurs, dans ce contexte et dans cette situation, à un symbole: le premier tercet évoquera une jeune femme entrevue par la fenêtre qui, d'un geste rêveur, défait son corset („Desfaci visînd pieptarul de la sîn”).

²⁰ „Okéanos gémit dans les canaux. . . Lui seul sera éternellement jeune, A sa douce fiancée il voudrait rendre le souffle de la vie, Il attaque les vieux murs et fait entendre le murmure des flots.”

²¹ Voir là-dessus mon étude mentionnée dans la note 15 de l'Introduction.

Mais c'est précisément ce soupir qui prépare la pointe: après les vers 12—13, c'est-à-dire après les deux premiers vers du second tercet où les prédicats nominaux („*Pierdut e. . .*”; „*Și mută-i . . .*”) semblent représenter l'irrévocabilité du passé, le dernier vers est divisé en deux: d'abord un „*crescendo*” évoquant la menace des ténèbres, ensuite un seul verbe (*Măntunec*) d'une étrange complexité sémantique:

Iar timpul creste-n urma mea. . . Mă-ntunece.²²

IV. Les poèmes en tercets

En parlant des „terzine” d’Eminescu il suffit de préciser dès le début que, sauf un seul fragment allégorique,¹ tous les poèmes conçus dans cette forme classique — même la pièce *In căutarea Șeherezadei* (*En cherchant Schéhérazade* 1874) — ont un caractère essentiellement lyrique; par conséquent, au lieu d’y chercher une inspiration dantesque, il vaudrait mieux les rapprocher de certains poèmes du jeune Leopardi comme *L’appressamento della morte* (1816), *Il primo amore* (1817) et quelques autres fragments. La suite quasi interminable des „terzine” semble avoir été associée par le poète à la recherche d’une femme digne d’être aimée: cette association nous est révélée déjà par le poème „*Care-i amorul meu în astă lume*” (*A quoi je dois m’attacher dans ce monde* 1873) qui se termine par ce vers tragique: „*Dormi dusă, inima mea arsă*” („*Dors d’un profond sommeil, mon âme desséchée*”)² et où on lit aussi ces vers:

Cînd lumea-amar de visu-acesta rîde:
Nu e femeia ce crezi tu, nebune,
Și chipul care inima-ți lînhide
Nu este-n lume.³

Les mêmes idées sont reprises, dès l'année suivante, dans un poème déjà mentionné: *In căutarea Șeherezadei* qui n'est que le récit d'une entrevue imaginaire avec la femme introuvable. En 1876 on assiste à un moment un peu plus sercîn: le poète revoit à Jassy la femme autour de qui se concentre-

²² Pour la traduction de ce sonnet v. la note 8 de ce chapitre.

¹ Mușat și ursorile (Mușat et les fées 1882; cf. Lit. pop. éd. Murănușu 403-4). Selon la définition les „ursitoare” (ou „ursorile”) sont des êtres invisibles qui, au moment de la naissance, présagent à l'enfant son destin (v. Damé, Dict. roum.-fr., au mot *ursitoare*).

² Litt. „consumée par le feu” [intérieur].

³ „Le monde accueille d'un rire amer mes songes: Il n'y a pas de femme, pauvre fou, pareille à celle dont tu rêves de femme, pauvre fou, pareille à celle dont tu rêves Et l'image que tu portes dans ton cœur N'existe guère dans le monde." Le même sujet a inspiré à Leopardi un de ses plus beaux poèmes: Alla sua donna ; reste à voir si Eminescu le connaissait au moins en traduction allemande. Cf. Verlaine: Mon rêve familial.

ront désormais tous ses désirs inassouvis. Il s'ensuit un nouveau flot de tercets; citons-en au moins 9 lignes qui illustrent fort bien la tendance du poète à varier sans cesse, malgré la rigoureuse unité de l'inspiration, au moins la forme de ses aveux:

Căci numai tu | trăiești în cugetare-mi.
A ta viața mea, | al tău poemul,
Cum le inspiri, | tu poți să le și sfăremi.

Nu crede tu | că eu sînt cuiva èmul
Cînd cîntul meu | se-mbracă fel de fel:
Ici în terține | suspinînd, vedemu-l,

Dincolo el | oftează în gazel,
Același e, | deși mereu se schimbă,
De tine-i plin, | de tine zice el...⁴

Les „terzine” constituent donc une forme indissolublement liée au „pensiero dominante” d'Eminescu; en même temps c'est aussi la technique des rimes et des enjambements qui arrive dans ces vers à une perfection rarement égalée par d'autres poèmes. Dès 1874 le poète essaya d'introduire ses tercets par une sorte de préface légèrement ironique:⁵

Cum negustorii | în *Constantinòpol*
Intind în piață | diferite mărfuri,
<S-atragă> } ochi | la { <boieri> } și *pòpol*.
Să ieie } cefenzi }

Astfel la { <stog> } de vorbe | eu fac vîrfuri
clăi }
De *rime splendizi*, | să le dau de trampe,
Sumut o lume | ș-astfel ochii lor fur.

Dactilu-i cit, | trocheele sînt *stambe*,
<Diamante sînt *păonele*⁶ -ndrăznețe>
Și-i diamant | peonul, îndrăznețul.
Dar astăzi, cititori, | eu vă vînd *iambe*...⁷

⁴ „Car tu es seule à dominer ma pensée. A toi ma vie et mes poèmes, C'est toi qui les inspires, mais tu peux aussi les anéantir. Ne crois pas que je veuille rivaliser avec qui que ce soit Revêtant mon chant des formes les plus variées: Tantôt nous le voyons soupirer en tercets, Tantôt il gémit en ghazel, Néanmoins bien qu'il change sans cesse, il reste toujours plein de Toi, c'est de Toi qu'il parle...”

⁵ Selon Perpessicius (V, 180), c'était peut-être une espèce de préambule soit aux „ottave rime” intitulée *Fata în grădina de aur* (v. plus haut, p. 394—5), soit aux tercets du poème sur Schéhérazade.

⁶ L'orthographe *păonele* renvoie, à n'en point douter, aux sources allemandes des innovations métriques d'Eminescu.

⁷ „Comme les marchands de Constantinople Etalent leurs marchandises sur la place Pour captiver le regard des <seigneurs> offensés et du peuple, Ainsi aux tas de mots J'ajoute des fins de vers Fabriquées de rimes splendides, afin de faire le troc plus facile-ment, J'excite tout le monde et j'attire les yeux. Le dactyle, c'est de l'indienne, les trochées, des étoffes de couleur, <Les péons hardis> Un diamant le péon, ce gars hardi. Mais cette fois, lecteur, je te vends des iambes...”

Tout un petit traité de poétique pourrait être rédigé à l'aide des confessions de ce genre; mais chaque phrase de ce traité sonnerait comme le cri de détresse d'un poète contraint par une société hostile à s'enfermer dans la cage d'or de ses trouvailles à peine appréciées par les contemporains.

V. Les quatrains d'inspiration orientale

A la tête des ghazels de Platen on lit un quatrain qui constitue une sorte de transition entre une strophe d'inspiration incontestablement orientale et les ghazels proprement dits:

Im Wasser wogt die Lilie, die *blanke*, hin und her,
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie *schwanke*, hin und her:
Es wurzelt ja so fest ihr Fuss im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher *Gedanke*, hin und her!

En omettant le „refrain” *hin und her*, on est en présence de trois hendécasyllabes et d'un vers iambique de 14 syllabes (8 + 6) dont les rimes présentent le schéma suivant: *aaxa*. Ces rimes ne laissent subsister aucun doute: à coup sûr, nous avons affaire à un *rubā'ī*, c'est-à-dire à cette forme d'origine persane qui a pénétré aussi dans la poésie turque¹ et qui, au point de vue de la disposition des rimes, a des correspondances certaines même dans la poésie turque autochtone.² Ce qui, à première vue, paraît un peu surprenant, c'est le fait que la forme de ces quatrains isolés (pensons par exemple à Omar Khayyam!) y est traitée comme un mètre applicable à de longs poèmes; pour s'en convaincre, il suffit d'avoir en vue les 42 strophes des Rime alegorice (Vers allégoriques³ 1875—6) et les 23 strophes du poème intitulé Din Halima (Des contes des Mille et une nuits 1880). Même ce maniment du *rubā'ī* peut être dérivé du goût du XIX^e siècle pour l'Orient.⁴ Enfin, pour expliquer la pénétration de l'hendécasyllabe dans le *rubā'ī*, on peut penser aussi bien à un

¹ Selon E. W. Gibb (A History of Ottoman Poetry. London, I, 1900, 88) „this arrangement of the rhymes [*aaxa*] has a very singular and pleasant effect, as the rhyme of the first two lines, which seemed to be lost on an appearance of the third, returns like an echo in the fourth and closes the little poem in a manner at once graceful to the ear and satisfying to the aesthetic sense”.

² Chez les Turcs orientaux elle s'appelle *tuyugh* [= tuyuğ], dans le folklore osmanli elle est connue sous le nom de *manî* [ma'nî]. Voir Gibb, o. c. 90.

³ A propos du poème Rime alegorice, découvert et publié pour la première fois par G. Călinescu (Opera lui M. Eminescu, III, 1935, 229—35), il est à noter que, selon le témoignage du ms. A. 2259, 175—7, le titre a été d'abord: Rime *simbolice*. Ce fait n'est nullement négligeable; on peut y voir une preuve concrète des affinités du monde poétique d'Eminescu avec le symbolisme.

⁴ Toujours selon Gibb (o. c. 89), „Edward Fitzgerald has so manipulated and arranged the Quatrains chosen as to make them read as though there were a certain orderly connection between them, as though they followed one another in a naturally developed sequence, in fact, as though they were stanzas in one long poem — an idea never conceived or at any rate never acted upon, either by Khayyam or by any other Eastern poet.”

emploi analogue de ce mètre par beaucoup de poètes occidentaux, de Fitzgerald à Rückert, qu'aux affinités de l'hendécasyllabe avec le *hezédž* (o — — — | o — — — | o — — —), mètre très fréquent dans le *ghazel* et le *rubā'ī*.⁵

Les quatrains d'allure orientale d'Eminescou n'ont d'ailleurs, au point de vue de la versification et du style, que très peu d'individualité; même au point de vue thématique on y retrouve bien des motifs connus d'autres poèmes.⁶ Néanmoins qui ne lirait avec un certain frisson les *Rime alegorice* où le poète s' imagine comme un naufragé mort sur une rive déserte et où l'action — une visite hallucinatoire au palais de Schéhérazade et un long entretien philosophique avec elle — est, à proprement parler, le rêve de cette victime allégorique? Il n'en reste pas moins que la strophe initiale est bâtie sur des rimes connues aussi du sonnet „Afară-i toamnă” (Au dehors c'est l'automne)⁷ et sur une double construction nominale, fort rare dans la langue poétique roumaine de l'époque:

Corabia vieții-mi, | grea e gânduri,
De stînca morții | risipită-n scînduri,
A vremii valuri | o lovesc și-o sfarmă
<Ș-o poartă> Și se izbesc într-însa rînduri-rînduri.⁸

Certaines strophes abondent en rimes construites de néologismes sonores; ceux-ci, par leur expressivité, ajoutent de nouvelles nuances à cette danse macabre, écrite peu de temps après la mort de Baudelaire et fondée sur une sorte de dédoublement du moi:

Mă sui și plec... | o umbră sînt din basme
Și o *fantasmă* | sînt între *fantasme*.
Prin mîna mea | de o ridic se vede
Ca și prin corpul străveziei iasme.⁹

Le poème *Din Halima* n'est que le remaniement en vers d'un conte oriental; c'est surtout la description du milieu géographique qui nous impressionne, ainsi que quelques quatrains offrant une analyse psychologique sommaire, mais pénétrante, une sorte d'instantané qui équivaut à une confession. Cette fois les hendécasyllabes paraissent un peu plus variés ce qui est dû surtout à la mobilité de la césure:

⁵ Cf. Fr. Rückert, *Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser*. Neu hrsg. v. W. Pertsch. Gotha, 1874, 194, 273.

⁶ Sur quelques rapprochements thématiques v. éd. Perpersicius, V, 186, ainsi que Perpersicius, *Mențiuni de istoriografie literară și folclor*. 1957, 327.

⁷ Cf. éd. Perpersicius II, 113—118 (cristallisation du texte: env. 1876—79). Les rimes *gînduri-rînduri-rînduri-scînduri* se trouvent dans les deux tercets de ce sonnet. sur ce beau poème voir mes observations dans les *Mélanges Petrovici* (sous presse).

⁸ „Le navire de ma vie est lourd de pensées, Sur le rocher de la mort, il s'est disloqué en planches, Les ondes du temps s'y attaquent, le brisent <Et le portent> Et s'y heurtent par intervalles”.

⁹ „Je me lève et pars... une ombre venue des contes, Je ne suis qu'un fantôme parmi d'autres fantômes, Ma main, si je la lève, est aussi transparente Que le corps d'un spectre”.

Harun-al-Rașid | prin Bagdad adese
 Tiptil pe uliți | cu vizirul ieșe,
 Pe cînd prin frunza verde | de platane
 Seninul nopții | luminos se țese.

Giafer Vizirul <în amurg> l-asfințitul serii
 <Il duce și-i arată> } ale vieții vii mizerii.¹⁰
 I-arată
 Nu de războaie, | chin și crudă moarte —
 De-adîncul gol | al inimei te sperii.¹¹

Voici encore, pour terminer, une strophe évoquant le désert traversé par le samoum:

Vuind aude | împrejur-i vîntul
 Samum, ce-n gură-n — | tunecă cuvîntul,
 Și volburi de nisip | rotind în aer
 'Cu ceru-ntunecat | uneau pămîntul.¹²

VI. Un ghazel

Selon le Nouveau Larousse Universel (1948) le ghazel serait, „dans la poésie turque et persane, une pièce de vers consacrée généralement à chanter l'amour et l'ivresse” (832). Evidemment, cette définition ne suffit guère à faire comprendre l'étonnante diffusion de cette forme orientale depuis le romantisme allemand¹; encore plus significatif est le fait que parmi les ghazels d'Eminescu on trouve un qui, même après tant de tentatives antérieures, donne la preuve d'une incontestable originalité. Parmi les 60 ghazels de Platen c'est le XII^e qui pouvait lui servir de modèle; par conséquent, il n'est pas inutile que nous le citions ici à titre d'introduction:

Ja, deine Liebe | *flammt*² in meinem Busen,
 Du hast sie nicht *verdammt* | in meinem Busen,
 Und weichlich ruhn, | zum Lobe dir, Gesänge,
 Wie Kronen auf dem *Samt*, in meinem Busen;

¹⁰ Dans la première rédaction ce vers n'était point un hendécasyllabe, mais un alexandrin roumain un peu irrégulier (ayant une syllabe de plus dans le second hémistiche, c'est-à-dire *o o - o - o - o* au lieu de *o - o - o - o - o*).

¹¹ „Haroun-al-Rachid sortait souvent en secret, avec son vizir, dans les rues de Bagdad A l'heure où, à travers le feuillage vert des platanes, Le ciel serein se tissait lumineux. — Djafer, le vizir, sous le voile du crépuscule, Lui montre les misères éclatantes de la vie, Ce qui t'effraie, ce n'est ni guerre, ni souffrance ou mort, C'est un grand vide au fond du cœur”.

¹² „Autour de lui il entend bruire Le simoun qui, dans la bouche, brouille les paroles, Et des vertiges de sable, se tournant dans l'air, Unissent la terre au ciel ténébreux.”

¹ Voir là-dessus les remarques de Kayser: *Kleine deutsche Verslehre* 56—7.

² Le vers initial est susceptible d'être segmenté de deux manières: la segmentation syntaxique exigerait de placer la coupe après *Liebe*, mais la symétrie des vers rimés nous oblige de préférer une césure mise après *flammt*.

<Eu cat să scap alt> { în } <zădar> { de chin . . .
 Scăpare caută , { } zadar {
 <Spre-astinge moarte, un dor ce[-]> { arde, vin' !¹⁰
 Să stingi⁹ un dor | ce-n sinu-mi {

Malgré les difficultés qui résultaient de la forme choisie, Eminescu savait éliminer de son style toutes les improvisations douteuses; au point de vue du contenu, c'est surtout l'omission du mot *moarte* qui paraît intéressante. Après cette modification le vers 8 eut l'air d'être adressé à la bien-aimée; elle seule aurait été capable de panser toutes les plaies de cette âme torturée. Comme si elle était invoquée aussi par le vers suivant: „Cînd te dorese . . .” qui, en réalité, se rapporte quand même à la Mort.

C'est après ce préambule que suit le ghazel où l'art de l'expressivité eminescienne semble atteindre un de ses sommets:

Cînd te dorese | eu cînt | încet-încet:	4,6 ou 6,4
Plec capul la pămînt | încet-încet	6,4
Și glasul meu | răsună tînguios	4,6
Ca tristul glas de vînt | încet-încet.	6,4
Și orice vis, | orice dorinț-a mea	4,6
Eu singur le-am înfrînt | încet-încet.	6,4
Săgeata doar | a crudului amor	4,6
În suflet mi-o împlînt | încet-încet	6,4
Și simt veninul | pătrunzînd adînc . . .	5,6
Cu singele-l frămînt | încet-încet	6,4
Și nu-mi rămîne | decît să pornesc	5,6
Spre al meu trist mormînt | încet-încet. ¹¹	6,4

Il est quasi superflu d'établir qu'au point de vue de l'harmonie expressive le ghazel d'Eminescu est nettement supérieur à celui de Platen. Le tissu phonétique du texte comporte un grand nombre de spirantes, de nasales et d'*i* (i vélaires); le „point d'orgue” de la rime intérieure -*înt* est donc secondé par des mots comme *tînguios* „nostalgique”, *pătrunzînd adînc* „pénétrant au fond” et *nu-mi rămîne decît* „il ne me reste plus qu'à. . .”, sans parler du „refrain” dont la musicalité en sourdine est, pour ainsi dire, un „senhal” (au

[22-14]

⁹ La var. *stîngi* (éd. Perpessiciu) est au moins douteuse.

¹⁰ „Sur ma lyre un <vent> chant <sommeille> gémit et soupire, Car je déverse maintenant tout mon venin dans <ce chant> le vent. <Toutes mes> Mon cerveau est hanté de noires pensées, Je me mets en route vers la demeure faite de quatre planches. <Plongé en méditation,> Gémissant et pleurant j'appuie le front sur les mains, Mon âme, mon sein se déchirent, J'ai beau chercher à échapper aux souffrances . . . <Pour éteindre la flamme de mon désir viens, ô mort !> Pour éteindre le désir qui brûle mon sein, viens !”

¹¹ „Quand je te désire, je chante lentement, J'incline la tête vers la terre lentement, Et ma voix est aussi nostalgique Que la triste voix du vent [qui souffle] lentement. Tous mes rêves, tous mes désirs Moi seul les ai condamnés à l'échec, lentement. La flèche de l'amour cruel Je me la plante moi-même au coeur, lentement Et je sens son venin pénétrer au fond . . . Je le pétris de mon sang lentement Et il ne me reste plus qu'à partir Vers ma triste tombe, très lentement.”

sens médiéval du terme): un symbole du désir de mourir.¹² C'est précisément en 1876 qu'Eminescou commença à travailler aussi aux premiers brouillons de sa célèbre chanson „Peste vîrfuri. . .” (Au-dessus des cimes) où, à propos du son lointain d'un cor de chasse, il se disait:

Mai departe, mai departe,
Mai *încet*, tot mai *încet*,
Sufletu-mi nemîngîiet
Induleind eu dor de moarte. . .¹³

Il n'est guère étonnant de voir que justement à propos de la chanson „Peste vîrfuri. . .”, proche parente de notre ghazel, un poète roumain contemporain, Lucian Blaga a fait les remarques suivantes: „Le mot «poétique» est certainement, dans sa matérialité, autre chose qu'un état émotif ou une pensée, mais précisément par suite de sa matérialité il présente quelque chose d'analogue à un état émotif ou à une pensée. Par conséquent le langage poétique, par son côté matériel, rythmique et sonore, est quelque chose de «métaphorique». Grâce au langage poétique, un état d'âme ou un événement de la vie, comme autant de mystères prêts à se dévoiler¹⁴ peuvent être soudainement révélés.”

Voilà jusqu'où pouvait parvenir, en une dizaine d'années, un poète qui avait à ciseler et à limer une langue „rude et ancienne, mais claire et majestueuse” („o limbă aspră și veche, însă clară și înaltă”).¹⁵ Il n'est pas douteux qu'au cours de ce travail d'orfèvre, dans cette lutte perpétuelle avec un matériel sonore, l'„endecasillabo” offrait au poète roumain une aide précieuse, devenant pour lui un compagnon aussi fidèle que jadis pour Dante et Pétrarque. Néanmoins il ne s'agissait guère d'une simple imitation des grands modèles étrangers; bien au contraire, Eminescou dotait ce mètre de toute la sonorité qu'il puisait dans les ressources phonétiques, jusque-là si peu mises à contribution, de sa propre langue maternelle.

¹² N'oublions pas que même au pont de vue sémantique, *încet-încet* se prêtait très bien à cette fonction expressive: comme le fr. *doucement*, il peut se référer aussi bien à un mouvement (étant alors synonyme de *lentement*) qu'à une impression acoustique d'une intensité très réduite. En ce qui concerne la langue poétique, déjà Alecsandri s'était servi de la répétition expressive de cet adverbe: c'est dans l'édition de 1875 qu'Eminescou pouvait lire les vers suivants, écrits trente ans auparavant: „*Încet, încet* simțirea în mine amorțește” (Peu à peu mes sens s'engourdissent). C'est le vers 5 de la poésie intitulée *Strofe scrise pe un părete* (Strophes écrites sur un mur).

¹³ „Toujours plus loin, plus loin — Et toujours plus doucement — Enchantant mon âme inconsolable — Par le désir de mourir . . .”. Cf. éd. Perpessicius III, 178.

¹⁴ Dans l'original: „mistere deschise”. Cf. L. Blaga, *Geneza metaforei și sensul culturii*. Buc. 1937, 94, ainsi quel'éd. Perpessicius III, 175.

¹⁵ Cf. plus haut, p. 398.

ВЫРАЗИТЕЛЬНЫЕ РАЗНОВИДНОСТИ ПЯТИСТОПНОГО ЯМБА В ПОЭТИЧЕСКОМ ТВОРЧЕСТВЕ М. ЭМИНЕСКУ

(Р е з ю м е)

В творчестве Михаила Эминеску, великого румынского поэта, пятистопный ямб („endecasillabo”), размер до тех пор очень редкий в румынской поэзии, играет значительную роль. На основании этого размера у Эминеску построено шесть разных форм, которые появились постепенно с 1871 до 1876 г. (1. Стансы: около 1871 г.; 2. лирико-драматические монологи в незарифмованных ямбических стихах: 1872 г.; 3. сонеты: 1873 г.; 4. терцины: 1873 г.; 5. четверостишия восточного характера с рифмами *ааЬг*: около 1875 г.; 6. газель: 1876 г.). Каждая строфическая (или нестрофическая) комбинация пятистопных ямбов изучается не только в ее историческом развитии, но и с точки зрения ее выразительности. В связи с сонетом дается транскрипция стихотворения *Trecut-au anii* («Прошли годы»), чтобы показать разновидности ударения как фразизирующего элемента размера, а посмертная газель *În lîră-mi geme și suspin-un cînt* («Стоны и вздохи в песне моей лиры»), со своими рефренными рифмами, является примером стиля Эминеску в ту эпоху, когда даже труднейшие проблемы его измученной души выкристаллизировались согласно требованиям новой музыкальной инструментозки поэтического языка.

Л. Гальди

BEITRÄGE ZUR KENNTNIS DER OSTJAKISCHEN PRONOMINALADVERBIEN (I.)

Von
EDIT VÉRTES

Die Adverbien der süd-ostjakischen Dialekte hat D. R. Fuchs—Fokos in seiner zu Patkanows Texten geschriebenen Grammatik (Laut- und Formenlehre der Südostjakischen Dialekte, Sonderabdr. aus KSz. VII, X—XII Bp. 1911) eingehend, unter Berücksichtigung der damals bekannten nördlichen und östlichen Formen bearbeitet (94—160). Da er die aus Pronominalstämmen und aus anderen Nominalstämmen abgeleiteten Adverbien voneinander gesondert behandelt, befindet sich in seinem Werke die bisher gründlichste Behandlung der ostjakischen Pronominaladverbien. Dieselbe Frage wurde gewissermassen auch von F. Kara (Északi-osztják határozók [Die nordostjakischen adverbialen Bestimmungen], NyK. XLI, Sonderabdr. Bp. 1911) berührt; Kara beschränkt sich aber auf die nördlichen Dialekte, ausserdem haben in seiner Einteilung¹ die aus demonstrativen und interrogativen Pronominalstämmen abgeleiteten zahlreichen Lokaladverbien mit dem Suffix *-t* keinen Platz: seine Bearbeitung ist von weitem nicht so ausführlich, wie die von Fuchs—Fokos. Da seit dem Erscheinen der erwähnten zwei Arbeiten schon ein halbes Jahrhundert vergangen ist, und unterdessen zahlreiche Texte (von Pápay—Fazekas, Reguly—Pápay—Zsirai, Steinitz und in Schulbüchern) und sehr bedeutungsvolle Wörterbücher (von Paasonen—Donner und von Karjalainen—Toivonen) herausgegeben worden sind, verfügen wir, hauptsächlich aus den östlichen Dialekten schon über mehr (aber noch immer nicht genügendes) Material, so können wir unsere Kenntnisse über das System der ostjakischen Adverbien pronominaler Herkunft etwa mit einer Reihe von Beiträgen ergänzen.

Es seien einige Prinzipien festgelegt, bevor wir auf die Erörterung der verschiedenen Adverbien näher eingehen.

Wie bekannt, kann im Ostjakischen die Stammform der Nomina zu Lokal-, Temporal- und zu allerlei verschiedenen Umstandsbestimmungen verwendet werden (Vgl. Kara op. cit. 14, 25—6, 27, 32, 35, 40, 47, 50, PF.

¹ Adverbiale Bestimmung mit dem Suffix I. *-na* (*-ni*, *-n'*, *-nn*, *-n*) (7—55), II. *-ä* (*-a*), *-ä* (*-i*, *-i*) (55—73), III. *-š* (*-as*, *-is*) (73—77), IV. *-l* (77—82).

53, 123; OVd. I, 226; Klemm: NyK. LXI, 47). Auch die Stammform der demonstrativen Pronomina dient sehr oft diesem Zweck, wie dies unlängst von D. R. Fokos—Fuchs mit reichem Belegmaterial bewiesen wurde (NyK. LVIII, 61—95).

Im weiteren sollen die adverbial benützten undeklinierten Pronomina — wie z. B. Kr. *ēnə ruuf, uš tǝm ǝtǝǝu* 'kauppias tulee tuolla meidän luo [der Kaufmann kommt d o r t (eig. jener) zu uns]' (KT. 52b, 810a) — unbeachtet bleiben.

Ortsadverbien

Den Ortsadverbien wird beim Beweis der finnisch-ugrischen Sprachverwandtschaft eine besonders grosse Bedeutung zugeschrieben. Unter anderen ist auch M. Zsirai der Meinung, dass das wohlbekannte System der Raumbestimmung aller finnisch-ugrischen Sprachen — d. h. die Unterscheidung der Lokalbestimmungen auf die Fragen wo?, woher?, wohin? — in den finnisch-ugrischen Sprachen uraltes Erbgut sei. Ein wichtiges Argument hierzu sei — nach seiner Meinung —, dass die primären Lokalsuffixe (Loc. *-n, Abl. *-t ~ *-δ, Lat. *-k ~ *-γ, und *-s ~ *z) allgemein für finnisch-ugrisches, bzw. (Loc. -t) ugrisches Erbe gehalten werden (Vgl. Zsirai: FgrRok. 62—70, besonders 68). Auch das finnisch-permische und das ungarische Suffixsystem weist — obwohl diese sekundären Ursprungs sind — die Dreifachheit der Bewegungs- und Ruhemöglichkeiten auf. Es findet sich also in den Sprachen unserer Sprachfamilie überall dieselbe Anschauungsweise mit ursprünglich identischen Elementen ausgedrückt.

In den ugrischen Sprachen gibt es aber nur Spuren der primären Lokalsuffixe. Das Ungarische hat, wie bekannt, die geerbte Anschauungsweise der Richtungsunterschiede in Adverbien ebenso wie im sekundären Suffixsystem wohl bewahrt (vgl. -ban, -ben, -ból, -ből, -ba, -be; -n, -ról, -ről, -ra, -re; -nál, -nél, -től, -től, -hoz, -hez, -höz). In den obugrischen Sprachen weisen aber nur die Adverbien, als versteinerte Denkmäler des alten Sprachstandes, die Dreifachheit der Orientierung im Orte und der zu deren Ausdruck dienenden primären Suffixe auf.² Andererseits können auch die Pronomina in vieler Hinsicht archaische Eigenschaften bewahren,³ und so verdienen die Pronominaladverbien, als versteinerte Formen der einstigen Deklination der Pronomina beson-

² „Különösen tanulságosak ebben a tekintetben [die drei Richtungen in der Orientierung betreffend] a határozószók és a névutók, amelyek a rendes névragozás medréből, sodrából kiszorulván, többnyire ősi állapotot őriztek meg” (Zsirai, a. a. O. 64), „Jobbára csak határozószók, névutók őrizték meg őket, [die primären Suffixe der Ortsbestimmung], azok a ragos alakok tehát, amelyek természetüknél fogva leginkább alkalmasak az elszigetelődésre s így az ősi rendszer töredékeinek fönntartására” (a. a. O. 68).

³ „a névmások általában különködő szavak, amelyeknek alakrendszerre sokszor eltér más névszókétól” (Szinnyei: NyK. XLV, 280).

deres Interesse. Im Ungarischen existieren z. B. bei den Demonstrativpronomina *az, ez* die paradigmatischen Lokative, Ablative und Lative *abban, ebben, abból, ebből, abba, ebbe*, es gibt aber daneben auch Adverbien mit archaischen Lokalsuffixen: *ott, itt, onnan, innen, oda, ide* (Vgl. EtSz. *az, ez*; Simonyi: *A magyar határozók* II, 330—4). Man darf nicht vergessen, dass die Adverbien, ebenso wie die Pronomina „keine launenhaft gebildeten wurzellosen, unsystemhaften Besonderheiten sind, sondern zum grossen Teil bewahrte Antiquitäten, isolierte Denkmäler der urtümlichen Lebensformen der Sprache, oder zwitterhafte Bildungen des stetigen Kampfes der Überlieferung und der Analogie,“ (Zsirai: *Melich-Emlékk.* 488), darum ist das Studium der Pronominaladverbien vielfach interessant und lehrreich.

Die Ortsadverbien können nur dann richtig bewertet werden, wenn man sie nicht nur diachronisch als Überreste der einstigen Deklinationen betrachtet, sondern wenn man gleichzeitig auch auf ihre Stellung im synchronischen System hinweist. Man muss also die Ortsbestimmung im System der paradigmatischen Haupt- und Beiwortdeklination und bei den Adverbien gleichzeitig in Betracht ziehen.

I

Wie bekannt, gibt es in der Deklination der nordostjakischen Dialekte ausser dem Nominativ nur noch zwei Fälle, nämlich den Lokativ und den Lativ,⁴ so kann die dritte, dem Ablativ entsprechende Richtung nur mit Hilfe einer Postposition ausgedrückt werden. Es sollen einige Beispiele aus verschiedenen nördlichen Mundarten angeführt werden, wo möglich aus derselben Erzählung, oder demselben Gedicht, um die Ausdrucksweise der verschiedenen Richtungen zu illustrieren:

O b d o r s k: *pà xui āmasla ūārsi moy, pà xui āmasla pāmi moy lōdīīdēs.* 'idegen ember lakta vesszős földön, idegen ember lakta füves földön termett (?) [. . . ist auf von fremdem Menschen bewohnter rutiger Erde, von fremden Menschen bewohnter grasiger Erde erschienen]' (FF. XV, 61). *pā moy āmasla naīi moy, pā moy āmasla ōr'di moy i man'sat.* 'idegen föld lakta nős vidékre, idegen föld lakta uras vidékre mentek [sie sind auf eine von auf fremder Erde wohnenden Frauen volle Erde, auf eine von auf fremder Erde wohnenden Helden volle Erde gegangen]' (1. c.). *xoy moy ūisu* 'messzi földről jöttünk [wir sind von weiter Erde gekommen]' (1. c. 48, in Pápays ungarischer Übersetzung steht zwar ein Ablativ, aber der ostjakische Satz dürfte — wie D. R. Fokos—Fuchs mich darauf hingewiesen hat — wohl auch einen Akkusativ enthalten: 'wir haben eine weite Erde durchwandert'). In den zitierten

⁴ Vgl. Hunfalvy: *NyK.* XI, 76—7, — Steinitz: *OVd.* I, 39, 214, *OstjChr.* 25—7, *OstjGr.* 50—4.

Sätzen ist dem Sinne nach 'auf fremder Erde', 'auf die fremde Erde', 'von weiter Erde her' zu verstehen, obwohl im Ostjakischen immer die Grundform (Stammform, Nominativ) zu finden ist. Es ist aber im Obdorskischen kein seltener Fall, die Grundform an Stelle anderer Fälle zu finden, auch in den Liedern ist dies häufig, vgl. Fokos: NyK. LVIII, 61—95, bes. S. 71 (s. noch Kara; op. cit. 14, 27, 32, 35, 40, 47, 50). Man trifft aber im Obdorskischen den Lokativ häufig an, auch sogar dort, wo man ihn nicht erwarten würde. Der Lokativ entspricht unserer Erwartung im folgenden Beispiel *ox xätna oldi niŋən* 'az ezüstházban levő asszonyodat, ... [deine im Silberhaus befindliche Frau]' (l. c. 15), aber vgl. *xädənna manlən* 'a házadhoz mégy [du gehst zu deinem Hause]' (ib.), *xätna toyo-ēdəs* 'visszament a házba [er ging in das Haus zurück]' (l. c. 9). Die letzten zwei Beispiele illustrieren Winklers Feststellung: „im obdorskischen dialecte überwuchert dieses suffix [na] derart auch seinen nebenbuhler, dass es in ganz unfinnischer weise sogar die sonst festgehaltene scheidung von ruhe und richtung völlig missachtet, also als inessiv (adessiv), illativ, allativ, instrumental, comitativ, casus agentis im passivsinne ... auftritt, und neben ihm a kaum noch in halb erstarrten adverbialformen oder postpositionem [!] fortvegetirt" (Das Uralaltaische und seine Gruppen. Berlin. 1885, 94—5; zitiert bei Kara: op. c. 4). Darin hat Kara aber völlig recht, dass der Allativ nicht ganz verdrängt wurde, er lebt im Obdorskischen als Translativ weiter (ib.) z. B. *ḡəmə ḡidi* 'meggyógyulni' [genesen eig. gut (gesund) werden]' (FF. XV, 46). Es soll aber darauf hingewiesen werden, dass man auch hier die Richtung mit Hilfe von Postpositionen usw. auch nachdrücklich bezeichnen kann, z. B. *imi-xili xät èyält kim-ēdəs* 'Az Asszony-unokája a házból kiment [Der Frauen-enkel ist aus dem Haus hinausgegangen]' (l. c. 16), *imi xät libina tut xoza i xazəs* 'Az asszony a házban a tűz mellett, ott is maradt [Die Frau ist im Hause [eig. im Hausinneren] neben dem Feuer dort geblieben]' (l. c. 18), *xät pèla manəs* 'A ... ház felé ment [...ging auf das Haus zu]' (l. c. 19).

S y n j a: Lok.: *ḡəlep nylən ḡəl lolpijḡ joxənən iki 5məsl* 'In einem neuen rotbemalten vierfährigen [Boot] sitzt der Flussalte' (Ovd. I, 55). Ortsbestimmung auf die Frage woher — mit Postposition ausgedrückt — und Lativ in demselben Satze: *sumat ḡol ēlti ḡər lōra ētsəmḡ* 'Vom Birkenkap führen wir auf den Elchsee' (l. c. 54).

K a z y m: *ḡəs ḡātpi ḡāḃəḡ kōr'tà ḡoḡāt leu*
ḡāḡ ḡātpi ḡāḃəḡ kōr't ḡoḡāt leu.
kutpəḡ kōr't kutpēmḡḡ

'A hús házú házas faluba megérkezünk, | a tíz házú házas faluba megérkezünk. | A közepes falum közepén | ... [Wir kommen in das zwanzighäusige häusige (d. h. Häuser habende) Dorf [an] | wir kommen in das zehnhäusige

häusige Dorf [an] | In der Mitte meines mittigen Dorfes. . .]’ (Medv. 86). In der ersten der zitierten Zeilen ist ein Lativ, in der zweiten kommt dieselbe Konstruktion ohne Lativsuffix vor, in der folgenden Zeile des Gedichtes ist ein Beispiel für den Lokativ zu sehen. Es sei auch ein Beispiel für die Umschreibung des Ablativs gegeben: . . . *лoлəη ɔγəл лoлəт ēүəл’* ‘rekeszes szánom rekeszéből [aus dem Verschlag meines verschlagigen Schlittens]’ (l. c. 96). Die Postposition kann aber auch wegleiben: *āүəη χāt āүəл [ēүəл’]* ‘az ajtós ház ajtajából [aus der Tür des türigen Hauses]’ (lc. 56). Nach Karjalainens Aufzeichnung kann *ĩ χə̄t̄л̄л̄ лə̄ηĩ* als ‘joka talossa, -osta, -oon | in, aus jedem, in jedes Haus’ übersetzt werden (KT. 7b, 1070b).

Scherk. Lok.: *ү̄тəпнə ɔttat kə̄šə* ‘Während er in dem Schlafzelt liegt. . .’ (Ovd. I, 239), Lat.: *ү̄тəптə it ɔtəs* ‘. . . legte sich in sein Schlafzelt’. Auf die Frage woher: *tuw ү̄тəп ēwət ji·ηkə mə̄rətəs* ‘[schlüpfte] er aus dem Schlafzelt [und] tauchte ins Wasser unter’ (ib.).

Beispiele aus den südlichen Dialekten zu geben ist unnötig, es genügt darauf hinzuweisen, dass in der Grammatik von Fuchs ausser der Stammform noch fünf Fälle der Konda-, Demjanka- und Irtysch-Dialekte zu finden sind, unter diesen auch der Lokativ (-na, -na), der Lativ (-a) und der Ablativ (UK., I. -ivet, D., MK. -iva, aus Postposition). (PF. 48—59; vgl. Castrén; Versuch einer ostjakischen Sprachlehre, 26—7, 30—2).

Das grammatische System der östlichen Mundarten ist uns noch fast völlig unbekannt; es sei für den Ausdruck der Richtungen je ein Beispiel aus allen Hauptmundarten herangezogen:

Jg. *kə̄l* ‘väli; Zwischenraum’, Lok. *kə̄tnə* ‘välissä’, Lat. *kə̄lā* ‘väliin’, Abl. *kə̄lĩ* ‘välistä’ (PD. 808), s. noch 691, 811, 883, 1893, wo je ein Hauptwort in den erwähnten vier Fällen zu finden ist.

Trj. [*p̄əsə̄n̄ ā̄l̄ə̄η̄n̄*, [*p̄əsə̄n̄ ā̄l̄ə̄η̄*], [*p̄əsə̄n̄ ā̄l̄ə̄η̄*]’ ‘pöydän päässä, päähän, päästä [auf dem, auf das, vom Ende des Tisches]’ (KT 118b).

V. *pəsə̄n̄ūīn̄* ‘pöydän alla | unter dem tisch’; V. *pəsə̄n̄ūīä* ‘pöydän alle | unter den tisch’; *pəsə̄n̄ūīə̄χ* ‘pöydän alta | unter dem tisch hervor’ (KT. 7a) (vgl. Balandin: Падежи субъекта и объекта на службе номинативной и эргативной конструкций глагольного предложения в ваховском диалекте хантыйского языка. Ученые записки ЛГУ. Серия востоковедческих наук. Выпуск 2. Советское финноугроведение I, 303).

Vj. *ḱə̄ḱāsə̄* ‘tuvaṇ takana [hinter dem Haus]’, *ḱə̄ḱāsə̄ mə̄nəs* ‘meni tuvaṇ taa [ging hinter das Haus]’, *ḱə̄ḱāsə̄ū* ‘tuvaṇ takaa [von hinter dem Hause her]’ (KT. 342a).

Aus der Übersicht der Hauptwortbeugung der verschiedenen ostjakischen Mundarten kann festgestellt werden, dass die südlichen und östlichen Mundarten die Richtungs-dreiheit mit Beugungsfällen (Lokativ, Ablativ, Lativ) ausdrücken, die nördlichen aber in der Deklination nur Lokativ und Lativ haben, und den Ablativ nur mit Hilfe einer Postposition ausdrücken können.

II

Bei der Feststellung, ob ein lokales Adverb als im Lokativ, Ablativ oder im Lativ stehend zu betrachten ist, sollen uns die grammatischen Angaben und die Übersetzungen der Wörterverzeichnisse und Wörterbücher massgebend sein. Die nördlichen und südlichen Lokaladverbien werden, wo möglich, nicht aus Pápays und Patkanows Texten, sondern aus den Wörterverzeichnissen (PB., UF. XIV) ohne nähere Angabe der Belegstellen zitiert, bis auf die Fälle, wo es mir nötig schien, die Übersetzungen zu überprüfen. Zu einigen der nordostjakischen Textausgaben gibt es noch keine Wörterverzeichnisse (FF. XV, Medv., OH. I., OH. II., Steinitz Ovd. I.), aus diesen und aus den Schulbüchern, modernen Übersetzungen habe ich mir die Adverbien gesammelt, geordnet und bin zu dem Resultat gekommen, dass sie kaum etwas zur Kenntnis des Adverbsystems der Raumbestimmung beitragen. Wo nämlich die Bedeutung der Adverbien, in der Übersetzung, nicht dieselbe ist wie in den Wörterbüchern, dort kann dafür entweder die Übersetzung verantwortlich sein, oder ist die Rektion des Prädikats im Ostjakischen und in der Sprache der Übersetzung (d. h. im Ungarischen oder im Deutschen) verschieden. Z. B. die Bedeutung des ostjakischen Adverbs *tàdà* ist nach allen Wörterbüchern 'hier', doch ist bei Pápay auch die Übersetzung 'hierher' zu finden: *kolàŋet àm'βna tàdà yostəsàŋet 'a rénszarvasokat a kutya ide térítette'* (FF. XV. 105), wörtlich übersetzt sagt Pápay ungarisch 'der Hund hat die Rentiere hierher gelenkt', das Ostjakische kann aber auch so verstanden werden, dass *tàdà* ein Lokativ ist: 'die Rentiere wurden vom Hund hier [zusammen]getrieben'.

Auch das Adverb *χada* 'wo' wird bei Pápay auch mit 'merre [wohin]', 'merrefelé [in welche Richtung]', 'honnét [woher]' und sogar mit 'ott [dort]' übersetzt. Wenn wir aber die Sätze näher ansehen, wo wir diese nicht lokativischen Übersetzungen finden, können wir doch auch weiterhin ruhig das fragliche Adverb für ein lokativisches Frageadverb halten:

... *χada ləškām moy ol*, ... 'a merre tágas föld van, ...' 'in welcher Richtung [[d. h. wo] die Erde geräumig ist, ...' (FF. XV. 42). ... Wie ersichtlich, verwende ich in meiner deutschen Übersetzung eine Ortsbestimmung auf die Frage wo? Im Ungarischen steht der Lativ wegen des folgenden Satzteiles *sĭ manà!* 'menj oda [geh dorthin]' — ausserdem wird in der alltäglichen ungarischen Rede der ursprüngliche Lativ *merre* oft in Konstruktionen verwendet, wo auch der Lokativ *hol* 'wo' brauchbar ist: z. B. *hol vagy?* oder *merre vagy?* 'wo bist du'. Neben dem System *hol?* 'wo?' *hova?* 'wohin?' *honnan?* (*honnét?*), 'woher?' existiert auch ein anderes, aus dem Fragepronomen *mi* 'was' gebildetes, nicht vollständiges Frageadverbsystem (ohne Lokativ) *merre?*, *merről?*, das vielleicht ganz genau 'in welche Richtung?', 'aus welcher Richtung?' bedeutet, und wo das fehlende Lokativad-

verb mit dem Lativ substituiert wird.⁵ Beispiele, wo *xada* 'merre' [!] als 'wo' aufgefasst werden kann, könnten noch hergezählt werden.

xada wird im folgenden Satz mit 'woher' übersetzt: *mà xada ošlèm mutrà?* 'Én honnét tudnék fortélyt? [Woher sollte ich [eine] List wissen?]' (FF. XV, 41). Es sei hier auch ein anderer Satz mit derselben Übersetzung zitiert: *mà mutrà xatša ošlèm!* (a. a. O. 42). Wenn wir die zwei Sätze miteinander vergleichen, wird es klar, dass hier eine Redewendung vorliegt, die man im Ostjakischen auf zwei verschiedene Weisen ausdrücken kann, in der Übersetzung aber nicht.

xada nàyardət, seda nàyardət 'ott a békák, itt a békák' (FF. XV, 45) im Ungarischen heisst es 'dort [sind] die Frösche, hier [sind] die Frösche', das Ostjakische sagt wörtlich 'wo Frösche, dort Frösche'; wahrscheinlich ist hier der Unterschied des ostjakischen Textes und der Übersetzung als stilbedingt zu betrachten.

Unser Zweck ist bei der hiesigen Untersuchung das System der Adverbien zu untersuchen, und nicht das Verhältnis der Rektionen der ostjakischen Zeitwörter und deren der Übersetzungssprachen, und so können, müssen sogar Abweichungen der erwähnten Art ausser acht gelassen werden.

Die Anordnung unseres Materials geschieht in Tabellen; diese sind geographisch und chronologisch geordnet. Die Dialekte werden vom Norden nach Süden, dann von Westen nach Osten angegeben, d. h. zuerst die nördlichen Adverbien (O., Sy., Kaz.), dann die Übergangsdialekte Nord nach Süd (Scherk., Ni.); hiernach folgen die südostjakischen Adverbien von Westen nach Osten (Ko., Kr., Ts., DN., DT.) und schliesslich die ost-ostjakischen aus Surgut (Jg., Trj.), und zuletzt die aus dem Gebiete des V., Vj. Wo mehrere Aufzeichnungen zur Verfügung stehen, dort werden sie chronologisch angegeben, d. h. ostjN.: Hunfalvy—Ahlqvist—Pápay—Karjalainen, ostS.: Castrén—Patkanow—Paasonen—Karjalainen.

III

I. Die Übersicht der nordostjakischen fragenden und hinweisenden Ortsadverbien gibt Tabelle I.

Das älteste nordostjakische Adverbiensystem kann aus Hunfalvys Wörterverzeichnis zusammengestellt werden (NyK. XI). Hier sind gewisse Vermischungen zwischen der Bestimmung von Ruhe und sich nähernder und entfernender Bewegung (z. B. *holta* 'von wo?, wo?', *toda* 'dort, hin') zu beobachten. Da aber Hunfalvys Quelle — eine von einem Russen stammende Evangelienübersetzung — sprachlich nicht allzu verlässlich ist, so ist dieser Tatsache keine allzugrosse Bedeutung beizumessen.

⁵ Im Finnischen hat das System mit dem *m*-Stamm *missä*, *minne* (*mihin*), *mistä* das andere, bei Agricola noch belegte *ku*-System (*kussa*, *-lla*, *kunne*, *-hun*, *kusta*) verdrängt.

Tabelle I
Die nordostjakischen Ortsadverbien*

	Lokativ	Ablativ	Lativ
	fragend naheweisend fernweisend ungenau weisend	fragend naheweisend fernweisend ungenau weisend	fragend naheweisend fernweisend ungenau weisend
Hunfalvy	<i>hoda (holta)</i> — <i>toda</i> <i>seda</i>	<i>holta (sagat)</i> <i>talta</i> <i>tolta (sagat)</i> <i>selta</i>	<i>huntsi, huntis</i> <i>ti(ji)</i> <i>tou, togo (toda)</i> <i>sitsa sidis</i> <i>sega</i>
Ahlqvist Obd.-Ber.	<i>xada</i> <i>tada</i> <i>toda</i> <i>sada</i> (<i>šaltta</i>)	<i>xoltsa</i> <i>tal'tta</i> <i>tolt(t/a/sagat)</i> <i>sel'tta</i>	<i>xol</i> <i>ti</i> <i>togo</i> <i>si</i>
Pápay	<i>xata</i> <i>tata</i> <i>toťa</i> <i>seda</i> <i>šetä, šeda</i>	<i>xa(l)tsa</i> <i>talta</i> <i>tolta</i> <i>sel'ta(-snyat)</i> <i>šeltta</i>	<i>xol(ta/ti) xolas</i> <i>ti(γi/-ia) (tiš)</i> <i>ti'iel</i> <i>toγ(i) toγo(š)</i> <i>toγal, -al, -al</i> <i>šiš</i> <i>šial</i>
Karjalai- nen Obd.	<i>xodä'</i> <i>todä'</i> <i>töda'</i> <i>šädä'</i>	<i>xotšä'</i> <i>tol'tä'</i> <i>tol'tä'</i>	<i>xöl'</i> <i>ti', ti, tiš</i> <i>töγi'</i> <i>töγš</i>
Steinitz Sy.	(<i>xota</i>) <i>tata</i> <i>tuta</i> <i>šita</i> <i>šata</i>	<i>xol'sa</i> <i>tal'ta</i> <i>tulta</i> <i>šil'ta saxat</i> <i>šal'ta (saxat)</i>	<i>xolta</i> <i>ti(jel)</i> <i>toγ(eL), toxi</i> <i>ši(j)</i>
Karjalai- nen Kaz.	<i>xöta', k-</i> <i>täta'</i> <i>töta'</i> <i>šäta', (?) šü'</i>	<i>xö'sa(sa(tš))</i> <i>täta'</i> <i>töta'</i> <i>šäta'</i>	<i>xöta(pa')</i> <i>ti(šak)</i> <i>töγi', töγš</i> <i>šü'</i>

* Belegstellen: Ahlqvist Lok.: 5; 5, 30, 27, 31; Abl. 11; 36, 36 (55), 4; Lat. 5; 54 5, 5. PB. ausserdem zum Abl. noch FF. XV, 80; zum Lat. ib. 35; 113, 135, 8; OH. I. 405 O. Lok.: 367a, 967b, 976a, 895a; Abl.: 367a; 968a, 976a; Lativ 367b; 967b, 967b, 975b, 975b; Sy.: Ovd. I., Lok.: (61), 64, 73, 61, 163; Abl. 87, 102, 104, II, 98, I. 56 (154), Lat. 83, 86 (88), 165 (83), 83, 64 (II. 98); Kaz.: Lok.: 367a; 967b, 976a, 895a, 895b; Abl. 368a (368a), 968a, 976a, 895a, Lat. 368a, 967b, 975b, 895b.

Aus den Aufzeichnungen von Ahlqvist, die aus verschiedenen nördlichen Mundarten (Obd., Ber.) stammen, bekommen wir (bis auf *salta* 'dort' und nicht 'von dort', wie man es erwarten würde) ein folgerichtiges System.

In Pápays Texten würde sich das System verwirren, wenn wir uns nur auf Pápáy—Beke vorliessen (vgl. PF. 96); die ostjakischen Frageadverbien sollten nämlich z. B. die folgenden Übersetzungen haben

<i>χατα</i> , <i>χαδα</i>	wo?, wo, wohin? (s. oben, S. 173 sogar auch 'woher')
<i>χολ</i>	wo? wohin?
<i>χaltsa</i>	wohin? woher?
<i>χoltša</i>	wohin?

nur *χolta*, *χolti* bedeuten, wie es uns aus anderen Mundarten bekannt ist, auch hier 'wohin?'⁶. Auch bei der Übersetzung der demonstrativen Adverbien scheint nach den Angaben in Pápáy—Beke der Lokativ mit dem Lativ verschmolzen zu sein.

<i>taťa</i> , <i>tādā</i>	'hieher, hin, hier, dort'
<i>toťa</i> , <i>tōdā</i>	'hin, dort'
<i>śeda</i> , <i>śeťa</i>	'hieher, hier, dort'
<i>sì</i>	'hin, hier'.

Hierzu kann als Ergänzung noch *tī* 'hin' erwähnt werden, s. ONGy. 150/6 'hier'. Wenn wir aber Pápays Texte genauer prüfen, müssen wir die zitierten Übersetzungen gewissermassen korrigieren, und können auf keinen Fall zu dem Schluss kommen, dass im nördlichen oder sogar nur im Obd. Dialekt das Lokativadverb auch die lativische Funktion übernehme und das Lativadverb verdränge (vgl. oben S. 170, Winklers Beobachtung über die paradigmatische Deklination; weiterhin Fokos: NyK. LVIII, 65 Anm.).

Wir wollen nun alle Übersetzungen nachprüfen, die einerseits unseren auf der Analyse der Texte beruhenden Erfahrungen, anderseits Karjalainens Angaben widersprechen. Zwei der Angaben sind nicht ganz kontrollierbar: *χατα* sollte auch 'hová? wohin?' bedeuten. PB. gibt nur eine Belegstelle an, aber in ONGy. ist auf Seite 22 diese Übersetzung nicht zu finden, nur die lokativische. Aus Pápays obdorskischen Texten ist *χαδα* auch nur als Lokativ nachzuweisen (FF. XV, 8, 9, 13, 14, 35, 45, 49, 51, 61, 73, 88, 97, 102, 110 usw. OH. I, 21, 62, 153, 158, 468, OH. II, 89, 144, 264, 329). Auch die Bedeutung 'wo' von *χολ* ist strittig. ONGy. S. 83. finden wir *χολ tapəntal* mit der ungarischen Übersetzung 'hol veszne el' (376—7); in der deutschen Übersetzung '... wie würde sich verlieren', die bei Pápáy—Beke befindlichen Übersetzung

⁶ Aber in OH. I. (33, 311, 383) und OH. II. (89, 336) — als Rektion des Zeitwortes — mit 'wo' übersetzt.

gen 'hol? ... wo?' stammen wahrscheinlich von hier. Sonst kommt *χol* in Pápays Texten im allgemeinen in lativischem Sinn vor (vgl. FF. XV, 18, 33, 53, 55, 60, 72, 94, 96 usw.), ja im zitierten Zusammenhang kann sogar die ostjakische Ergänzung eine lativische sein: sich irgendwo hin verlieren. Nach Beke ist in den finnisch-ugrischen Sprachen die Ergänzung der Zeitwörter 'elvész, eltűnik [verloren gehen, verschwinden]', 'elveszt [verlieren]', 'eltéved, eltéveszt [sich verirren, verwechseln]', 'elbúvik, elrejtőzik [sich verstecken]', 'rejt [verbergen]' eine lativische (NyK. XLIII, 203–210); seine ostjakischen Beispiele zeigen aber nur selten den Lativ (208), sonst enthalten sie lokativische Ergänzungen (205, 208, 209).

Das Ablativadverb *χaltsa* kommt in ONGy. tatsächlich mit lativischer Übersetzung vor: *χaltsa, manʎal* 'hova [is] menne? ... wohin ginge [ein Fürstenheld]' (77/109, 111), vgl. *ma širtn' χaltsa manlem?* 'akkor én is hová mennék? wohin würde ich denn wohl gehen?' (184/1265). Dem steht aber nichts im Wege, dass wir die beiden Zeilen, dem ostjakischen Text entsprechend, so verstehen: 'v o n w o ginge er' bzw. 'v o n w o würde ich denn gehen'. Die ablativische Bedeutung siehe *χaltsa* ONGy. 107, OH. I, 167, 280, OH. II, 7, 77, 121, FF. XV, 9, 14, 82, 86, 87, 116 usw. *χatsa* FF. XV, 36, 49, 135 usw.

In Zusammenhang mit den lokalen Frageadverbien muss noch eines erwähnt werden. Beke gibt eine Stelle an (PB.) wo *χun'* als 'wo' übersetzt wird:

tolt-molti jǫχlal pā lu χun' šenχəlmel,
sgrńəŋ jǫšpi χot orʎen
tolt-molti jǫχlal pā la χun' ǫnəmmel?
 'óriásfajta nép ugyan hol serdült föl,
 az aranyos kezű hat fejedelehműsödhez [fogható]
 óriásfajta nép ugyan hol növekedett?
 riesengestaltetes Volk wo wäre erwachsen,
 den goldhändigen sechs Fürstenhelden [vergleichbares]
 riesengestaltetes Volk wo wäre aufgewachsen?' (ONGy. 154/160–2)

Ich würde hier anstatt 'hol | wo' das Wort *χun'* des ostjakischen Satzes mit 'mikor | wann' übersetzen und dieses ostjakische Adverb nicht als Ortsadverb auffassen (vgl. unten, bei den Temporaladverbien).

Meines Erachtens sind *taʎa* (ONGy. 6, 7, 22, 27, 83, 115 usw.), *tàdà* (FF. XV, 18, 22, 25, 42, 44, 49, 73, 93, 101, 106, 150, 180, Medv. 39, 45), *tǎvǎ* (Medv. 55, 113, OH. I, 33, 87, 101, 115, 141, 169, 221, 373, 483, 485; OH. II 89, 137, 186, 194, 207, 260, 322 usw.), *toʎa* (ONGy. 7, 28, 101, 111, 139, 154), *toṽà* (OH. I, 171, OH. II, 27, 29), *tcda* (FF. XV, 27, 81, 87, 100, 170, 179) *seḁa* (FF. XV, 1, 10, 11, 18, 28, 43, 45, 84, 85, 86, 103, 129, 168, 171, 173), *šeʎa* (ONGy. 39, 75, 123), *seḁa* (ONGy. 258), *šepǎ* (Medv. 50, 68, 70, 101)

šedâ (Medv. 118, 119, 121) *šedâ* (OH. I, 77, 363, OH. II, 41, 171, 344) usw. unbedingt Lokativadverbien, alle Übersetzungen ins Ungarische mit einem Lativadverb können irgendwie erklärt werden.

taŋa si v^ugrlttäm 'im oda akasztotta, ward ...sieh, hingehängt' (ONGy. 20/259) könnte ebensogut heissen: 'im itt felakasztotta', ward...sieh, da aufgehängt',,

jiwəl ɣāt muj taŋa vānən ulmal,

ašl ɣāt muj šeta vānna olmal!

'az apja háza ide milyen közel volt,

az anyja háza ide milyen közel volt!

war seines Vaters Haus hier wie nahe,

war seiner Mutter Haus hier wie nahe!' (ONGy. 24/433—4).

Der ostjakische Text könnte eher folgendermassen übersetzt werden: 'az apja háza itt milyen közel volt, az anyja háza itt milyen közel volt; war seines Vaters Haus hier wie nahe, war seiner Mutter Haus da wie nahe.' Ähnliche Beispiele s. noch. OH. I, 65, 71, 79, ONGy. 20, 24, 25, 28, 39.

Bezüglich der Ortsadverbien möchte ich noch nur eines bemerken: *si* 'oda; hin' (ONGy. 256/309) passt der Form nach gänzlich zu den Lativadverbien. Aus einer einzigen stereotypen Wendung und aus deren Übersetzung

joɣ-ɣašəm ārem ālən [!] si āt sogonA,

joɣ-ɣašəm mašəm ālən si āt sogonA!

'Abbanhagyott énekem vége itt hadl végzódjék,

abbanhagyott regém vége itt hadl végzódjék!

Meines abgebrochenen Liedes Ende hier möge enden,

meiner abgebrochenen Sage Ende hier möge enden' (ONGy. 259/412—3)

— darauf zu schliessen, dass das fragliche Adverb auch als Lokativ fungieren könne, wäre, meiner Meinung nach, genau so falsch, wie aus dem finnischen Satze: *jää tänne* und aus dessen ungarischer Übersetzung *maradj itt* 'bleib hier' dem finnischen Lativadverb *tänne* auch eine lokativische Bedeutung zuzuschreiben, anstatt festzustellen, dass das Zeitwort *jääda* 'bleiben' den Illativ verlangt. Die oben zitierten Zeilen reiht auch Beke (NyK. XLIII, 222) unter die lativischen Ergänzungen der Zeitwörter 'sieh beendigen, ein Ende nehmen' usw. ein, vgl. noch Fuchs: FUF. XXIV, 306, Nyr. LXVIII, 43.

Es sei noch bemerkt, dass man aus dem ONGy. sogar auch weitere Adverbien zitieren könnte, deren Übersetzung an einigen Stellen nicht mit der im PB. und nach ihm in PF. angegebenen Bedeutung identisch ist. Wir finden z. B. das Lativadverb *tī* auch — zwar unbegründet — mit dem Lokativ übersetzt:

χῦ lauləm ḡlḡəl tĩ lāullem,
van lauləm ḡlḡəl pa tĩ lāullem
 'Hosszú [ideig tartó] várását itt várom,
 rövid [ideig tartó] várását itt várom,
 Sein langerwartetes Ende erwarte ich hier,
 sein kurzerwartetes Ende erwarte ich hier (ONGy. 113/276 — 7),
 vgl. noch OH. I, 167, OH. II, 5, 57, 121.

Nachdem wir die bei Pápay—Beke befindlichen Übersetzungen der Adverbien überprüft haben, kann aus Pápay's nordostjakischen Texten⁷ ein Adverbsystem zusammengestellt werden, das mit Karjalainens Obdorsischen Aufzeichnungen in vollem Einklang steht. Ein Unterschied sei doch erwähnt: die interrogativen Adverbien kommen in den Texten auch als Relativadverbien vor.

In Pápay's Texten finden wir noch Lativadverbien, die mit dem Komparativsuffix (vgl. Fuchs: FUF. XXX, 169—172, PF. 96) gebildet werden, und so mit den ungarischen Anverbien *idébb* 'weiter hier, weiter hierher', *odább*, *odébb* 'weiter dort, weiter dorthin' gewisse Analogien aufweisen. Lativadverbien + Komparativsuffix (genau so wie im Ungarischen) sind *tĩšək* 'hierher' (PB.) *toyošik* 'kissé odább [etwas weiter dorthin]' (FF. XV, 5, 10, 90, 138, 171, OH. I, 56—57/471). In den ungarischen Lokaladverbien mit Komparativsuffix vermischt sich der Lativ (dies dürfte die ursprüngliche Richtung gewesen sein, vgl. *ide* 'hierher', *oda* 'dorthin') mit dem Lokativ. Auch im Ostjakischen ist, zwar anders geartet, eine Vermischung vorhanden: das Komparativsuffix wird auch Lokativadverbien angehängt, und so erhält man auch Lativadverbien: *sedəšik* : *lən ḡontəḡ-moy ūr ōr'dən sedəšik si-kuš ḡilət*, 'Ök, a kondavidéki sok fejedelmed, jöllehet ide kissé közelednek már [Obwohl sie sich, deine vielen Heldenfürsten aus der Kondagegend hierher schon ein wenig nähern, ...]' (FF. XV, 140).

Ich kann aber Fuchs-Fokos nicht beipflichten, als er das Adverb *tòdàšik* mit 'ein wenig weiter dorthin', also als Lativ übersetzt (PF. 96). Die zitierte Stelle (NyK. XXXVIII, 143 = FF. XV, 158) lautet nämlich: *ježa tòdàšik ləbas tḡil* 'Egy kissé odébb kamrája van [etwas weiter entfernt hat er einen Speicher]'; *tòdàšik* kann also hier als Lokativ aufgefasst werden, es antwortet auf die Frage: wo hat er einen Speicher? Für die lokativische Bedeutung zeugt auch ein anderes Beispiel: *oḡsar tòdàšik, ḡoḡəḡšik āmesl* 'a róka egy kissé távolabb ül' (FF. XV, 105). Ich würde den ostjakischen Satz etwas

⁷ Wie bekannt, hat Pápay seine Aufzeichnungen nachträglich in Ungarn verfeinert, deshalb ist es nicht der Mühe wert seine Angaben nach den Lokalmundarten zu gruppieren, da die verschiedenen Aufzeichnungen je nach der Ausgabe und nicht nach dem Orte der Aufzeichnung wechseln, ausserdem sind die Obd. Formen überwiegend, da doch die Texte von FF. XV. alle aus Obd. stammen.

genauer übersetzen: 'a róka kissé o d á b b, messzebb ül' d. h. 'der Fuchs sitzt dort ein wenig weiter weg, ein wenig weiter entfernt'. Die beiden Adverbien können auf die Frage: wo sitzt der Fuchs? mit Lokativ antworten. Auch im parallelen Satzteil: *χοῦανδῆκ* ist das Element *-n-* ein Lokativsuffix; da aber im Obd. Dialekt der Lokativ oft anstatt des Lativs zu stehen pflegt, kann dieser Tatsache keine Beweiskraft zugeschrieben werden.

Das Adverbsystem der Synja-Mundart weist zwar einige Verschiedenheiten vom obdorskischen System auf, doch sind die genauen Entsprechungen überwiegend.

Wahrscheinlich gibt es auch in der Synja-Mundart ein derart gestaltetes lokativisches Frageadverb wie in den anderen nördlichen Dialekten. Es kommt aber in den wenigen Belegen in den Texten von Steinitz nun unbestimmt gebraucht vor: *χota uwatti χῡjem śita uwatl*... 'Der irgendwo rufende Mann ruft hier' (a. a. O. 69, vgl. 70). Man kann hiernach ein lokativisches Frageadverb mit der Form *χota* vermuten, da auch das lativische Frageadverb auch als unbestimmtes aufgezeichnet wurde, vgl. Ovd. II, 82.

Auch in der Übersetzung von Steinitz kommt das Lokaladverb 'wo' vor; das ablativische Frageadverb wird zwar in den folgenden Zusammenhängen mit 'wo' übersetzt, doch könnte man vermuten, dass im Ostjakischen der Ablativ gebraucht wird: *naŋ wērəm jamlan mā q̄t śi wātlallam, χolsa ṡūllət* 'Deine gemachten Gutheiten sehe ich wirklich nicht, wo sie sind' (Ovd. I, 73); *śiməs χojat χolsa kq̄sti m̄s̄l* '[Weisst du,] wo man einen solchen Menschen suchen muss' (a. a. O. 162); nach der Meinung von Fuchs (FUF. XXIV, 309, Nyr. LXVIII, 85), ist der Gebrauch des Ablativs neben den Zeitwörtern 'suchen', 'sammeln', 'fangen', 'finden' ein charakteristisches Element der finnisch-ugrischen und der türkischen Sprachen, vgl. Beke: NyK. XLIII, 255—7.

In einem anderen Satz, wo in der deutschen Übersetzung ein lokales allgemeines Adverb steht, kann meines Erachtens, im Ostjakischen wohl auch der Ablativ stehen: *χ̄r l̄r p̄la wāntil̄, χolsa tēl̄ i w̄l̄ti p̄rəs̄ ānk̄l, ...* 'Du blickst auf den Elchsee -- überall⁸ ringsum Segelmasten, ...' (a. a. O. 77); Beke gibt (NyK. XLIII, 267) O. Beispiele für 'irgend wo her sichtbar sein' an (vgl. noch a. a. O. 261—271).

Auch das lativische Frageadverb kommt mit 'wo' übersetzt vor, jedoch kann hier die Rektion des ostjakischen Zeitwortes etwa lativisch sein: *χolla tq̄x̄rlis̄n tq̄lan χat̄l*? 'Wo hast du den ganzen Tag gesteckt' (a. a. O. 128), man könnte ungarisch sagen: 'h o v a bújtál egész nap', d. h. 'w o h i n hast du dich den ganzen Tag [ver]steckt'.⁹

⁸ Vielleicht: von überallher [sind ... zu sehen].

⁹ Beke führt beim Zeitwort 'sich verstecken' drei Beispiele mit dem Lokativ, und drei mit dem Lativ an; die fragliche Konstruktion hält er von finnisch-ugrischem Standpunkt aus für eine lativische. (a. a. O. 208).

Wir kennen nur aus der Synja-Mundart palatale und velare Adverbien aus dem hinweisenden Pronomen *śa-* ~ *śä-*. Die Nähe oder Ferne bleibt aber auch hier unentschieden, wir finden nämlich die folgenden Übersetzungen *śita* 'hier' (61, 69, 157, 160), 'da' (68, 165), 'dort' (99, 117, 122, 140, 160); *śata* 'hier' (157), 'da' (163).

Aus der Kazym-Mundart hat Karjalainen ein Adverbsystem aufgezeichnet, das mit Pápays Aufzeichnungen in vollem Einklang steht (vgl. Medv. 47—101), s. noch die unbestimmten Adverbien, Tabelle IX.

Auch im Kaz. Dialekt ist ein gesteigertes Adverb belegt: *t̥v̥š̥ək̥* 'weiter hierher' (KT. 967b).

Aus den nördlichen Mundarten wurde nur im Kaz. das zusammengesetzte Lativadverb *t̥ut̥ō̯χ̥* (967b) 'hin und her' aufgezeichnet; in den anderen nördlichen und auch in den südlichen Dialekten kommen die beiden Bestandteile nur getrennt vor, vgl. *t̥ij toyo* (Hunf.), *t̥i...toyo* 'ide...oda [hin und her]' (FF. XV, 61); *t̥iəl-t̥i...toyel-t̥i toyel* 'in dieser Richtung...dahin, in jener Richtung...dorthin' (OH. I, 137); *t̥iəl-k̥i t̥iəl...toyel-k̥i toyel* 'hin und her... auf und ab' (OH. I, 401/2055, vgl. 441/2397, OH. II, 323/885, ONGy. 189/1440); Sy. *t̥ijel...toxel* 'hierhin... dorthin' (OVd. I 88).

2. Aus den morphologisch zu den nördlichen, lautlich aber zu den südlichen Mundarten gehörenden Dialekten können wir das Adverbsystem von zwei Lokalmundarten — Scherk., Ni. — miteinander vergleichen, s. Tabelle II. In Ermanglung von Ni. Texten können wir die Abweichungen heute noch nicht näher erklären. Das in der Tabelle befindliche Fragezeichen soll jedoch die Aufmerksamkeit darauf lenken.

Steinitz übersetzt einmal ein Ablativadverb mit dem Lativ *s̥ū·χ̥əm p̥q̥·n̥en χ̥o'f̥ša m̥q̥·n̥ət. ij n̥q̥·ŋ̥ š̥q̥tta m̥q̥·na!* 'Wohin das Fadenknäuel läuft, dorthin gehe auch du! (OVd. I, 274), genauer könnte die Übersetzung, vielleicht 'woher das Fadenknäuel läuft, ...' lauten.

3. Castrén gibt zwar in seinem deutschen Wörterverzeichnis bei den fragenden Adverbien nicht nur eine adverbiale, sondern auch eine attributive Übersetzung der Ortsadverbien ins Südostjakische (s. unten, Kapitel IV, 2), doch ist er der erste, bei dem wir vom irtyschostjakischen Adverbsystem eine gewisse Übersicht bekommen.

Nach Patkanows Texten bekommt man in der Grammatik von Fuchs ein gewissermassen ergänztes Bild, da neue Formen der bekannten Adverbien dazukommen. Die in die Ferne zeigenden Adverbien haben im Stamm nicht nur *o*, sondern auch *u*; im Lokativ der Demonstrativadverbien kommt auch *-n* als Kasusendung vor; der Ablativ und der Lativ weisen hier auch mehrere Endungen auf. Die neuen Formen zeigen jedoch keine Verteilung nach Lokalmundarten.

Tabelle II

Ortsadverbien in den Übergangsdialekten von Nord nach Süd*

	Lokativ	Ablativ	Lativ
	fragend naheweisend fernweisend ungenau weisend	fragend naheweisend fernweisend ungenau weisend	fragend naheweisend fernweisend ungenau weisend
Scherk.	<i>χota</i> <i>tat(a)</i> <i>tota</i> <i>šat(a)</i>	<i>χotša</i> <i>šat(t)a</i>	<i>χctta</i> ; <i>χot(t)ə pəta</i> <i>tiγ(e)</i> <i>toχ</i> <i>šq·tta</i> <i>šiγ(e)</i>
Ni.	<i>χ^ōtā[°]</i> <i>tā[°]ā[°]</i> <i>t^ōtā[°]</i> <i>šītā[°]</i> (?) <i>šēχ</i>	<i>χ^ōtšā (sāγat[°])</i> <i>tā^ōtā[°]</i> <i>t^ōtā[°]</i>	<i>χ^ōtā[°]</i> <i>t^ōχ</i> , <i>t^ōχ</i> <i>t^ōγe[°]</i> , <i>-e</i> <i>šēχ</i>

Selbst nach den phonetisch genauen Aufzeichnungen von Paasonen und Karjalainen können wir auch heute nicht die in die Ferne weisenden demonstrativen Adverbien mit verschiedenen velaren Lauten im Stamm mundartlich oder der Bedeutung nach voneinander trennen (im Jg. Dialekt gibt es fern und ferner weisende Adverbien). Auch die Ablativ- und Lativadverbien lassen sich nicht der Endung nach lokalisieren, s. Tabelle III.

Paasonen hat an der Konda wahrscheinlich alle fragenden und demonstrativen Lokaladverbien aufgezeichnet; das aus diesen zusammengestellte System scheint lückenlos zu sein. Auch hier gibt es reiche Variationen von Suffixen.

Bei Karjalainen finden wir auch in der Kr.-Mundart, ebenso wie in der Ts. Mundart, fernweisende Adverbien mit *o*- und *a*-Stämmen. Die Suffixe sind auch nicht einheitlich.

Wie es zu erwarten ist, stammt das vollkommenste von Karjalainen aufgezeichnete Adverbsystem der südostjakischen Dialekte aus der Gegend des Demjanka-Flusses.

Alle Forscher, haben aus dem Südostjakischen das Adverb 'hin und her' nur in zwei selbständigen Wörtern aufgezeichnet: I. *tégèl'—togòl', tégèl'—togùl', tég-pa—toχpa* (PF. 94, UF. XIV), Ko. *təγə[°] təχə[°]* (PD. 2504, 2845),

* Belegstellen: Scherk. Lok.: OstjChr, OVd. I, 393 (279), 325, 411 (355); Abl.: 274, 354; Lat.: 393 (292, 289) 276 (262), 274, 253 (272); Ni.: Lok.: 367a; 967b, 976a, 895b, 895b, Abl.: 368a (368a); 968a, 976a; Lat.: 368a, 967b, 967b, 975b, 895b.

Tabelle III
Ortsadverbien der südlichen Mundarten*

	Lokativ	Ablativ	Lativ
	fragend naheweisend fernweisend	fragend naheweisend fernweisend	fragend naheweisend fernweisend
Castrén Irt.	<i>χodan</i> <i>tette</i> <i>totta</i>	<i>χote</i> <i>tet sagat</i> <i>toĭ</i>	<i>χoda</i> <i>tege</i> <i>togoĭ</i>
PF.	<i>χotàn</i> <i>tèt(ta/te)</i> <i>tot(ta), totèn</i> <i>tut(ta), tutèn</i>	<i>χot(e)</i> — <i>totùl(ta)</i> <i>totiĭ, totèĭ</i>	<i>χota(i) χotaĭf</i> <i>χoda(i) χodaiĭf</i> <i>tèg(e/de/da) tègèĭf</i> <i>toχ(ta) togòt</i> <i>tuχ(ta) togùt</i> <i>togèĭk</i>
Paaso- nen Ko.	<i>χotà'n(ə)</i> <i>tət(tə)</i> <i>tāt(tə)</i> <i>təttə</i>	<i>χotà'k(ə)</i> <i>tətùl(tà)pà)</i> <i>tātùl(tà)</i> <i>təttùl(tà/pà)</i>	<i>χotà'(iə'k)</i> <i>təγ(tə)pā' təγə'k</i> <i>tāγ(tə) tāγə'k</i> <i>təχ(tə/pā) təχə'k</i>
Karja- lainen Kr.	<i>χotàn</i> <i>tətt(ə), tətìn</i> <i>tətt(ə), tət-tìn</i> <i>təttə, tət-tə</i>	<i>χotà'f</i> <i>təttəχàt, -àt</i> <i>təttùtta, tət-təχàt</i>	<i>χotà</i> <i>təγ(əf(sà))(tə)</i> <i>təχ(tə) təχàt</i>
Karja- lainen Ts.	<i>χədan</i> <i>təttə</i> <i>təttə</i>	<i>təDət</i>	<i>χəDət</i> <i>təγ(tə)</i> <i>toχpà toγə't</i>
Karja- lainen DN.	<i>χəda'n</i> <i>təttə</i> <i>tətt(ə)</i>	<i>χəttə səγà'f</i> <i>təttəγə'f</i> <i>təDə'f(tə')</i>	<i>χəDà't χəDā'iat (-iit?)</i> <i>təγ(D) təγə't</i> <i>təγə't, təγə't</i>
Karjalainen DT.	<i>χədan</i> <i>təttə</i>	<i>təDə'f-tə'</i> <i>təttəγə't</i> <i>təDə't(tə)</i>	<i>χəDā'γə't</i> <i>təγə't</i> <i>təγ</i> <i>təγi't</i>

* Belegstellen: Ko.: Lok.: 529 (529); 2538 (2538), 2453 (2453), 2630; Abl.: 484; 2538 (2538), 2453 (2453), 2626 (2627), Lat.: 529 (529); 2504 (2504/1148) 2504 (N° 2328 ist *təγə'k* neben *təχə'k* unbedingt ein Druckfehler), 2400 (3001), 2400, (2584/2831) 2845; Kr., Lok.: 367b; 101b, (362a *tutta* 968a), 968a, 976a, 976a 968a, 280b; Abl.: 368a; 968a (*tutta*) 976a, ..., Lat.: 366b; 967a (967b, 967b) 967b, 975a (975b), 975b; Ts., Lok.: 367b; 968a, 976a, Abl. 976a; Lat.: 367a; 967b (967b), 932b, 975b; DN.: Lok.: 367a, 58a; ((968a) 58a), 577a; Abl. 368a; 968a 976a (976a); Lat.: 366b (367a); 967b (822a), 967b, 975b; DT.: Lok. 367b, 968a; Abl. 968a, 968a, 976a; Lat.: 367a, 967b, 975a, 975b. S. noch Koš. Tš. *təttə* 'hier' 968a, Koš. *təttə* 'dort' (976a) Koš. *təγ(tə)* 'hierher' (967a(b)) Koš. *toγə't*,

təpā̄ — *təpā̄* (a. a. O. 238, 2831), Kr. *təp* — *təp* (KT. 787a), *təpət* *təpət*, DN. *təpət* *təpət*, DT. *təpət* *təpət* DT. *təpət* *təpət* (967b).

4. Die ostostjakischen, d. h. surgutischen Angaben sind zwar bei Castrén im allgemeinen sehr spärlich, die Adverbien zeigen jedoch ein strenges und folgerichtiges System.

Aus dem surgutischen Kreise besitzen wir auch zwei spätere Aufzeichnungen, die zum Teil Castréns Angaben bestätigen, zum Teil aber auch kürzere Formen aufweisen (Tabelle IV).

In Paasonens juganischen Aufzeichnungen sind die kürzeren Formen überwiegend (über eine etwaige Lativform *kölle* siehe V. und unten, bei Terjoškin). Das fragende Lokativadverb hat sogar auch eine der paradigmatischen Hauptwortdeklinations näher stehende Form: *kölle*. Die in die Ferne zeigenden demonstrativen Adverbien sind mit zwei verschiedenen Stämmen belegt: die Adverbien mit *a*- Stämmen weisen ferner, als die mit *o*- Stämmen (2400).

Aus dem Surgutgebiet hat Karjalainen aus einer anderen Lokalmundart, am Tremjugan das reichste Adverbsystem zusammengebracht.

Das letzte Schulbuch von Terjoškin (1959) wurde im Surg.-Dialekt geschrieben. Sein Adverbsystem stimmt aber nur zum Teil mit denen aus Tabelle IV überein. Die Übereinstimmung ist im Lokativ vollkommen: *kət* (112, 115) *tət* (36, 42 usw.), *tət* (61, 67 usw.); das lativische Frageadverb *kəl'nam* (101, 112) passt auch in unsere Tabelle IV gut. Die Ablative *kəl'сахит* (121), *təl'сахит* (97), und die Lativformen *kəl'a* (131), *kəl'a* (101) stehen aber den aus dem Süden bekannten Formen (s. Tabelle III) näher als den bisher bekannten Surg. Aufzeichnungen. Die Lativadverbien *təx* (115), *təxə* (100), *təx* (85), *təvə* (95) scheinen in Terjoškins Lesestücken Verbalpräfixe zu sein.

Paarweise benützte Lativadverbien: Jg. *təpəpəpə* (2504), Trj. *təpəpəpə*, *təpəpəpə* *təpəpəpə*. (KT 967b). Vgl. noch *təlile*, *təxile* 'innen oda elöre [von hier dorthin nach vorwärts]' (NyK. XXVI, 36).

Der Bedeutung nach gesteigerte Adverbien sind (vgl. ung. *idebb*, *odabb*, *emidebb*, *amodabb*): Trj. *təpəpəpə*, *təpəpə*, *təpəpə* 'weiter hierher', (967b), *təpəpəpə*, *təpəpəpə* 'etwas weiter dorthin, nach der seite, seitwärts' (977a, 975b), *təpəpəpəpə*, *təpəpəpə*, *təpəpəpə* 'etwas weiter dorthin, auf die seite, beiseite (bezeichnet einen etwas entfernten ort)' (975b). Die Suffixe *-itəpəpə*, *-itəpəpə*, *təpəpə*, *təpəpə* harren noch einer Erörterung vgl. jedoch PF. 102, Anm., das über ein in Adverbien befindliches Suffix *-l* Gesagte.

Kam. *təpəpəpə* 'dorthin' (975b), Sav. *təpəpəpə* 'von einem anderem Ort' (976a). Kleinere Abweichungen der Transkription (z. B. DN. *təpəpəpə* - *təpəpəpə* 58a), oder in der Übersetzung (DN. *təpəpəpə* 't' von dort', *təpəpəpəpə* 'von da' (976a) müssen in einer tabellarischen Übersicht unbeachtet bleiben. Es sei noch bemerkt, dass bei Ko. *təpəpəpə* auch 'da, dort' als Übersetzung angegeben wird (2400), dies dürfte wohl aus einem nicht mitgeteilten Satz stammen, wo es stilbedingt ist.

Tabelle V
Ortsadverbien am Vach —Vasjugan**

	Lokativ	Ablativ	Lativ
	fragend naheweisend fernweisend ungenau weis.	fragend naheweisend fernweisend ungenau w.	fragend naheweisend fernweisend ungenau weisend
V.	$\text{ḱòt}(\text{əḱi})$, ḱəṭəḱəjəṭ^* $\text{təṭ}(\text{əḱi})$, təṭ təṭ , təṭ tiṇām'	$\text{ḱòl}(\text{əḱi})$, ḱəṭəṭjəṭ $\text{təṭ}(\text{əḱi})$, təṭ təṭ , təṭ tiṇām'	$\text{ḱòl}(\text{əḱi})$, ḱəṭəṭjəṭ^* $\text{təṭ}(\text{əḱi})$, təṭ təṭ , təṭ tiṇām'
Vj.	$\text{ḱòt}(\text{əḱi})$, $\text{təṭ}(\text{əḱi})$ təṭ təṭ tiṇām'	ḱòl təṭ	$\text{ḱòl}(\text{əḱi})$ təṭ , təṭ təṭ , təṭ tiṇām'

V. $\text{təṭ}(\text{əḱi})$, (kop.) $\text{təṭ}(\text{əḱi})$, Vj. $\text{təṭ}(\text{əḱi})$ 'auf jene, auf die andere seite' (977a) ist wahrscheinlich eine Zusammensetzung aus dem Lativadverb und aus V., Vj. pi' 'Seite' (\sim m. fél); für diese Erklärung zeugt ein Satz, wo wir die fraglichen Teile als separate Wörter aufgezeichnet sehen: Vj. $\text{təṭ}(\text{əḱi}) \text{pi'}$ $\text{u'ṇ} \text{təṭ} \text{təṭ}$ 'laske tuolle puolelle (sanotaan perämiehelle tai huudetaan rannalta)' (KT. 54a). Es ist jedenfalls bemerkenswert, dass wir hier ein Lativadverb und eine andere unbezeichnete Ortsbestimmung nebeneinander sehen. In den Beispielen von Fokos (NyK. LVIII, 67—74) sind beide Bestandteile, das Deiktikum und die Ortsbestimmung unbezeichnet.

Nur in einem Satz ist die Form V. $\text{ḱòl}(\text{əḱi})$ belegt: $\text{ḱ. pò} \text{ḱòl} \text{ḱəṭəṭjəṭ}$, $\text{pə} \text{ḱòl} \text{ḱəṭəṭjəṭ}$ 'wohin ich es gesteckt, habe ich ganz vergessen' (KT. 368a). Hier könnte das Lativadverb ḱòl in einer Zusammensetzung vorkommen, in der es vielleicht unbestimmt aufzufassen ist, vgl. V. ḱəṭəṭjəṭ 'откуда — то [von irgendwoher]' (Terj. 132).

*Terjoškins Beleg: ḱəṭəṭjəṭ ul' ? 'где ягоды?' [wo sind die Beeren?] (122) ist eine prädikative Pluralform, s. NyK. LX, 189.

**Belegstellen: V.: Lok.: (KT.) 367a (367a), 967b (968a), 58a, 895b; Abl.: 368a; 968a, 977a, 977a; Lat.: 367b, 368a; 967a/967a (967a), 977a, 977a, 977a; V.: (Terj.) Lok.: 122; 95, 105; Abl.: 125; Lat. 110 (51); 127. Vj.: Lok.: 367a (367a); 967b (968a), 976a, 977a, 497a, 885a, 895b; Abl.: 368a; 968a; Lat.: 367b, 967b, 967b, 977a, 977a, 895b.

*** ḱòl 'куда' (Terj. 79) muss unbedingt als Druckfehler betrachtet werden, vgl. ḱəṭ 'куда' (a. a. O. 110, 138).

Die Lativadverbien sind mit V. *təγətàχ*, V., Vj. *təγəpà tāχəpà* 'hin und her' (967b, 1057b) zu ergänzen.

Es ist auffallend, dass zum V.-Vj. Lativadverb *təχ* 'hierher' (967ab) in keiner der eben erwähnten östlichen Mundarten ein velares Gegenstück aufgezeichnet wurde (nur in irgendeiner längeren Form). Wir kennen aber ein Adverb oder Verbalpräfix pronominaler Herkunft, welches aus dem in die Ferne weisenden Pronominalstamm *to-* und aus einem oder eventuell aus mehreren pleonastisch aufeinandergehäuften Lativsuffixen besteht: O. *tōγī*, Kaz. *tōγī*, Ni. *tōγē* 'dahin; dorthin; hinaus, weg', Kr. *toχoī*, *tōχōī*, Kam. *toχeī*, DN. *tōγoi*, DT. *tōγōī* 'weg, hinaus', Trj. *tōγə* 'dorthin (dahin); weg', V. *tōγī*, *tōγ(ē)*, Vj. *tōγī* 'weg' (KT. 975ab), vgl. Ko. *toχəī* 'weg, fort' (PD. 2573, 203), Surg. *тəх, тəвə* (Terj. 85, 95), V. *тəхы* (Terj. 100, 139). Wie aus den Übersetzungen ersichtlich, können das in die Ferne weisende Lativadverb 'dorthin, dahin' und das Adverb, bzw. Verbalpräfix 'weg, fort' in den nördlichen Mundarten, weiterhin im Trj.-Dialekt der Form nach gleichlautend sein, in den südlichen Mundarten und im V. Vj. Gebiet sind aber die Lativadverbien und die Verbalpräfixe voneinander differenziert. Wir finden bei Karjalainen Belege für den Gebrauch des Verbalpräfixes aus den südlichen Dialekten (s. 975ab, vgl. noch Kr. 152a, 639a, 961b, 1047a; DN. 19a, 136a, 151b, 423a, 475b, 526a, 527b, 595b, 662b, 731b, 961b, 1024b, 1038b) von der Gegend des Flusses Vach (39a, 76a, 137a, 186a, 268b, 707a, 773b, 927b, 983a, 987a, 1092a, 1115a; in der Form *təχe* 707a, 987a; *təχī* 138b, 846b) und aus dem Vj.-Dialekt (und zwar in verschiedenen Formen: *tōγ(ə)* 39a, *tōγī* usw. 40a, 137a, 225b, 269a, 314ab, 484b, 495a, 532a, 681b, 768a, 802b, 833a, 838a, 844b, 962a, 987a, 1091b). Es gibt ein Beispiel, welches, meiner Meinung nach, ein Lativadverb ist und kein Verbalpräfix: Vj. *mā tōγ māγīsəm* 'я попалъ туда [ich bin dorthin geraten]' (510b); vgl. hierzu das palatale Lativadverb als Verbalpräfix: Vj. *təγ iōpī'ta* 'zuknöpfen (Knöpfe)' (KT. 179b); Surg. *тəх вəрат* 'нарисованы' (115), *тəхə вəрəм* 'id.' (100).

(1. VII. 1960.)

(Fortsetzung folgt.)

COMPTES-RENDUS

George Thomson: The Greek Language. Cambridge, W. Heffer & Sons, Ltd., 1960, XVI, pp. 102.

The name of the author, a professor at the University of Birmingham, is well-known among Greek scholars. He is one of the outstanding western scientists who apply the methods of historical materialism in their research. His pioneer works, which examine the relationship between Marxism and poetry, the origins and development of Greek drama, as well as the beginnings of Greek history and Greek philosophy as reflected in social development (Marxism and Poetry; Aeschylus and Athen: A Study in the Social Origins of Drama; Studies in Ancient Greek Society, I–II), have seen several editions, have been translated into German, Russian, Italian, Czech, Slovak, Polish, Greek, Spanish, Arabic, Hebrew, Chinese and Japanese, and two of them have been published in Hungarian as well.¹

Already in works published earlier Professor Thomson showed vigorous interest in problems of language, and in an article written in the spoken Greek of today for the Salač Memorial Book, he sketched the history of the Greek language, emphasizing the relationship between social and linguistic development, with reference to Stalin's theories on language. On the same pages he took his stand with regard to the problem of modern Greek in favour of the folk language, and in opposition to the artificial *καθαρεύουσα*.²

The present work by Professor Thomson is in effect a college textbook, which, however, merits a special place among works of this kind by the author's original conception and his new approach to the teaching of Greek at the university level, which he expounds and motivates in the Preface. He takes his point of departure from the fact that in the last fifty years the study of the classical languages has lost its leading role in the college curriculum, giving room to the modern languages and natural sciences. As a result many students begin their university careers with inadequate backgrounds in Greek, and have to complete their fundamental education in that classic language there. This changed situation has prompted Birmingham University to initiate a new syllabus and a new method for instruction in Greek. The first prerequisite for this was to eliminate the requirement of Greek composition usual at English universities. This has made it possible to begin with Homer instead of the standard Greek of the Attic dialect. The author supports this change with the arguments of the historical point of view. The second innovation is that, even for beginners, descriptive grammar has been replaced with the study of historical grammar. Thus, students get a picture of the development of the Greek language as an integral whole from antiquity until today. In connection with this there is the further innovation that, in their second and third years, students study modern Greek too, whose practical knowledge not only supplements their knowledge of historical linguistics, but also makes the ancient Greek texts more alive for them.

Professor Thomson's book summarizes the material of this new Birmingham syllabus. The first ten chapters review the grammatical categories, the various branches of

¹ G. Thomson, F. D. Klingender: „Marxizmus, költészet, művészet” (Marxism Poetry, Art), *Tudomány és Haladás* (Science and Progress) 13, Budapest 1948. „Aischylos és Athén. A dráma társadalmi eredetének vázlata (Aeschylus and Athen: A Study in the Social Origins of Drama), Budapest, 1958. Cf. the review by Imre Trencsényi-Waldapfel, *Magyar Tudomány* (Hungarian Science) 1958, pp. 446–450.

² *Ἡ ἐξέλιξις τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσας*. Studia Antiqua Antonio Salač septuagenario oblata, Prague 1955. pp. 114–117.

linguistics, the linguistic changes, deals with writing and with the fundamentals of phonetics, morphology and syntax, and then in four chapters (prehistoric, classic, Hellenistic, Byzantine and modern Greek) the entire history of the Greek language is surveyed, with special emphasis on social development. All this is then illustrated by selections (papyri rolls and passages from antique Byzantine and modern Greek literary works). In making the selections (e. g. Herodotos, I. 57, 146), the author combines successfully the considerations of form and content, and, in the case of archaic and dialectic texts, gives the Attic translations as well. The last chapter of the book summarizes the material of the first ten chapters in 16 tables, and references to these tables are made right from the beginning. The Bibliography at the end lists the most important works chapter by chapter.

Earlier comprehensive works on the full history of the Greek language are known, for instance, the works of G. N. Chatzidakis,³ H. Pernot,⁴ B. F. C. Atkinson,⁵ P. S. Costas⁶ and A. F. Semenov,⁷ which are, however, not included in Thomson's Bibliography. As far as we know, the present work is the first one in which the historical consideration prevails within the framework of a college textbook and includes modern Greek too in its material. We are in full agreement with this innovation. At the University of Budapest the teaching of Modern Greek has been a continuous practice for more than fifty years without a break, and during my own work as a regular professor for 26 years, I myself have often been in charge of seminars in Byzantine and Modern Greek, in order to acquaint students with the later history of the Greek language and literature. As far as, however, the beginning of instruction in Greek with Homer, either at the secondary-school or at the college level, is concerned, in this regard we cannot agree with the views of Professor Thomson. The Homeric composed language and the fluid state of archaic forms, are not suited for laying the foundations for the learning of Greek. Despite any kind of historical consideration, only the crystalized Attic dialect is a proper starting point, for only its knowledge can provide a firm basis for the mastery of other Greek dialects.

We found that the author's failure to mention the solution of the Cretan-Mycenean linear B writing and the associated problems of Greek linguistic history constituted a gap in the work. The statement that the earliest poems written in vulgar Greek stem from the 13th century (p. 37) is erroneous, for some of the poems by Theodoros Prodromos of the 12th century belong to this same category. In connection with the Byzantine and Modern Greek forms ending in *i* of the neutral *-ων* nouns (p. 38), it would have been useful to mention the intermediate form ending in *-iv*; as well: *χέρι* etc. On p. 94 the notation of (dat.) is missing before *παρά σοί*, which serves as an example for the use of the preposition *παρά*. There are very few misprints in this attractively made-up book, but we found *τιμή* on p. 92, which should have been *τύχη* and *ἐπιγινώσκει* on p. 93 which should have read: *ἐπιγινώσκει*.

Its new approach and methods render Professor Thomson's book the kind of work which is of immediate interest not only to the Greek philologist, but — as it deals with the language whose history is illuminated by an uninterrupted sequence of written relics for nearly three thousand years and is, thus, the best known of all the European languages — of interest to all linguists and philologists.

Gy. Moravcsik

George Thomson : The Greek Language

(Р е з ю м е)

Книга предназначенная служить учебным пособием в университетах, благодаря своим новым исходным положениям и своему методу может привлекать к себе пристальное внимание лингвистов-специалистов, так как она проводит вполне последовательно историзм в рассмотрении явлений и включает в материал университетского обучения новогреческий язык.

Дь. Моравшик

³ *Σύντομος ιστορία τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης*. Athen 1915.

⁴ *D'Homère à nos jours. Histoire, écriture, prononciation du grec*. Paris 1921.

⁵ *The Greek Language*, London 1931 (1933²). Cf. O. Szemerényi, EPhK 62 (1938) pp. 271—274.

⁶ *An Outline of the History of the Greek Language*, Chicago, Illinois 1936. Cf. O. Szemerényi, EPhK 65 (1941) pp. 209—214.

⁷ *The Greek Language in its Evolution. Introduction to its Scientific Study*, London 1936.

Björn Collinder: Survey of the Uralic Languages. Stockholm, 1957. 539 p.

Apart from Hungarian, Finnish, and Estonian, knowledge of the Uralic languages was slight and difficult to acquire up to the recent past both inside and beyond the borders of Hungary. In providing relatively helpful information in this field the authors of the series entitled „Hilfsmittel für das Studium der finnisch-ugrischen Sprachen” (Helsinki) have been foremost: they presented to the interested scholars seven Finno-Ugric languages in the form of text examples to which a German outline of grammar and a vocabulary were added in the first or at the latest in the second edition. The missing Ostyak member of the Hilfsmittel series has been supplied by Wolfgang Steinitz's work entitled „Ostjakische Grammatik und Chrestomathie mit Wörterverzeichnis” (second edition 1950). Knowledge concerning the Vogul language has been lately promoted in Hungary by Béla Kálmán's Vogul grammar (1955) and my paper published under the title „North Vogul Linguistic Studies” (1956).

However, in the great majority of the abovementioned manuals only the accidence of the languages in question has been revealed, confined to its main points; the introduction of phonetics has been completely omitted. Moreover, since each language was handled in a separate volume, they have been unable to offer a uniform and adequately many-sided picture of the languages belonging to the Uralic family to scholars engaged in the study of other families of languages. Thus it was liable to occur that scholars of general and Indo-European philology should denote as exotic linguistic phenomena which are well known in some Finno-Ugric language, possibly in one spoken in their own country; in explaining such „exotic” terms, examples derived from African languages have been quoted with reference to sources that cannot even be regarded as reliable in every respect, whereas in possession of a good manual on Finno-Ugric (Uralic) philology their statements might have been illustrated by the use of much more authentic and more readily available linguistic material. This situation can be finally changed by Björn Collinder's work to be discussed below.

In the chapters devoted in his book to introducing various Uralic languages, the author generally applied the following scheme: after a brief phonetic characterization a rough outline is given of declension and conjugation; texts are presented with the English version, and comments are added, elucidating the morphological features of the words contained in the texts, their etymological correlations, etc. The author's work was, of course, by no means so simple as this scheme is likely to suggest. Our store of knowledge concerning the past of various Uralic languages is widely dissimilar, the latter's degree of dialectal distribution is unequal, and the amount of available pertaining philological literature also varies. Notwithstanding these difficulties, the author has found the correct solution.

Among the Uralic languages Finnish is the first to be dealt with, and this language is treated in fullest detail. The author's decision may be ascribed to two facts. First: Finnish is the most conservative Uralic language; secondly: detailed elucidation in connection with the first language to be discussed, extending to peculiarities more or less typical of all Uralic languages, renders further repetition unnecessary. Finnish being pretty well known and easily accessible, only one fact would seem to call for special notice regarding the part on the Finnish language: Collinder has done his work with such thoroughness and circumspect care that besides the literary language he has devoted special attention to the linguistic peculiarities of the Kalevala, including not only selections from Finnish literature but quoting also the third rune of the Kalevala.

Of the Baltic-Fennic languages apart from Finnish it is Estonian to which the author has devoted a separate chapter. As to size it is no longer than about one third of the former, which is understandable, since with knowledge of Finnish, Estonian requires fewer explanations than without it. In connection with the next language, Lappish, the difficulties become evident which have been mentioned before: with a view to the extent of lingual dissimilarity, one of the dialects had to be selected to demonstrate the „Lappish language”. Naturally, the author chose the most widespread and best known dialect, Norwegian Lappish, for his subject of grammatic characterization, adding, however, samples of southern Lappish too, and without any extensive analysis the accompanying morphological comments furnish graphic illustration of the far-reaching differences between the two dialects.

Of the prominent Mordvin dialects, the author gave preference to the more widely known Erza vernacular. Morphological comments referring to etymologically corresponding words and affixes of the Finnish language demonstrate the relationship between the two languages to students not familiar with Uralic languages. — The chapter dealing

with the Cheremis language is based on the western (Kosmodiemyansk) dialect, but contains numerous references to conditions prevailing in eastern dialects. This method of treatment is highly justified. — Votyak being more uniform than any other Finno-Ugric language, the writing of this chapter was a much easier task for the author than the effort demanded by the previous ones. The dialect of Yelabuga, employed as material, is suitable for demonstrating the typical features of the Votyak literary language. — In the part on the Zyrian language the author applies adequate numbers of references to Votyak, therefore the close interrelations between the two Permian languages become clearly manifest.

For the demonstration of Vogul the author has used a legend of the Konda recorded by Munkácsi (cf. VNGy. I, 166—9). As stated by Munkácsi (VNGy. I, 286), he recorded this legend at the village of Leus-poul (Лейуш) by the river Okhét-jä, a tributary of the Upper Konda, after the verbal communication of Mikita Petrovich Baranov from Térés-poul. The same region has been mentioned by Kannisto (FUF. VIII. Anz. 197) as an area of Central Konda dialect. This dialect, represented by the text in question, has been defined by Collinder (in all probability with reliance on M. Liimola) as a transition form between the dialects of the Upper Konda and Pelimka. The principal point is that the author thus wishes to present a picture of Vogul by quoting a Central-Vogul dialect, although Northern Vogul is undoubtedly better known, while the Southern-Vogul dialect (of the Tavda) is more genuine than the northern dialects, at least from the aspects of vocalism. The author's course is nevertheless justifiable. In many respects the vocalism of Central-Vogul dialects is more original than that of Northern Vogul, their vocabulary having retained a larger number of genuine Vogul words than has the Tavda dialect exhibiting the domination of strong Tartar influence. Nor can the author be accused of having neglected Northern Vogul: he cites paradigms from the Sosva dialect employed as literary language, and in his outline of grammar both Northern- and Southern-Vogul dialects have been given due consideration.

Ostyak is illustrated by description of the dialects of Sherkal and of the Synia well known from the investigations of Steinitz and by selected pieces from the same dialects.

The Survey of Finno-Ugric languages ends with a chapter on the phonetics and accentuation of the Hungarian language. The author has devoted fifty-four pages to the quoted texts and their explanation, which may be denoted as entirely sufficient in a work of this kind. In the phonetic part mention is made of the two varieties of the *e* sound, of the harmony of vowels, the relationship between spelling and pronunciation, the assimilation of consonants, and in a few sentences also of intonation. The part on accentuation deals with declension and comparison, with the most important pronouns and numerals, demonstrates conjugation and the characters of tense, mood and voice, gives a list of participles, followed by examples to illustrate their meaning. In the selection of passages the author took very good care to present the Hungarian language by quoting texts that differ widely from one another as to character, style, and vocabulary. His choice fell on Petöfi's poem entitled „At the end of September”, the Lord's prayer, a passage from the Gospel of Luke, and the folk-tale about The Fox, the Bear and the Poor Man.

Of the Samoyed languages, Yurak-Samoyed, Selkup, and Kamassian are included in the survey of Uralic languages. This part clearly shows the arduous task that faced the author. In connection with the Kamassian language, he points out the difficulties of clearing the chief peculiarities that mark the vocalism of this language. The most eminent expert in this language, Kai Donner, has used 63 vowel signs in his local records, but in his dictionary „only” 42 vowels are distinguished.

Since Collinder's Survey embraces no less than thirteen languages which all display essential differences from one another in sound and phonetic notation alike, the question arises by what system of phonetic transcription could the author give a legible form to the texts taken from various languages to render them accessible to scholars of other fields. The methodicalness of the author's activities is evidenced by the absence of any need to tackle this difficult problem in the volume under review. In his etymological dictionary entitled *Fenno-Ugric Vocabulary* (Stockholm, 1955) Collinder developed a system of phonetic symbols which is much simpler than the phonetic transcription employed in Finno-Ugric philological publications, and at the same time stands nearer to the system of Indo-European phonetic transcription. Although Finno-Ugric scholars have so far declined to accept Collinder's phonetic transcription for their own use, there can be no doubt that Collinder — considering the aim of his works and the circle they were intended for — acted judiciously: for Indo-European philologists he developed a system of phonetic notation which made it possible and relatively easy for them to understand and use Collinder's works. There can be no harm in using two or even more different systems of

phonetic transcription in the sphere of philology, considering the dissimilar aims of various publications read by a public with diverse interests. Trouble on this score would arise only if instead of two or three definably different varieties of phonetic systems confusion came to reign. In my study concerned with Collinder's etymological dictionary (NyK. LIX, 214) I expressed the hope that the author would publish and submit to debate the detailed results of his investigations aimed at clarifying and devising signs for indicating the decisive characteristics of sounds peculiar to various Finno-Ugric languages. Since then Collinder has at all events published a criticism of the so-called FUF phonetic system in a copy of the *Spraketenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar* (Uppsala Universitets Årsskrift, 1957: 12), adding an explanation in justification of the suggested modifications. It will devolve on the Finno-Ugric phonetic committee founded at Helsinki in 1958 to take a final stand regarding the questions thus raised. The interests of our branch of science would be served to the best advantage by avoidance of delay in deciding the issue.¹

The Survey ends with the Appendix to Fenno-Ugric Vocabulary. For those who use the latter work it is important to know that this appendix contains numerous addenda and amendments to Collinder's etymological dictionary.

Collinder's Survey is the fruit of a remarkable scholar's admirable erudition, relentless perseverance, and tireless, systematic work. While dealing with this great achievement worthy of being denoted preeminently as a popularization on the highest level, we have already before us the author's new major work, a comprehensive summary of his comparative philological studies concerned with the Uralic languages: *Comparative Grammar of the Uralic Languages* (Uppsala 1960). Gy. Lakó

Björn Collinder, Survey of the Uralic Languages. Stockholm, Almqvist & Wiksell. 1957. XXII + 536 l.

(Р е з ю м е)

Уральские языки, за исключением венгерского, финского и эстонского, вплоть до последнего времени были мало доступны изучению. Поэтому часто случалось, что представители общего и индоевропейского языкознания ссылались на «экзотические» языковые явления, которые отнодио не экзотические в финноугорских языках. Часто языковеды для объяснения подобных экзотических явлений приводили примеры из языков народов Африки. Эти примеры зачастую брались из работ, которые не всегда стояли на нужном научном уровне. Рецензируемая работа Бёрна Коллиндера наконец восполнила этой пробел.

В книге автор в отдельных главах знакомит с уральскими языками, описывает кратко их фонетическую структуру, падежную и глагольную систему, приводит тексты на этих языках, которые подробно комментируются как с точки зрения формы слов так и с точки зрения их этимологии.

В книге Коллиндера описываются 13 уральских языков. Из них подробнее всего описывается финский язык, а также венгерский и эстонский. Так как уральские языки в фонетическом отношении сильно отличаются друг от друга, автор создал своеобразную транскрипцию, которая пригодна для описания фонетической структуры всех упомянутых уральских языков. Эта транскрипция проще той, которая применялась до сих пор в финноугриктике, в то же время тесно примекает к транскрипции, применяемый в индоевропейском языкознании. В следствие этого весь языковой материал, описанный Коллиндером, становится доступным и легко усвояемым и для не финноугроведа.

Дб. Лако

Manuel of Phonetics. Rédacteur: L. Kaiser. North-Holland Publ. Co. Amsterdam, 1957. 460 pages.

Ce manuel de phonétique rédigé par L. Kaiser est un recueil d'études assez longues écrites par 30 auteurs (dont 16 sont européens et 14 américains). Le livre comprend 6 parties importantes. Les titres offrent une bonne vue d'ensemble de la conception du rédac-

¹ Several contributions have already been put forward with reference to Collinder's suggestions purposing simplification; cf. 1. Aulis J. Joki, *Tarkekirjoitukseemme yksinkertaistaminen* (Vir. 1958: 291–8); 2. В. И. Лыткин: О единой научной транскрипции звуков финно-угорских языков. (Москва—Ленинград, 1960. р. 22.)

teur et des buts qu'il s'est proposés. Le livre se divise en 6 sections, dont les titres sont les suivants:

- A: The History of Phonetics (26 pp.)
- B: Basal Sciences of Phonetics (96 pp.)
- C: Phonetic Research (84 pp.)
- D: Phonetics in its Relation to Linguistics (121 pp.)
- E: Phonetics in its Relation to other Sciences (62 pp.)
- F: Phonetics and the Origin of Speech (37 pp.)

L'étendue des articles indiquée par le nombre de pages atteste un bonne proportion dans la répartition des thèmes principaux. Les sections C et D qui traitent l'essentiel du sujet comprennent la moitié de la matière.

Certaines fautes de proportion, de même que quelques autres faiblesses de l'ouvrage se manifestent dans les questions de détail. Avant tout il est surprenant de voir à quel point les auteurs américains négligent la bibliographie européenne. W. Trendelenburg, qui joua un rôle si important dans les recherches phonétiques acoustiques n'est mentionné, en dehors d'Arnold, que par un seul auteur (Peterson). L'activité de Chiba et de Kajiyama n'occupe pas non plus dans ce livre la place qui lui revient. Relevons encore l'omission d'auteurs tels que G. Fant, W. Meyer-Eppler, Jw. van den Berg, R. Ilusson et autres représentants renommés de la phonétique. On regrette tout particulièrement l'absence d'une bibliographie vraiment contemporaine. Parfois le lecteur a l'impression d'avoir dans les mains un ouvrage qui date un peu, ayant traîné pendant longtemps à l'imprimerie. C'est ce que semble indiquer notre relevé statistique où les articles cités, postérieurs à 1946, sont groupés selon la date de leur parution:

1947	1948	1949	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956,
26	34	49	55	40	65	58	34	20	7

Étant donné que la plupart des citations de 1955 et 1956 ont été ajoutées ultérieurement, on peut dire sans exagérer que la bibliographie ne va que jusqu'à 1954. Evidemment, c'est un grave inconvénient pour un manuel paru dans la seconde moitié de 1957! Signalons une autre lacune non moins regrettable: aucune mention n'est consacrée à la théorie de l'information, à part quelques mots figurant dans le bref article sur les méthodes statistiques d'E. B. Newman.

Néanmoins les lacunes de ce genre ne ternissent pas les pages bien écrites de ce livre. Outre la composition harmonieuse, il faut souligner le fait que la plupart de ces brèves synthèses donnent une bonne idée de la matière. Dans ce sens, le nombre élevé des auteurs doit être considéré comme un avantage, car chaque collaborateur avait l'occasion de jeter un coup d'œil sur les problèmes de son activité spéciale. Les résultats des recherches les plus diverses sont esquissés avec beaucoup de concision; le lecteur trouvera dans l'ouvrage des points de repère et des indications sommaires concernant les différents domaines de la phonétique. Les sujets des articles dont brièvement les suivants:

1. G. Panconcelli-Calzia : *Earlier history of phonetics* (3—17)

Dans cet article particulièrement l'auteur esquisse l'histoire de la phonétique intéressante des temps les plus anciens à la fin du XIX^e siècle. Malheureusement le demi-page qui se réfère au XX^e siècle n'est qu'un aperçu assez superficiel. La majeure partie du texte est fondée sur les travaux antérieurs de l'auteur lui-même.

2. F. Trendelenburg : *Technical development of phonetics* (31—64)

L'auteur est connu pour avoir introduit le premier, en 1924, les méthodes électro-acoustiques modernes dans les recherches phonétiques. Il est donc parfaitement compétent en la matière; il est pourtant dommage que même dans un article aussi sommaire que celui-ci il soit question d'un problème plus ou moins étranger au sujet, notamment de la discussion de Helmholtz et Hermann sur l'origine des voyelles.

3. G. E. Arnold : *Morphology and physiology of the speech organs* (31—64)

Exposé approfondi, clair et détaillé, muni de la bibliographie la plus vaste du livre (164 renvois).

4. N. R. French : *Auditory considerations* (65—93)

Article n'entrant pas trop dans les détails, mais traitant avec clarté les problèmes d'acoustique relevant de la phonétique.

5. A. Gemelli, J. W. Black : *Phonetics from the viewpoint of psychology* (94—117)

Très judicieusement, les auteurs ont divisé la matière en deux parties: phonétique pour l'observateur et phonétique pour le sujet parlant. Il y est encore question des statis-

tiques phonétiques, de l'intelligibilité, du rôle psychologique du „rattachement”, etc. La liste bibliographique est assez lacuneuse.

6. *E. B. Newman : Statistical methods in phonetics* (118—126)

Après le plaisir que nous avons eu à trouver ce titre dans le manuel, nous avons éprouvé une grosse déception en lisant l'article. Que pourrait-on bien dire de ce problème sur 9 pages, en s'appuyant au total sur 5 renvois bibliographiques?

7. *G. E. Peterson : The phonetic evaluation of signals* (129—138)

Le but de cet article est d'initier le lecteur à la méthodologie de la mensuration physique des signaux et de l'analyse de leur réception. En outre, l'auteur examine aussi la transformation de la communication et le mécanisme de la chaîne parlée.

8. *G. E. Peterson : Breath stream dynamics* (139—148)

Le sujet de ce chapitre est constitué par les processus de respiration indépendants du discours ou se produisant pendant le discours; les résultats des recherches classiques s'y joignent aux vues plus modernes.

9. *G. E. Peterson : Laryngeal vibrations* (149—155).

L'article analyse d'une part, les recherches effectuées au moyen de modèles, d'autre part, les observations directes. L'auteur s'appuie surtout sur les résultats obtenus dans le laboratoire Bell, c'est-à-dire contrairement aux conclusions de G. E. Arnold (voir plus haut, article 3) qui a envisagé ce problème sous un angle tout différent.

10. *G. E. Peterson : Articulation* (156—165)

Le classement des phonèmes et leurs indices physico-physiologiques constituent les points principaux de ce chapitre, rédigé avec une remarquable netteté. Les quatre articles de Peterson doivent d'ailleurs être considérés comme une seule contribution et, disons-le aussitôt, c'est la partie la plus nourrie de faits du livre entier. D'une manière générale, nous avons affaire à une synthèse sobre et impressionnante; il est dommage que parfois l'horizon paraisse un peu étroit, les quatre articles ne nous offrent que 46 renvois bibliographiques.

11. *J. D. Subtelny, S. Pruzansky, J. Subtelny : The application of Roentgenography in the study of speech* (166—179)

Synthèse approfondie, avec de nombreuses illustrations. A propos de la bibliographie il est à remarquer que plusieurs des articles indiqués ne se rapportent pas au sujet.

12. *H. L. Barney, H. K. Dunn : Speech analysis* (180—201)

Compte rendu consacré aux méthodes modernes d'analyse phonétique. L'attention des auteurs se concentre presque exclusivement aux travaux du laboratoire Bell; d'autres questions sont à peine effleurées. On ne comprend pas trop pourquoi certains problèmes concernant l'intelligibilité ont dû être traités précisément dans cet article.

13. *H. L. Barney, H. K. Dunn : Speech synthesis* (202—212)

Dans ce chapitre on étudie la formation artificielle des phonèmes et du discours, ainsi que leur synthèse à partir de leurs éléments. L'observation que nous avons faite à propos du chapitre 12 vaut aussi pour celui-ci, mais cette fois nous devons reconnaître que tous les résultats importants obtenus dans le discours synthétique sont réellement dus au laboratoire Bell. La liste bibliographique des deux articles se compose de 106 références, dont 30 européennes et 76 américaines.

14. *R. Jakobson, M. Halle : Phonology in relation to phonetics* (215—251)

Le plus long article du livre: il compte 37 pages. Du point de vue linguistique, c'est un travail particulièrement intéressant et minutieux. Les auteurs étudient en détail les différents points de vue, sans s'éloigner bien entendu d'une base linguistique solide. Dans leurs exemples aussi ils utilisent abondamment les résultats obtenus par la linguistique générale.

15. *A. Martinet : Phonetics and linguistic evolution* (252—273)

Comme il ressort du titre, l'article contient l'explication de la théorie phonologique des changements phonétiques. Les principales sources citées sont Grammont, Jakobson, Jespersen, Trubetzkoy et Martinet lui-même.

16. *G. Hammarström, The Romance languages* (279—288)

Il s'occupe principalement de la phonétique française, mais donne aussi une vue d'ensemble très nette de l'aspect phonétique des toutes les cinq langues examinées.

17. *L. F. Brosnahan, O. von Essen : The Germanic languages* (289—303)

Le premier auteur étudie, au point de vue statistique, la phonétique comparée de six langues germaniques. Le second auteur s'occupe des questions du rythme et de la mélodie en se basant sur trois des langues examinées et particulièrement sur l'allemand.

18. *B. Håla, The Slavonic languages* (302—311)

Synthèse intéressante, fondée pour l'essentiel sur des matériaux polonais et tchèques; les particularités des autres langues slaves ne sont pas oubliées non plus.

19. *A. Sovijärvi, The Finno-Ugrian languages* (312—324)

C'est le plus long des articles linguistiques. Seules les langues hongroise et finnoise sont prises en considération ce qui donne à cet essai de synthèse un caractère trop exclusif par rapport au titre. À l'encontre des chapitres précédents, il est plus nettement orienté vers la phonétique expérimentale. L'autre s'occupe avec une minutie semblable à celle de von Essen des problèmes de la mélodie et du rythme. Les références se répartissent comme suit: 18 hongroises, 17 finnoises, 3 autres.

20. *W. Leslau: The Semitic phonetic system* (325—329)

Exposé fort sommaire où, outre la tentative d'esquisser des systèmes, se fait valoir aussi le point de vue historique.

21. *A. Burssens: Notes on African tone languages* (330—335)

Bref exposé, avec 46 références à l'appui.

22. *R. Luchsinger, Phonetics and pathology* (339—363)

L'article s'occupe, d'une part, de certains problèmes de l'examen phonétique, d'autre part, des corrélations qu'on peut démontrer entre certaines maladies et opérations agissant sur la prononciation ou l'usage de la parole et les changements phonétiques qui en résultent. En outre, il y est question aussi de l'examen électro-encéphalographique du bégaiement. Article détaillé et approfondi.

23. *A. Sommerfelt: Phonetics and sociology* (364—371)

L'auteur envisage le problème au point de vue comparatif et historique, mais en dernière analyse son article n'a pas grand'chose à voir avec la sociologie.

24. *J. Smits van Waesberghe: Phonetics in its relation to musicology* (372—384)

Outre les différences entre la parole et le chant, le rythme et l'intonation sont également pris en considération. L'étude de la dernière est particulièrement intéressante.

25. *A. W. de Groot, Phonetics in its relation to aesthetics* (385—400)

Sont étudiés dans cet article certains questions de style, des formes métriques, puis de nouveau le rythme, et enfin l'accent.

26. *O. C. Irwin, Phonetical description of speech development in childhood* (403—425)

Étude intéressante et approfondie, basée sur les conclusions statistiques d'une série d'expériences. On a examiné des groupes soumis à des influences très diverses, les facteurs externes et internes du processus normal de l'évolution du langage sont soigneusement pris en considération.

27. *E. Buyssens: Development of speech in mankind* (426—436)

L'article traite des changements des phonèmes, des étapes de leur évolution, de leurs remplacements par d'autres sons, du changement de la valeur de certains fins de mots, etc.

28. *F. Trojan: General semantics* (437—439)

Dans cet article très sommaire l'auteur cherche à établir une comparaison entre les moyens phoniques du langage et ceux qui appartiennent à une catégorie inférieure au langage.

*

Comme il ressort de ce compte rendu succinct, les mosaïques dont ce livre se compose présentent aussi bien les avantages que les inconvénients d'un ouvrage collectif de ce genre. Dans certaines cas le même problème est examiné, sous divers angles, par trois, quatre, voire un nombre encore plus grand d'auteurs. Évidemment, on peut recourir à l'index, mais l'aide qu'il nous offre est assez limitée. Pour avoir une véritable vue d'ensemble de tous les problèmes, qui ont été mis sur le tapis il faut lire le livre entier ce qui — malgré les lacunes que nous venons de relever — doit être recommandé à tous les phonéticiens.

Disons un mot aussi de la tâche bien difficile du rédacteur qui avait à réunir des matériaux très divers et provenant d'un grand nombre d'auteurs. Dans ces conditions nous trouvons fort naturel que ses efforts laissent à désirer. Mais c'était également le rédacteur qui devait choisir les collaborateurs et déterminer le sujet et les proportions de la contribution de chacun. Sous ce rapport le travail du rédacteur a été couronné de succès; néanmoins il serait souhaitable qu'une nouvelle édition remaniée ou au moins une espèce d'appendice, c'est-à-dire un autre recueil d'études fasse disparaître les lacunes. De toute manière nous avons l'impression que l'édition présente du *Manuel de Phonétique* n'est pas encore complète. Nous souhaitons que les appoints soient mis sous presse dans le plus bref délai.

La présentation du livre est exemplaire. Les figures sont nettes, mais à bien des égards leur nombre semble insuffisant. L'éditeur mérite des éloges pour son travail très soigné.

T. Tarnóczy

L. Kaiser: Manuel of Phonetics

(Резюме)

Книга содержит в себе 28 статей разного объема. Отдельные статьи связаны между собой общей тематикой. Авторы сборника (частью европейцы, частью же американцы) трактуют о вопросах, относящихся к области их научной деятельности. К каждой из статей сборника приложены специальные библиографические списки. Материалы, опубликованные в сборнике, охватывают широкий круг проблем фонетики.

T. Тарноци

Dolgozatok a magyar irodalmi nyelv és stílus történetéből (Études sur l'histoire de la langue et du style littéraires hongrois). Rédigé par Dezső Pais. Akadémiai Kiadó (Editions Académiques). Budapest, 1960. 289 pages.

1. La linguistique hongroise se tourne de plus en plus vers les problèmes d'intérêt pratique; le présent volume fournit une série de contributions à la stylistique et à l'histoire de la langue littéraire. Malgré les divergences qui se révèlent aussi bien par le choix des sujets, ainsi que par les méthodes qu'une équipe de sept collaborateurs a appliquées à des époques très différentes, ce recueil fait preuve d'une remarquable unité. Celle-ci, à son tour, est à ramener en premier lieu à la personnalité marquante du rédacteur dont les suggestions se font sentir à maints endroits; en outre, les sept auteurs ont au fond une conception assez homogène des problèmes essentiels de la langue et du style littéraire. Comme qualités communes, signalons encore non seulement le caractère approfondi de ces recherches, mais aussi le soin d'exposer les résultats d'une manière agréable et parfaitement appropriée au sujet.

2. Le volume s'ouvre par l'introduction de D. Pais: même son titre (Kérdések, utak-módok, eredmények az irodalmi nyelv vizsgálatában — Problèmes, méthodes et résultats de l'étude de la langue littéraire, 5—29) révèle aussitôt au lecteur qu'il ne s'agit pas d'un simple avant-propos. Bien au contraire, c'est un tour d'horizon qui semble embrasser tout ce qui s'est fait dans ce domaine depuis le congrès de Szeged des linguistes hongrois (1952). Les tâches à résoudre ne sont pas oubliées non plus de sorte que dès les premières pages on a l'impression de lire un vaste programme à réaliser.

Zoltán Trócsányi a consacré une étude substantielle à la langue de quelques écrivains des XVII^e et XVIII^e siècles (Írók egyéni nyelve a XVII—XVIII. században — La langue individuelle des écrivains aux XVII^e et XVIII^e siècles, 31—41). L'auteur soumet à un examen minutieux la langue de trois écrivains (István Geleji Katona, György Balog et Sámuel András) et à un examen sommaire celle de quelques autres pour démontrer que le processus de standardisation de la langue littéraire avait connu aussi des „rechutes”: assez nombreux étaient les écrivains qui, se souciant peu de la norme — ou des normes — de la langue littéraire proprement dite, restaient fidèles à certaines particularités individuelles, notamment aux particularités dialectales d'un parler qui leur était familier depuis leur enfance.

Dans l'étude suivante (A táji nyelvtípusok szemlélete a XVIII. század második felében — Les vues de la seconde moitié du XVIII^e siècle sur les parlers régionaux, 43—66) qui, à proprement parler, fait partie d'une monographie plus détaillée, Loránd Benkő aborde une question à peine examinée par les auteurs antérieurs: il s'agit de savoir comment les écrivains et les savants de la seconde moitié du XVIII^e siècle — époque d'une importance décisive de la cristallisation des normes littéraires — appréciaient les parlers régionaux et dans quelle mesure ils s'en servaient dans leurs oeuvres. La partie la plus instructive de l'étude est peut-être celle où il est question du prestige quasi littéraire de trois „types de langue” représentant tour à tour la Transylvanie, les régions centrales — ou, pour mieux dire, le Nord-Est du pays — et la Pannonie. On peut souscrire sans la moindre hésitation à l'opinion de l'auteur selon laquelle le parler régional ayant le plus d'autorité était la langue commune de la région qui s'étendait de Košice (Kassa) à travers Sárospatak jusqu'à Debrecen.

L'étude de Ferenc Szilágyi sur le lexique de la langue poétique de Csokonai (Csokonai költői szókincséről, 67—130) se fait remarquer aussi bien par ses résultats que par sa méthode. Cette fois il s'agit d'un des domaines les plus négligés de la stylistique et de l'étude de la langue individuelle; ajoutons aussitôt que même dans ce domaine hérissé de tant de difficultés l'auteur a réussi à se frayer un chemin praticable. F. Szilágyi se propose de se renseigner sur les sources de la langue d'un poète ou, si l'on veut, sur les rela-

tions du poète lui-même avec les diverses couches de la langue de son époque. La langue de conversation, les termes de métier, les archaïsmes et les mots dialectaux semblent pénétrer sous nos yeux dans les genres les plus divers et, à propos de chaque genre, on est renseigné aussi sur la valeur stylistique des mots un peu plus particuliers. Grâce à cette méthode les traits essentiels de la langue de Csokonai sont placés sous un jour nouveau et même l'individualité du poète, son esprit moderne, son attitude „populiste” et son réalisme se dessinent avec plus de relief. Outre les contributions à l'histoire du style poétique hongrois, l'étude de Szilágyi excelle aussi dans le domaine du travail philologique: à propos d'une série de mots les opinions antérieures sont rectifiées (cf. par ex. *guillotine* 78, *matröz* 79, *kakaó* 81, *kopároz* 112, *duttyán* 122 etc.), la date d'un poème est établie d'une manière plus précise (cf. 98) et certains mots (comme par ex. *sió* 123 sq) sont soumis à une analyse quasi exhaustive.

C'est également au lexique de la langue littéraire que se rapporte l'étude de M^{lle} Éva Ruzsieszky (Kazinczy állásfoglalása az idegen szavak kérdésében — L'attitude de Kazinczy à l'égard des mots d'origine étrangère, 131 — 169). L'auteur applique les méthodes de la stylistique moderne aux vues théoriques et à l'usage littéraire de Kazinczy; à ce sujet elle fait une série de remarques judicieuses aussi bien sur l'emploi des mots d'emprunt que sur le lexique de Kazinczy en général. Les habitudes stylistiques de ce grand écrivain sont illustrées au moyen d'exemples tirés des deux éditions du roman „Bácsmegyey” et d'autres œuvres.

Au point de vue de la méthode, des résultats et même du style l'étude de M^{me} Rózsa T. Lovas occupe une place à part dans le présent recueil (A Bánk-bán költői képei — Les images poétiques de la tragédie Bánk-bán [par J. Katona], 171 — 224). Depuis Aristote on a très souvent examiné les images (cf. A magyar stilsztika vázlata — Esquisse d'une stylistique hongroise. Budapest, 1958 76 — 125), néanmoins ni la genèse et les limites, ni l'essence et les variétés de l'image n'ont pas encore été établis d'une manière satisfaisante. Dans un article antérieur (Képes kifejezés, költői kép — Métaphore et image poétique. Iskola Nyelvművelő — La culture de la langue à l'école 364 — 71) l'auteur s'est déjà occupée de ces questions souvent fort complexes; néanmoins même par rapport à ces efforts le présent article témoigne d'un remarquable progrès. Selon l'avis de M^{me} Lovas l'image poétique est, d'une part, une image issue de la métaphore et soumise aux règles d'une composition rigoureuse (221, 173), d'autre part, un produit de l'imagination créatrice du poète (175). Les buts de l'image sont soigneusement analysés (136 — 9); au surplus, on est copieusement renseigné aussi bien sur l'importance de l'image que sur ses variétés dont chacune demande à être caractérisée individuellement (p. ex. les images réalistes sont à distinguer des images romantiques). Après ces remarques préliminaires, l'auteur, ayant toujours en vue les relations du contenu et de l'expression linguistique, examine d'une manière fort instructive les images de la tragédie classique de Katona. Au cours de cette analyse approfondie maintes remarques révèlent les rapports des images et du style d'une certaine époque, le sort des images empruntées, l'histoire de certaines expressions et locutions, les conclusions qui se dégagent de la comparaison des images, etc.

La belle étude de G. B. Németh (A századvégi Nyelvőr-vitához — Les discussions autour de la revue Nyelvőr [Gardien de la Langue Hongroise] à la fin du XIX^e siècle, 225 — 261) semble avoir des relations un peu plus éloignées avec l'histoire de la langue et du style littéraires hongrois; néanmoins il serait difficile de ne pas reconnaître que l'auteur a su dire l'essentiel sur une des plus importantes vagues de l'orthologie, sur ses côtés positifs et négatifs. Au moyen d'un vaste tour d'horizon et d'une perspicacité parfaitement objective l'auteur jette un jour nouveau non seulement sur l'activité de Gábor Szarvas et sur l'état de la linguistique à cette époque, mais aussi sur la littérature et la vie culturelle du dernier tiers du XIX^e siècle. D'un amas de faits où il était particulièrement difficile de s'orienter G. B. Németh a dégagé avec une rare lucidité le jeu des diverses prises de position: pour ne donner qu'un exemple, il a réussi à préciser pourquoi au début le groupe de Gyulki et celui de Reviczky avaient accordé tout leur appui au Nyelvőr et pourquoi, après quelques années, ils finirent par prendre une position diamétralement opposée. L'effet négatif des efforts de Szarvas et de ses collaborateurs ne sont point passés sous silence; il n'en reste pas moins que l'auteur est le premier à reconnaître la pureté de leurs intentions, la profondeur de leur préparation scientifique, l'importance de leur lutte contre les néologismes superflus et les résultats qu'ils ont obtenus surtout dans le domaine des sciences.

La stylistique descriptive et historique, ainsi que l'histoire de la langue poétique — qui, au fond, n'est qu'une partie de l'histoire de la langue littéraire et, en un sens encore plus large, de celle de la langue hongroise — peuvent profiter à mesure égale d'une impor-

tante contribution de József Tompa (Újabb „szépirói nyelvtanunk” egy érdekes alakulatáról — Sur un curieux phénomène de l'usage grammatical dans la langue littéraire hongroise, 263—89). L'auteur y examine les doublets du type *égén* ~ *egén* „au ciel”. A première vue les formes *egén* „au ciel”, *jégén* „sur la glace”, *nevén* „sous le nom de . . .” paraissent irrégulières vis-à-vis des formes „correctes” *égen*, *jégen*, *néven* ; néanmoins J. Tompa réussit à prouver que les formes du type *egén*, *levelén* „sur la feuille” qu'on rencontre aussi bien dans la prose littéraire que dans certaines oeuvres poétiques de XX^e siècle sont plus anciennes ce qui revient à dire que les écrivains se servent souvent de formes archaïques ayant une valeur stylistique particulière.

3. Tout compte fait, ce recueil d'études offre d'excellents exemples de ce que la „microphilologie” peut produire dans le domaine de l'histoire de la langue et de la stylistique ; ses méthodes ont une utilité indiscutable et son apport est remarquable même au point de vue théorique. On est heureux de constater que la stylistique hongroise peut se vanter désormais d'un progrès très appréciable des recherches consacrées à l'histoire de notre style littéraire.

I. Szathmári

Dolgozatok a magyar irodalmi nyelv és stílus történetéből. Под редакцией Д. Пайжа. Budapest, 1960.

(Р е з ю м е)

Сборник статей «Исследования из истории венгерского литературного языка и стиля» состоит из «Введения», занимающегося вопросами общего принципиального значения (работа редактора сборника Деже Пайжа), и из работ, исследующих индивидуальный язык и стиль отдельных писателей и поэтов (Золтан Трочани: Индивидуальный язык писателей в 17—18 веках, Ференц Силади: О лексике поэзии Чоконан, Рожа Т. Ловаш: Поэтические образы «Банк бан»-а, сюда можно отнести и работу Ружички Эвы: Позиция Казинци в употреблении заимствованных слов). Работа «Взгляды относительно диалектных типов языка во второй половине 18 века» занимается одним из важнейших периодов развития венгерского литературного языка (Лоранд Бенке). Статья «Об одном интересном явлении грамматики новой венгерской беллетристики» (Йожеф Томпа) отличается ценными замечаниями относительно грамматики венгерского языка. Работа «К вопросу о полемих вокруг журнала Magyar Nyelvőr» касается и истории венгерского литературного языка, и истории стиля (Г. Бела Немет).

H. Саммару

Nyelvtani tanulmányok (Etudes de grammaire). Rédigé par Béla Sulán. Tankönyvkiadó (Maison d'édition classique). Budapest, 212 pages.

Dans la linguistique hongroise les recherches consacrées à la grammaire descriptive ont reçu plus d'ampleur après 1945, c'est-à-dire dans la période caractérisée par la nécessité de rédiger une grammaire académique. Celle-ci, sous le titre de „A mai magyar nyelv rendszere” (Système de la langue hongroise contemporaine) a déjà paru en deux volumes ; néanmoins les auteurs qui se sont réunis pour faire paraître le recueil que nous allons examiner — outre quatre collaborateurs de la grammaire académique (Mme Éva Lőrinczy, Mme Ilona Molnár, Mlle Éva Ruzsiczky et Mihály Temesi) qui, cette fois, ont traité des sujets étroitement liés aux parties rédigées par eux pour la grammaire en question — se sont recrutés parmi des universitaires et des collaborateurs scientifiques qui n'appartiennent pas au collectif chargé de la rédaction de la grammaire. Ceux-ci sont au nombre de huit ce qui veut dire qu'en Hongrie l'intérêt suscité par les problèmes de la grammaire descriptive ne se borne guère à un mince groupe de chercheurs.

Le recueil se divise en trois sections et le lecteur, passant d'une section à l'autre, a l'impression d'examiner trois parties d'un abord très inégal. La partie la plus dure à lire est sans conteste la première qui, sous le titre de „A nyelvtan elméleti kérdéseirhez” (Sur les questions théoriques de la grammaire), traite — à une exception près — de la théorie des catégories de mots. Dans la deuxième section (A magyar leíró nyelvtan néhány kérdése — Quelques problèmes de la grammaire descriptive de la langue hongroise) trois collaborateurs nous introduisent dans l'atelier même de la grammaire académique pour nous initier aux problèmes surgis au cours de sa rédaction. Deux études de cette section,

traitant des mots composés et de la dérivation suffixale, servent à exposer les principes méthodiques qui ont guidé les auteurs des parties correspondantes de la grammaire (v. *A magyar nyelv rendszere* I. 1961, pp. 333—420 et 421—471). D'un caractère analogue est d'ailleurs aussi l'étude de M. Temesi dans la première section; à proprement parler, elle est une espèce d'introduction théorique au chapitre, qui, dans la grammaire académique, traite des catégories de mots (op. cit. p. 193—294). Enfin la troisième section (*A magyar nyelvtanírás történetéből* — Sur l'histoire des grammaires de la langue hongroise) est peut-être la plus facile à lire. On s'y heurte à moins de problèmes; les trois auteurs qui y ont collaboré ne se sont proposé d'autres buts que d'esquisser trois époques différentes de l'évolution des grammaires hongroises.

Béla Sulán, l'auteur de la première étude (*Jegyzetek a nyelvtan tárgyról és felhasználásáról* — Réflexions sur l'objet et la division de la grammaire, pp. 7—24), insiste sur le fait qu'établir l'objet et la division de la grammaire n'est pas une question purement linguistique, mais aussi un problème gnoséologique. La division traditionnelle (phonétique, lexicologie, syntaxe ou syntagmatique) paraît superficielle puisqu'elle ne fait état de ces différences qualitatives des degrés d'abstraction et de généralisation auxquels Staline a également renvoyé au cours de la discussion qui s'est déroulée dans les colonnes de la *Pravda*. Etant donné que la langue remplit ses fonctions au moyen de mots et de la réunion des mots en phrases — ce qui revient à dire que la langue se compose du lexique, d'une part, et du système grammatical, d'autre part — la science de la langue a également à s'occuper de ces deux domaines en leur consacrant la *lexicologie* et la *grammaire* proprement dite. C'est à la lexicologie que se rattache la sémantique des mots, tandis que la grammaire se scinde en deux branches principales: en morphologie (règles des changements subis par les mots) et en syntaxe (règles de la construction des phrases). La phonétique est en rapport aussi bien avec la lexicologie qu'avec la grammaire ce qui ne nuit nullement à l'autonomie relative de la phonétique.

Le sujet de cette étude se rattache aux matériaux d'une discussion qui se poursuit depuis de longues années. En 1953 ce fut précisément B. Sulán qui mit sur le tapis le problème de la division de la grammaire; dans sa récente étude il représente au fond son point de vue depuis longtemps connu. Etant donné que la division de la grammaire n'est pas seulement une question théorique, mais aussi une question pratique dont la solution la plus utile peut varier selon les langues, à mon avis les seules personnes autorisées à aborder ce problème sont celles qui, adoptant un certain plan, se chargent de rédiger la grammaire d'une langue donnée. Néanmoins, même sans envisager une entreprise de ce genre, on peut reconnaître le bien fondé des divisions proposées par Sulán concernant la lexicologie et la grammaire, d'une part, et la distinction de la morphologie et de la syntaxe, d'autre part. Outre les principes gnoséologiques sur lesquels l'auteur insiste avec une remarquable vigueur, des considérations d'ordre pratique nous engagent également à adopter cette conception. D'une manière générale, toute la discussion aurait été beaucoup plus approfondie, si les participants avaient fait appel aux expériences des auteurs hongrois et étrangers, ainsi qu'à la pratique des grammaires. Malheureusement ni la discussion antérieure, ni le présent article ne fait ressortir le fait que par ex. les grammaires d'édition soviétiques (manuels universitaires, etc.) reposent presque sans exception sur les principes préconisés par B. Sulán. On rencontre des principes analogues dans certaines grammaires occidentales; pour n'en citer qu'une seule, la *Functional English Grammar* de Margaret M. Bryant (Boston, 1945) se divise en deux parties: 1. *Accidence or the Form of Words*; 2. *Syntax*. En ce qui concerne les auteurs hongrois, on regrette surtout l'omission de toute allusion aux travaux de Gy. Laziczius.

Dans l'étude suivante (*Elméletek a szófajok természetéről* — Études sur la nature des catégories de mots, pp. 25—48) Zsigmond Telegdi résume quelques réflexions faites au cours de ses recherches sur un domaine spécial de la linguistique. La majeure partie de l'article contient des remarques critiques sur les théories de V. Brøndal, F. Slotty, J. Kurylowicz, Ch. Bally, E. Hermann et Sir Alan Gardiner; dans les deux dernières parties l'auteur expose ses propres points de vue. L'étude a d'ailleurs paru dans cette revue même (*Bemerkungen zu einigen Theorien bezüglich der Wortarten*. *ALH*. VIII—1958, pp. 1—44); sa version hongroise présente pourtant quelques additions bibliographiques.

L'étude d'István Papp (*A finn szófaji kutatás fő irányai* — Les tendances principales des recherches finlandaises sur les catégories de mots, pp. 49—67) initie le lecteur à une branche particulièrement riche de la littérature linguistique finnoise; les théories de Martti Airila, Aarni Penttilä, Lauri Hakulinen et Paavo Ravila sont suivies de quelques remarques critiques.

L'article de Mihály Temesi (*A szófaji értékek változásai* — Les changements de valeur dans les catégories de mots, pp. 69—88) offre un résumé succinct des vues théoriques

qui, d'une manière générale, caractérisent la linguistique hongroise et qui se retrouvent aussi dans la grammaire académique. L'appartenance à deux catégories de mots ou l'appartenance occasionnelle d'un mot à une catégorie donnée sont des notions généralement admises par les linguistes hongrois et, à vrai dire, il serait difficile de s'en passer.

Dans son étude consacrée au caractère et à la genèse des postpositions (A névutók mivoltáról és keletkezéséről, pp. 89—101) Árpád Sebestyén met au point nos connaissances relatives à la nature de la postposition comme catégorie de mots. Il est à remarquer que l'auteur a consacré aussi sa thèse de «candidat» aux divers problèmes des postpositions.

L'étude de József Kelemen (A mondatzókrol — Sur les mots-phrases, pp. 103—14) est également un chapitre détaché d'une monographie plus volumineuse. Selon l'opinion de Kelemen, le mot-phrase est un mot employé surtout comme phrase à un membre. Il est évident que cette conception implique une définition de la phrase embrassant non seulement la phrase birème (sujet — prédicat), mais aussi la phrase monorème. Celle-ci, à son tour, en tant que catégorie syntaxique (cf. *Siess!* „Dépêche-toi!” *Pista!* „Etienne!” *Esik* „Il pleut”. *Megyek* „Je vais”. *Várlak* „Je t'attends”) ne peut être identifié avec le mot-phrase. Entre les mots-phrases et les phrases monorèmes il y a des cas d'interférence (cf. *Jójj!* ~ *Jer!* „Viens!” ou *Néd!* ~ *Né!* ~ *Nini!* „Regarde!”); quant au mot-phrase, il est également une espèce de transition entre l'interjection (en tant que „voix naturelle”) et le mot grammaticalement formé. L'auteur traite aussi de la terminologie: le terme latin *interjection* et ses calques (all. *Zwischenwort*, hongr. *közbevetés*, *közzó*) se base sur le caractère intercalé de certains mots-phrases sans qu'on puisse nommer „interjection” un mot-phrase commençant ou terminant l'énoncé, ou bien employé sans contexte. Le terme allemand *Empfindungswort* (hongr. *indulatszó*) n'est pas applicable non plus à tous les mots-phrases sans distinction.

Dans son article sur la composition des mots et quelques problèmes théoriques de l'examen descriptif des mots composés (A szóösszetétel és az összetett szavak leíró vizsgálatának néhány módszertani kérdése, pp. 117—142) Mme Éva Lőrinczy expose que le chapitre réservé aux mots composés et considéré comme partie de la formation des mots n'a sa raison d'être que dans un seul cas: si, au lieu d'envisager principalement les résultats de cette manière de la formation des mots, on examine surtout le processus même de la composition. Il y a deux espèces de composition: la première comporte l'union de deux morphèmes radicaux ayant chacun une forme et une signification différentes, la seconde l'union d'un morphème radical avec le même morphème. Au fond il ne peut être question de composition comme manière spéciale de la formation des mots que dans le cas où il s'agit de l'union de deux mots différents. Quant à la genèse des mots composés, il convient de préciser que ceux qui doivent leur naissance à une espèce de „agglutination syntaxique” sont en minorité dans la langue contemporaine. Les cas de redoublement qui modifient à peine le sens du mot (cf. *néha-néha* „de temps à autre, parfois”; *nézte, nézte* „il regardait longtemps”), ainsi que les composés itératifs du type *irul-pirul* „passer par toutes les couleurs de l'arc en ciel”, *tipeg-topog* „trottiner” (nommés en hongrois *ikerszók*) ne peuvent être classés parmi les composés qu'au prix d'une certaine difficulté; comme composés coordonnés proprement dits nous n'avons à signaler que les mots du type *búbánat* „tristesse”, *szemfüles* „averti, éveillé”, *hírnév* „renommée, célébrité” etc. Le classement syntaxique traditionnel des composés subordonnés ne peut être admis que dans une certaine mesure; il y a bien des composés où le rapport syntaxique des éléments constitutifs est difficile à établir. Il est donc nécessaire de distinguer aussi des composés syntaxiquement non analysables.

Somme toute, l'article de Mme Lőrinczy nous permet de jeter un coup d'oeil sur la genèse d'un chapitre de la grammaire académique. L'héritage qui servait de point de départ reposait sur deux erreurs: la première avait trait aux origines syntaxiques des composés, l'autre impliquait la supposition que les composés, basés sur des rapports syntaxiques réels, soient à classer selon les syntagmes qu'ils représentent. Évidemment, il y a des composés nés par „agglutination ou accouplement syntaxique” (comme *drágakő* „pierre précieuse”, *kisasszony* „demoiselle”), mais ce n'est qu'une des manières de former des composés. L'autre moyen présente un caractère manifestement morphologique: dans ce cas l'union se crée selon certaines lois morphologiques sans qu'il soit nécessaire de supposer des antécédents syntaxiques (cf. *jégbüfé* „glacierie”, *kínpad* „chevalet de torture”, *napernyő* „parasol”). La seconde manière de la composition avait été présenté d'une manière plus nette par les grammairres de judis qui, n'opérant pas encore avec les parties de la phrase, n'avaient en vue que les catégories de mots. Il était donc une époque où les composés se classaient selon leurs éléments constitutifs; plus tard, après que les parties de la phrase (sujet, prédicat, attribut, etc.) eurent pénétré dans les grammaires hongroises, le classement morphologique a cédé la place au classement syntaxique. Il

n'en reste pas moins que dans les grammaires publiées à l'étranger le classement des composés selon les catégories de mots est beaucoup plus général. Si Mme Lőrinczy avait adopté le même principe, en classant les composés selon les catégories de mots auxquelles leurs éléments appartiennent, elle aurait donné une esquisse plus claire des moyens de la composition dans la langue hongroise.

L'étude suivante, due à Mme Ilona Molnár traite d'une catégorie spéciale des adverbes hongrois (Egy sajátos, határozó alakú mondatrészről, pp. 143—154). L'auteur qui se prépare à consacrer une monographie aux termes modificateurs, examine cette fois une catégorie assez rapprochée de l'objet de ses recherches. Les termes modificateurs représentent une catégorie relativement récente des grammaires hongroises; on entend par là des mots indiquant une certaine modalité ou l'attitude du sujet parlant vis-à-vis de la réalité; une de leur fonction essentielle consiste à exprimer soit une affirmation plus ou moins hésitante, soit tout simplement une négation. On peut donc considérer comme termes modificateurs les mots *talán* „peut-être”, *esetleg* „le cas échéant”, *valószínűleg* „probablement” etc. Dans la présente étude Mme Ilona Molnár examine des phrases où les mots *remélhetőleg* „il est à espérer”, *csodálatosképpen* „comme par miracle”, *sajnálatosan* „malheureusement”, *vitathatatlanul* „incontestablement” etc., au lieu d'être des circonstanciels de manière ou d'état, équivalent à une phrase principale. La phrase *csodálatosan mindenki üldözte* peut se transformer en: *csodálatos, hogy mindenki üldözte* sans que le sens soit sensiblement altéré: „il était étonnant que tout le monde le persécutait”. La valeur de ce *csodálatosan* n'est donc pas la même que par exemple dans la phrase suivante: *csodálatosan hegedül* „il joue admirablement au violon”; dans le second cas *csodálatosan* correspond plutôt à une subordonnée *úgy hegedül, hogy az csodálatos*. Selon l'auteur les mots en question ne sont point des circonstanciels; il faudrait les ranger dans une catégorie à part qui embrasserait aussi les termes modificateurs.

Mlle Éva Ruzsiczky traite de quelques problèmes de la suffixation (A képzők rendszerbe foglalásának, illetőleg tárgyalási sorrendjének néhány kérdése, pp. 155—164): elle s'occupe des classements antérieurs des suffixes par des linguistes hongrois, ensuite elle expose le classement qu'elle considère comme le meilleur. Parmi ses points de vue figure aussi bien la productivité que la fréquence qui ne découle pas nécessairement de la première qualité d'un suffixe. La seconde partie de l'étude est consacrée à l'examen historique des suffixes; l'auteur y insiste sur l'importance de l'histoire du système entier et sur la nécessité d'opérer avec des coupes synchroniques.

Le recueil se termine par trois études traitant l'histoire de grammaires hongroises: János Balázdisente les antécédents et les origines de l'activité des grammairiens (jusqu'au milieu du XVI^e siècle (Nyelvtanirodalmunk előzményei és kezdetei, pp. 167—184). Loránd Benkő examine le rôle normalisateur des grammaires par rapport à la langue écrite du Siècle des Lumières, c'est-à-dire de 1700 à 1800. (Felvilágosodás kori nyelvtanaink szerepe az írásbeliség normáinak alakulásában, p. 185—202), enfin Béla Kálmán examine quelques détails de la conjugaison sur la base des grammaires destinées aux écoles moyennes du XX^e siècle (Az igeragozás néhány kérdése a XX. század középiskolai nyelvtanaiban, p. 203—212).

Tout compte fait, le recueil se fait remarquer aussi bien par la variété des sujets que par les problèmes qu'il met sous un jour nouveau. A coup sûr, il rendra un service signalé à la linguistique hongroise malgré le fait que les conclusions des divers auteurs présentent parfois des contradictions et que les études elles-mêmes, en ce qui concerne leur méthode et leur documentation, soient d'un niveau un peu inégal.

S. Károlyi

Nyelvtani tanulmányok (Szerk. Sulán Béla) Budapest. 1961. — Очерки по грамматике (под редакцией Б. Шулана).

(Резюме)

Этот сборник статей состоит из трех частей, в которых рассматриваются различные проблемы дескриптивной грамматики. В первой части авторы занимаются проблемой частей речи, и в одной статье излагается проблема разделения грамматики. Вторая часть посвящена вопросам сложных слов и словообразований. В последней части даются очерки по истории отечественной грамматической литературы.

III. Кароль

Király Péter: Ismeretlen magyar glosszák (Gloses hongroises inconnues. Gloses de Jászó, Zirc, Nagyváty.) Nyelvtudományi Értekezések (Études Linguistiques) n° 21. — Budapest, 1959. Éditions de l'Académie, 64 pages.

On sait que l'un des groupes les plus importants des monuments écrits hongrois comprend les gloses, qui ont une valeur d'autant plus grande qu'elles sont plus anciennes, et sont d'autant plus importantes que nos textes provenant de l'époque en question sont plus rares.

Dans son étude, P. Király présente trois groupes de gloses qui datent tous les trois du XV^e siècle. Il découvre celles de Jászó et de Nagyváty au cours de son voyage d'études en Tchécoslovaquie en 1954. Quant aux gloses de Zirc il les a trouvées dans le pays même, à la Bibliothèque Nationale Széchenyi. L'étude s'occupe de ces gloses par ordre chronologique. Elle présente en premier lieu celles de Jászó, puis celles de Zirc et enfin les gloses de Nagyváty. En présentant les monuments, il fait d'abord connaître le texte des gloses en les illustrant de quelques facsimilés. Il donne en italique auprès des mots latins les équivalents hongrois, et ensuite, si c'est nécessaire, les observations relatives à la leçon du mot. Il compare la matière lexicale problématique aux données du Dictionnaire historique de la langue hongroise et même du Dictionnaire dialectal hongrois. Après avoir décrit en détail le monument qui contient la glose, et les circonstances de la découverte, il procède à l'examen paléographique, orthographique et linguistique. Pour finir, il s'occupe encore des problèmes relatifs à la détermination de l'époque et à la localisation.

Chacun des chapitres de l'ouvrage atteste la conscience professionnelle de P. Király. L'histoire abrégée des manuscrits trahit bien des démarches, bien des recherches. Les constatations paléographiques ou orthographiques succinctes révèlent tous un vaste travail visant à conférer tous les monuments linguistiques contemporains.

Les gloses de Jászó se trouvent dans un manuscrit contenant un sermon du XV^e siècle. Les vingt-deux gloses contiennent plus de trente mots. Les notes paléographiques indiquent que le texte fondamental du manuscrit en cursives gothiques est de la même main que les gloses. L'orthographe dépourvue de signes diacritiques et caractéristique de la IV^e époque cancellaresque indique également ce siècle. Quant à la forme *homayh* qui représente une prononciation *homái* (au lieu de *homál*) ainsi que l'emploi du mot *hanga*, ils permettent de conclure que le texte provient probablement du territoire dialectal oriental de Jászó.

Les vingt mots des Gloses de Zirc proviennent d'un manuscrit pourvu de gloses croates et hongroises. La première partie du manuscrit contient des sermons écrits vers 1470—80, dans lesquels trois mains différentes ont inscrit dix-neuf mots hongrois; la seconde partie, le Physiologue a été copié vers 1500, et cette oeuvre d'histoire naturelle contient un seul mot hongrois, le nom du lynx '*hiúz*'. Ces constatations chronologiques sont dues au filigrane des pages du manuscrit et aux propriétés paléographiques et orthographiques du texte. Les faits linguistiques ne sont pas non plus en contradiction avec ce que nous venons de dire. Quant au lieu d'origine du monument, Király le situe sur le territoire sud-occidental de Transdanubie, et cette théorie est appuyée par le dialecte itacisant des gloses et encore plus par la note latine qui relate l'invasion des Turcs en 1532 et les ravages qu'ils causèrent dans la région de la Mura—Dráva.

Des trois groupes de gloses le plus étendu est constitué par les Gloses de Nagyváty qui contiennent 380 données. Le vocabulaire est très varié et embrasse aussi le champ notionnel laïc.

Les gloses sont notées dans un incunable, une bible imprimée en 1478. D'après le tracé scriptural et l'orthographe, P. Király situe la date des annotations entre 1480 et 1500. Le nom du glossateur n'est indiqué nulle part, mais par contre on peut constater que le premier possesseur de la bible fut Imre Nagyvátyi. Nous ne savons rien de précis sur ce personnage, excepté qu'il est probablement originaire de Nagyváty, dans le comitat de Baranya.

L'étape suivante est l'examen linguistique du manuscrit. Les nombreuses gloses, et particulièrement la langue et l'orthographe ne contenant aucune variante facilitent remarquablement la tâche. L'analyse linguistique se rattache étroitement au problème de la localisation. Comme il est fort probable que le glossateur est Imre Nagyvátyi du Baranya, Király examine tout d'abord, parallèlement aux données des gloses, la langue des autres sources du Baranya, comme par exemple le registre des tailles du comitat de Baranya (1542), et utilise aussi les données correspondantes de Csánki et le Sermon. Mais il compare aussi les mots à des formes actuelles: utilisant le dictionnaire dialectal d'Ormányság et ses relevés personnels. De ces mises en parallèle, il résulte que, si les Gloses de Nagy-

váty ont des traits qui correspondent aux sources du Baranya, elles en diffèrent néanmoins par une propriété essentielle: les sources du Baranya sont eutacisantes, de caractère labial, tandis que les Gloses de Nagyváty sont du point de vu du $e \sim \bar{o}$ de caractère nettement illabial. Par la suite, l'auteur compare la langue de la Glose de Nagyváty à celle des monuments linguistiques facilement localisables d'autres régions du pays. Il constate cependant qu'elle ne présente aucune analogie avec la langue des oeuvres originaires des régions de la Nyitra, du cours supérieur de la Tisza, de Transylvanie ou du voisinage de la Slavonie. Par contre elle est étroitement apparentée aux lettres de Kerecsény (comitat de Zala) et du comitat de Vas. Par conséquent nous sommes entièrement d'accord avec Péter Király lorsqu'il constate que les gloses n'ont pas pu être écrites par un habitant du Baranya; leurs caractères linguistiques sont plutôt caractéristiques du territoire sud-occidental de Transdanubie.

L'un des chapitres utilise les données fournies par la géographie linguistique. L'auteur examine une vingtaine de mots pouvant être considérés comme dialectaux par suite de leur forme ou de leur sens, et constate que leur aire appuie la localisation précédente.

Pour finir après l'énumération des gloses difficiles à lire et qui n'ont pu être déchiffrées nous trouvons un index. Cet index comprend la matière lexicale des trois gloses où sont signalés les mots que l'on y relève pour la première fois. L'importance linguistique des gloses est attestée par la présence de plus de cent mots de ce genre, dont voici quelques échantillons: *bizakodás* 'confiance', *csakúgy* 'tout comme', *kőszikla* 'rocher', *lel* 'trouve', *megittasul* 's'enivre', *megvakul* 'devient aveugle', *rejtekhely* 'cachette', *vasvilla* 'fourche' etc.

Dans l'étude de P. Király nous avons vu un exemple convaincant de ce que la localisation des monuments écrits peut se faire à la base de simples arguments linguistiques internes. En même temps, et c'est là le mérite principal de son ouvrage, nous avons vu également le soin, la précision, et la précaution que nécessite l'examen de tels problèmes et la méthode systématique dont il faut user.

Erzsébet E. Abaffy

Király Péter: Ismeretlen magyar glosszák — Петер Кирай: Неизвестные венгерские глоссы.

(Р е з ю м е)

В своем труде Петер Кирай обращает внимание на 3 группы глосс из 15 века. В порядке возникновения он рассматривает впервые глоссы „Jászói,” состоящие из 30 слов, затем „Zirci,” состоящие из 20 слов, наконец глоссы „Nagyvátyi,” содержащие наибольшее количество данных: 380 слов. Автор публикует текст глоссы, для иллюстрации он включает и несколько фотоснимков. Проблематичные слова он сопоставляет с данными Исторического Словаря (Nyelvtörténeti Szótár) и Словаря венгерских диалектов (Magyar Tájszótár). После этого он подробно описывает памятник, содержащий глоссы, затем следует палеографическое, орфографическое и историческое исследование. Наконец, автор занимается вопросами определения эпохи памятника и проблемами локализации. Локализация диалекта наиболее убедительно получилась относительно глосс „Nagyvátyi,” так как здесь большое количество слов, не имеющих ни одного варианта, легко сравнивается с диалектами памятников той же эпохи, которые можно точно локализовать с помощью внешних показателей. Языковые совпадения, описанные автором, таким образом делают убедительным происхождение глосс „Nagyvátyi” из южной части задунайского края Венгрии. Труд Петера Кирай свидетельствует о том, что комплексный метод исследования даст наиболее достоверные результаты и в описании языковых памятников, и в научной работе над историей диалектов.

Эржебет Э.-Абаффи

Szathmári, I.: A magyar stilsztika útja (= Der Weg der ungarischen Stilistik). Budapest, 1961. Gondolat Kiadó (= Verlag „Gondolat”) XVI + 699 Seiten.

Man kann auch schon von der kurzen, noch kaum „historischen” Perspektive eines einzigen Jahrzehntes aus betrachtet feststellen, dass in gewissen Zweigen unserer Sprachwissenschaft am Anfang der fünfziger Jahre eine neue, aufwärts strebende Epoche be-

gonnen hat. Wir denken dabei an die zeitgemässe Sprachpflege, an das Erforschen der Literatursprache und an den Aufschwung der stilistischen Untersuchungen. Anstatt des abstrakten Theoretisierens um seiner selbst willen wurde auf allen dreien der genannten Gebiete jene praktische Arbeit in den Vordergrund gerückt, die die gesellschaftlichen Ansprüche unseres Zeitalters zu befriedigen berufen ist, und im Zeichen einer solchen Forschung wurden fruchtbare Beziehungen zwischen den drei Wissenschaftszweigen ausgebaut. Besonders dankbar erwies sich die Verbindung der Sprachpflege und der Stilistik: anstatt der früheren prinzipiellen Starrheit und anstatt des Paragraphengeistes erhielt die Arbeit der Sprachpflege eine erfrischende und lebhaft elastizität von der stilistischen Betrachtungsart.

Die Früchte des neuen Zeitalters sind erstaunlich schnell reif geworden, und ihre Ernte ist schon da. Der Verlag „Gondolat“ hat zuletzt unter seinen sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen in der Serie „Nemzeti Könyvtár“ (= Nationale Bibliothek) ein grundlegendes und schon seit langem erwartetes Werk, den Band von I. Szathmári herausgebracht.

A magyar stilisztika útja (= Der Weg der ungarischen Stilistik) ist ein Buch von zusammengesetzter Komposition, das zwei Hauptteile besitzt: 1. Sammlung ausgewählter Texte aus einigen charakteristischen Werken der ungarischen stilistischen Literatur, 2. Lexikon der stilistischen Begriffe und eine daran anschliessende stilistische Bibliographie. Dies alles wird mit Anmerkungen und Registern ergänzt.

Die einleitende Studie von I. Szathmári bietet die kurzgefasste Geschichte der ersten ungarischen stilistischen Reflexionen und dann der stilistischen Literatur, indem der Verfasser diese in den europäischen Entwicklungsgang dieses Wissenschaftszweiges hineinstellt. Er schildert die Epochen, Tendenzen und Einflüsse und fügt diesen seine Bewertungen an. Szathmári erblickt die zeitgemässe Stufe der Entwicklung in jener funktionalen Stilistik, die sich die vielseitige Rolle der Sprache und ihrer schattierungsreichen Ausdrucksmittel zugrunde legt; der Leser lernt einige Stationen des dorthin führenden Weges in den Auswahl-Texten des Kapitels „Der Weg der ungarischen Stilistik“ kennen.

Das Neuverlegen von wissenschaftlichen Werken und Facharbeiten war früher ziemlich selten; deswegen konnten diese auch gar nicht nach einiger Zeit zum neuen Leben erwachen und ihre Wirkung in der Zeit ausbreiten. Es galt schon als grosser Erfolg, wenn wissenschaftliche Werke in die Fachliteratur eingebaut wurden, oder in die Praxis hinübergingen, wobei sie jedoch meistens nur „Material und Daten“ der Wissenschaftsgeschichte waren. — Auch darum war es ein nützlicher Gedanke, einige bedeutende Partien der älteren ungarischen stilistischen Literatur bekannt zu machen, in vielen Fällen sie wieder zu entdecken. Diese Reihe erstreckt sich von János Sylvester bis Aladár Zlinszky einschliesslich. Das Buch bietet über jeden Verfasser eine kurze Charakterisierung und eine gedrängte Bewertung von dem Gesichtspunkte der Entwicklung aus betrachtet.

Die sprachlichen Bemerkungen von Sylvester zu seiner Neutestament-Übersetzung sind die zeitlich ersten ungarischen Erörterungen stilistischer Art: über die übertragene Bedeutung der Worte und über die Bildersprache. Hier liest man die bekannten Zeilen über die dichterische Schönheit der „virágének“ genannten alten ungarischen Liebeslieder. Die Reproduktion des Sylvester-Textes, die Wiedergabe der seinerzeitigen Aussprache bereitete unserem Verfasser die grösste Schwierigkeit, und dadurch wird auch die immer noch aktuelle prinzipielle Frage gestellt: wie man überhaupt alte Texte zu reproduzieren hat. Dieser Mangel ist um so auffallender, da die Genauigkeit in der Reproduzierung der Texte, ja überhaupt die Sorgfalt, mit der das Buch verfasst wurde, sozusagen mustergültig ist: auf mehr als 700 Seiten und in der mächtigen Masse von Angaben begegnet man kaum hie und da einigen kleinen Druckfehlern.

Die Auswahl-Texte aus der *Magyar Grammatikáska* (= Kleine Ungarische Grammatik) von István Geleji Kátóna machen auf den Leser — im Vergleich zu Sylvester — einen schon beinahe frischen Eindruck: so auffallend war die Entwicklung unserer Sprache und Literatur im Laufe eines Jahrhunderts. Man findet die Auswahl etwas knapp; man hätte wohl auch unter den kleinen „Observationen“ einige Bemerkungen zu der Stilistik gefunden, die die Reproduktion verdient hätten.

Aus dem grossen zusammenfassenden latein-sprachigen Werk von Verseyhy (*Analyticae institutionum linguae hungaricae*) bekommt man einige Kapitel in ungarischer Übersetzung aus dem dritten Teil (*Usus aestheticus linguae hungaricae*, 1817). Dieses in der linguistischen Literatur kaum bekannte Werk überrascht den Leser mit der Neuartigkeit seiner Betrachtungsart und seiner Gedanken, mit seinen Beobachtungen, die von gelehrter Gründlichkeit und von dichterischer Empfindlichkeit zeugen, sowie

auch mit seinen vernünftigen Ratschlägen. Ein bedeutendes Verdienst des Buches von Szathmári besteht gerade darin, dass es die Aufmerksamkeit des heutigen Lesers auf dieses Werk lenkt; schade, dass man sich dabei mit einer Auswahl von kaum ein paar Seiten begnügen muss. Es würde sich lohnen, das Werk von Verseghy je ausführlicher zu veröffentlichen; ja, man sollte auch mit dem Veröffentlichen des nur handschriftlich erhaltenen Werkes *Magyar Szép Toll* (= Der schöne ungarische Stil) (1805) von Miklós Révai, dem anderen grossen Linguisten derselben Zeit nicht weiter warten; dieses letztere war ja doch die erste ungarische Stilistik. Wir hoffen, dass die Sammlung von Szathmári dieses letztere Werk nur deswegen ausser acht gelassen hatte, weil die Veröffentlichung des Gesamtwerkes wohl schon bald zu erwarten ist.

Das Werk von József Szvorényi, *Magyar ékes szókötés* (= Schöne ungarische Wortfügung, 1846) führt schon zu dem systematisierenden Typus der späteren Lehrbücher der Stilistik hinüber; diese Methode war schuld daran, dass der Stilistik-Unterricht in der Schule mechanisch und leblos wurde. Bei Szvorényi hält übrigens die reichhaltige Beispiel-Sammlung noch ein gewisses Gleichgewicht der leblosen Methode. Sein System ist noch ungeläutert und manchmal inkonsequent; seine wissenschaftliche Prinzipien stehen auf derselben Stufe wie die ungarische Linguistik des Zeitalters, wie es sich in seinen Irrtümern und Übertreibungen widerspiegelt; aber er hatte auch Einzelbeobachtungen, die sich später gut bewährten.

Im allgemeinen gilt das zweibändige Werk von Endre Kulcsár (*A magyar stílus* = Der ungarische Stil. 1896–7, 1921) als die bedeutendste originelle Schöpfung unserer stilistischen Literatur, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts einen grösseren Aufschwung nahm. Es ist in der Tat eine sehr zeitgemässe Systematisierung, obwohl etwas schulmeisterhaft; von den hier reproduzierten Kapiteln sind die beiden über die Personifikation und über die synonymen Wörter auch heute noch sehr lehrreich, sie enthalten feine Analysen und reichhaltiges, abwechslungsreiches Beispielmateriale.

Es gibt neben den Auslesen aus Verseghys Buch noch ein Werk, das geradezu als Musterbeispiel dafür gelten könnte, wieviel überraschend wertvolles und brauchbares Material in unserer älteren linguistischen Literatur steckt, und das ist die Studie von Gyula Kulcsár (*A magyaros írásművészet főkérdései* = Die Hauptfragen der ungarischen Schreibkunst. 1909). Auch die Reproduktion dieser Arbeit in Auslesen ist ein Beweis dafür, dass jene wissenschaftliche Betrachtungsart, die die Realität der Sprache und das alltägliche Leben in ihrem richtigen psychologischen Zusammenhang, in ihrer Funktion, in dem Wandel der Bedeutungsveränderungen und in ihren ästhetischen Feinheiten zu untersuchen vermag, zu bleibenden Resultaten führt. Und man wird, gleichzeitig mit dieser Beobachtung, umso lebhafter auch den Eindruck haben, dass wohl gerade dieser jung verstorbene Lehrer der begabteste Forscher unserer modernen Stilistik und Sprachästhetik war; vielleicht wäre gerade er dazu berufen gewesen, das lang erwartete, zeitgemässe wissenschaftliche System zu schaffen. Nahegelegt wird dieser Gedanke durch die feste wissenschaftliche Begründung seiner hier wiederveröffentlichten Studie, durch seine bedachte Zurückhaltung, die er wohlklingenden Theorien gegenüber an den Tag legt, und durch jene künstlerische Empfindsamkeit, die wir in seinen Analysen der Beispiele beobachten können. Seine Neuartigkeit äussert sich nicht nur in seinen zeitgemässen, ja der Zeit sogar vorausseilenden wissenschaftlichen Ansichten, sondern auch in seinen literarischen Interessen und Sympathien. Sehr bezeichnend ist für ihn z. B., dass er neben den lateinischen Klassikern und Arany-Gedichten die meisten Beispiele aus der Lyrik von Ady zitiert; man vergesse dabei das Erscheinungsjahr des Buches, 1909, nicht! Ausserdem hält er auch eine begeisterte, kämpferische Verteidigungsrede für die junge ungarische Dichtkunst, für Ady, Babits, Juhász.

Die früh unterbrochene Arbeit von Gyula Kulcsár wurde durch den eifrigsten Pfleger der ungarischen Stilistik, Aladár Zlinszky fortgesetzt, dessen Wirkung sozusagen bis in unsere Tage hinein in Geltung blieb. Es werden in dem vorliegenden Band ausser dem hierher gehörigen Teil seiner zusammenfassenden Arbeit *Stilisztika és verstan* (= Stilistik und Verslehre, 1914) nicht weniger als fünf bedeutende Studien von ihm wiederveröffentlicht. Zlinszky bietet ein vollständiges System, das er auf eigene Einzelstudien baut, und er bereichert die Literatur der Stilistik mit neuen Begriffen und Kategorien. Man hätte bei den früheren Schriftstellern ausführlichere Auslesen erwartet; dagegen wäre in diesem Fall – mindestens unserer Meinung nach – die Kürzung empfehlenswerter gewesen; und dies nicht darum, als ob Material oder Ansichten des gerade behandelten Verfassers veraltet wären, sondern weil sein Buch lehrbuchmässig ist. Im Grunde gehörten nur Kapitel III. und V., über den Ausdruck und über den Stil, in die vorliegende Sammlung. In diesen Kapiteln kommt in der Tat auch die funktionale Betrachtungsart der Sprache zur Geltung.

In der Studie über die *Wortbilder* (1911) behandelt er die verschiedenen Typen der Bedeutungsübertragung in der Gemeinsprache und in der Literatursprache, wobei er sich — vielleicht auch allzusehr — auf die Bedeutungslehre ausbreitet. Aber es ist dennoch ein grosses Verdienst von ihm, dass er sich anstatt der starren logischen Gruppierung psychologische und kulturhistorische Gesichtspunkte zugrunde legt. Unter dem Titel *Elemente der Betrachtung und der Stimmung in der Metapher* (1918) beschäftigt er sich mit einer Einzelfrage desselben Gegenstandskreises. In der Arbeit über *Petőfis Sprache* (1922) untersucht er vor allem die verschiedenen Schichten in dem Wortschatz des Dichters, sowie die sprachlichen Formen seiner Phantasie. In der Studie *Gefühlsausdruck in der Lyrik* (1926) behandelt er die sprachlichen Mittel der dichterischen Grundfunktion. Am bedeutendsten ist — sowohl infolge der reichen Materialsammlung wie auch infolge der Gründlichkeit der Bearbeitung — seine umfangreiche Abhandlung: *Künstlerische Lautmalerei und Lautnachahmung* (1937), die nicht nur einen historischen Überblick bietet, sondern auch eingehend schildert, wie die Musikalität der Sprache in der europäischen Dichtkunst zur Geltung kam.

In den Arbeiten von Zlinszky vereinigten sich glücklich Begabung und grosse wissenschaftliche Bewundertheit des Literaturhistorikers und des Sprachforschers. Seine Ansichten, Forschungen und Erörterungen wurden durch die modernen Ergebnisse der Psychologie und der Sprachwissenschaft befruchtet, und der Verfasser bereicherte sein Material mit jenem Interesse, das er der modernen Literatur und den französischen Symbolisten entgegenbrachte. In Zlinszky ergänzten sich gegenseitig die konservative wissenschaftliche Erbschaft und die moderne Betrachtungsart. Die Auffassung seiner Stilistik ist manchmal schulmeisterhaft; seine begriffliche Systematisierung ist oberflächlich und unsicher, aber er legt in seinen Analysen dennoch ein feines, künstlerisches Gefühl für die Nüancen der Sprache, und nüchterne Zurückhaltung den zweifelhaften Theorien und Bestrebungen gegenüber an den Tag.

Der Umfang der Anmerkungen, die den ausgewählten Texten beigelegt wurden (50 Seiten), zeugt auch schon in sich von der Gründlichkeit der Arbeit des Redakteurs. Es wird in ihnen nicht nur Sprachgeschichtliches erklärt, sondern es wird gelegentlich auch darauf hingewiesen, wenn Zitate in den wiederveröffentlichten Texten fehlerhaft sind, ja es werden in ihnen auch die falschen oder irrtümlichen Feststellungen und Bewertungen der einzelnen Verfasser korrigiert. Es ist nur zu billigen, dass man hier auch den Inhaltsauszug jener Werke bekommt, von denen nur ausgewählte Textstellen reproduziert wurden.

Das Rückgrat des Bandes bildet das sog. *Lexikon der stilistischen Begriffe*. Das Wortartikelmateriale auf etwa 130 Seiten wurde durch den Verfasser mit grosser Umsicht zusammengestellt und mit treffendem, illustrativem Beispielmateriale versehen. Berücksichtigt wurden dabei, ausserhalb der stilistischen Begriffe im engsten Sinne des Wortes, auch die verwandten Begriffe der Literaturwissenschaft und der Sprachwissenschaft.

Im allgemeinen ist hier die Auswahl der Stichwörter richtig und vollständig; man würde sie kaum in einigen Fällen vermehren wollen. Aufbau und Abfassung der Wortartikel fordern sozusagen zur Lektüre auf; manche von ihnen sind wie kleinere Studien, sie bieten die Quintessenz gewissenhafter Forscherarbeit im Rahmen einer zeitgemässen Bewertung.

Organisch ergänzt wird das Lexikon von der *Bibliographie der ungarischen stilistischen Literatur*. Sie besteht aus zwei Teilen, von denen der erste jene Werke aufzählt, die allgemeine stilistische Begriffe behandeln, während der andere Teil ein Verzeichnis jener Studien bietet, die sich mit dem Stil der einzelnen ungarischen Schriftsteller beschäftigen. Das Material beider Teile wurde bis zum Jahre 1960 gesammelt. Diese Bibliographie auf beinahe 150 Seiten ist für die Forscher von grundlegender Bedeutung, obwohl die Vollständigkeit selbstverständlich auch in diesem Fall ein unerreichtes Ideal geblieben ist. Diese Bibliographie hat übrigens mehr als 200 Zeitschriften — abgesehen von den einschlägigen Fachwerken —, ja auch noch einige Tagblätter berücksichtigt. Übrigens hätte man in jenem Teil der Bibliographie, der die einzelnen Schriftsteller betrifft, auch eine strengere Auswahl treffen können. Man soll das Bewerten auf diesem Gebiete auch der Zeit überlassen; aufzunehmen wäre eher nur das, was schon ein wenig auch in die Literaturgeschichte gehört.

Was Aufbau und Komposition des Buches betrifft, hätten wir eine wesentliche Bemerkung, ja eigentlich einen Vorschlag. Denn es fasst zwar der Titel „Der Weg der ungarischen Stilistik“ das Material des ganzen Buches leidlich gut zusammen, aber man hat doch den Eindruck, dass der Gegenstand selbst in zwei selbständige Teile zerfällt. Man könnte den ersten Teil, die Sammlung von Texten aus den wichtigsten Werken der

ungarischen stilistischen Literatur entsprechend ausgewählt noch bedeutend ergänzen, und daraus ein wichtiges Handbuch gestalten.

Man würde zwar auf diese Weise den Umfang erweitern, aber aus dem Lexikon und aus der Bibliographie könnte man doch ein völlig anderes Buch machen. Der Zusammenhang dieser beiden letzteren — Lexikon und Bibliographie — liesse sich übrigens auch enger und organischer gestalten. Denn in dem Lexikon der stilistischen Begriffe und in der Bibliographie kommen doch — von einigen Abweichungen abgesehen — im wesentlichen dieselben Stichwörter vor. Die Verbindung dieser beiden Teile wäre also vollkommen natürlich. Der Leser bekäme — wie es auch sonst bei den Lexika üblich ist — gleich nach der Behandlung der einzelnen Begriffe auch die darauf bezügliche Literatur. Eine selbständige Einheit wäre dabei die Bibliographie der Werke, die sich mit dem Stil der einzelnen ungarischen Schriftsteller beschäftigen; diese müsste man methodisch weiter ausbauen.

Wir hoffen, dass diese Umgestaltung des Werkes anlässlich der nächsten Auflage wohl auch verwirklicht werden kann. Denn das wertvolle und bedeutende Buch von I. Szathmári verdient wohl auch mehrere Auflagen.

M. Kovalovszky

Szathmári I., A magyar stilsztika útja. И. Сатмари: Путь развития венгерской стилистики.

(Р е з ю м е)

Рецензируемая книга является полезным произведением литературы по стилистике венгерского языка, находящейся в период подъема. Она подытоживает имеющиеся результаты и таким образом служит основой для дальнейших исследований. Первая часть книги содержит отрывки из литературы по венгерской стилистике, показывая пройденный путь развития. Центральную часть книги составляет словарь стилистических терминов. За словарем следует библиография литературы по венгерской стилистике до 1960 г. Новизна библиографии в том, что в неё включены и работы об особенностях стиля отдельных венгерских писателей.

M. Коваловски

Исследования в области латинского и романского языкознания. Изд. «Штиинца» Молдавского филиала Академии наук СССР. Кишинев, 1961, 401 p. (+ 2 p. non numérotées).

Ce recueil d'études, publié conjointement par l'Institut de Linguistique de Moscou et l'Institut de Linguistique et d'Histoire Littéraire fonctionnant auprès de la Filiale moldave de l'Académie des Sciences de l'U. R. S. S.¹ laisse entrevoir une nouvelle orientation dans le domaine des études romanes des linguistes soviétiques: il paraît que désormais Moscou et Kišinev, représentés respectivement par les deux rédacteurs R. A. Boudagov et N. G. Corlăteanu seront les deux centres les plus importants des études romanes en Union Soviétique et que la langue moldave nationale, fondée sur les dialectes roumains des environs de Kišinev,² formera un des objets essentiels de ces préoccupations philologiques. Le recueil que nous allons examiner est plein de promesses; la plupart des sujets sont très bien choisis et — ce qui est particulièrement réjouissant — traités à la lumière d'une documentation internationale qui ouvre une vaste perspective sur les avantages d'une entente fructueuse dans le domaine de la science. Passons donc en revue les diverses contributions dans un ordre logique dicté par les sujets et signalons avant tout, comme précieux apport à l'examen d'un des plus épineux problèmes de la linguistique générale, les réflexions de A. P. Evdochenko «Sur l'objet autonome de la

¹ Depuis, cette Filiale a déjà été réorganisée pour donner naissance à l'Académie Moldave des Sciences.

² Sur le caractère du moldave et les tendances particulières de son développement v. dernièrement A. Graur, *Studii de lingvistică generală*. Bucarest, 1961, p. 311. — La contribution des linguistes moldaves se reflète aussi dans le caractère bilingue du volume: trois études (celles de A. P. Evdochenko, T. P. Iliachenko et N. G. Corlăteanu) ont été publiées en moldave et non en russe. Chaque étude est suivie d'un résumé français.

morphologie» (p. 123—138). Au fond, c'est un article destiné à apporter une remarquable correction à la thèse bien connue de Saussure, suivant laquelle «la morphologie n'a pas son objet réel, autonome». Pour infirmer cette thèse, l'auteur — sans pourtant mentionner un célèbre article de V. Brøndal «Sur l'autonomie de la syntaxe»³ — énumère les catégories les plus générales de la morphologie (genre, nombre, cas, personne, temps, mode, voix, degrés de comparaison) pour énoncer ensuite que «l'objet de la morphologie c'est le rapport de ces catégories à la forme par laquelle elles sont exprimées», puisque les catégories en question «se reflètent d'une manière différente dans chaque partie du discours» (p. 138). Jusqu'ici nous avons cité, pour ne point modifier les formules choisies par l'auteur lui-même, le résumé français de l'article; il est pourtant dommage que ce résumé ne donne aucune idée des détails du raisonnement de A. P. Evdochenko qui, pour bien des raisons, ne sont nullement négligeables. Signalons donc au moins la critique, souvent très juste, des vues de certains linguistes roumains, ainsi que les flèches décochées avec non moins de droit contre l'existence d'un genre «neutre» en roumain (135).⁴ Quant à la définition du genre (p. 128),⁵ l'auteur soviétique paraît trop rigoureux; si les exemples roumains étaient suivis d'exemples français comme *lion/lionne*, d'une part, et *bon, bonne* d'autre part, il aurait été plus évident qu'aucune paroi étanche n'existe entre «suffixes» et «désinences».⁶

En matière de philologie latine, il convient de signaler en premier lieu la contribution d'un des rédacteurs du présent volume, le professeur R. A. Boudagov: «Les relations entre le mot, le groupe de mots et la proposition dans le latin littéraire» (5—36).⁷ Il est évident qu'il s'agit d'une reprise des problèmes que J. Marouzeau — pour ne signaler qu'un seul grand spécialiste de ces questions — a traité aussi bien dans plusieurs monographies,⁸ que dans un chapitre substantiel de son célèbre *Traité de stylistique latine* (2^e éd. Paris, 1946, p. 322 sq.). R. A. Boudagov est d'avis que la grande liberté de l'ordre des mots dans la phrase latine n'a point favorisé la cristallisation de locutions figées (locutions verbales etc.): «la position finale du verbe faisait de la proposition un tout et ne lui permettait pas de se diviser facilement en groupes de mots» (35). Cette conclusion qui, évidemment, ne s'applique qu'au latin littéraire aurait demandé une démonstration beaucoup plus minutieuse: à première vue, on a l'impression que la place finale du verbe, bien qu'elle ait affecté d'une manière très sensible la structure du syntagme prédicatif, n'a point influencé dans la même mesure l'évolution d'autres syntagmes, par ex. celle du syntagme attributif. Les problèmes phraséologiques, y compris aussi ceux des locutions figées, se meuvent sur un autre plan de la langue que les problèmes syntaxiques ou, plus exactement, syntagmatiques; en outre, du fait qu'il s'agit de l'usage littéraire, comment ne pas recourir à des considérations d'ordre stylistique?⁹ Espérons donc que, tôt ou tard, R. A. Boudagov consacrera à toutes ces questions des études beaucoup plus amples où, comme dépositaires d'un usage plus «normal», le latin archaïque et le latin dit «vulgaire» auront également la place qui leur revient de droit. — C'est également à l'histoire du latin que se rapporte un long article posthume A. A. Ироуцкая, décédé en 1929 (p. 341—392); il est consacré à la genèse et à l'emploi du suffixe *-urnus*. Il ne serait pas sans intérêt de comparer les conclusions de A. A. Ироуцкая à ceux de A. Meillet et A. Ernout dans les différentes éditions de leur diction-

³ Cf. *Psychologie du langage*. Paris, 1933, p. 217 sq., v. aussi une exposition plus ample du même sujet en danois: *Morfologi og Syntax*, Copenhague, 1932.

⁴ Roum. *cîmp*, *-uri* ou *os ~oase* ne diffèrent guère de *campo~campora* ou *osso~ossa* en italien; or, les dernières formes, malgré leur terminaison au pluriel, n'ont jamais été qualifiées de «neutres» (cf. G. Rohlfs, *Hist. Gramm. d. ital.* Spr. II, p. 53 sq.).

⁵ Pour des raisons chronologiques l'auteur n'a pu prendre en considération les considérations de I. Fodor sur le même sujet, cf. *Nyelvtud. Közl.* LX, p. 339—68, LXI, 29—43 et *Lingua* VIII, p. 1—41, 186—214.

⁶ Voir aussi l'article de N. D. Aroutiounova, p. 141: *perro*, *-a* «собака; собачний, скверный», etc.

⁷ Le titre que nous venons de citer est celui du résumé français.

⁸ Cf. dernièrement: *L'ordre des mots en latin*. Volume complémentaire. Paris, 1953 (cité aussi par Boudagov, p. 5).

⁹ Selon Marouzeau, «le choix de telle disposition possible dépend des usages, des circonstances, des intentions; il est affaire de style» (p. 323). R. A. Boudagov est d'ailleurs un excellent spécialiste de la stylistique; pour s'en convaincre, il suffit de lire la préface dont il a muni la traduction russe du *Traité de stylistique* de Ch. Bally (*Французская стилистика*. Moscou, 1961, p. 5—16).

naire que le grand latiniste de Moscou, pour des raisons chronologiques, ne pouvant encore utiliser. — Le bas-latin n'est pas négligé non plus; la contribution de E. A. Referovskaia (Développements des compléments prépositionnels en bas latin, p. 37—80) jette un jour nouveau sur le processus au moyen duquel la préposition de a évincé *ex* et *ab* auprès des verbes de mouvement. Mme Referovskaia est encline à admettre que «l'évincement des prépositions *ex* et *ab* par la préposition de a débuté dans l'ambiance des verbes préfixés» (p. 80) comme *exire*, *abire*, puisqu'une répétition pléonastique de la même préposition (*emovere e foro*, etc.) aurait été indésirable au point de vue stylistique.¹⁰

Comme études se rapportant à l'ensemble des langues romanes, nous avons à signaler, d'une part, celle de M. S. Gouritcheva sur le rôle des prépositions dans les groupes de mots des langues romanes d'Occident (p. 81—97), d'autre part, celle de V. G. Gak sur la reprise pronominale dans les langues romanes (p. 98—122). A propos de la première étude, on regrette un peu la négligence des langues romanes orientales, notamment du roumain où, malgré le maintien de certains restes importants de la flexion nominale, les constructions prépositionnelles n'en sont pas moins florissantes.¹¹ En ce qui concerne la reprise du sujet, (p. 101 sq.), quelques autres exemples français auraient pu être tirés d'une remarque généralement connue de A. Meillet.¹² — L'article de N. D. Aroutiounova sur les affinités du substantif et de l'adjectif en espagnol (p. 139—173) se fait remarquer par sa rigoureuse logique intérieure, ses exemples soigneusement choisis et son excellente bibliographie. Beaucoup d'exemples ont aussi un intérêt lexicographique: dans la plupart des dictionnaires espagnols (Slavy—Grossmann, Larousse, Langenscheidt, etc.) on a beau chercher par ex. l'épithète substantivée *flor* dans le sens d'«excellent» (*tengo una idea flor*; *van a pasar una vida flor* etc. p. 166). — L'ancien français a bénéficié de l'attention de deux chercheurs: N. A. Katagouchtchina s'occupe de la valeur phonologique des trois espèces d'*e* en vieux-français (p. 218—234) et M. A. Borodina cherche à défendre, par des arguments un peu spécieux, l'unité du français du Nord dans la seconde moitié du XVI^e siècle (p. 235—262). Avant tout, il conviendrait de s'entendre sur le sens du mot «unité»; il va sans dire que les traits positifs de la compréhension interdialectale (p. 262) ne suffisent pas pour prouver la prétendue «unité», résultat d'un faisceau plus complexe de faits lexicaux, phonétiques, morphologiques et syntaxiques. En tout cas, il est fort dommage que la thèse de cet auteur érudit (1955)¹³ n'ait pas encore paru sous sa forme intégrale; à coup sûr, elle nous fournirait plus de lumière sur l'unité en question. Pour ce qui est de l'italien, nous n'avons à rappeler que les remarques de G. G. Lebedeva sur la proposition conditionnelle italienne (p. 174—187); dans ce cas ce qui se fait sentir à propos de tant d'exemples allant de Manzoni à l'époque moderne c'est le manque total d'une grande syntaxe italienne rédigée par un Italien! Il est d'ailleurs curieux de voir que le tome III^e de la grammaire historique de G. Rohlfs n'est guère mentionné.

Ceci dit, nous devons encore rappeler, quasi en guise de conclusion, les études consacrées au roumain et à sa branche orientale, la langue moldave. Une excellente étude de phonétique expérimentale, due à I. A. Zimniaia, R. G. Piotrovski et G. M. Goin traite de l'*i* final postconsonantique «dans les langues balkano-romanes» (p. 280—310); retenons-en la conclusion — un peu étonnante, avouons-le — qu'en fin de mot les auditeurs russes¹⁴ n'entendent ni le souffle vélaire, ni le souffle palatal (p. 310). —

¹⁰ Évidemment, les préoccupations de ce genre n'expliquent pas tout: il suffit d'ajouter, selon la formule de M. S. Gouritcheva, que «предлог *de* был универсальным предложением в вульгарной латыни» (p. 84).

¹¹ Dans un exemple italien, tiré du «Cantico del Sole» (et non «Cantice», comme nous lisons dans cette publication!) nous avons découvert une coquille assez fâcheuse: «Laudato si, mi signore, per sora nostra morte corporale, *de la* [recte: *da la*] quale nullu homo vivente po scappare» (p. 85).

¹² «Dans le parler populaire, on tend à mettre *il*, *elle* devant le verbe à la 3^e personne, quand le sujet est un substantif: *la vache, elle mange*; *vos amis, ils sont arrivés*. . .» (Linguistique historique et linguistique générale, p. 178); pour le langage enfantin v. O. Bloch, Journal de Psychologie 1924, p. 34; pour les parlers français-créoles v. L. Gáldi, Zeitschr. f. frz. Sprache u. Lit. 1934, p. 288—290.

¹³ О соотношении литературного языка и диалектов в старофранцузский период (до XIII в.), 1955, (cité p. 241, note).

¹⁴ Dans le cas de cette enquête leur rôle n'était point comparable à celui des appareils et des auditeurs moldaves; à proprement parler, les auditeurs russes ne fournissaient qu'une espèce de contrôle.

Les constructions réfléchies qui, en roumain comme en russe ou en italien,¹⁵ remplacent très souvent la voix passive sont examinées par Mme L. I. L o u k h t (p. 200—217); sa contribution qui, quant à sa documentation, ne le cède en rien à l'article susmentionné de Mlle A r o u t i o u n o v a, ne nous suggère qu'un seul doute qui se rapporte au titre même de l'étude: si le développement des formes réfléchies en question «ne va pas dans le sens de sa grammaticalisation en tant que voix» (p. 217), il vaudrait mieux ne pas parler de la «forme pronominal du passif» en roumain! Pourrait-on qualifier de „voix passive” le verbe *se dire* qui figure, mettons, dans la phrase: «Cela ne *se dit* pas»? De notre avis, il n'est question que d'une fonction spéciale des verbes réfléchis; c'est pour-quoi même le terme «страдательно-возвратный оборот» qu'on rencontre maintes fois dans le texte russe (p. 215—6) nous paraît plus ou moins contestable.¹⁶ — L'étude de T. P. I l i a c h e n k o (p. 188—199) sur la forme moldave *voi fi lăudînd* (nommée „potentiel” dans la grammaire officielle du moldave contemporain) est fort instructive: il en ressort qu'il s'agit là, selon toute probabilité, d'un précieux vestige des anciennes formes périphrastiques, dues à l'influence des langues slaves sur le roumain (p. 191—192).¹⁷ — Une des contributions les plus intéressantes, due à la plume de R. I. U d l e r (p. 263—279), nous révèle l'état des travaux de l'Atlas Linguistique Moldave. Cet important atlas régional embrasse tous les parlers roumains et moldaves de l'Union Soviétique; le réseau des points enquêtés va de la région de la Haute-Tisza (entre Tjačev et Rahov) jusqu'aux alentours de Gagra (Gantiadi, sur le littoral est de la Mer Noire). Ce réseau, avec ses 250 points, est d'ailleurs un des plus denses; sur le territoire de la République Moldave chacun des points d'enquête, relativement très proches les uns des autres (distance moyenne: 10 à 12 km), représente env. 200 km² et un peu moins de 16 000 âmes.¹⁸ Les matériaux ainsi recueillis intéresseront sans doute même les spécialistes des éléments hongrois du roumain; pour le moment signalons le mot *ошколэ* (c'est-à-dire *ôşcolă*, p. 273)¹⁹ remonte à *oskola*, variante vieille et dialectale de *iskola* «école». — Un moment intéressant du passé de la philologie moldave est évoqué par A. T. B o r t c h qui examine un manuel un peu oublié: le Cursulu primitiv de limbă romînă, publié par I. Doncevu à Kišinev, en 1865 (p. 393—401). Il est curieux de voir que cet auteur, quoique partisan fervent de l'unité de la langue littéraire roumaine, signalait toute une série de particularités — lexicales, morphologiques et phonétiques — des parlers moldaves; il mérite donc de figurer, un peu «malgré lui», parmi les pionniers de la dialectologie roumaine et moldave.

Last but not least: le rédacteur moldave du volume, N. G. C o r l ă t e a n o u a eu l'heureuse idée de mettre en relief, avec beaucoup d'élan et d'enthousiasme, le caractère oral du style de Creangă, un des plus brillants prosateurs roumains (p. 311—340). C'est là quasi l'unique contribution d'intérêt incontestablement stylistique de ce beau volume; évidemment, il n'eût pas été superflu que des considérations de ce genre prévalussent aussi dans quelques autres articles, notamment dans l'étude de Mlle Aroutiounova où les faits de «langue» se mêlent constamment à des faits de «parole» (c'est-à-dire de style individuel) sans que le lecteur soit en état de discerner avec certitude les uns et les autres.

L. Găldi

Исследования в области латинского и романского языкознания. Кишинев, 1961.

(Резюме)

Настоящий сборник, опубликованный Молдавским филиалом АН СССР, под редакцией таких известных учёных, как Р. А. Будагов и Н. Г. Корлэтяну, интересует не только

¹⁵ Cf. G. Rohlf's, o. c. II, p. 224 sq. («Refldxiver Ausdruck im Sinne des Passivs»)

¹⁶ Malgré le titre d'une étude précédente de J. Svoboda sur le «passif pronominal [1] français et italien» (Revue des Langues Romanes 1958, cité par Loukht, p. 205, note).

¹⁷ Quelques anciens exemples de la construction *voi fi + gérondif*, non mentionnés dans l'étude d'Iliachenko, ont été signalés par A. Rosetti, *Limba romînă în secolul al XVI-lea*. Bucarest, 1932, p. 103.

¹⁸ Dans le cas du tome I^{er} de l'Atlas Linguistique Roumain un point correspondait à 1000 km² et à 55 000 âmes.

¹⁹ Cette donnée fut recueillie au point I, c'est-à-dire à Dibrova (auparavant Nyžni Apsa, Apsa de Jos ou Alsóapsa), dans la région de la Haute Tisza. Sur болфейн ~ *beliëu* (<hong. *bölcső* «berceau»), enregistré non loin du Prout (point 121) v. p. 273.

латинистов и романистов, но и специалистов общей лингвистики (см. статью А. Р. Евдошенко об автономности предмета морфологии). Р. А. Бугагов занимается фразеологическими следствиями места латинского глагола в конце предложения; посмертная статья А. А. Хрушка посвящена развитию и распространению суффикса *-imus*; Е. А. Реферовская подвергает тщательному анализу развитие некоторых предлогов в вульгарной латыни. Что касается статей, посвящённых проблемам романистики, особенно интересными кажутся замечания Р. И. Удлера о Молдавском лингвистическом атласе и исследования Н. Г. Корлэтяну об оральности стиля великого румынского прозатора Н. Крянгэ.

Л. Гальди

Младописьменные языки народов СССР. Redigiert von E. A. Бокарев—Ю. Д. Дешериев.
Москва—Ленинград 1959. Издательство Академии наук СССР. 503 S.

1. Die Vertreter der sowjetischen Sprachwissenschaft haben wieder mit einem wichtigen Werk alle Linguisten beschert, die sich für die auf dem Gebiete der Sowjetunion gesprochenen Sprachen und Sprachfamilien interessieren, bzw. sich mit ihrer Erforschung beschäftigen. Das Buch ist eine kollektive Arbeit und wurde zum 40. Jahrestag der Oktoberrevolution zusammengestellt; eben darum spiegeln sich darin die Zustände vor 1956 wider. Es behandelt solche Sprachen, die erst infolge des Sieges der Oktoberrevolution die Schriftlichkeit erlangt hatten. Es gibt in der Sowjetunion etwa 50 Sprachen dieser Art. Diese Anzahl ist ziemlich hoch, wenn man bedenkt, dass in der Sowjetunion insgesamt mehr als 120 Sprachen gesprochen werden.

Die einzelnen Studien des Bandes berichten darüber, wie die Sprachen jener Völker die Schriftlichkeit erlangten, die eine solche vor der Oktoberrevolution nicht besessen hatten, wie infolgedessen neue Schriftsprachen entstanden, und inwiefern diese Sprachen schon wissenschaftlich erforscht sind.

2. Das Buch gliedert sich in folgende Abschnitte: Vorwort (От составителей, S. 3—4), Einleitung (Введение, S. 5—36), Türk Sprachen (Тюркские языки, S. 37—201), Kaukasische Sprachen (Кавказские языки, S. 202—83), Die Sprachen der Völker des Nordens (Языки народов Севера, S. 284—399), Finnisch-ugrische Sprachen (Финно-угорские языки, S. 400—61), Iranische Sprachen (Иранские языки, S. 462—81), Mongolische Sprachen (Монгольские языки, S. 482—501).

3. Nach dem Siege der Oktoberrevolution hatte der junge Sowjetstaat nicht nur in Wirtschaft und Politik, sondern auch im kulturellen Aufbau gigantische Aufgaben zu überwinden. Wie bekannt, hatte das zaristische Russland Gebiete, deren Bevölkerung bis zum letzten Mann aus lauter Analphabeten bestand. Zu diesen gehörten z. B. die nördlichen Gebiete, der Ferne Osten, Nordkaukasien und Zentralasien. Einige Völker — z. B. in Nordsibirien — fristeten sozusagen noch unter steinzeitlichen Verhältnissen ihr menschenunwürdiges Dasein. Diese Völker waren aus ihrer Zurückgebliebenheit möglichst bald herauszuheben. Das liess sich erst lösen, wenn man für diese Völker Alphabet, Unterricht in der Muttersprache und eine Literatursprache schuf. Die dringendste Aufgabe war ja ein Alphabet zu schaffen. Darum wurde sogleich nach dem Sieg der Revolution eine „Zentrale Allunionskommission für neue Alphabete“ (Всесоюзный Центральный Комитет Нового Алфавита) gebildet, woran sich nicht nur Sprachwissenschaftler, sondern auch Politiker, Journalisten und andere Mitarbeiter der Presse wie auch Angehörige der Intelligenz der betreffenden kleineren Völkerschaften beteiligten. Diese Arbeitsgemeinschaft schuf das erste provisorische Alphabet für die schriftlosen kleinen Völkerschaften, wobei man jeweils bestrebt war, auch die lokalen Bedingungen möglichst weitgehend zu berücksichtigen. So wurde auch die Herstellung der ersten Presseprodukte in den einzelnen Nationalsprachen möglich. Diese waren meist Zeitungen, politische Flugblätter und Broschüren. Die Zustände waren zu dieser Zeit noch ziemlich chaotisch, denn man konnte ja eine einheitliche Schriftsprache doch nicht über Nacht schaffen. Solch eine Schriftsprache konnte nur das spätere Ergebnis einer längeren zielbewussten Arbeit darstellen. Bezeichnend war z. B. für die damaligen Zustände die Tatsache, dass damals noch Tageszeitungen in den einzelnen lokalen mordwinischen, tscheremissischen und syryjanischen Dialekten erschienen.

In der nächsten Periode — nachdem ein Alphabet schon vorhanden war und man sich im Laufe der früheren Arbeit schon genügend Erfahrungen erworben hatte — kam die Schaffung der Literatursprache an die Reihe. Auch dies war keine leichte Aufgabe,

denn es handelte sich ja meistens um Sprachen, die sich in zahlreiche Dialekte gliederten. Es mussten folgende Gesichtspunkte berücksichtigt werden: 1. es war wo möglich dem Mehrheitsprinzip zum Siege zu verhelfen, und man musste jenen Dialekt der zu schaffenden Literatursprache zugrunde legen, der von den meisten Sprachträgern gesprochen wurde; 2. aber es musste dabei auch berücksichtigt werden, ob diejenigen, die den betreffenden Dialekt sprachen, auch im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben ihrer Sprachgemeinschaft eine führende Rolle spielten; 3. auch die spezifischen Sprachmerkmale des betreffenden Dialektes waren nicht zu vernachlässigen; 4. waren auch die früheren Traditionen zu berücksichtigen.

Man hat bei der Schaffung neuer Literatursprachen alles den folgenden wichtigen Gesichtspunkten untergeordnet: 1. man hatte mit dem Analphabetismus möglichst schnell aufzuräumen; 2. das politisch-kulturelle Niveau des betreffenden Volkes war je schneller und je erheblicher zu steigern.

Eine ebenfalls dringende und ausserordentlich schwere Aufgabe war die Schaffung der Begriffe des modernen Lebens in diesen Sprachen, bzw. die Heranziehung von Wörtern zur Bezeichnung dieser Begriffe. Nach einem Durcheinander des Anfangs wurde die Arbeit auch auf diesem Gebiete wohl überlegt, planmässig und unter einer zentralen Kontrolle durchgeführt; heute darf auch diese Aufgabe schon als im wesentlichen gelöst gelten.

In der Periode bis 1956 wurden auch die Wörterbücher des Russischen für die Nationalitätensprachen, und dann auch die Wörterbücher der einzelnen Nationalsprachen mit russischen Erklärungen zusammengestellt. Die Herausgabe von Wörterbüchern nahm besonders in den letzten 15–20 Jahren einen grossen Aufschwung.

Aber der Werdegang der neuen Literatursprachen ist trotz allem auch heute noch nicht abgeschlossen. Die Arbeit wird auch jetzt weitergeführt, aber die Ergebnisse sind schon offenkundig und von grosser Bedeutung. Nicht bloss die Schaffung einer Literatursprache, sondern die Weiterbildung und Vervollkommnung der schon fertigen Literatursprache ist heute die nächste Aufgabe, die der Lösung harret. Auch die wissenschaftliche Erforschung der betreffenden Sprachen hängt damit auf das engste zusammen; diese Aufgabe wird heute meist schon durch junge Forscher bewältigt, die das untersuchte Idiom als Muttersprache beherrschen.

Es darf als ein Ergebnis der vier Jahrzehnte hindurch, von der Oktoberrevolution bis 1956 geführten Arbeit gelten, dass es heute in Usbekistan mehr als fünftausend usbekische allgemeine und Mittelschulen und 36 Hochschulen gibt. An der Universität Taschkent studieren dreitausend Universitäts Hörer, also genau doppelt so viel als im benachbarten Iran. Die Usbekische Akademie der Wissenschaften hat fünf wissenschaftliche Institute. In derselben Republik erscheinen 148 Tageszeitungen und Zeitschriften, und es gibt hier 1840 Bibliotheken, 17 Museen und 27 Theater.

Aber besonders augenscheinlich ist die Entwicklung z. B. in der Jakutischen Autonomen Republik. In zaristischen Zeiten waren die Jakuten dem Aussterben nahe. Heute haben sie mehr als 600 allgemeine und Mittelschulen, 17 technische Institute und eine Universität. Die Anzahl ihrer Bibliotheken beträgt 700. In jakutischer Sprache erscheinen Zeitungen, Zeitschriften und Bücher.

Man könnte auch noch weitere Angaben aufzählen, aber es ist dies vielleicht nicht wichtig. Zweifellos ist die Entwicklung sehr bedeutend. Die Bildung entfaltete sich in diesen Nationalsprachen während der vier Jahrzehnte der Sowjetmacht in einem Tempo, das man sich früher nicht einmal denken konnte.

4. Die Teile des Buches, die einzelne Sprachgruppen behandeln, wurden im wesentlichen nach denselben Prinzipien aufgebaut. Darum wird es vielleicht genügen, wenn wir zur Illustrierung nur den Abschnitt über die finnisch-ugrischen Völker eingehender behandeln. Der Abschnitt wird von einer Studie von K. J. Majtinskaja eingeleitet (S. 400–10). Es werden darin die finnisch-ugrischen Sprachen kurz geschildert; indem die Probleme der Schriftlichkeit der kleinen finnisch-ugrischen Völker der Sowjetunion behandelt werden, erhält man einen Überblick über die Erforschung der finnisch-ugrischen Sprachen, wobei auch die Geschichte der Forschungen vor der Oktoberrevolution kurz zusammengefasst wird. Nach diesem Kapitel allgemeiner Art werden die einzelnen finnisch-ugrischen Sprachen in dieser Reihenfolge behandelt: die permischen Sprachen (V. I. Lytkin; S. 411–22); die mordwinischen Sprachen (A. P. Feoktistov; S. 424–38), die tscheremissische Sprache (N. I. Isanbajev; S. 438–54), die obugrischen Sprachen (J. G. Možarskij=J. Gulya; S. 455–61).

Die Sprache der in der Sowjetunion lebenden Lappen wird in diesem Teil — da sie keine Schriftlichkeit besitzt — nicht behandelt.

Die Aufsätze über die Einzelsprachen sind der einleitenden Studie ähnlich aufgebaut, und sie enthalten auch ziemlich ausführliche Bibliographien.

Es sei noch erwähnt, dass über die andere Gruppe der uralischen Sprachen, nämlich die samojedischen Sprachen, N. M. Tereščenko in dem Band eine hervorragende Untersuchung veröffentlicht (S. 380–390).

5. Man könnte noch manches über diesen Sammelband sagen, was sich im Rahmen dieser kurzen Besprechung nicht unterbringen lässt. Wir wollten diesmal nur die Sprachforscher auf diese wichtige Arbeit aufmerksam machen, da es sich um ein einzigartiges und unentbehrliches Hilfsmittel handelt. Niemand wird es vermissen wollen, der sich mit finnisch-ugrischen, türkischen, mongolischen, iranischen, kaukasischen oder mit den Sprachen des Nordens beschäftigen will.

Es wäre nicht objektiv, wenn man nur die Vorzüge der Arbeit hervorheben wollte. Gewiss hat dieser Band auch seine Mängel. Er ist z. B. nicht einheitlich genug redigiert worden, und man spürt bisweilen wesentliche Unterschiede im Niveau der einzelnen Aufsätze. Trotzdem sind diese Mängel ihrem Wesen nach gering und sie beeinträchtigen den Gesamtwerk der Arbeit im Grunde nicht.

F. Fabricius-Kovács

Младописьменные языки народов СССР. Под редакцией Е. А. Бокарева и Ю. Д. Дешериева. Москва—Ленинград 1959. Издательство АН СССР. 503 стр.

(Р е з ю м е)

Автор в своей рецензии подчеркивает огромный культурный прогресс, проделанный народами СССР, не имевшими письменности до Октябрьской Революции.

Ф. Фабрициус-Ковач

М. Н. Коляденков: Грамматика мордовских (эрзянского и мокшанского) языков. Часть II. Синтаксис. Саранск, 1954, 326 S.

М. Н. Коляденков: Структура простого предложения в мордовских языках. Саранск, 1959, 290 S.

Beide Werke M. N. Koljadenkovs zusammen zu besprechen ist deshalb möglich, weil die „Struktura“ eigentlich ein Teil der „Grammatika“ und zugleich auch die Ergänzung, bzw. Erweiterung davon ist, was die „Grammatika“ enthält. Die Zielsetzung beider Werke ist, die Syntax nach mordwinischen Kategorien, aus moderner Sicht zu behandeln. Zwischen den beiden Dialekten (nach dem Verfasser Sprachen), dem Erzä und dem Mokšcha bestehen in Lautlehre, Formenlehre und Lexik bedeutende Abweichungen. In ihrer Syntax gibt es aber keine wesentlichen Unterschiede, deshalb wurden beide Dialekte zusammen behandelt, mit reichlichem Beispielmateriale, das aus Texten aus der Literatur und der Volksdichtung genommen ist. Das reiche, gut ausgewählte Beispielmateriale ist unbedingt von grossem Wert.

Im Nachstehenden werden bei der Besprechung der einzelnen Kapitel die Seitenzahlen der beiden Werke, zuerst die der „Grammatika“ und danach, durch Strichpunkt getrennt, die der „Struktura“ in Klammern angeführt.

1. Die Ausdrucksmittel der Wortfügungen sind folgende:

a) Welche bedeutende Rolle die *W o r t f o l g e* (15–27; 98–111) hat, zeigt das folgende Beispiel: E. *mori narmuñ*, M. *moraj narmâñ* 'Singvogel' (eigtl. singender Vogel), aber nach Umkehrung der Reihenfolge der Worte: E. *narmuñ mori*, M. *narmâñ moraj* 'der Vogel singt'. Sonst ist die mordwinische Wortfolge, wie in den anderen finnisch-ugrischen Sprachen, „frei“.

b) Die *K o n g r u e n z* (27–9; 111–125) hat im Mordwinischen, wie in den meisten finnisch-ugrischen Sprachen, keine bedeutende Rolle. Das Attribut steht im Satz vor seinem Beziehungswort und kongruiert nicht mit demselben. Wenn aber das Attribut nach seinem Beziehungswort steht — dies ist der Einfluss der Literatursprache — dann stimmt es mit seinem Beziehungswort in Zahl überein. Wenn uns doch Konstruktionen vom Typ E. *beret-alot ultsara* 'по верхним-нижним улицам' begegnen, so müssen wir diese vorsichtig beurteilen, denn die obliquen Kasus der unbestimmten Deklination sind in

der Literatursprache in der Einzahl und in der Mehrzahl identisch, und das Suffix *-t* ist in dieser Konstruktion die einzige Art und Weise die Pluralität auszudrücken. — In der 3. Person stimmt das Verb mit dem Subjekt in Zahl überein.

c) Unter *R e k t i o n* (управление) (29—47; 125—157) versteht der Verfasser das mit einem Kasus obliquus ausgedrückte Verhältnis zwischen Rektum und Regens. Sie kann einfach und zusammengesetzt (postpositional) sein. Die Bedeutung des Syntagmas ist das Resultat des Verhältnisses der beiden Glieder, und wird grammatisch durch das Kasusuffix des Rektums angegeben. Z. B.: E. *pakšašo sokamo* 'пахота в поле', *traktorsò sokamo* 'пахота трактором' und *eščhak so'amo* 'пахота себе (для себя)' — Der Verfasser hält es für unrichtig, dass manche Verfasser (auch Bubrich) die Form mit *-h* in den objektiven Syntagmen E. *ej'akš andoma* und *ej'kakšoh andoma* 'кормление ребенка, кормление детей' als eine Art Akkusativ auffassen wollen. Das *-h* ist das Suffix des Gen. Sing. und Plur., und von den obigen zwei Syntagmen ist die Form mit *-h* die des Plurals, im gegebenen Fall dient sie also nicht zum Ausdruck des Kasus sondern der Zahl. Es ist also unrichtig, den Akkusativ in die Paradigmenreihe aufzunehmen. Auch die Annahme einer „absoluten“ Form vor den Postpositionen ist überflüssig, denn diese hat nur mit der Postposition zusammen eine grammatische Rolle, und in diesem Fall ist die Postposition bereits ein Mittel, die Rektion auszudrücken.

d) Unter *unbezeichneten Konstruktionen* (примыкание) (47—51; 157—176) versteht der Verfasser die syntaktische Weise, die — ähnlich wie bei der Zusammensetzung der Wörter — ohne Inanspruchnahme von besonderen morphologischen Mitteln, also mit dem \emptyset Grad des untergeordneten Wortes, die Wörter vereint. Ihre Ausdrucksmittel sind Wortfolge und Betonung. Z. B. E. *tumo lopa* 'дубовый лист' (< дуб лист). Syntaktisch sind die beiden Wörter untrennbar, sie sind also als ein Satzglied [eigtl. ein Kompositum] anzusehen. Dass dem wirklich so ist, beweist auch die attributive Fügung: E. *piže tumo lopa* 'зеленый дуб лист'.

e) Im Kapitel über die *Agglutination* (51—5; 176—9) handelt es sich um eine eigenartige ursprüngliche mordwinische Erscheinung. Aus einem Beispiel wird es gleich klar, was der Verfasser darunter versteht: E. *kudošonzol'nek*, M. *kudošonzol'mě* 'wir waren in seinem Haus'. Das Stammwort ist E. *kudo*, M. *kud* 'Haus'. Die übrigen sind suffixale Elemente: *-šo-* ein Inessivsuffix; *-nzo-* Possessivsuffix der 3. Pers. Sing.; E. *-li-*, M. *-lō-* (< E. *ulems*, M. *ulams* 'sein') drücken die zusammengesetzte Vergangenheitsform des Verbs aus; das Element E. *-nek*, M. *-mě* ist das Personalsuffix der 1. Pers. Plur. des Präteritums. Diese synthetische Konstruktion [eigtl. prädikative Personalsuffixe am Nomen] kann auch analytisch ausgedrückt werden: E. *miñ sonz kudošo ul'hi-nek*, M. *miñ soñ kutsā ulamě*. Die Agglutination gehört nicht zu den Wortfügungen, denn sie drückt allein einen ganzen Satzinhalt aus.

Koljadenkow behandelt die Ausdrucksweisen der syntaktischen Beziehungen innerhalb des Satzes nur in der Struktur (53—98). «Во всяком предложении слова соединяются между собою по смыслу и грамматически, образуя в пределах предложения особые смысловые и грамматические единства, именуемые словосочетаниями» (53).

Die Wortfügungen sind: 1. *beio r d n e n d*. a) Feste, gepaarte Wortverbindungen, die lexiko-syntaktische Einheiten bilden und aus zwei grammatisch gleichgradigen Wörtern bestehen, die für sich verschiedene Bedeutungen haben, aber zusammen einen Begriff ausdrücken [eigtl. sog. zusammenfassende Zusammensetzungen]. Z. B. eine nominale gepaarte Wortverbindung: *atat-babat* 'супруги, старик со старухой' (< старики + старухи); gepaarte Verben: *andoms-šimens* 'кормить, угощать' (кормить + поить). b) die freien (unorganischen) Wortverbindungen sind eigentlich gleichgradige Satzglieder, deren Ausdrucksmittel syntaktisch die aufzählende Betonung, die beordnenden Bindewörter und Partikeln sind. — 2. In den Wortverbindungen *untero r d n e n d e n* Typs ist das Regens der Mittelpunkt, das Rückgrat, das Rektum ist aber das Zweitrangige, das Komplement. a) Syntaktisch ungegliederte unterordnende Wortfügungen sind im Mordwinischen die sog. gepaarten Wortschöpfungen, die aus zwei eng zusammenhängenden Wörtern bestehen und zu den wichtigsten, spezifisch syntaktischen Zügen der mordwinischen Sprache gehören. Von nominalem Typ sind z. B. E. *kudo narmuñ* 'домашняя птица' (< дом + птица), nicht vertauschbar: E. *narmuñ kudo* 'птичий дом' (< птица + дом), das Vorderglied ist niemals suffigierbar: *kud narmoll* 'домашние птицы', und zwischen die beiden Glieder kann nie ein drittes Wort treten. — Von verbaalem Typ sind die mit *-ž-* und mit dem Gerundium E. *-do*, M. *-dā* zusammengesetzten gepaarten Verben. Z. B. *liv'laž liv'lams* 'быстро бежать' (дословно: летямя лететь), (vgl. ung. *kérve kérni* 'dringend bitten'; eigtl. 'bittend bitten'). Diese sind eigentlich Konstruktionen mit einer Figura etymologica. — E. *ozado aštemz*, M. *ozadā aššams* 'находиться сидя, сидеть'. b) Die freien syntaktischen Wortfügungen unterscheiden sich

von den vorigen dadurch, dass ihre beiden Glieder zu anderen Wörtern des Satzes frei in syntaktische Beziehungen treten können. Bei ihrer Einordnung (nominal, verbal, attributiv, adverbial) sollen nicht nur ihre Bedeutungen, sondern auch ihre Formen in Betracht gezogen werden (E. *seřej tumofhe* 'высокие дубы' (дословно: высокий дубы) und E. *tumofhe seřejt* 'дубы высокие').

2. Koljadenkow hat den Satz unter Berücksichtigung der mordwinischen syntaktischen Eigentümlichkeiten folgendermassen definiert: «Предложение — это единица общения, представляющая собою особым образом оформление слово или сочетание слов, выражающих относительно законченную мысль» (63; 28).

Wir können folgende strukturelle Satzgruppen unterscheiden (64—91; 29—54):

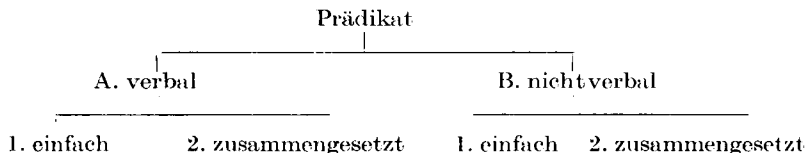
a) Es gibt Sätze, in denen kein Subjekt gesetzt ist: es wird durch das verbale oder nicht-verbale Prädikat mit Personalsuffix ausgedrückt. Z. B. *Mulano tarka* '(wir) suchen einen Platz'; E. *seřej pütšet, tusto kuzt, Kilejt* 'высокие сосны, густые ели, березы'. Hierher gehören noch die Sätze der Anrede, Sätze mit allgemeinem Subjekt und Sätze mit unpersönlichen Verben als Prädikaten. b) Es gibt auch Sätze, in denen nicht nur das Subjekt und das Prädikat, sondern auch das Objekt durch ein Wort, durch das objektive Verb ausgedrückt wird. Z. B.: M. *Daj teh ramašašk* 'Давай этот (мы его) купим'. c) Der ganze Satz ist nur ein Wort: E. *tarkašonzolihek*, M. *vast šonzolamě* 'wir waren an seinem Platz'. d) Jedes Satzglied wird mit einem Wort ausgedrückt. Dabei kann der Satz vollständig oder elliptisch sein, wenn irgendein Satzglied aus dem vorigen Satz auch ohnehin verständlich ist.

3. Die Hauptteile des Satzes (92—206; 180—289):

a) Das Prädikat. „Das Prädikat ist die wichtigste syntaktische Kategorie in der mordwinischen Sprache“ (95; 182). Um dies zu bestätigen sehen wir die folgenden zwei Sätze an. 1. E. *Sokšeh tšokšhe*, M. *Sokšeh ile-t* '[Es ist] Herbstabend'; 2. E. *Sokšeh tšokšhel*, M. *Sokšeh ile-dał* 'Es war (ein) Herbstabend'. Im ersten Satz ist das Prädikat ein Substantiv im Nominativ mit prädikativer Funktion. Dies zeigt das nominale Prädikat des 2. Satzes, das ein prädikatives Suffix der Vergangenheitsform (-l) enthält.

Hiernach folgt die Vergleichung der verbalen und nichtverbalen prädikativen Suffixe im Erzä und im Mokscha. Die Formen der 3. Pers. des Verbs (E. -i, -i : M. -i, -i, -aj) sind eigentlich Partizipien des Präsens, sie sind auch als solche im Gebrauch, weder das verbale, noch das nichtverbale Prädikat enthält also in der 3. Person ein auf die Person hinweisendes Element. — Im Präsens des nichtverbalen Prädikats (*sazor-an*, *sazor-at*, *sazor* 'ich bin Mädchen, du bist Mädchen, [sie ist] Mädchen') ist keine deutliche Zeitvorstellung enthalten, im Präteritum ist aber eine solche vorhanden. Im Präteritum ist übrigens der Verlauf der Entwicklung folgender: *sazor uliñ* > *sazoroliñ* 'ich war Schwester'. Die Präsensformen des Zeitwortes *ulems* 'sein' begann man später zum Ausdruck des Futurs zu gebrauchen: *sazor ulan* 'ich werde Schwester sein'. Die Tatsachen zeigen deutlich, dass das Nomen niemals konjugiert wurde, wenn wir unter Konjugation eine Suffigierung verstehen, die Zeitverhältnisse ausdrückt; aus geschichtlicher Sicht ist das Nomen nur nach der Deklination, das Verb nur nach der Konjugation suffigiert worden.

Im Mordwinischen kann das Prädikat folgendermassen ausgedrückt werden.



Zum Beispiel: A. 1. E. *lovnan*, M. *luvan* 'я читаю'; E. *lovnih*, M. *luväh* 'я читал'; — A. 2. E. *sabi lovnoms*, M. *sabi luväms* 'придётся читать'; E. *karmiñ lovnomo*, M. *karmañ luväma* 'я стал читать'. — B. 1. *sazoran* 'сестра я'; E. *sazoroliñ*, M. *sazârâliñ* 'сестра была я'. — B. 2. E. *sazor uliñ*, M. *sazâr uläh* 'сестра была я'.

Nach der Behandlung des verbalen Prädikats befasst sich der Verfasser mit dem Verhältnis des verbalen Prädikats zum Subjekt, dann mit dem Verhältnis des Prädikats zum Objekt und in Anschluss daran mit der objektiven Konjugation. Der knappe Satz, der die objektive Konjugation zusammenfasst, lautet: «...сказуемое глагол в мордовских языках в своих объектных формах является и средством выражения объекта в пределах первых двух лиц — конкретного, а в третьем лице — отвлечённого, конкретизируемого прямым дополнением, но только объекта определённого и при том условии, если сказуемое-глагол обозначает законченное действие» (144; 213).

Im wirklichen verbalen zusammengesetzten Prädikat büsst das Hilfszeitwort seine Selbständigkeit ein, und kann ohne einen Infinitiv nicht gebraucht werden. Ein solches ist z. B. das zum Ausdruck der Zukunft dienende Verb *karman* 'стану, начну'. In welchem Masse die Sprache das mit *-mo* gebildete Hauptwort in der Konstruktion E. *karman tonantomot* 'ich beginne dich zu lehren, ich werde dich lehren' als Infinitiv empfindet, beweist der Umstand, dass nicht das Hilfszeitwort, sondern der Infinitiv das Suffix, das das Objekt bedeutet, an sich nimmt (eigtl. Bedeutung: 'ich beginne dein Lehren').

Nach der Behandlung der verneinenden Verben folgt die des nichtverbalen Prädikats. Hier erfüllt das prädikative Suffix die Rolle des Hilfszeitwortes. Alle Wortarten können als nichtverbale Prädikate fungieren, mit Ausnahme der Adverbien, die Qualität, Zweck und Ursache bedeuten, denn diese sind verbale Ergänzungen. Wenn das Prädikat ein Nomen mit Postposition ist, dann nimmt die Postposition die prädikativen Suffixe an sich. Z. B. M. *Vaŋa aŋaŋ mar'töl* 'Wanja (war) mit meinem Vater'.

Bei der Untersuchung der nominalen Sätze erhebt sich die Frage: ist das Subjekt oder das Prädikat der Hauptteil in solchen Sätzen? Koljadenkovs Antwort lautet: in der mordwinischen Sprache ist es zweifellos das Prädikat! Dass z. B. in Sätzen vom Typ *Sokseŋ sem te* 'Осенняя глубокая ночь' *te* 'ночь' das Prädikat ist, beweisen sowohl morphologische (im Präteritum nimmt *te* ein prädikatives Suffix an sich) als auch semantische Gesichtspunkte. In unserem Beispielsatz deutet das Wort *te* auf irgendetwas Sein hin, und lenkt die Aufmerksamkeit gegebenenfalls nicht auf den Gegenstand hin, sondern darauf, dass es ist. Deshalb nimmt das Wort *te* eine verbartige Bedeutung an, ohne aber ein Verb zu sein. Das Substantiv drückt nämlich auch ohne Verb, für sich „Sein“ aus. Das Wort *teŋel* 'зима была' lässt sich ins Russische nur durch zwei Wörter übersetzen. Seine Bedeutung ist aber eigentlich 'зима в прошлом', d. h. ein Substantiv mit einem Vergangenheitsuffix. Mit anderen Worten heisst das, dass das Mordwinische in solchen Prädikaten auch das Subjekt fühlt.

b) Das zweite Hauptglied des mordwinischen Satzes ist das S u b j e k t (174—191; 250—272). Die Untersuchung desselben hat der Verfasser bereits im Kapitel über das Prädikat durchgeführt. — Jedes verbale oder nichtverbale Prädikat hat ein Personalsuffix von personalpronominaler Herkunft in der 1. und 2. Pers. Sing. und Plur., so dass es überflüssig ist, auch die Personalpronomina zu gebrauchen. Die 3. Person ist aber eine nominale Form, sie enthält kein Element, das auf die Person hinweist, sie zeigt nur die Zahl des Subjekts an und ist eigentlich ein Partizip.

Die wichtigsten grammatischen Mittel zum Ausdruck des Subjekts sind: 1. der Nominativ der drei (unbestimmt, bestimmt und possessiv) Deklinationen; 2. ein unbestimmtes Zahlwort mit dem [partitiven] Ablativ des Hauptwortes; 3. die Postposition *mar'o*, *mar'tä* 'mit'; 4. die mit dem Suffix *-nek* versehenen doppelten Substantive; 5. Fürwörter; 6. Infinitiv; 7. jede beliebige substantivierte Wortart (meistens im Nominativ der bestimmten Deklination), z. B. E. *hiŋek vandis pek mazij* 'unser Morgen ist sehr schön'.

c) Das O b j e k t (191—205; 272—289) gehört nach Koljadenkov zu den Hauptgliedern des Satzes. Die syntaktische Stellung des Objekts ist im Mordwinischen nicht deutlich genug, auf den ersten Anblick hängt sie von der Bedeutung des verbalen Prädikats ab. Ob das Verb imperfektiv oder perfektiv ist, hängt in noch höherem Masse von der Semantik des Satzes ab. Das Zeitwort in objektiver Konjugationsform wird erst dann zum perfektiven, wenn der Satz ein Objekt enthält. Z. B. E. *tejteres kodize kotsoht* 'девушка-то соткала (она его) холст-то', aber *tejteres kodas* 'девушка-то ткала'. Zwischen den perfektiven und imperfektiven Verben besteht also semantisch kein Unterschied, aber der Aspekt wird erst im Satz evident, obwohl die objektiven Formen des Zeitwortes grammatische Ausdrucksmittel der vollendeten Handlung sind.

Im Mordwinischen gibt es keinen Akkusativ. In welchem Fall das Objekt des Satzes stehen soll, hängt nicht von der Bedeutung des verbalen Prädikats, sondern von der des Objekts ab. Wenn das Objekt u n b e s t i m m t ist, steht es im Nominativ, wenn es aber b e s t i m m t ist, so steht es im Genitiv. Eigennamen, Fürwörter mit einigen Ausnahmen und alle hauptwörtlich gebrauchten Nomina gelten als bestimmt, sie stehen also im Genitiv. Das p a r t i e l l e Objekt der Zeitwörter, die Essen und Trinken bedeuten, steht im Ablativ (Partitiv), sein v o l l e s Objekt steht im Nominativ [d. h. in der Grundform], wenn es unbestimmt ist, im Genitiv, wenn es bestimmt ist. Das bestimmte Objekt kann anstatt des Genitivs auch mit dem Inessivsuffix oder mit Hilfe einer Postposition ausgedrückt werden.

4. Das vierte Kapitel der Grammatik (206—242) behandelt die zweitrangigen Satzglieder: die in obliquen Kasus stehenden Erweiterungen, das Attribut, die verschiedenen Umstandsbestimmungen, die sog. isolierten Konstruktionen und die gleichwertigen Satzglieder.

5. Das fünfte Kapitel (243—8) gibt eine Übersicht über die im Satz vorkommenden, aber syntaktisch vom Satz abgesonderten Wörter.

6. Das sechste Kapitel spricht über den zusammengesetzten Satz (249—309). Solche sind in der mordwinischen Schriftsprache ziemlich häufig, aber in der gesprochenen Sprache selten. Dies ist verständlich, denn das mordwinische Schrifttum und die mordwinische Literatursprache haben sich ziemlich spät entwickelt. Die Tatsache aber, dass die mordwinische Sprache bereits vor der Entstehung der Literatursprache ihre Mittel hatte, zusammengesetzte Sätze zu bilden, ist verständlich, da der Einfluss der russischen Sprache auf die mordwinische bereits viel früher vor dem Beginn der mordwinischen Literatur begonnen hatte. Die beordnenden und ein grosser Teil der unterordnenden Bindewörter sind russischer Herkunft, aber auch mordwinische Relativpronomina und Adverbien werden nach russischem Vorbild als Konjunktionen gebraucht.

7. Das letzte Kapitel des Werkes (310—24) — das gleichsam als Anhang an die deskriptive Syntax angeknüpft ist — vergleicht die charakteristischen mordwinischen Eigentümlichkeiten mit ähnlichen Erscheinungen einzelner finnisch-ugrischer Sprachen. Es beruft sich auf die Ähnlichkeit zwischen dem Mordwinischen und dem Juraksamojedischen im Gebrauch des nominalen Prädikats, es erwähnt auch die eventuelle uralische grundsprachliche Herkunft desselben. In Zusammenhang mit der mordwinischen objektiven Konjugation bespricht es auch die ungarische, die ob-ugrische und die samojedische objektive Konjugation, bzw. deren Abweichungen von der mordwinischen. Die „Struktura“ behandelt die gemeinsamen finnisch-ugrischen Züge am Ende der einzelnen Kapitel.

In unserer Besprechung haben wir hauptsächlich jene Teile der beiden Werke Koljadenkows ausführlicher behandelt, die von finnisch-ugrischem Gesichtspunkt aus grösseres Interesse beanspruchen. Dabei können aber besonders die Forscher der mordwinischen Sprache manch Interessantes, auch befruchtende Gedanken in ihnen finden.

I. Erdélyi

М. Н. Коляденков: I. Грамматика мордовских (эрзянского и мокшанского) языков. II., Структура простого предложения в мордовских языках.

(Р е з ю м е)

Рецензируемые две работы М. Н. Коляденкова трактуют описательную грамматику мордовских языков по отдельным грамматическим частям речи. Они охватывают следующие вопросы: словосочетание; предложение; главные члены предложения (сказуемое, подлежащее, прямое дополнение); второстепенные члены предложения; слова, характеризующиеся полной синтаксической особенностью в составе предложения; сложное предложение.

Особенно ценны замечания, относящиеся к основным специфичным чертам структуры финноугорского предложения.

Обе работы, содержащие большое количество примеров, взятых преимущественно из литературных языков, представляют настоящую ценность для исследователей синтаксиса финноугорских языков.

И. Эрдёйи

Claus Jürgen Hutterer: Geschichte der ungarndeutschen Mundartforschung. Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, Band 106, Heft 1. Akademie-Verlag, Berlin 1960, 96 S. DM 4,30.

In der Erforschung der nichtungarischen Mundarten Ungarns waren in den letzten Jahrzehnten vor allem in der Untersuchung slawischer Dialekte Ergebnisse zu verzeichnen. Die ungarndeutsche Mundartforschung schien zum Stillstand gekommen zu sein. Die Arbeiten des in Moskau und Leipzig geschulten Verfassers und seiner Mitarbeiter bedeuten somit einen neuen Aufbruch auf diesem Gebiet. Berechtigt ist die Hoffnung, dass die neue Etappe die bekannten Mängel der vorausgegangenen beseitigen wird.

Hutterers Dissertation, eine grössere Arbeit, die einer, zum Teil atlasmässigen Untersuchung der deutschen Mundarten im Ungarischen Mittelgebirge (Mittelungarn) gewidmet wurde, ist noch im Druck. Von ihm und seinen Mitarbeitern wurde bereits

auch die wissenschaftliche Erschliessung der übrigen ungarndeutschen Sprachlandschaften in Angriff genommen. Die vorliegende Arbeit soll eigentlich die wissenschaftshistorischen Grundlagen schaffen für die kommenden Untersuchungen; sie bildet den Rahmen für die ungarndeutsche Mundartforschung von heute und von morgen.

Das Buch gliedert sich in fünf Abschnitte. Der erste Abschnitt ist eine knapp gehaltene siedlungsgeschichtliche Übersicht und behandelt die ungarische Landnahme und die Staatsgründung, das Siedlungswerk, das der Vertreibung der Türken folgte sowie die Kolonisationen des 18–19. Jahrhunderts. Es liegt in der Natur der Aufgabe, dass der Verfasser bezüglich der Zeit vor 1918 auch die Geschichte solcher Siedlungsgebiete miteinbeziehen musste, die heute ausserhalb der ungarischen Grenzen liegen.¹ Die Abschnitte II–IV enthalten die Geschichte der sprachwissenschaftlichen Forschung: im II. Kapitel kommen Mittelalter, Humanismus und Aufklärung zu Worte, den III. Abschnitt bildet eine Darstellung des Aufschwungs im 19. Jahrhundert, während im IV. Kapitel die Entfaltung im 20. Jahrhundert behandelt wird. Abschnitt V summiert die bisherigen Errungenschaften und zeichnet die modernen Aufgaben der Forschung vor. Kapitel II und III, die inhaltsgebunden etwas kürzer ausgefallen sind, bieten eine verlässliche Übersicht über das bisher Geleistete. Angesichts vieler Punkte der Überschneidung wird dadurch wohl auch die Geschichte der ungarischen Mundartforschung, ja der ungarischen Philologie schlechthin bereichert.

Die Wurzeln der zeitgenössischen Forschungen reichen bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück. In dieser Zeit wird über die Erforschung der Zips und Siebenbürgens (Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch!) hinaus auch das Deutschtum Binnenungarns in den Bereich der einschlägigen Arbeit mit einbezogen. Der Abschnitt über das 20. Jahrhundert verzeichnet die Fachliteratur mit Anspruch auf Vollständigkeit und unterzieht sie einer kritischen Würdigung. Die Forscher sind nach den einzelnen Schulen, die sich um verschiedene Universitätsinstitute entfalteten, gruppiert. Neben Budapest gab es noch germanistische bzw. deutschkundliche Institute auch an den Universitäten Szeged (Szegedin), Debrecen (Debrezin), Pécs (Fünfkirchen) und Cluj (Klausenburg), die die Erforschung der ungarndeutschen Mundarten förderten. (Was das 20. Jahrhundert betrifft, wurde die Forschung ausserhalb Ungarns naturgemäss ausser acht gelassen.) Den Nichtgermanisten spricht der V., zusammenfassende Abschnitt am meisten an. Der Werdegang der ungarndeutschen Mundartforschung ist auch methodologisch und methodisch von Belang. Anfangs beschränkte sie sich als historische Hilfswissenschaft lediglich auf die ältesten Siedlungen. Ausserhalb der Zipser und der siebenbürgischen „Sachssensiedlungen“ wurde der Charakter der gesamten ungarndeutschen Mundart- und Volkskundeforschung durch die Problematik der „Urheimat“ für eine lange Zeit bestimmt. Selbst die Verwendung der Isoglossen des Wenkerschen Atlas konnte daran bloss methodische Verfeinerungen erzielen. Die Grundkonzeption war verfehlt und einseitig. Man liess ausser acht, dass die deutschen Siedlungen lebendige Sprachgebilde und keine versteinerten Sprachmuseen sind. Auch die Sprache der Siedlungen verschiedener Herkunft hat sich entwickelt, sie ist mit benachbarten deutschen Mundarten und der deutschen Gemeinsprache in Berührung gekommen, ja sie ist nicht einmal von den ungarischen und sonstigen Mundarten ihrer Umgebung unberührt geblieben.

Aus Hutterers Kritik entwickelt sich eine zeitgemässe und vielseitige dynamische Sprachbetrachtung, die bei der Gestaltung des Forschungsplanes – und hoffentlich auch in der Forschungsarbeit – neben dem historischen und geographischen Prinzip fast alle Grundsätze der modernen Dialektologie bzw. Sprachwissenschaft verwendet. Unter den methodologischen Einsichten kommt der zeitgemässen komplexen Methode in der Mundartforschung die erste Stelle zu: sie fordert anstatt der einseitigen Urheimatforschung die vielseitige und dynamische Beschreibung der Siedlungseinheiten. Eine weitere Forderung ist – neben der Bindung zur binnendeutschen Dialektologie – die enge Zusammenarbeit mit der ungarischen Mundartforschung, die Untersuchung der sprachlichen Wechselwirkung. Anhand der allseitigen Forschung beansprucht Hutterer sowohl in der Synchronie als auch in der Diachronie eine Methodik, die die Kategorien der Sprachsoziologie ebenfalls in Betracht zieht. Im Gegensatz zu den bisherigen, meist einseitig lauthistorisch ausgerichteten Forschungen kehrt er auch die Wichtigkeit phonolo-

¹ Über Geschichte und Problematik der siebenbürgisch-sächsischen Mundartforschung ist in derselben Reihe eine gute Zusammenfassung erschienen: Karl Kurt Klein – Helmut Protze – Hellmut Klima, Siebenbürgische Mundarten. Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, Band 104, Heft 3. Akademie-Verlag, Berlin 1959.

gischer, grammatischer und lexikalischer Untersuchungen hervor. Sein reiches Programm können wir vielleicht nur noch mit dem Vorschlag typologischer Forschungen ergänzen.

Die praktischen und zum Teil bereits in Angriff genommenen Aufgaben sind nach Hutterers Zusammenstellung die folgenden: 1. Sprachatlas der drei grösseren ungarndeutschen Siedlungsräume (Westungarn, Ungarisches Mittelgebirge, Schwäbische Türkei); 2. Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten; 3. Orts- bzw. Landschaftsmonographien, und zwar nicht nur über Bauernmundarten, sondern zugleich über die Sprache anderer volkstümlichen Berufswege und Jargons, wobei weder das Ungarnjiddische, noch die zigeunerdeutschen Mundarten wegbleiben; 4. sprachgeschichtliche Arbeiten, vor allem das von K. Mollay bereits begonnene Wörterbuch des Frühneuhochdeutschen in Ungarn sowie verschiedene onomastische Untersuchungen; 5. die bibliographische Arbeit, in erster Linie die Bearbeitung der vor Ungarns Befreiung (1945) erschienenen Werke und Aufsätze.

Dieses Programm ist vielversprechend. Es ist für die ungarische Dialektologie und die ungarische Philologie keineswegs gleichgültig, wenn sie mit einer ungarndeutschen Mundartforschung auf entsprechendem Niveau und in entsprechendem Geist zusammenarbeiten kann. Deshalb sehen wir den Ergebnissen des reichen Programms, das Hutterer in dieser netten Abhandlung entworfen hat, mit vielen Erwartungen entgegen.

Гу. Szépe

Claus Jürgen Hutterer: Geschichte der ungarndeutschen Mundartforschung. [История изучения немецких диалектов в Венгрии] Berlin, 1960.

(Р е з ю м е)

Книга дает хороший исторический обзор с программой очередных задач. Она разбивается на пять разделов. Первый представляет собой краткий обзор истории поселений. Второй отражает историю изучения проблемы до эпохи венгерского просвещения. Третий с критической оценкой суммирует результаты исследований в XIX в., а четвертый — в XX в. Пятый раздел содержит результаты последних лет а также и очередные задачи.

Дб. Cene

Rudolf Grosse und Claus Jürgen Hutterer: Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen. Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, Bd. 105, II. 5. Akademie-Verlag, Berlin 1961, 71 S. und 15 Karten. DM 8,60.

„G. Wenker und J. Gilliéron haben mit dem deutschen und dem französischen Sprachatlas im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Sprachwissenschaft zur historischen Tiefe die geographische Breite gewonnen. Fünf Jahrzehnte später wird es nötig, in einer dritten Dimension weiterzubauen; die Höhenabstufung der soziologischen Schichten tritt ins Blickfeld“ (S. 3). Diese Gedanken bilden den Auftakt zum Bändchen. Dank der Untersuchung sprachlicher Schichtung und fremdsprachiger Umgebung kommt den beiden Aufsätzen eine bahnbrechende Bedeutung zu. Sie stammen aus der Feder zweier, auch in der allgemeinen Sprachwissenschaft gut geschulter Vertreter der Leipziger Schule, die um Theodor Frings entstanden ist.

1. R. Grosse behandelt „Die obersächsischen Mundarten und die deutsche Schriftsprache“ (S. 9—32). Der Aufsatz war ursprünglich ein Vortrag über eine bisher ungelöste sprachgeschichtliche Frage am Tag der Universität 1957. Die obersächsische, meissnische Mundart galt noch im 17. Jahrhundert als Vorbild der deutschen Schriftsprache; heute wird sie jedoch als ein provinzielles Idiom verspottet und selbst von seinen Trägern abschätzig beurteilt. Heute ist es alles andere als Vorbild der Schriftsprache. Dieses Paradox blieb bis jetzt ungelöst, weil man die Lösung in der inneren Entwicklung der Sprache, nicht aber im Wandel der Sprachbetrachtung zu finden suchte. Die Meinungen über Wert und Schönheit sprachlicher Gebilde sind aber von der gesellschaftlichen Entwicklung abhängig. Grosse entwirft in grossen Zügen jenen gesellschaftshistorischen Prozess, der im

Verhältnis der obersächsischen Mundart zur deutschen Schriftsprache in einigen kurzen Jahrhunderten einen entscheidenden Wandel herbeiführte. In seinem Essay zieht Grosse eine vielseitige Dokumentation heran aus allen drei Dimensionen der Sprache, die zu der Klärung der hiermit verbundenen Fragen in hohem Grade beiträgt.

Durch die im 14. Jahrhundert erfolgte Ausbreitung deutscher Kolonisten wurde der Grossteil der Sorben in den deutschen Machtbereich einbezogen. Die Eindeutscherung der Sorben verlief jedoch nicht unter dem Druck der deutschen Nachbarmundarten, sondern im Rahmen der sozial höher liegenden ostmitteldeutschen Ausgleichssprache. Und im folgenden bildete die ostmitteldeutsche Geschäfts- und Verkehrssprache des Spätmittelalters die Grundlage der neuhochdeutschen Gemein- bzw. Schriftsprache. Der wirtschaftliche, politische und kulturelle Aufstieg im 16. und 17. Jahrhundert verhalf dem Meissnischen verständlicherweise zu der Rolle eines richtunggebenden, musterhaften Sprachtypus. Es war das die Sprache Luthers und der gelehrten Welt in Halle, Wittenberg und Leipzig.

Die kritischen Stimmen, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts meldeten, bedeuteten bereits den Anfang des Niederganges. Die Rolle des im Siebenjährigen Krieg ruinierten Sachsens ging immer mehr auf Preussen über. Preussens Aufstieg bedeutete zugleich die zunehmende Überlegenheit der Sprechweise Berlins, die ebenfalls im Ergebnis eines im Kolonialgebiet erfolgten Sprachausgleiches entstanden war, aber vom Meissnischen erheblich abwich. Berlin wurde als mitteldeutsche „Sprachinsel“ im niederdeutschen Gebiet freilich auch von Meissen her beeinflusst. Das Berlinische hat aber seitdem einen eigenen Weg beschritten und es wurde im letzten anderthalb, aber besonders im letzten Jahrhundert zu einer den Bestrebungen zur deutschen Einheit entsprechenden literarischen Sprachnorm, die auch in den Norden des obersächsischen Raumes tief einzudringen vermochte. Diese gemeinsprachliche Norm macht sich bereits, wenn auch — besonders in den musikalischen Elementen der Sprache — stark regional gefärbt, auch in Sachsen geltend.

Grosse bekennt es natürlich unverhohlen, die Sprache der Preussen sei für ihn „hart, metallisch scharf, melodisch unbewegt, konzentriert auf Gipfel“ (S. 32). Und wenn er auch die Wiederherstellung der sächsischen Norm nicht mehr für möglich, noch wünschenswert erachtet, erwartet er mehr Geduld und Wohlwollen für den meissnischen Sprachgebrauch.

2. Hutterer behandelt „Hochsprache und Mundart bei den Deutschen in Ungarn“ (S. 33—71). Der Aufsatz ist in drei Abschnitte gegliedert. Der erste Abschnitt, ein Umriss der Problematik, schliesst mit Wredes Ausspruch als Motto: Die Geschichte der Sprache folgt den Geschicken der Sprecher (S. 36). — Da es um eine komplexe (historisch-geographisch-soziologische) Untersuchung geht, die sich im Rahmen der „äusseren“ Linguistik bewegt, scheint mir das Motto auch hier am Orte zu sein.

Im zweiten Abschnitt werden die Beziehungen der ungarndeutschen Mundarten zueinander bzw. zur deutschen Hochsprache erhellt, von der Zeit der nachtürkischen Ansiedlungen angefangen bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Den Geltungsbereich verschiedener Sprachgebilde fasst der Verfasser in folgender Tabelle zusammen:

Sprachschicht	Ortsmundart	Verkehrssprache	Umgangssprache	Hochsprache
Geltungsbereich	Dorf	Dorf	—	Kanzel und Schreibe (überall)
	Stadt	Stadt	Stadt	
	—	Landschaft	Landschaft	

Die Ortsmundart konnte im allgemeinen zweierlei Entwicklungswege beschreiten: die staatlich angesiedelten Kolonisten richteten sich mehr nach der deutschen Hochsprache, während die Bauern der Privatherrschaften dazu in der Regel nicht genötigt waren. Die Verkehrssprache ist in Mittelungarn (Ungarisches Mittelgebirge und sein Vorland) bairisch, in der sog. Schwäbischen Türkei in Südungarn: Tolna, Baranya, Somogy, Bácska (Tolnau, Brunau, Schomodei und die Batschka), rheinfränkisch; die

ostdonaubairische Verkehrsmundart der Deutschen in Westungarn steht besonders stark unter Wiens Einfluss. Die Umgangssprache richtet sich im Gesamt der ungarndeutschen Mundarten nach der Wiener Norm, sogar in jenen Gebieten, wo sonst keine bairischen Ortsmundarten gesprochen werden. Diese „Verwienerung“ wurde unter anderem auch durch das Militär und die Administration der Monarchie gefördert. Die Wiener Strahlung ergriff die Ortsmundarten über die Vermittlung von Buda (Ofen) und Pest sowie der verschiedenen Provinzstädte.

Der dritte Abschnitt stellt die einzelnen Etappen der Entdeutschung der ungarndeutschen Mundarten von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute dar. Das Tempo der Entdeutschung war nicht überall gleichmässig: die von der modernen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Entwicklung stärker ergriffenen Ortschaften gaben ihr Deutschtum rascher auf, während die in der alten Lebensweise verharrenden Dörfer ihren deutschen Charakter, wenigstens bis zum zweiten Weltkrieg besser bewahren konnten.

Die Rolle der Hochsprache wurde im letzten Jahrhundert in allen ungarndeutschen Siedlungsgebieten von der ungarischen Hochsprache übernommen. Für das deutsche Bürgertum der ungarischen Städte war die Assimilation keine kulturelle, sondern eine wirtschaftliche bzw. gesellschaftliche Frage. Die Gentry sowie die nationalistisch gesinnten herrschenden Schichten liessen den sozialen Aufstieg der meist fremdstämmigen Städter erst im Falle der Assimilation zu. Der rapide Anwuchs der Städte diente natürlich ohnehin der Zunahme der ungarischen Bevölkerung. Um die Jahrhundertwende war die ungarndeutsche Intelligenz so gut wie völlig entdeutsch. In der Geschichte der einheimischen Nationalitäten und somit auch in ihrer Sprachgeschichte bildete die ersten, leider sehr kurzlebigen Ansätze zu einer freien Entwicklung die von der Ungarischen Räterepublik gewährte Autonomie. Zwischen den beiden Weltkriegen geriet der ungarndeutsche Bauer in die doppelten Fangarme des deutschen und des ungarischen Nationalismus. Bei der ersten Volkszählung der siegreichen Konterrevolution im Jahre 1920 hat sich zum Beispiel kaum jemand zum Deutschtum bekannt; um so mehr taten sie es in dem Stichjahr 1941, im Schatten des Dritten Reiches. Die Entdeutschung nahm jedoch immer grössere Ausmasse an. Durch die Industrialisierung wurden die Dorfgemeinschaften aufgelöst. Neologismen wurden nunmehr auch unter den Deutschen nur noch in ungarischer Sprache geschaffen. Deutsch wurde vielerorts allmählich zu einer Alterssprache. Die Sprechweise der ersten assimilierten Generation verrät noch die deutsche „Artikulationsbasis“; die Entdeutschung der zweiten Generation kann aber auch vollkommen sein. Nach Ungarns Befreiung — und dem Abschluss der im Rahmen des Potsdamer Abkommens erfolgten Umsiedlung — sicherte Ungarns neue Nationalitätenpolitik auch für die Minderheiten äusserst günstige Bedingungen zur Pflege ihrer Muttersprache. Eine sichere Prognose über die Zukunft der Mundarten lässt sich noch nicht aufstellen, aber die bisherige Entdeutschung kann m. E. kaum rückgängig gemacht werden.

Die beiden Phasen der Entdeutschung werden in folgenden Tabellen veranschaulicht:

I. Phase

		Sprachschicht	Ortsmundart	Verkehrssprache	Umgangssprache	Hochsprache
Geltungsbereich	Dorf		deutsch	deutsch (<i>und ungarisch</i>)	deutsch (<i>und ungarisch</i>)	—
	Stadt		deutsch	ungarisch	ungarisch	ungarisch
	Landschaft		—	deutsch und ungarisch	deutsch und ungarisch	deutsch und ungarisch
	Kanzel und Schreibe		—	—	—	deutsch und ungarisch

(*und ungarisch*) in Klammern soll darauf hinweisen, dass das Ungarische in dieser Phase bereits in die fraglichen Sprachsphären einzudringen beginnt.

II. Phase

	Sprachschicht	Ortsmundart	Verkehrssprache	Umgangssprache	Hochsprache
Geltungsbereich	Dorf	deutsch	ungarisch und deutsch	ungarisch	ungarisch
	Stadt	ungarisch	ungarisch	ungarisch	ungarisch
	Landschaft	—	ungarisch und deutsch	ungarisch	ungarisch
	Kanzel und Schreibe	—	—	—	ungarisch und deutsch

Die Stufen der Entdeutschung nach Generationen werden ebenfalls in interessanten Tabellen dargestellt.

Hutterers Aufsatz ist ein äusserst wertvoller Beitrag zu den Fragen des Sprachwechsels einzelner Volksgruppen. Im Hinblick auf die Tatsache, dass im Laufe seiner Geschichte auch das ungarische Volk des öfteren in engster Wechselwirkung mit anderen Völkern und Sprachen stand, ist die gegebene Problematik sowohl für die ungarische Geschichte als auch für die Entwicklung der ungarischen Sprache von grösstem Belang. Es wäre zu wünschen, dass nach diesem unter einem deutschen Blickwinkel verfassten Aufsatz Hutterers auch die Sprachgeschichte der übrigen Nationalitäten Ungarns ähnlicherweise bearbeitet werde. Es wäre auch höchste Zeit, die Rolle dieser fremden *Strata* (Sub-, Super oder Adstrate) nun einmal auch in Hinsicht auf die ungarische Sprache zu untersuchen, und zwar nicht bloss im Zusammenhang mit der Frage nach den Lehnwörtern.

Gy. Szépe

Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen. Beiträge von Rudolf Grosse und Claus Jürgen Hutterer. Berlin, 1961.

(Резюме)

В книге помещены две работы. Первая: Rudolf Grosse (Leipzig) „Die ober-sächsischen Mundarten und die deutsche Schriftsprache“ (стр. 9—32). Вторая: Claus Jürgen Hutterer (Budapest), „Hochsprache und Mundart bei den Deutschen in Ungarn“ (стр. 35—71). — В первой работе описаны пути возвышения мейссенского саксонского диалекта до литературной нормы, а впоследствии снижения его на уровень областного говора. Вторая работа описывает процесс уравнивания немецких диалектов в Венгрии, развития общенародного языка дунайско-баварского характера, а в дальнейшем процесс постепенного обвенгерения немецких диалектов в Венгрии. Обе работы основательно раскрывают соответствующие вопросы, пользуясь при этом и методами истории, лингвистической географии и лингвистической социологии.

Дб. Cene

Les auteurs de ce numéro :

Ašnin, F. D., chargé de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie des Sciences de l'URSS; *Benkő, L.*, professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest, chef de section à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *E.-Abaffy, Erzsébet*, assistante à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest; *Erdélyi, I.*, chargé de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Fabrics-Korács, F.*, chargé de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Gáldi, L.*, chef de section à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Károly, S.*, chargé de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Koralovszky, M.*, chargé de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Lakó, Gy.*: membre correspondant de l'Académie Hongroise des Sciences, professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest; *Lőrincze, L.*, chef de section à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Moravcsik, Gy.*, membre de l'Académie Hongroise des Sciences, professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest; *Pais, D.*, membre de l'Académie Hongroise des Sciences, professeur émérite à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest; *Papp, L.*, chargé de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Szántó, Éva*, chargée de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Szathmári, I.*, assistant à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest; *Szépe, Gy.*, chargé de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Telegdi, Zs.*, professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest, chef de section à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Tarnóczy, T.*, professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest, directeur du groupe de recherches acoustiques de l'Académie Hongroise des Sciences; *Vértes, Edit*, chargée de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences.

Printed in Hungary

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki szerkesztő: Farkas Sándor

A kézirat nyomdába érkezett: 1962. II. 14. — Terjedelem: 19,50 (A/5) ív, 2 ábra

62.54913 — Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György

The *Acta Linguistica* publish papers on the subjects of Finno-Ugrian, Slavonic Germanic, Oriental and Romance linguistics as well as general linguistics in English German, French and Russian.

The *Acta Linguistica* appear in parts of various size, making up volumes. Manuscripts should be addressed to:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

Correspondence with the editors and publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription to the *Acta Linguistica* is 110 forints a volume. Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest I., Fő utca 32. Account No 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Linguistica* paraissent en français, allemand, anglais et russe et publient des travaux concernant les langues finno-ougriennes, slaves, germaniques, romanes, orientales ou la linguistique générale.

Les *Acta Linguistica* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de 110 forints.

On peut s'abonner à l'Entreprise du Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Compte-courant No 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«Acta Linguistica» публикуют трактаты из области угро-финской лингвистики славистики, германистики, романистики, ориенталистики и общего языкознания на русском, немецком, английском и французском языках.

«Acta Linguistica» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

«ACTA LINGUISTICA», Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Подписная цена «Acta Linguistica» — 110 форинтов за том. Заказы принимает Предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Текущий счет № 43-790-057-181), или его заграничные представительства и уполномоченные.

INDEX

<i>Pais, D.</i> : Szer. Verzweigungen einer Wortfamilie im Ungarischen und in den anderen finnischugrischen Sprachen. — <i>Пайж, Д.</i> : Szer. Различные члены одного гнезда слов в венгерском и других финноугорских языках	1
<i>Benkő, L.</i> : Einige allgemeine Probleme der Geschichte der Literatursprache (I.) — <i>Бенкő, Л.</i> : Некоторые общие проблемы истории литературного языка (I.)	19
<i>Lőrincze, L.</i> : Einige »latente« Bedeutungen des ung. Adjektivs <i>édes</i> 'süß'. — <i>Лэринце, Л.</i> : »Скрытые« значения венгерского прилагательного <i>édes</i> «сладкий»	35
<i>Papp, L.</i> : Application de la statistique linguistique aux recherches de dialectologie historique. — <i>Панп, Л.</i> : Применение лингвистической статистики в исторической диалектологии	67
<i>Telegdi, Zs.</i> : Über die Entzweigung der Sprachwissenschaft. — <i>Телегди, Ж.</i> : О раздвоении языкознания	95
<i>Санто, Эва</i> : Об ассимиляции. — <i>Szántó, Éva</i> : Über die Assimilation	109
<i>Aschnin, F. D.</i> : Die Demonstrativpronomina im Turkmenischen. — <i>Ашнин, Ф. Д.</i> : Указательные местоимения в туркменском языке	117
<i>Gáldi, L.</i> : Les variétés expressives de l'hendécasyllabe dans la poésie de Michel Eminescu — <i>Гальди, Л.</i> : Выразительные разновидности пятистопного ямба в поэтическом творчестве М. Эминеску	137
<i>Vértes, Edit</i> : Beiträge zur Kenntnis der ostjakischen Pronominaladverbien (I.) <i>Вертеш, Едит</i> : О прономинальных наречиях хантыйского языка (I.)	167

Comptes-Rendus

George Thomson: The Greek Language. (<i>Moravcsik, Gy.</i> — <i>Моравчик, Дь.</i>)	187
Björn Collinder: Survey of the Uralic Languages. (<i>Lakó, Gy.</i> — <i>Лако, Дь.</i>)	189
Manuel of Phonetics. Réd. L. Kaiser. (<i>Tarnóczy, T.</i> — <i>Тарноци, Т.</i>)	191
Dolgozatok a magyar irodalmi nyelv és stílus történetéből. Szerk. Pais Dezső. (<i>Szathmári, I.</i> — <i>Сатмару, И.</i>)	195
Nyelvtani tanulmányok. Szerk. Sulán Béla. (<i>Károly, S.</i> — <i>Кароль, Ш.</i>)	197
Király, Péter: Ismeretlen magyar glosszák. (Gloses hongroises inconnues. Gloses de Jászó, Zirc, Nagyváty.) (<i>E.-Abaffy, Erzsébet</i> — <i>Э.-Абаффи, Эржебет</i>) .	201
Szathmári, I.: A magyar stilisztika útja. (<i>Kovalorszky, M.</i> — <i>Коваловски, М.</i>)	202
Исследования в области латинского и романского языкознания. (<i>Gáldi, L.</i> — <i>Гальди, Л.</i>)	206
Младописьменные языки народов СССР. (Ред. Е. А. Бокарев—Ю. Д. Дешериев.) (<i>Fabricsius-Kovács, F.</i> — <i>Фабрициус-Ковач, Ф.</i>)	210
М. Н. Коляденков: I. Грамматика мордовских (эрзянск. и мокш.) языков. II. Структура простого предложения в мордовских языках. (<i>Erdélyi, I.</i> — <i>Эрдейи, И.</i>)	212
Claus Jürgen Hutterer: Geschichte der ungarndeutschen Mundartforschung. (<i>Szépe, Gy.</i> — <i>Сеппе, Дь.</i>)	216
Rudolf Grosse—Claus Jürgen Hutterer: Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen. (<i>Szépe, Gy.</i> — <i>Сеппе, Дь.</i>)	218

ACTA LINGUISTICA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS
GY. LAKÓ, D. PAIS, ZS. TELEGDI

REDIGIT
J. NÉMETH

TOMUS XII.

FASCICULUS 3-4.



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST
1962

ACTA LINGUIST. HUNG.

ACTA LINGUISTICA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
NYELVTUDOMÁNYI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY U. 21.

Az *Acta Linguistica* német, angol, francia és orosz nyelven közöl értekezéseket a finnugor, szláv, germán, román és keleti nyelvészet, valamint az általános nyelvtudomány köréből.

Az *Acta Linguistica* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg, több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Az *Acta Linguistica* előfizetési ára kötetenként belföldre 80 Ft, külföldre 110 Ft. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-46), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest, I., Fő utca 32. Bankszámla, 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Linguistica* veröffentlichen Abhandlungen über die finnisch-ugrischen, slawischen, germanischen, romanischen und orientalischen Sprachen, sowie aus dem Bereiche der allgemeinen Sprachwissenschaft in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache.

Die *Acta Linguistica* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Abonnementspreis pro Band: 110 Forint. Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Aussenhandels-Unternehmen »Kultúra« (Budapest, I., Fő utca 32. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei dessen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

ACTA LINGUISTICA

ACADEMIAE SCIENTIARUM
HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS
GY. LAKÓ, D. PAIS, ZS. TELEGDI

REDIGIT
J. NÉMETH

TOMUS XII.



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST
1962

ACTA LINGUIST. HUNG.

INDEX

<i>Aschnin, F. D.</i> : Die Demonstrativpronomina im Turkmenischen. — <i>Ашнин, Ф.</i> Д.: Указательные местоимения в туркменском языке	117
<i>Benkő, L.</i> : Einige allgemeine Probleme der Geschichte der Literatursprache (I.) — <i>Бенкё, Л.</i> : Некоторые общие проблемы истории литературного языка (I.)	19
<i>Benkő, L.</i> : Einige allgemeine Probleme der Geschichte der Literatursprache (II.) — <i>Бенкё, Л.</i> : Некоторые общие проблемы истории литературного языка (II.)	273
<i>Gáldi, L.</i> : Les variétés expressives de l'hendécasyllabe dans la poésie de Michel Eminescu — <i>Гальди, Л.</i> : Выразительные разновидности пятистопного ямба в поэтическом творчестве М. Эминеску	137
<i>Lakó, Gy.</i> : Über die Frage der anlautenden stimmhaften Verschlusslaute in der finnisch-ugrischen Grundsprache — <i>Лако, Дь.</i> : Существовали ли смычные звук в начале слова в финно-угорском языке-основе?	225
<i>Lőrincze, L.</i> : Einige «latente» Bedeutungen des ung. Adjektivs <i>édes</i> 'süss'. — <i>Лэринце, Л.</i> : «Скрытые» значения венгерского прилагательного <i>édes</i> «сладкий»	35
<i>Pais, D.</i> : Szer. Verzweigungen einer Wortfamilie im Ungarischen und in den anderen finnisch-ugrischen Sprachen. — <i>Пайж, Д.</i> : Szer. Различные члены одного гнезда слов в венгерском и других финноугорских языках	1
<i>Papp, L.</i> : Application de la statistique linguistique aux recherches de dialecto- logie historique. — <i>Панн, Л.</i> : Применение лингвистической статистики в исторической диалектологии	67
<i>Cauno, Эва</i> : Об ассимиляции. — <i>Szántó, Éva</i> : Über die Assimilation	109
<i>Steinitz, W.</i> : Etymologische Beiträge (II.) — <i>Штейниц, В.</i> : К некоторым интерес- ным коми-зыр. заимствованиям в хантыйском и мансийском языках	247
<i>Telegdi, Zs.</i> : Über die Entzweiung der Sprachwissenschaft. — <i>Телегди, Ж.</i> : О раздвоении языкознания	95
<i>Vértes, Edit</i> : Beiträge zur Kenntnis der ostjakischen Pronominaladverbien (I.) <i>Вертеш, Эдун</i> : О прономинальных наречиях хантыйского языка (I.)	167
<i>Vértes, Edit</i> : Beiträge zur Kenntnis der ostjakischen Pronominaladverbien (II.) <i>Вертеш, Эдун</i> : О прономинальных наречиях хантыйского языка (II.)	255
<i>Zsilka, J.</i> : The Semantics of the Accusative Case (Based on the Homeric Poems) <i>Жилка, Я.</i> : Семантика винительного падежа (на основе поэм Гомера)	365

Comptes-Rendus

Björn Collinder: Survey of the Uralic Languages. (<i>Lakó, Gy.</i> — <i>Лако, Дь.</i>)	189
Dolgozatok a magyar irodalmi nyelv és stílus történetéből. Szerk. Pais Dezső (<i>Szathmári, I.</i> — <i>Сатмару, И.</i>)	195
Gunnar Fant: Acoustic Theory of Speech Production (<i>Tarnóczy T.</i> — <i>Тарноцы, Т.</i>)	417
Rudolf Grosse—Claus Jürgen Hutterer: Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen. (<i>Szépe, Gy.</i> — <i>Сене, Дь.</i>)	218
Raoul Hussion: La voix chantée. (<i>Tarnóczy T.</i> — <i>Тарноцы, Т.</i>)	418
Claus Jürgen Hutterer: Geschichte der ungarndeutschen Mundartforschung. (<i>Szépe,</i> <i>Gy.</i> — <i>Сене, Дь.</i>)	216

Исследования в области латинского и романского языкознания. (<i>Gáldi, L.</i> — <i>Гальди, Л.</i>)	206
Király, Péter: Ismeretlen magyar glosszák. (Gloses hongroises inconnues. Gloses de Jászó, Zirc, Nagyváty.) (<i>E.-Abaffy, Erzsébet</i> — <i>Э.-Абаффи, Эржебет</i>)	201
М. Н. Коляденков: I. Грамматика мордовских (эрзянск. и мокш.) языков. II. Структура простого предложения в мордовских языках. (<i>Erdélyi, I.</i> — <i>Эрдейи, И.</i>)	212
Gy. László : Östörténetünk legkorábbi szakaszai. A finnugor őstörténet régészeti emlékei a Szovjetföldön (<i>Gulya J.</i> — <i>Гуля, Я.</i>)	409
É. B. Lőrinczy: Képző- és névrendszertani vizsgálódások. Az -s, -cs képzővel alakult névanyag az ómagyarban (<i>Papp, L.</i> — <i>Pann, Л.</i>)	405
К. Е. Майтинская: Венгерский язык — Die ungarische Sprache (<i>Berrár, Jolán</i> — <i>Szathmári, I.</i> — <i>Беррар, Йолан</i> — <i>Сатмари, И.</i>)	399
Manuel of Phonetics. Red. L. Kaiser. (<i>Tarnóczy, T.</i> — <i>Тарноци, Т.</i>)	191
Младонисъменные языки народов СССР. (Ред. Е. А. Бокарев—Ю. Д. Дешкрисв.) (<i>Fabricius-Kovács, F.</i> — <i>Фабрициус-Ковач, Ф.</i>)	210
Nyelvtani tanulmányok. Szerk. Sulán Béla. (<i>Károly, S.</i> — <i>Кароль, Ш.</i>)	197
Österreichischer Volkskundeatlas. (<i>Hutterer, C.</i> — <i>Хыммерер, К.</i>)	421
Radanovics, Károly: Északi-osztják nyelvtan. (<i>Fokos-Fuchs, D. R.</i> — <i>Фокош-Фукс, Д. Р.</i>)	407
Szathmári, I.: A magyar stílisztika útja. (<i>Kovalovszky, M.</i> — <i>Коваловски, М.</i>)	202
George Thomson: The Greek Language. (<i>Moravcsik, Gy.</i> — <i>Моравчик, Дь.</i>)	187
Arne Vanvik: On Stress in Present-Day English (Received Pronunciation). (<i>Fónagy, I.</i> — <i>Фонадь, И.</i>)	414
Wichtige Neuauflagen zur Germanistik. (<i>Hutterer, C.</i> — <i>Хыммерер, К.</i>)	420
Index Alphabétique	425
Livres reçus	428

ÜBER DIE FRAGE DER ANLAUTENDEN STIMMHAFTEN VERSCHLUSSLAUTE IN DER FINNISCH-UGRISCHEN GRUNDSPRACHE*

Von
GY. LAKÓ

Bekanntlich sind stimmhafte Verschlusslaute im Anlaut in den fgr. Sprachen nur im Ungarischen und in den permischen Sprachen allgemein. In der neueren ungarischen Literatur (vgl. Bárczi, *Bevezetés a nyelvtudományba* [Einführung in die Sprachwissenschaft]. 1953. 110) stossen wir auf die Behauptung, es gäbe auch im Lappischen ein auf anlautendes fgr. **p*-zurückgehendes *b*-. Dem kann man nicht zustimmen. Wohl werden in der norwegisch-lappischen Literatursprache bestimmte anlautende Verschlusslaute mit den Buchstaben *b*, *d* und *g* bezeichnet und diese Lautzeichen der Literatursprache werden z. B. von Nielsen in seinem grossen norwegisch-lappischen Wörterbuch beibehalten, des weiteren zitiert man praktischerweise auch in der wissenschaftlichen Literatur die mit den anlautenden Konsonanten *b*-, *d*-, *g*- geschriebenen norwegisch-lappischen Formen aus Nielsens Wörterbuch. Nun wissen wir aber, dass die norwegisch-lappische Literatursprache (und dementsprechend auch Nielsens Wörterbuch) mit den fraglichen Buchstaben keine stimmhaften Verschlusslaute, sondern stimmlose Explosive bezeichnet (vgl. Nielsen: *SUSToim.* XX, 9 und *Laerebok i lappisk I*, 14; E. Itkonen, *Lappische Chrestomathie*. S. VIII.), und dass diese Schreibung der lappischen Laute zu den anlautenden stimmhaften Verschlusslauten im Ungarischen und in den permischen Sprachen selbstverständlich in keinerlei Beziehung steht. (Diesen norwegisch-lappischen Lauten entsprechen in den übrigen lappischen Sprachen, bzw. Dialekten stimmlose Verschlusslaute, ja

* Mit den Problemen, die ich hier behandle, habe ich mich schon früher ausführlich in einer Abhandlung „*Unkarin kielen sananalkuisista klusiileista*“, die in der Penttilä-Festschrift erschienen ist (Aarni Penttilä *Juhlakirja*. Jyväskylä. 1959. 9—26), sowie in einem Vortrag in der Philologischen Klasse der Ung. Ak. d. Wiss., am 20. 2. 1961 beschäftigt. Der Vortrag war die etwas umgearbeitete und erweiterte Fassung der Abhandlung in der Penttilä-Festschrift. Nach der Abfassung und Vorlesung meines Vortrags ist mir das 3. Heft des XXXIII. Bandes der Finnisch-ugrischen Forschungen zugegangen, das in kurzen Bemerkungen u. a. auch die Auffassung P. Ravilas und E. Itkonens über die Entstehung der stimmhaften Verschlusslaute im Anlaut des Ungarischen und der permischen Sprachen enthält (vgl. *Anz.* 20 sowie 79—80). Da diese Ansicht meiner Stellungnahme nicht widersprechen, halte ich es nicht für notwendig, sie ausführlicher darzulegen.

wir können aus den Bemerkungen E. Itkonens folgern, dass anlautendes *b-*, *d-* und *g-* selbst im norwegisch-lappischen Dialekt meist den Lautwert von *p*, *t*, bzw. *k* hat, vgl. Lappische Chrestomathie. S. VIII.)

Anlautendes *b-*, *d-* und *g-* gehörte schon vor der Landnahme, zur Zeit der ungarisch-türkischen und ungarisch-аланischen Beziehungen zum Lautsystem des Ungarischen. Dies beweisen die alten türkischen und аланischen Lehnwörter des Ungarischen, deren anlautender stimmhafter Verschlusslaut im Ungarischen unverändert erhalten blieb (also nicht durch stimmlose Verschlusslaute ersetzt wurde). Des weiteren findet sich zumindest anlautendes *b* und *d* auch in einigen ungarischen Wörtern von fgr. Herkunft. Desgleichen kannte auch das Urpermische im Anlaut stimmhafte Verschlusslaute.

Die alte Zugehörigkeit der Laute *b*, *d*, *g* zum Lautsystem sowohl des Ungarischen als auch der permischen Sprachen wurde von den Erforschern der fgr. Sprachen zu verschiedenen Zeitpunkten auf verschiedene Art interpretiert. Die älteste Meinung besagt, anlautendes *b*, *d*, *g* habe es schon in der fgr. Grundsprache gegeben und die entsprechenden Laute (*b*, *d*, *g*) seien in den ursprünglich fgr. Wörtern des Ungarischen sowie der permischen Sprachen die Fortsetzungen der anlautenden stimmhaften Verschlusslaute der Grundsprache. Im Zusammenhang mit der Etymologie einiger ungarischer Wörter hat schon Budenz angenommen, dass es in der fgr. Grundsprache auch im Anlaut stimmhafte Verschlusslaute gegeben habe (vgl. MUSz. 1, 56, 174, 248, 432—434). Munkácsi (Nyk. XVI/1881 : 460—470) pflichtete der Annahme von Budenz bei, ja er versuchte sie durch weitere Belege zu erhärten (doch sind diese — wenigstens zum Teil — bereits für veraltet anzusehen). In seiner ausführlichen und gedankenreichen Besprechung des MUSz (Nyr. XII/1883 : 298—299, 396, 436—438) vertritt Munkácsi denselben Standpunkt wie in seiner zuvor angeführten Rezension.

In seiner Arbeit „Zur Geschichte der finnisch-ugrischen anlautenden Affrikaten, bes. im Ungarischen und im Finnischen“ (FUF. XI/1911: 173—290) behandelt Y. Wichmann die hier erörterte Frage ungleich ausführlicher als die bisher erwähnten zwei Forscher und — zumindest teilweise — auf Grund eines neuen Belegmaterials. Auch Y. Wichmann kommt zu dem Schluss, dass es in der fgr. Grundsprache im Anlaut — ausser den stimmlosen Explosiven (*p*, *t*, *k*), den stimmlosen Aspiraten (*ph*, *th*, *kh*), sowie den stimmhaften Aspiraten (*bh*, *dh*, *gh*) — auch stimmhafte Verschlusslaute (*b*, *d*, *g*) gegeben habe (vgl. bes. a. a. O. 210—237). Diese Meinung hat Wichmann auch später, im Zusammenhang mit seinen verschiedenen Worterläuterungen beibehalten (s. z. B. Ung. Jb. VII/1927 : 184—185).

In seiner Abhandlung „Über die anlautenden labialen Spiranten und Verschlusslaute im Samojedischen und Uralischen“ erörtert K. Donner nur das Problem, ob anlautendes *b* in der Grundsprache vorhanden gewesen sei, und auch dies nur nebenbei (vgl. SUSToim. XLIX/1920 : 192—194). K.

Donner stellt hier fest, die samojedischen Sprachen berechtigen nicht zu der Annahme, dass es ein anlautendes *b* in der fgr. Grundsprache gegeben habe. Wenn auch bei den Folgelauten des uralischen **p*- und **β*- sowohl im fgr. wie im samojedischen Zweige Unregelmässigkeiten feststellbar seien, gäbe dies noch nicht Anlass dazu, in der uralischen Grundsprache ausser den erwähnten noch weitere Labiale vorauszusetzen; die Unregelmässigkeiten könne man in den meisten Fällen getrost mit solchen grundsprachlichen Lautwechseln erklären, die sich auf Grund satzphonetischer Verhältnisse haben ergeben können. Des weiteren verweist K. Donner auf die Möglichkeit, dass anlautendes *b* sowohl im Ungarischen als auch in den permischen Sprachen unter fremdem Einfluss entstanden sein könnte.

J. Szinnyei hat die Theorie Wichmanns offensichtlich ebenfalls abgelehnt. In seinem bekannten zusammenfassenden Werk „Magyar Nyelvhasználat” [Ungarische Sprachvergleichung, letzte Auflage 1927] und in seiner Arbeit „Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft” (2. Auflage 1922) erwähnt er die grundsprachlichen stimmhaften Explosive des Anlauts nicht. Wir dürfen also Szinnyeis Schweigen dahingehend auslegen, dass er das anlautende *b*, *d* und *g* des Ungarischen und der permischen Sprachen als während der Selbständigkeit dieser Sprachen zustandegekommene Laute betrachtete (vgl. bes. NyH.⁷ 25.)¹

Einige andere Finnougriken haben das Problem des grundsprachlichen Vorhandenseins stimmhafter Verschlusslaute nur nebenbei erwähnt. J. Mark (Ecsti Keel 1922. 88) hat in einer kurzen Erklärung der Theorie Wichmanns beigepflichtet: da die Laute *b*, *d* und *g* in den permischen Sprachen und im ursprünglich fgr. Wortschatz des Ungarischen vorhanden seien, könne man mit Recht voraussetzen, dass diese Laute auch in der fgr. Grundsprache gegeben waren. Dieser Gedanke, das Vorhandensein anlautender stimmhafter Verschlusslaute in der Grundsprache, war auch Y. H. Toivonen (vgl. FUF. XXX/1951. 353, 356) nicht fremd, doch hat er sich mit diesem Problem nicht eingehender beschäftigt.

Die Entstehung anlautender stimmhafter Explosive in den permischen Sprachen wurde auch von T. E. Uotila erörtert, und zwar in seiner Abhandlung „Zur Geschichte des Konsonantismus in den permischen Sprachen” (1—5); doch begnügte er sich mit der Feststellung, dass die Laute *b*, *d* und *g* dem Lautsystem des Urpermischen angehören mussten. Des weiteren bemerkt er, dass es schwierig erscheine, diese Laute in allen Fällen auf die entsprechenden

¹ Szinnyei hat im allgemeinen Annahmen über das Vorhandensein von Lauten in der fgr. Grundsprache abgelehnt, wenn diese nur in einigen fgr. Sprachen oder in einzelnen Mundarten dieser Sprachen vorhanden sind. So betrachtete er auch z. B. die Laute *n* und *l* als im Lautsystem der Grundsprache nicht gegeben, obschon diese von einzelnen Forschern für zumindest wahrscheinliche Laute der Grundsprache gehalten wurden.

stimmlosen Verschlusslaute zurückzuführen. Die iranischen Lehnwörter der permischen Sprachen sprechen nämlich ebenfalls für die Annahme, dass die Verschlusslaute *b*, *d* und *g* schon im frühen Urpermischen auch im Anlaut aufgetreten seien.

Unter den ungarischen Sprachwissenschaftlern hat sich G. Bárczi mit dem Problem der anlautenden Verschlusslaute im Ungarischen des öfteren beschäftigt. In seiner Abhandlung „Régi magyar nyelvjárások” (Alte ungarische Mundarten. Néptudományi Intézet. Budapest. 1947. 3—4), sowie in seinem Vortrag „A történeti nyelvjáráskutatás” (Die historische Mundartforschung; vgl. MNy. XLIII/1947, 83) setzt er zur Erklärung der doppelten Entsprechungen des Ungarischen (*f* bzw. *b* ; *t* bzw. *d*) zu fgr. **p*- und **t*-, d. h. zur Erläuterung der bei einzelnen ursprünglich fgr. Wörtern des Ungarischen auftretenden Stimmhaftwerdung eine sehr alte ungarische mundartliche Duplizität voraus, und verweist — wenn auch vorsichtig — auf die Möglichkeit, dass diese Stimmhaftwerdung zu der in den permischen Sprachen in Beziehung stehen könnte: „... es rückt beträchtlich der Gedanke in den Vordergrund, dass diese Erscheinung [die Stimmhaftwerdung im Ungarischen] mit der in den permischen Sprachen bekannten Stimmhaftwerdung zusammenhängt, und damit noch in die Zeit der ugrisch-permischen Beziehungen zu setzen wäre. In diesem Fall könnte sich — mit Zuhilfenahme der übrigen wesentlichen permisch-ungarischen Übereinstimmungen ... — eine ungarisch-ugrische Mundart abzeichnen, die man in der letzten Periode des finnisch-ugrischen Zusammenlebens oder in der ersten der ugrischen Absonderung der westlichsten Flanke des künftigen ungarischen Zweiges der Ugrier zuordnen dürfte” (MNy. XLIII, 83). Die Annahme einer zur Stimmhaftwerdung neigenden Mundart der fgr. Grundsprache spielt auch in weiteren Äusserungen Bárczis eine Rolle. So schreibt er z. B. in seinem Lehrbuch „Bevezetés a nyelv-tudományba” [Einführung in die Sprachwissenschaft; 1953]: „... der Wandel *p* > *b* dürfte schon in der finnisch-ugrischen Grundsprache ein mundartliches Merkmal gewesen sein, das auch bei einem kleineren Teil des künftigen Ungartums Fuss fasste ...” (110). Ebenso äussert er sich im wesentlichen in seinem Vortrag „A magyar történeti nyelvjáráskutatás” [Die ungarische historische Mundartforschung], s. Általános nyelvészeti, stilisztika, nyelvjárástörténet [Allgemeine Sprachwissenschaft, Stilistik, Mundartengeschichte]. A III. Országos magyar nyelvész-kongresszus előadásai [Vorträge der III. Landestagung der ungarischen Sprachwissenschaftler] Budapest. 1956. 306 sowie in der 2. Auflage (1958) seiner „Magyar hangtörténet” [Ungarische Lautgeschichte; 113—114]. Doch fällt mir auf, dass ich an den angeführten Orten nirgends ein Beispiel für die „permische” (d. h. für die permischen Sprachen charakteristische) Stimmhaftwerdung des fgr. **k*- finde, obschon sich in den permischen Sprachen zahlreiche Wörter auch mit anlautendem *g*- finden. Es ist möglich, dass Bárczi die Etymologie unserer auf fgr. Ursprung

zurückgeführten Wörter mit anlautendem *g*- ablehnt. Für mich wäre jedenfalls eine zur Stimmhaftwerdung neigende Sprache oder Mundart merkwürdig, in welcher anlautendes *p* und *t* wohl stimmhaft wurden, nicht aber anlautendes *k*. Oder hätten sich etwa die Belege für stimmhaft gewordenes *k* aus der ungarischen Sprache ausnahmslos verflüchtigt?²

Meines Erachtens traten in der fgr. Grundsprache stimmhafte Verschlusslaute im Anlaut nicht auf, bzw. ihr Vorhandensein ist in irgendeinem Dialekt der fgr. Grundsprache nicht einmal als wahrscheinlich belegt. Bezüglich der Annahme einer grundsprachlichen Stimmhaftwerdung führe ich folgende Gegenargumente an: 1. Die überwiegende Mehrheit der Etymologien, die als Belege für das grundsprachliche Vorhandensein stimmhafter Explosive dienen müssten, sind ungewiss, zum Teil sogar geradezu falsch; 2. die Wörter, deren Etymologie lautlich möglichenfalls annehmbar wäre, können auf Grund ihrer Bedeutung keineswegs mit Gewissheit der ältesten Schicht des ungarischen Wortschatzes zugeordnet werden; unter diesen Wörtern findet sich kein einziges Pronomen oder Numerales, es gibt unter ihnen keine Verwandtschaftsbezeichnungen, oder z. B. keine Namen von Körperteilen;³ 3. die mit *b*-, *d*-, *g*- anlautenden Wörter des Ungarischen und der permischen Sprachen haben nicht in allen anderen fgr. Sprachen etymologische Entsprechungen; die meisten sind, ausser in den erwähnten Sprachen, überhaupt durch keine andere fgr. Wortparallelen belegbar; 4. als Beweis für die mundartliche Stimmhaftwerdung in der fgr. Grundsprache werden auch mit *b*- und *d*- anlautende ungarische Wörter angeführt, die in den permischen Sprachen überhaupt keine Entsprechungen haben (wie *dér* 'Rauhreif', *dermed* 'erstarren, gefrieren, frieren', *dug* 'stecken'; *búvik* 'sich verstecken, sich verkriechen'), oder die wohl eine Entsprechung haben, diese jedoch — im Gegensatz zur Annahme einer grundsprachlichen Stimmhaftwerdung — im Anlaut keinen stimmhaften, sondern einen stimmlosen Verschlusslaut aufweisen (z. B. *bal* 'link', *bél* 'Darm'; *daru* 'Kranich'). Diesen Wörtern könnte ich nur dann einige Beweiskraft zuerkennen, wenn wir in entsprechender Zahl unwiderlegbare Belege dafür hätten, dass in einer der Mundarten der fgr. Grundsprache im Anlaut tatsächlich eine Stimmhaftwerdung vor sich gegangen ist; hierfür aber haben wir keine unzweifelhaften Beweise in entsprechender Zahl; 5. im Syrjänischen und Wotjakischen ist es zweifellos bereits im Sonderleben dieser Sprachen vielfach zur Stimmhaftwerdung im Anlaut gekommen; es gibt auch Beispiele

² Selbstverständlich lässt sich das Ausbleiben der Stimmhaftwerdung des grundsprachlichen **k*- nicht damit erklären, dass sich in den ursprünglich fgr. Wörtern mit tiefen Vokalen das fgr. **k*- (über *γ*-) zu *h*- gewandelt hat. Bekanntlich wurde fgr. **k*- erst im Sonderleben der uralischen Sprachen zu *γ*- (und später im Ungarischen zu *h*-); vgl. Munkácsi: Nyr. XII, 293; Szinyei: Nyr. XLI, 65—67; Melich: NyK. XLIV, 367; Steinitz, FgrKons. 20—21; Bárczi: A III. orsz. magyar nyelvészkongr. 307, 308, 341.

³ ung. *bőr* 'Haut, Leder' hat in den permischen Sprachen keine Entsprechung.

dafür, dass in beiden permischen Sprachen Wortvarianten mit stimmhaften Verschlusslauten vorkommen, doch stimmt es andererseits, dass es in einer oder in mehreren Mundarten dieser oder jener Sprache auch in solchen Fällen mit dem stimmlosen Verschlusslaut anlautende Varianten gibt. Demnach sollen wir im Sonderleben der permischen Sprachen, bzw. im Urpermischen in noch grösserem Masse, als dies allgemein üblich ist, mit einer sekundären Stimmhaftwerdung rechnen.

Des weiteren untersuche ich der Reihe nach die Etymologie der einschlägigen, miteinander verglichenen Wörter des Ungarischen und der permischen Sprachen. Ich möchte besonders hervorheben, dass als Beweise für die angenommene Stimmhaftwerdung in der fgr. Grundsprache nur solche in Frage kommen. Meines Erachtens haben nämlich ungarische Wörter, die mit ihrem stimmhaften Verschlusslaut im Anlaut in der ganzen fgr. Sprachfamilie allein stehen, im Zusammenhang mit der vorausgesetzten grundsprachlichen Stimmhaftwerdung reichlich wenig Belegkraft. In einer seiner Abhandlungen stellt Budenz (NyK. XVI/1881: 124) folgendes fest: „... haben zwei Sprachen dieselben Laute und kommen in ihnen ähnliche Lautwandlungen vor — ohne dass auch die Übereinstimmung von Wörtern und Formen nachweisbar wäre —, so kann man die beiden Sprachen noch nicht als verwandt betrachten; die Sprachlaute und ihre Abwandlungen beruhen nämlich auf gemeinsamen physiologischen Grundlagen, so dass ihre Übereinstimmung in nichtverwandten Sprachen kein Wunder wäre...“. Ich möchte nun diese Feststellung Budenz' — mit Bezugnahme auf die mit *b*-, *d*-, *g*- anlautenden Wörter des Ungarischen und der permischen Sprachen — folgenderweise abwandeln: kommen in zwei Sprachen dieselben Laute und ähnliche Formen des Lautwandels vor, ohne dass dieselben Laute in einer entsprechenden Anzahl von etymologisch gewiss zusammengehörigen Wörtern aufträten, so können wir noch nicht voraussetzen, dass die betreffenden zwei Sprachen die fraglichen Laute aus einer gemeinsamen Quelle übernommen haben. bzw. dass die vorauszusetzenden Lautwandel in einem gemeinsamen sprachlichen Antezedens erfolgt seien; bestimmte Wandlungsformen der Sprachlaute beruhen nämlich auf gemeinsamen physiologischen Grundlagen, und so ist es sehr wohl möglich, dass sie in zwei oder in mehreren Sprachen voneinander unabhängig erfolgten. — Wollte man diesen Grundsatz nicht anerkennen, könnte man das Aufkommen der anlautenden stimmhaften Verschlusslaute im Ungarischen auch mit der Entstehung der anlautenden stimmhaften Explosive im Karelischen, Wepsischen, Wotischen oder Livischen in Verbindung bringen, denn es finden sich stimmhafte Verschlusslaute im Anlaut vereinzelt auch in diesen verwandten Sprachen, und zwar auch in Wörtern, die nicht zu den Lehnelementen des Wortschatzes dieser Sprachen gehören, vgl. Gy. Lakó: Penttilä-Juhlakirja (Jyväskylä. 1959. S. 9. und die hier angeführte Literatur).

I.

Zum Beweis der Lautentsprechung ung. *b-* ~ perm. *b-* vergleicht Wichmann (FUF. XI, 224—226) folgende neun ung. Wörter mit perm. Entsprechungen:⁴ 1. *bakog* 'stottern, stammeln' ~ wotj. *bak* 'Stotterer, Stammler', *bakjal-* 'stottern, stammeln'; 2. *beder* 'stark gedreht, fest gezwirnt', *benderitteni* 'drehen, zwirnen', *bederedik* 'sich verhaspeln, sich verheddern, sich winden, schrumpfen' ~ syry. *biđmalni* '(zusammen)wickeln, zusammendrehen, umwinden, einwickeln; haspeln, aufwinden'; 3. *bëgy, bögy* 'Kropf' ~? syry. *biđžan* 'Bürzel der Vögel'. 4. *biga* (in der Zusammensetzung *csiga-biga* 'Schnecke') ~ wotj. *bio* 'Schnecke'; 5. *bin-* (bzw. *biñ-*) : *bincsolódik* 'sich verhaspeln, sich verheddern, sich verwickeln, sich verschränken' ~ wotj. *biñini* 'drehen, winden, zusammenwickeln, zusammenrollen, aufwinden'; 6. *bíz, bízik* 'trauen, vertrauen' ~ wotj. *bazini* 'sich entschliessen, einen Entschluss fassen', (Munkácsi) 'hoffen, vertrauen, sich verlassen auf etwas; wagen'; 7. *bog, boga, bug* 'Knoten, Kolbe' ~ syry. *bugil* 'Buckel; Kugel'; 8. *buggy* 'Wasserblase, Bläschen; Bausch, Ausbauschung am Kleid', *bugyog* 'sprudeln' ~ syry. *bo' : va-boł* 'Blase, Hitzbläschen', *bo.uk* 'Wasserblase', (Wied.) *boledny* 'bubbeln, sprudeln'; 9. *buzog* 'wallen, sprudeln', ~ syry. *bizgini* 'lärmen, tosen; lärmend sprechen', (Wied.) 'schnell und deutlich sprechen, sprudeln', *bizgini petni* 'in Menge herausfließen'.

Ausser diesen neun Wörtern hat Wichmann später (UngJb. VII, 184—185) noch weitere zwei ungarische Wörter mit wotjakischen Wörtern (Anlaut *b-*) verglichen: 10. *berek* 'Hain, Gebüsch' ~ wotj. *ber : ber-gop* 'Moorgrube, Moortümpel, Moorpflütze, Sumpflache'; 11. *bodor* 'kraus' ~ wotj. *bidirižo, bidirjo* 'kraus, lockig'. 12. Hier ist noch ein älterer Vergleich von Budenz zu erwähnen: wotj. *biñ-* 'zusammenwickeln, zusammendrehen, winden', das von Wichmann — wie wir gesehen haben — mit den ung. volkssprachlichen Wörtern *bincsolódik, bincsalkodik, bingolyodik, bingyeredik* verglichen, von Budenz aber dem ung. Verb *bonyolít (banyalít)* zur Seite gestellt wurde (NyK. VI. 446—447): die spätere Forschung hat im allgemeinen seine Parallele, nicht aber die Wichmanns in Betracht gezogen (vgl. z. B. Mark: MNy. XXIV, 34—6).

Von den angeführten ungarischen Wörtern, bzw. von ihrer Etymologie können wir folgendes feststellen.

bakog ist ein spätes lautmachendes Verb (MEtSz). — Die Formen *beder, benderitteni* können wir von den ung. gemeinspr. Wörtern *peder, pödör* 'drehen, aufdrehen, zwirnen, zwirbeln' nicht trennen, damit aber ist es offensichtlich, dass diese Wörter ursprünglich mit *p-*, nicht aber mit *b-* anlauteten. Ich halte es für unwahrscheinlich, dass die mit *b-* anlautenden mundartlichen Varianten,

⁴ Um Raum zu sparen, teile ich die Etymologien gekürzt mit.

die dem Altungarischen unbekannt waren, bereits in der fgr. Grundsprache oder in einer ihrer Mundarten aufgekommen wären. — *Bëgy, bögy*, das Wichmann nur mit einem Fragezeichen dem erwähnten syrj. Wort zur Seite gestellt hat, müssen wir von diesem trennen. Schon E. Moór (ALH. II. 419, Anm. 1) hat darauf hingewiesen, dass ung. *begy* 'Kropf' und syrj. 'Bürzel' nicht zueinander passen. — *Biga* ist eine spätere Abstraktion aus dem Zwillingswort *csiga-biga* (MEtSz). — *Bincsolódik, buggyog* und *buzog* sind offensichtlich lautnachahmende, bzw. lautmahlende Wörter (MEtSz. SzófSz.).

Es fehlt nur noch die Etymologie von fünf mit *b-* anlautenden ung. Wörtern, doch ist auch bei diesen so manches auszusetzen. Wotj. *baz-*, das mit ung. *bíz* verglichen wurde, dürfte eine Entlehnung aus einer türkischen Sprache sein, vgl. kas.-tat. *baz-* 'wagen, sich entschliessen' (MEtSz. SzófSz.). — *bog* und die ihm zur Seite gestellten fgr. Wörter sind nach der Meinung E. Itkonens (UAJb. 1956 : 74) lautmahlende Wörter. So passt z. B. das hier einbezogene lapp. *bug'ge* 'Geschwür, Schwellung, usw.' (lautlich) nicht zu dem mit ihm verglichenen und zum Teil eine ähnliche Bedeutung aufweisenden estn. *pung*. Aber auch sonst ist das mit dem ung. Wort verglichene syrj. (Wichm.-Uot.) *bugil'* 'Buckel, Kugel', (Fokos) *bugil', bugil'* 'Augapfel, Auge; Wölbung, Buckel' untrennbar von wotj. (Wied.) *pog* 'Klumpen', *pogli* 'Kugel', (Munk.) *pog* 'Klumpen', *pogiläs* 'kugelförmig, rund', *pogjal-* 'Klumpen, Klösse machen'. (Wichm., s. Uotila, KonsPerm. 136) *poG, pog* 'Klumpen, Kugel'; damit aber ist es zweifellos, dass das *b-* des syrj. Wortes infolge des im Sonderleben des Syrjänischen vereinzelt erfolgten Wandels *p- > b-*, d. h. vom *b-* des ung. Wortes *bog* unabhängig zustandegekommen ist.⁵ Über weitere Fälle des vereinzelt Lautwandels *p- > b-* vgl. Uotila, KonsPerm. 5—7.)

Im Wotjakischen gibt es kein selbständiges Wort *ber*; das *ber-*, dem Wichmann das ung. Wort *berek* zur Seite stellt, ist nur als das erste Glied der Zusammensetzung *ber-gop* 'Moorgrube, Moortümpel, Moorpfütze, Sumpflache' belegt, aber auch das nur in einem einzigen Fall, in einem Gebet aus Jelabuga. Unter diesen Umständen könnte ich ung. *berek* keinesfalls zu den Wörtern mit beglaubigter Etymologie zählen. Ähnlicher Meinung scheint auch Irene N. Sebestyén zu sein; sie verbindet nämlich das fragliche erste Glied *ber-* der wotj. Zusammensetzung mit wotj. (Munk.) *pera* 'weicher schwarzer Morast, mit welchem man Tuch färbt'. Freilich ist auch diese Parallele unsicher. Sicher aber ist im letzteren Fall, dass *b-* des wotj. *ber-* ein sekundärer (aus *p-* entstandener) Laut ist; daher ist aber dieses wotj. Wort ungeeignet, als Beweis für die Existenz eines fgr. **b-* zu dienen. — Sehr unsicher ist auch die Etymologie von ung. *bodor*. Das ihm zur Seite gestellte wotj. *bidirižo* 'kraus, lockig' wäre nach Wichmanns Erläuterung die Ableitung eines angenommenen Wortes **bidiri* oder **bidiri* mit der Bedeutung 'Locke'. Ung. *bodor* könnte

⁵ Auf wotj. *pog* hat mich D. Fokos-Fuchs aufmerksam gemacht.

freilich nur die Entsprechung zu diesem erschlossenen *wotj.* Substantiv sein, doch fehlt ihm die Bedeutung 'Locke'; *bodor* bedeutet vielmehr 'kraus'. Kein Wunder daher, dass ung. *bodor* auch nach dem Hinweis im SzófSz nur „vielleicht“ fgr. Herkunft ist, ja das Wörterbuch hält es durchaus für möglich, dass *bodor* bloss eine Variante zu *fodor*, *fondor* darstellt. Dieses aber ist nach der Meinung von Pais, der sich auch das SzófSz anschliesst, eine Ableitung des Verbs *fon* 'spinnen, flechten' (vgl. NyK. XLVIII, 270—280; MNy. XXXVI, 79). So kommen wir also -- auf der Suche nach dem Ursprung von ung. *bodor* -- vom *wotj.* *bidirijo* weit ab. Sollte ung. *bodor* letzten Endes tatsächlich eine Ableitung des ung. Verbs *fon* darstellen, dann geht sein anlautendes *b-* selbstverständlich auf fgr. **p-* zurück (vgl. finn. *puno-* ~ *wotj.* *pun-*), ist also von *wotj.* *bidirijo* zu trennen; damit aber haben wir keinen Anhaltspunkt mehr, um die Auffassung zu vertreten, das *b-* von *bodor* sei bereits in der fgr. Grundsprache aufgekommen. Die *wotj.* Form *bidirijo* liesse sich nämlich schwerlich auf das dem ung. *fon* entsprechende Verb *punî-*, *pîni-* 'winden, flechten' zurückführen; anders kann es jedoch keine Beziehung haben zu dem als Ableitung des Verbs *fon* ausgelegten *bodor*.

Zuletzt behandle ich die Etymologie des ung. Verbs *bonyolit*, das als stärkste Stütze für ein fgr. **b-* angesehen wird. Diese Parallele wird lautlich selbst von solch einem anspruchsvollen Forscher wie E. Itkonen für möglich gehalten (vgl. FUF XXXII, Anz. 70—71). Ich aber bin der Ansicht, dass dieses ung. Wort lautmahrenden Ursprungs ist. Im MEtSz. werden z. B. folgende Wörter zu dieser Gruppe gezählt: *bonyál*, *bónyál*, *bonyol*, *bogyol*, *bugyol*, *be-bugyerkáz*, *be-bugyelkáz*, *bongyol*, *bangyal*, usw. In seinem Lehrbuch „A magyar szókincs eredete“ [Herkunft des ungarischen Wortschatzes; 2. Aufl. 31] weist G. Bárczi darauf hin, dass die zahlreichen Varianten ein besonderes Kennzeichen der lautmahrenden Wörter seien und dass man z. B. die Herleitung des ung. Verbs *babrál*, *babirkál*, *buborkál*, *bibirkál* usw. 'fingern, befingern, nesteln, daran herumfingern' vom slow. *babrat* wegen der vielen ungarischen Formvarianten ablehnen müsse. Berechtigen nun die zahlreichen Formvarianten von ung. *bonyolit* nicht zu der Annahme, dass auch dieses Verb der Herkunft nach ein Onomatopoetikon sein könnte? Man darf auch nicht vergessen, dass die Variante *bónyál* nach der Meinung von Pais (MNy. XXXIV, 238—239) zumindest in einzelnen ung. Mundarten auch mit *p-* anlautende Varianten hat, vgl. *be-pónyál* 'oberflächlich zuflechten (nämlich ein Loch im Zaun mit Ruten und Gezweig)', *fel-pónyál* 'schlecht und recht festbinden (nämlich den zerrissenen Bundschuh mit einer Schnur)' (MTsz). Die mit *p-* anlautenden mundartlichen Varianten berechtigen nicht zur Annahme, dass das *b-* der damit anlautenden Varianten aus einem ursprünglichen *p-* entstanden ist. Ich halte aber die onomatopoetische Herkunft von ung. *bonyolit* für sehr wahrscheinlich und die Onomatopoetika pflegen wir im allgemeinen nicht zu den verbürgt fgr. Wörtern des Ungarischen zu zählen, obwohl es auch meiner

Meinung nach unter diesen ursprünglich fgr. Wörter geben kann. Hier ist auch in Betracht zu ziehen, dass das ung. Verb und das ihm zur Seite gestellte wotj. Wort in den übrigen fgr. Sprachen keine Entsprechung haben (die Zugehörigkeit einiger in diesen Zusammenhang gestellter Wörter verwandter Sprachen ist auch nach dem SzófSz. unwahrscheinlich). Wir müssten also die fgr. Herkunft des allem Anschein nach onomatopoetischen Verbs *bonyolit* (und damit das grundsprachliche Vorhandensein seines anlautenden *b-*) einzig und allein auf Grund der Begründung annehmen, dass es in einer fgr. Sprache ein ähnlich lautendes und bedeutungsähnliches, als Entsprechung gesetztes Wort gibt.

Damit wäre der Überblick unserer mit *b-* anlautenden Wörter abgeschlossen, zu denen man in der Fachliteratur mit *b-* anlautende etymologische Entsprechungen aus der einen oder anderen permischen Sprache vorgeschlagen hat. Wie wir gesehen haben, sind die meisten dieser Etymologien falsch, die restlichen aber zumindest unsicher. Es gab unter ihnen auch solche, in denen man anlautendes *b-* viel wahrscheinlicher aus der Stimmhaftwerdung im Sonderleben des Ungarischen erklären kann, als mit der Annahme eines mundartlichen Lautwandels *p- > b-* in der fgr. Grundsprache. Wollten wir aber auf Grund der obigen Ausführungen z. B. die Etymologie von ung. *bonyolit* auch gelten lassen, so fragt es sich immerhin, ob wir auf Grund dieser einzigen Etymologie zur Annahme eines mundartlichen *b-* in der fgr. Grundsprache berechtigt sind.

In der ungarischen Fachliteratur finden wir noch einige ungarische Wörter, deren anlautendes *b-* nach einzelnen Verfassern auf den in einer „permischen“ Mundart der fgr. Grundsprache einsetzenden Prozess der Stimmhaftwerdung zurückzuführen wäre. Ich aber kann nicht einsehen, warum das anlautende *b-* der ung. Wörter *bal*, *bőr*, *bök* und *búvik* gerade in einer „permischen“ Mundart der fgr. Grundsprache entstanden sein sollte. Wohl gibt es zu ung. *bal* im Wotjakischen eine vorgeschlagene (ziemlich unsichere) Entsprechung, nämlich wotj. *paljan*, *paljam*, *pal'jan*, *pallan* (das zweite Glied wäre laut Munkácsi das tat. Wort *jan* 'Seite'). Hier aber steht im Anlaut stimmloses *p-* (nicht aber *b-*), auf Grund dessen man schwerlich auf ein „permisches“ *b-* als grundsprachliche Vorform des ung. *b-* schliessen könnte. Ein „permisches“ *b-* wird auch auf Grund des *b-* in ung. *bök*, *búvik* und *bőr* vermutet, doch findet sich zu keinem dieser Wörter weder in der einen noch in der anderen permischen Sprache eine Parallele, so dass wir in diesen Fällen das anlautende *b-* meines Erachtens nur dann mit einer grundsprachlichen „permischen“ Stimmhaftwerdung erklären könnten, wenn sich diese Annahme durch mehrere verbürgte Etymologien stützen liesse. Solche sichere Etymologien gehen uns aber leider ab. Selbstverständlich stimme ich der Etymologie von ung. *bőr* 'Haut, Leder' (\sim ostj. *pər* \sim samJur. *pír*) zu; auch halte ich die Etymologie des ung. Verbs *búvik* 'sich verbergen, sich ver-

kriechen' (\sim finn. *pukea* 'anlegen, anziehen, kleiden'), wenn auch nicht für erwiesen, so zumindest für möglich. Doch dünkt es mir sonderbar, dass gerade die mit *b-* anlautenden ung. Wörter, die weder ebenso anlautende noch andere permische Entsprechungen haben, die „permische“ Stimmhaftwerdung in der fgr. Grundsprache mit der relativ grössten Beweiskraft belegen sollten. Unter solchen Umständen neige ich eher dazu, das anlautende *b-* in ung. *bőr*, *búvik*, sowie in den möglichenfalls hier noch in Frage kommenden ung. Wörtern *berke*, *bokor*, *bozót* aus dem Ungarischen, nicht aber aus irgendeiner „permischen“ Voraussetzung zu erklären.

* * *

Ich gehe nun zur Untersuchung der Etymologie der mit *d-* anlautenden ung. Wörter über, die — ebenfalls nach Wichmanns Annahme (FUF. XI, 231—233) — in der einen oder anderen permischen Sprache Entsprechungen mit demselben Anlaut haben sollen. Wichmann führt fünf solche ung. Wörter an: 1. *darázs* 'Wespe' \sim wotj. *durin̄tši*, *durun̄tši*, *durin̄si*, *drin̄ si* dass.; 2. *dob* 'werfen, schmeissen', mundartl. auch 'schlagen'; *dobog* 'klopfen, pochen' \sim wotj. *d̄imb̄irt̄in̄i*, *d̄ib̄irt̄in̄i* 'klopfen, pochen'; 3. *dög* 'Aas; Seuche, Pest; Gift' \sim syrj. *doj* 'Verletzung, Wunde', (laut Wied. auch) 'Schaden, Nachteil, Übles' \sim wotj. *dej* 'angeborene Krankheit, innere schwere Krankheit, Bruch' (Munk.) 'schwere Krankheit, Pest, Seuche', (Wied.) 'Verderben, Elend, Leiden, Beschädigung, Krankheit; Verhexung, Zauber; Gift'; 4. *dug* '(hinein)stecken, verstecken' \sim wotj. *dongin̄i*, *dongin̄i* 'stossen, einen Stoss geben, hineinstossen, stechen, stecken, einstecken'; 5. *dorgál* 'rügen, schelten' \sim syrj. *durskin̄i* 'unzufrieden sein und dabei schmähen, verhöhnen, verspotten', (Wied.) 'unzufrieden, unwillig sein, schelten, zanken'.

Beim heutigen Stand der fgr. sprachwissenschaftlichen Forschungen sind auch diese Etymologien unannehmbar, bzw. kann man der Auffassung, wonach das *d-* der angeführten ung. Wörter in die Zeit der fgr. Grundsprache zurückreichen sollte, auf Grund dieser Etymologien meines Erachtens keine Wahrscheinlichkeit zuerkennen.

Mit der Etymologie des ung. Wortes *darázs* hat sich jüngst D. Fokos-Fuchs (NyK. LXI, 15) beschäftigt. Ung. *darázs* dürfte auf die frühere Form **darás* zurückzuführen sein, deren auslautendes *-s* dem Auslaut des wotj. Wortes nicht entsprechen kann. Das wotj. Wort ist nämlich eine Zusammensetzung und dürfte auf die Grundform **durin̄si* zurückzuführen sein. Hier ist der Auslaut *-si* identisch mit syrj. *zi* 'Bremsen, Wespe', das im Namen zahlreicher kleiner Tiere als zweites Glied von Zusammensetzungen auftritt. In *durin̄-* handelt es sich beim *-in̄-* laut der wohl zutreffenden Auffassung Uotilas (Perm. Kons. 367) um ein Suffix. Die vielen Varianten des ersten Gliedes des wotj. Wortes lassen aber — um mit Fokos zu reden — darauf

schliessen, dass es sich hier entweder um ein onomatopoetisches oder aber um ein ursprünglich fremdes Wort handelt. „Wie immer wir auch das wotj. Wort erklären mögen, kann ung. *darázs* damit nicht zusammenhängen“ — stellt Fokos am angeführten Ort fest. — Das ung. Verb *dob* ist in den alten schriftlichen Quellen nur mit *t-* im Anlaut belegt: *top*, *tob*. Daraus müssen wir schliessen, dass der heutige stimmhafte Anlaut des ung. Verbs *dob* eine Sekundärbildung darstellt und im Sonderleben des Ungarischen stimmhaft wurde. Das dem ung. Wort von Wichmann zur Seite gestellte wotj. Wort passt mit seiner Bedeutung 'klopfen, pochen' nicht zu der Bedeutung 'werfen, schmeissen' des ung. Wortes; das wotj. Wort scheint ohnehin lautmachend zu sein, vgl. Uotila, KonsPerm. 361. Das ebenfalls hierher verwiesene ung. Verb *dobog* ist auf Grund der annehmbaren Meinung des MEtSz., sowie des SzófSz. der Herkunft nach ein Onomatopoetikon und von dem Verb *dob* zu trennen. — Die Wichmannsche Etymologie von ung. *dög* ist schon wegen der unterschiedlichen Bedeutungen nicht besonders ermutigend. Zuletzt hat Fokos-Fuchs (NyK. LXI, 57—58) diesen Vergleich erörtert. Nachdem er die ausserordentlichen Schwierigkeiten dargelegt hatte, kam er zur Schlussfolgerung: „wir müssen das ung. Wort . . . von den permischen Wörtern . . . absondern“. Ich schliesse mich dieser Meinung von D. Fokos-Fuchs völlig an. — Ebenso wenig halte ich ung. *dug* und wotj. *dogîñî* für zusammengehörend. Die wotj. Entsprechung zum ung. Verb könnte ein durch Denasalierung entstandenes wotj. **dogîñî* sein, ein solches aber existiert nicht. Doch besteht auch kein Grund, dass wir uns auch weiterhin an die alte Parallele Wichmanns halten. Das mit dem ung. Wort nur auf Grund von kaum annehmbaren Argumenten verbundene wotj. Wort hat heute bereits eine viel bessere Erklärung: Liimola (FUF. XXVI, 199—200) hat es mit einem wog. Wort glaubwürdig in Beziehung gebracht. — Meines Erachtens ist das dem ung. *dorgál* zur Seite gestellte syrj. *durskîñî* 'unzufrieden sein und dabei schmähen usw.' onomatopoetischer Herkunft (ung. Wörter von ähnlicher Lautform und Bedeutung und von onomatopoetischer Herkunft sind noch z. B. *duruzzsol* 'surren, summen', *dör-mög* 'brummen' usw.), so dass ich es nicht für eine beglaubigte Entsprechung zu ung. *dorgál* halte (auch in MEtSz. NyH.⁷, SzófSz., sowie in Collinders Vocabulary ist es bei der Etymologie von ung. *dorgál* nicht aufgenommen, bzw. nicht anerkannt).

Ich schliesse den Überblick über die Etymologien der mit *d-* anlautenden ungarischen und permischen Wörter mit der Feststellung, dass die meisten Etymologien heute bereits als hinfällig zu betrachten sind, bzw. dass wir im Falle von ung. *dob* aus dem früheren ung. *t-* ausgehen müssen.

Zum Beweis einer mundartlichen Stimmhaftwerdung in der fgr. Grundsprache werden auch die ung. Wörter *dermed* und *daru* angeführt (vgl. Bárczi, Magyar Hangtörténet [Ungarische Lautgeschichte]², 124, 164). Da nun aber ung. *dermed* in den permischen Sprachen weder eine mit *d-* anlautende, noch

eine andere Entsprechung hat (syrj. *gier*, wotj. *ger* kann nicht dem als Grundwort von *dermed* gedachten ung. *dér* zur Seite gestellt werden), die syrj.-wotj. Entsprechung (*turi*) zu ung. *daru* jedoch mit *t-* anlautet, sehe ich keinen Grund, die Entstehung von *d-* in ung. *dermed* und *daru* noch in die Zeit der fgr. Grundsprache zu setzen.

Hier sei erwähnt, dass Wichmann in seiner angeführten Abhandlung (FUF. XI, 211—213) nicht nur mit *b-* und *d-*, sondern auch mit *g-* anlautende ungarische Wörter mit permischen Wörtern verglichen hat, die mit stimmhaften Explosiven anlauten. Da aber die Forschung ein fgr. **g-* wegen der unzulänglichen Belegkraft der einschlägigen Wörter nicht in Betracht zu ziehen pflegt, und weil meines Wissens keines dieser Wörter als Beleg für die angenommene mundartliche Stimmhaftwerdung in der fgr. Grundsprache angeführt wird, klammere ich ihre Erörterung hier aus, möchte aber darauf hinweisen, dass ich mich mit ihrer Widerlegung bereits in der 1959 in Finnland erschienenen Penttilä-Festschrift befasst habe.

Den ersten Teil meiner vorliegenden Abhandlung kann ich also mit folgender kurzer Zusammenfassung schliessen: die Annahme, dass die stimmhaften Verschlusslaute *b-* und *d-* im Anlaut der ursprünglich fgr. bzw. für solche gehaltenen ung. Wörter schon in einer Mundart der fgr. Grundsprache aufgekommen seien und dass dies zu der in den permischen Sprachen bekannten Stimmhaftwerdung des Anlauts in Beziehung stünde, wird meines Erachtens durch keine einzige verbürgte ungarisch-permische Entsprechung gestützt und die überwiegende Mehrzahl der Etymologien, die üblicherweise die angenommene grundsprachliche Stimmhaftwerdung erhärten sollen, ist falsch, und deshalb unannehmbar.

II.

Mit der Entstehung der stimmhaften Verschlusslaute des Anlauts im Ungarischen und in den permischen Sprachen haben sich auch W. Steinitz und E. Itkonen beschäftigt. Steinitz bringt uns seine Meinung über diese Frage nur in kurzen Hinweisen zur Kenntnis. In seinem Abriss der „Geschichte des finnisch-ugrischen Konsonantismus“ (Stockholm. 1945. 16, 22, 34) vertritt er die Meinung, die Phoneme *b*, *d* und *g* seien im Inlaut sowohl im Ungarischen, als auch in den permischen Sprachen durch die Denasalisierung der früheren Konsonantengruppen *mp*, *nt*, *mt*, bzw. *ŋk* entstanden und von dieser Stellung ausgehend unter dem Einfluss der benachbarten Sprachen sowie gefördert durch die aus diesen übernommenen Lehnwörter mit stimmhaften Konsonanten im Anlaut später auch in diese Stellung übergegangen.

Nach einer Kritik (FUF. XXXII, Anz. 72) von einer bekannten Theorie E. Moórs zu urteilen, vertritt E. Itkonen hinsichtlich der Entstehung der stimmhaften Verschlusslaute im Anlaut der einschlägigen Sprachen denselben

Standpunkt wie Steinitz, nur dass er über ihre Verbreitung im Anlaut eine andere Erklärung gibt. Er schreibt hierüber folgendes (Virittäjä, 1957 : 7): „... in beiden Sprachformen [d. h. im Urpermischen und im Ungarischen] sind die stimmhaften Verschlusslaute im Inlaut ... nach einer Denasalisierung der früheren Konsonantengruppen mit einem Nasal an der ersten Stelle (*mp* > *b* usw.) entstanden. Später haben sich dann diese sekundären Konsonanten auch im Wortanlaut verbreitet, wobei es dann zu einer Gleichförmigkeit in der Anlaut- und Inlautstellung kam. Das Verbreitungsgebiet der stimmhaften Verschlusslaute und der stimmhaften Sibilanten im Anlaut wurde fast ausschliesslich der Teil des Wortschatzes, der in der Zeit oder danach zustande kam, als die Inlautkonsonanten auch in der Anlautstellung allgemein wurden, und der zum Grossteil aus onomatopoetischen Wörtern und Lehnwörtern besteht. In höchst seltenen Fällen konnten die neuen Laute in den permischen Sprachen auch in einzelne ältere Wörter eindringen, wobei sie den stimmlosen Konsonanten des Anlauts verdrängten.”⁶

Meines Erachtens können wir auf dem von W. Steinitz und E. Itkonen gewiesenen Weg zur Lösung des Problems gelangen, wie die ungarischen und permischen stimmhaften Verschlusslaute im Anlaut aufgekommen sind. Die Hypothese von Steinitz und Itkonen hat nämlich den Vorteil für sich, dass sie bei der Beantwortung der Frage nach der Entstehung von ung. *b* und *d* keine aus den lautlichen Zusammenhängen gerissenen vereinzelter Tatsachen, sondern das ungarische Lautsystem als Ganzes in Betracht zieht und die Lösung in Übereinstimmung mit dessen Strukturmerkmalen sucht. Darum wird auch anlautendes *g*- aus dieser Lösung nicht ausgeklammert, sondern sein Aufkommen gemeinsam mit den Lauten *b*- und *d*- erläutert. Wichtig ist weiterhin, dass Steinitz' und Itkonens Erklärung nicht auf falschen, bzw. unsicheren Etymologien, sondern auf der festen Tatsache beruht, dass es in den ungarischen Wörtern von fgr. Herkunft im Inlaut seit altersher auch stimmhafte Explosive gab.

Immerhin sei es mir gestattet, die Erklärung dieses Problems durch Steinitz und Itkonen mit zwei Bemerkungen noch mehr zu stützen, bzw. zu ergänzen.

Meine erste Bemerkung bezieht sich auf das Alter der stimmhaften Verschlusslaute im Inlaut der betreffenden Sprachen. Lassen wir auch die Möglichkeit ausser acht, dass *b*, *d* und *g* im Inlaut schon in den „schwachstufigen“ Konsonantengruppen *mb*, *nd* und *ng* der Grundsprache existierten (Setälä: SUSAik. XIV/3 : 8), so müssen wir noch keineswegs denken, dass stimmhafte Explosive ausschliesslich nach der Denasalisierung der Lautverbindungen *mp*, *nt*, *mt* und *nk* entstanden sein können. Der infolge der Denasalisierung einge-

⁶ Die deutsche Übersetzung erfolgte auf Grund der ungarischen Fassung von Gy. Lakó.

trete Wandel dürfte nämlich auf dem Wege *-nt-* > *-nd-* > *-d-* usw. (und nicht *-nt-* > *-t-* > *-d-* usw.) erfolgt sein. Darauf verweist auch die heutige Beschaffenheit der fraglichen Lautverbindungen im Mordwinischen und im Tscheremissischen; in diesen Sprachen entspricht nämlich dem finn. *-nt-* die Gruppe *-nd-*, dem finn. *-ŋk-* die Gruppe *-ŋg-* usw., vgl. z. B. finn. *kantaa* ~ md. *kandoms* ~ tscher. *kaudem*; finn. *tunkea* ~ md. *tongoms*. Zur selben Zeit, als diese Stimmhaftwerdung der Verschlusslaute des Inlauts erfolgte, oder nach dem Abschluss dieses Wandels dürfte sich der stimmhafte Verschlusslaut des Wortinlauts im Wege der Angleichung auch auf die stimmlosen Verschlusslaute des Anlauts ausgewirkt haben, also das im Inlaut bereits bekannte *b*, *d* bzw. *g* mag fallweise noch vor der einsetzenden Denasalierung auch in den Anlaut eingedrungen sein. So dürfte es z. B. zum Aufkommen des *d-* im ung. *domb* 'Hügel' gekommen sein, wobei *m* ein überliefertes Element ist, insofern es von der allgemeinen Denasalierung nicht erfasst wurde, vgl. wog. *tump* 'Insel'.

Meine zweite Bemerkung betrifft die Frage, in welchen Wörtern das Eindringen der im Inlaut aufgekommenen stimmhaften Explosive in die Anlautstellung wohl eingesetzt haben mag.

Wie es schon aus meinen obigen Ausführungen erhellen dürfte, bin ich der Ansicht, dass die im Inlaut aufgekommenen neuen Laute, d. h. die stimmhaften Explosive die ursprünglichen stimmlosen vor allem in einigen Wörtern verdrängt haben dürften, in denen die fraglichen Laute auch im Inlaut gerade erst aufgekommen waren. Soweit ich mich erinnern kann, hat D. Pais einmal darauf hingewiesen, dass eine Lauttendenz, die bestimmte Laute in einer bestimmten Stellung belangt und einen Lautwandel zur Folge hat, selten innerhalb des ursprünglichen Rahmens verbleibt, sondern vielmehr weiter um sich greift und sich auch in Stellungen durchsetzt, in denen diese Tendenz auf die fraglichen Laute ursprünglich nicht ausgerichtet war. Fassen wir nun die Möglichkeiten und Belange der Lauttendenz in diesem Sinne auf, so kann die Tendenz zur Stimmhaftwerdung, die im Ungarischen zu Wandlungen im Inlaut führte, auch bei den ursprünglich stimmlosen Konsonanten des Anlauts einzelner Wörter eine Stimmhaftwerdung zur Folge gehabt haben.

Einen Anhaltspunkt hierfür bietet z. B. das ung. Wort *dug*, worin dem Lautwandel **-ŋk-* > **-ŋg-* > *-g* auch im Anlaut der Wandel **t-* > *d-* folgte (vgl. md. *tungoms* ~ finn. *tunkea*). Ob wir nun auch die Entstehung von *b-*, bzw. *d-* in den ung. Wörtern *bog*, *dagad* und *dög* so zu erklären haben, lässt sich mit Gewissheit nicht behaupten, doch dürfen wir dies immerhin für möglich halten. Jedenfalls dürfte das Vorhandensein eines Wortes mit der Lautform *d* + Vokal + *g* als Typ, als Vorlage in der ältesten Schicht unseres Wortschatzes (vgl. *dug*) die Entstehung von Wörtern diesen Typus gefördert haben.

Es gibt nur wenige ungarische Wörter, die ursprünglich *t-* im Anlaut hatten und auf eine Vorform mit fgr. **-mp-* im Inlaut zurückgehen; doch kann

auch bei diesen der doppelte Lautwandel in dem zuvor erwähnten ung. Wort *domb* (einerseits im Inlaut **-mp- > -mb-*, andererseits als Folgeerscheinung im Anlaut *t- > d-*) z. B. die Stimmhaftwerdung des in den alten Formen von ung. *dob* (\sim wog. *tāmp-* 'schiessen') belegten anlautenden *t-* (vgl. *top*, *tob*) gefördert haben.

Die zweite Gruppe der ung. Wörter, in denen die im Inlaut aufgekommenen stimmhaften Verschlusslaute schon frühzeitig an die Stelle der anlautenden stimmlosen Explosive traten, bestand aus den Wörtern, die im Inlaut den Konsonanten *r* oder *l* hatten. Schon E. Moór (A III. Országos Magyar Nyelvész-kongresszus előadásai [Vorträge der III. Landestagung der Ungarischen Sprachwissenschaftler], 331) hat darauf hingewiesen, dass die Stimmhaftwerdung im Ungarischen eine verhältnismässig häufige Erscheinung ist, wenn ursprünglich die Lautreihe *t - r* gegeben war (vgl. *daru* 'Kranich', *dara* 'Grütze, Graupen', *derce* 'Grobmehl', *tur-dur* 'wühlen' usw.). Ich neige zu der Auffassung, bei den ursprünglich fgr. Wörtern des Ungarischen nicht nur die Stimmhaftwerdung des ursprünglichen *t-* in den von Moór erwähnten Wörtern, sowie im ung. Verb *dorgál* 'rügen, schelten', sondern auch die Wandlung des ursprünglichen *p- > b-* im Anlaut mit dem Einfluss des inlautenden *-r-*, bzw. *-l-* zu erklären, z. B. in folgenden Fällen: 1. ung. *bőr* 'Haut, Leder' \sim ostj. *pār* 'rötliche (schwärzliche) Haut auf der Innenseite der Birkenrinde' \sim sam-Jur. *pīr* 'Rinde' (Toivonen: FUF. XV. 76; Collinder, Survey, 530); 2. ung. *bal* 'link'? \sim wotj. *pallān* 'link' (vgl. MUSz.; Paasonen, Beitr. 97; METSz.; Uotila, KonsPerm. 139,229; SzófSz.; Collinder, Voc. 74); 3. ung. *bél* 'Darm, Gedärm, Eingeweide, Mark, Kern; das Innere usw.'? \sim syrj. *pels-*, *pěvs-*: V. *turun pėvsē* 'ins Gras' \sim wotj. M. *pelj* 'in, zwischen, unter (Akk.)', M. *peljn*, J. *poljn* 'in, unter, zwischen' usw. (vgl. MUSz. 453—454; Uotila, Syrj. Chr. 134; Harmatta: MNy. XLIII, 274—276). Hier können wir ung. *berek* 'Hain' und *berke* 'Knospe; Gesträuch, Gebüsch', sowie ung. *bokor* 'Gesträuch, Gebüsch' (aufs neue) erwähnen (über das letzte s. Irene N. Sebestyén: NyK. LI, 434, bzw. FgrÉrt. 7 : 75—77). Ich nehme an, dass in diesen ung. Wörtern, wenn sie tatsächlich der fgr. Schicht des ung. Wortschatzes angehören, das anlautende *b-* ebenfalls unter dem angleichenden Einfluss des inlautenden *-r-* aufkam.

Warum sollten aber gerade die Liquiden (vor allem *r*) die Stimmhaftwerdung der anlautenden Verschlusslaute des Ungarischen bewirkt haben? Ausser der Stimmhaftigkeit der Liquiden kann ich keinen anderen phonetischen Grund anführen und nur darauf verweisen, dass wir auch in anderen Sprachen, gerade auch in den permischen, besonders mit dieser Wirkung des *r* rechnen können. Im Zusammenhang mit den anlautenden, zweifellos sekundären permischen *z*-Lauten sagt Uotila folgendes (KonsPerm. 40): „Man merke . . . dass in vielen Fällen mit urperm. anlautendem *z* *r* nachfolgt, was vielleicht darauf hindeuten könnte, dass *z* durch Assimilation daran aus *s*

entstanden wäre''. Hierbei ist zu beachten, dass es unter den mit stimmhaften Explosiven anlautenden Wörtern der permischen Sprachen eine ganze Menge von Wörtern gibt, die ursprünglich mit stimmlosen Explosiven anlauteten und in denen im Inlaut *r* (fallweise *l*) nachfolgt, z. B. syrj. *berd-* ~ wotj. *bord* 'Wand', syrj. *ber* 'zurück, wieder; Hinterteil' ~ wotj. *ber*; syrj. *birni* 'zu Ende gehen, vergehen' ~ wotj. *birini*; syrj. *bur* 'gut' ~ wotj. *bur*; syrj. *dera* 'Leinwand' ~ wotj. *dera*; syrj. *dor* 'Rand' ~ wotj. *dur, dor*, usw.⁷

Was nun die Zeit der Stimmhaftwerdung der ungarischen anlautenden Explosive anbelangt, möchte ich zwei Dinge hervorheben; einerseits halte ich die Annahme nicht für bewiesen, ja nicht einmal für wahrscheinlich bezeugt, dass die Voraussetzungen dieser Stimmhaftwerdung - als mundartliche Erscheinungen - in die fgr. Zeit zurückreichen, andererseits meine ich, es wäre unangebracht anzunehmen, dass die Stimmhaftwerdung der stimmlosen Verschlusslaute in allen Fällen zur selben Zeit erfolgt sein müsse. Meines Erachtens wurden die stimmlosen Verschlusslaute im Sonderleben des Ungarischen stimmhaft, doch erfolgte dieser Lautwandel in einzelnen Fällen schon in der ältesten Periode der Eigenständigkeit des Ungarischen. Da die Denasalisierung im Inlaut zweifellos noch vor der Übernahme tschuwaschischer Lehnwörter erfolgte, gab es schon vor ihrer Entlehnung das *b*, *d* und *g* im Ungarischen und diese ursprünglich im Inlaut auftretenden Laute konnten noch vor der Entlehnung tschuwaschischer Wörter fallweise zur Stimmhaftwerdung der anlautenden stimmlosen Verschlusslaute geführt haben. Jedenfalls muss der vereinzelte Wandel fgr. **p*- > ung. *b*- schon früh erfolgt sein (*bőr*, ? *bél*, ? *bal*, *búvik*, *berke*, ? *bozót*), denn sonst hätte sich in diesen (möglichenfalls) ursprünglich fgr. Wörtern des Ungarischen der Lautwandel *p*- > *f*- eingestellt. Da aber ein Wandel *t*- > *d*- auch nach der Entlehnung der tschuwaschisch geprägten Wörter des ungarischen Wortschatzes vorkam (vgl. *dara*, *dörzsöl*, *daracskos*), konnte es offenbar selbst in den ursprünglich fgr. Wörtern des Ungarischen auch in neuerer Zeit zur Stimmhaftwerdung *t*- > *d*- gekommen sein.

Die Laute *b*-, *d*- und *g*- mögen schon frühzeitig und in beträchtlicher Zahl im Anlaut der onomatopoetischen Wörter des Ungarischen vorgekommen sein, obschon wir das Alter dieser Wörter nicht belegen können. Einige ung. Wörter mit stimmhaften Verschlusslauten im Anlaut haben aus der bereits durch Sprachdenkmäler belegten Periode auch mit stimmlosen Explosiven anlautende Varianten. Angesichts dieser Fälle müssen wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass die Stimmhaftwerdung in der einen ungarischen Mundart früher erfolgte als in der anderen. Einzelne mit *b*-, *d*-, *g*- anlautende Wörter des Gemeinungarischen können aus einem Dialekt stammen, worin

⁷ Für die Stimmhaftwerdung unter dem Einfluss der Liquiden finden sich mehrere Beispiele aus den indogermanischen Sprachen in einem unlängst erschienenen Artikel Suláns, vgl. MNy. LVII, 305.

die Stimmhaftwerdung im Anlaut schon längst erfolgt war, die altungarischen, bzw. volkssprachlichen Varianten dieser Wörter mit *p*-, *t*-, *k*- im Anlaut aber mögen aus einer Mundart kommen, worin die Stimmhaftwerdung der stimmlosen Verschlusslaute im allgemeinen unterblieb.

III.

Was nun die ungarischen Wörter anbelangt, die den Lautwandel *p* > *b*- erkennen lassen, möchte ich die Aufmerksamkeit auf eine bisher nicht erwähnte mögliche Erklärung hinlenken.

Gombocz erwähnt in seinem Werk „Die bulgarisch-türkischen Lehnwörter in der ungarischen Sprache“ (164), dass das Urtürkische im Anlaut nur drei Verschlusslaute kannte: *b*, *k* und *t* (vgl. noch Uotila, *KonsPerm.* 12—13; Räsänen, *Materialien* 143). Nun steht zwar im Tschuwaschischen statt des urtürk. *b* ein *p*, dies aber ist das Ergebnis des relativ späten Lautwandels urtürk. **b* > tschuw. *p*. In den Sprachen aller Türkvölker, von denen die Ungarn die vorlandnahmezeitlichen türkischen Lehnwörter überhaupt entlehnt haben können (vgl. Pais: *MNy.* XLVI, 98), gibt es im Anlaut kein *p*-, sondern *b*-. Wie kamen nun die alten, vorlandnahmezeitlichen türkischen Lehnwörter ins Ungarische? Laut einer begründeten Auffassung wurden sie nicht nur im Zuge eines einfachen Verkehrs durch Erlernen übernommen, sondern auch dadurch, dass einzelne türksprachige Volkssplitter sich den Ungarn zugesellten und mit ihnen verschmolzen, die ursprünglich fgr. Sprache der Ungarn übernahmen, zugleich aber den ungarischen Wortschatz mit bestimmten Wörtern ihrer eigenen Sprache bereicherten (vgl. Németh, *A honfoglaló magyarság kialakulása* [Die Entstehung der landnehmenden Ungarn] 279, 298). In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, mit welchen Konsonanten die heute mit *f*- anlautenden, jedoch vor dem Lautwandel fgr. **p* > ung. *f*- mit *p*- anlautenden, ursprünglich fgr. Wörter des Ungartums von den türksprachlichen Volkssplittern, die mutmaßlich schon seit einer sehr frühen Periode des Sonderlebens der Ungarn in ihnen aufgingen und ihre ugrisch geprägte Sprache übernahmen, entlehnt wurden. Es dürfte kaum zu bezweifeln sein, dass sie das anlautende *p*- der ursprünglich fgr. Wörter des Ungarischen durch den diesem *p*- am nächsten stehenden Konsonanten ihres Lautsystems, nämlich durch *b*- ersetzten. Auch auf diesem Wege können also mit *b*- anlautende Varianten der ursprünglich mit *p*- anlautenden Wörter finnisch-ugrischer (ugrischer) Herkunft entstanden sein. Einige von diesen können sich in der betreffenden Mundart noch lange gehalten haben, ja sie mögen mit der Zeit auch ins Gemeinungarische eingedrungen sein.

Im Zusammenhang mit dieser Erklärung müssen wir auch die Frage stellen, welche Gruppen der türksprachigen Völker, die mit dem Ungartum

verkehrten, bzw. darin teilweise aufgingen, in Anbetracht des Aufkommens der angenommenen Wortvarianten mit anlautendem *b-* in Frage kommen.

Soviel ist gewiss, dass der Lautwandel fgr. **p-* > ung. *f-* erst nach dem Ausscheiden der Ungarn aus dem Verband der Ugrier eingesetzt hatte und noch vor der Landnahme abgeschlossen war (vgl. Pais: MNy. XLI, 98; Bárczi, Magyar Hangtörténet² 8—9). Mit dieser Feststellung haben wir aber über die zeitliche Bestimmung des Lautwandels *p-* > *f-* nicht viel gesagt, denn vom Ausscheiden der Ungarn aus dem Verband der Ugrier bis zur Landnahme vergingen nahezu zwei Jahrtausende. Sehen wir nun, ob sich die zeitliche Begrenzung des Wandels *p-* > *f-* noch enger fassen lässt.

Bárczi (A magyar szókincs eredete² 66—70) hält es für möglich, dass die Ungarn noch vor der Wanderzeit, d. h. vor 463 u. Z. Beziehungen zu einzelnen Türkvölkern unterhielten und dass sich der Wortschatz der Ungarn schon in der Urheimat am Ural mit nichttschuwaschischen türkischen Lehnwörtern bereichert habe. Wenn wir nun — von Bárczis Auffassung ausgehend — auch die Möglichkeit nicht von der Hand weisen, dass türksprachige Volksplitter sich schon in der Urheimat am Ural den Ungarn anschlossen und ihre Sprache aneigneten, dann dürfen wir in jeder Hinsicht mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass schon damals mit *b-* anlautende mundartliche Varianten zu einzelnen ursprünglich mit *p-* anlautenden Wörtern aufkamen. Wurde doch anlautendes *b-* im 5—7. Jahrhundert gerade durch die sog. bulgarisch-türkischen Lehnwörter im Ungarischen ein allgemein verbreiteter Laut, so dass die mundartlichen Wortvarianten mit *b-* im Anlaut sich seither sehr leicht einbürgern konnten.

Wollen wir das Aufkommen der angenommenerweise mit *b-* anlautenden Wortvarianten einem Türkvolk mit tschuwaschischer Sprache zuschreiben, bedürfen mehrere Umstände der Erwägung. Laut Bárczi (A magyar szókincs eredete²) stammen die tschuwaschisch geprägten Lehnwörter des Ungarischen aus der Zeit der Wanderungen, d. h. ihre Entlehnung wäre in die Zeit nach 463 u. Z. zu setzen (vgl. 65—67, 70). Ligeti (MNy. LXI, 294) meint, „die Zeit, als unsere vorlandnahmezeitlichen türkischen (sog. bulgarisch-türkischen) Lehnwörter in unsere Sprache eingingen, kann weder später als das Ende des 9. Jahrhunderts, noch früher als das 5. Jahrhundert u. Z. festgesetzt werden“. Diese Stellungnahme besagt bezüglich unseres Problems folgendes: wollen wir das Aufkommen der fraglichen Wortvarianten mit anlautendem *b-* in die Zeit des sog. bulgarisch-türkischen Einflusses setzen, dann müssen wir das fgr. **p-* in den ersten Jahrhunderten dieses Einflusses noch als unverändert annehmen und den Wandel *p-* > *f-* in die letzten Jahrhunderte des bulgarisch-türkischen Einflusses verlegen, obschon es zum Lautwandel fgr. **k-* > ung. *χ-* noch vor diesem bulgarisch-türkischen Einfluss gekommen ist (vgl. Gomboecz, BTLw. 186).

Auch unter diesen Umständen halte ich meine Erklärung bezüglich

des Aufkommens der mit *b*- anlautenden Wortvarianten in Anbetracht des Zeitproblems nicht unmöglich. Es besteht nämlich kein zwingender Grund anzunehmen, dass der urung. Wandel *p*- > *f*- schon im 5. oder 6. Jahrhundert begonnen habe oder gar abgeschlossen gewesen sei. Wir können getrost annehmen, dass dieser Lautwandel erst im 7–8. Jahrhundert erfolgte (vgl. bezüglich der Dauer einzelner Lautwandel Lakó: I. OK. XV, 331–339). Dann aber ist es auch vorstellbar, dass zu einzelnen ursprünglich fgr. Wörtern mit anlautendem *p*- innerhalb einer sich ursprünglich der bulgarisch-türkischen Sprache bedienenden Volksgruppe mit *b*- anlautende Varianten aufkamen. Was nun die Chronologie des Wandels *k*- > *ç*- und *p*- > *f*- anbelangt, so müssen wir diese beiden nicht unbedingt koppeln. Wohl mögen sich z. B. die idg. Tenues im Anlaut im grossen und ganzen gleichzeitig im Urgermanischen zu Spiranten verschoben haben, doch bestehen zwischen der 1. Lautverschiebung und dem Wandel von ung. *k*- > *ç*-, sowie *p*- > *f*- auch nicht unwesentliche Unterschiede: während nämlich jene alle anlautenden Tenues erfasste, betrafte der urung. Wandel weder das *k*- vor einem palatalen Vokal, noch den Folgelaut des fgr. **t*-. Unter solchen Umständen kann also davon nicht die Rede sein, dass in urung. Zeit vor dem bulgarisch-türkischen Einfluss eine Lautwandeltendenz bestanden hätte, von der die stimmlosen Explosivlaute des Anlauts im allgemeinen erfasst worden wären.

Wenngleich meine Erklärung der angenommenerweise ursprünglich fgr. Wörter mit anlautendem *b*- im Ungarischen nicht als erwiesen gelten kann, hat sie im Gegensatz zu der Auffassung, die einen „permischen“ Lautwandel voraussetzt, immerhin den Vorteil, nicht auf falschen, bzw. sehr zweifelhaften Etymologien, sondern auf einer verbürgten Tatsache und auf einer wahrscheinlichen Annahme zu beruhen: 1. im Urtürkischen — und eine Zeitlang auch in den tschuwaschischen Sprachen — gab es wohl anlautendes *b*-, aber kein anlautendes *p*-; 2. unter solchen Umständen kann es nahezu als gewiss gelten, dass die im Ungartum aufgegangenen, türksprachigen Volkssplitter fgr. **p*- durch *b*- ersetzten, dass es also einst eine ung. Mundart gegeben habe, in der mit *b*- anlautende Varianten zu den ursprünglich fgr. Wörtern mit *p*- im Anlaut aufkamen.

Dass wir das anlautende *d*- des Ungarischen mit der Voraussetzung einer angenommenerweise tschuwaschisch beeinflussten ung. Mundart nicht erklären können, macht die Erwägungen bezüglich des anlautenden *b*- nicht gegenstandslos. Während nämlich unsere lauthistorischen Handbücher für die Stimmhaftwerdung des anlautenden *p*- > *b*- aus der geschichtlichen Zeit keine Beispiele anführen, haben wir — wie bereits erwähnt — für die Stimmhaftwerdung des *t*- auch aus geschichtlicher Zeit Belege, d. h. die in einigen ursprünglich fgr. Wörtern des Ungarischen feststellbare Stimmhaftwerdung *t*- > *d*- kann getrost in die Zeit nach der Übernahme der tschuwaschischen Lehnwörter, ja auch in die Zeit nach der Landnahme gesetzt werden

und diese Stimmhaftwerdung steht gewiss nicht in Verbindung mit den sprachlichen Beziehungen zwischen Ungarn und bulgarischen Türken.

Ich fasse meine Darlegungen kurz in folgendem zusammen:

a) die Annahme, die anlautenden Verschlusslaute einzelner heute mit *b-* bzw. *d-* anlautenden Wörter des Ungarischen seien schon in einer Mundart der fgr. Grundsprache stimmhaft geworden, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich;

b) die in einigen ursprünglich fgr. Wörtern des Ungarischen feststellbare Stimmhaftwerdung des Anlauts erfolgte im Sonderleben der ungarischen Sprache und dies lässt sich mit bestimmten Tatsachen ihres Sonderlebens sehr gut in Einklang bringen. Bei diesem Verfahren müssen wir die Voraussetzungen von einigen herausgegriffenen, vereinzelt Erscheinungen des Ungarischen nicht im Dunkel von fünf oder noch mehr Jahrtausenden suchen, sondern wir können sie auch mit dem Hinweis auf fester begründete, weil bekanntere Spracherscheinungen erhellen.

*

Wenn ich nun dagegen meine Einwände erhoben habe, dass man auf Grund der anlautenden stimmhaften Explosive auf die mundartliche Gliederung der fgr. Grundsprache Rückschlüsse zieht, so will ich keineswegs behaupten, es habe in der fgr. Grundsprache keine Mundarten gegeben. Ich halte es für gewiss, dass in der fgr. Grundsprache Dialekte vorhanden waren, dass grundsprachliche Mundarten existieren mussten. Ich will auch keineswegs leugnen, dass eine Stimmhaftwerdung, wie sie hier zur Diskussion stand, prinzipiell auch in der Grundsprache erfolgt sein kann. Ich bin auch dafür, dass wir uns mit dem Problem der mundartlichen Gliederung der Grundsprache befassen und dass wir an Hand begründeter Annahmen versuchen, die Beschaffenheit dieser grundsprachlichen Gliederung zu klären. Solange sich aber vereinzelt Erscheinungen des Ungarischen mit den bekannten sprachlichen Tatsachen seines Sonderlebens erklären lassen, haben wir uns meiner Meinung nach in unseren Erklärungen eher auf diese sprachlichen Tatsachen zu stützen, als auf die weitaus ungewissere Annahmen bezüglich der Mundarten der fgr. Grundsprache.

СУЩЕСТВОВАЛИ ЛИ СМЫЧНЫЕ ЗВУКИ В НАЧАЛЕ СЛОВА В ФИННО-УГОРСКОМ ЯЗЫКЕ-ОСНОВЕ?

(Р е з ю м е)

Вслед за Буденцом среди финно-угорских языковедов многие придерживались взгляда, что в финно-угорском языке-основе существовали не только глухие, но и звонкие смычные (*b, d, g*). Этот взгляд обосновывали тем фактом, что звонкие смычные среди финно-угорских языков в венгерском и пермских языках довольно часто встречаются в

начале слова. Исследователи, главным образом финский ученый Ирве Вихман, неоднократно предполагали, что многие из венгерских и пермских слов, начинающихся с *b*, *d*, или *g*, обнаруживают этимологическую связь между собой и таким образом их можно отнести к словарному составу финно-угорского языка-основы. Среди венгерских ученых, прежде всего Г. Барци признает, что некоторые венгерские слова, начинающиеся с *b* или *d*, существовали уже в языке-основе, и поэтому он предполагает, что звонкие согласные в начале этих слов восходят к одному из диалектов финно-угорского языка-основы, обладающему характером пермских языков.

В данной работе автор рассматривает этимологию тех венгерских и пермских слов, которые раньше предназначались для поддержки взгляда о существовании звонких смычных в языке-основе. Он приходит к выводу, что из данных этимологий приблизительно 1/3 ошибочна, 1/3 неубедительна, а 1/3 требует другого истолкования, как это до сих пор практиковалось. По мнению автора звонкий смычный звук в венгерских словах, начинающихся с *b* или *d*, и являющихся несомненно древними в венгерском языке, представляет собой результат вторичного озвончения. Это озвончение произошло под ассимилирующим влиянием звуков *l* и *r* внутри слова, или же под подобным влиянием звонких смычных *b*, *d*, или *g*, возникших путем закономерного изменения звуков в положении внутри слова.

Дь. Лако

ETYMOLOGISCHE BEITRÄGE (II.)

Von

W. STEINITZ (Berlin)

Zu den syrjänischen Lehnwörtern des Obugrischen

In den vergangenen 10 Jahren erschienen zwei bedeutende Aufsätze: D. R. Fokos-Fuchs, Aus dem Gebiet der Lehnbeziehungen (ALH III, 1953) und Y. H. Toivonen, Über die syrjänischen Lehnwörter im Ostjakischen (FUF 32, 1956), die einen festen Grund für die Behandlung der syrjänisch-obugrischen Beziehungen legten. Abgesehen von der noch ausstehenden monographischen Behandlung der syrjänischen Lehnwörter im Wogulischen, die bei K. Radanovics in guten Händen liegt, gibt es aber auch auf dem Gebiet der ostjakisch-syrjänischen Beziehungen noch manches zu tun. Nicht nur der Nachweis neuer Lehnwörter (wobei es sich nach meiner Schätzung um etwa 60—80 noch nicht aufgefundene oder noch nicht publizierte Etymologien handeln wird). Besonders wichtig und für die Geschichte beider Sprachen, des Ostjakischen wie des Syrjänischen, wesentlich scheint mir die Chronologie, die Periodisierung der Lehnbeziehungen zu sein, wofür Fokos-Fuchs und Toivonen schon wichtige Feststellungen getroffen haben, die aber einer Vertiefung und öfters auch einer Korrektur bedürfen (so Toivonens Annahme — FUF 32, 149 —, dass die in den russischen Quellen von 1575 bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in der Kamagegend genannten „Ostjaken“ die ugarischen Ostjaken bezeichneten).

Die folgenden Etymologien sind vor allem vom Standpunkt der Aufhellung des Alters und der Mehrschichtigkeit der Lehnbeziehungen ausgewählt.

ostj. Irt. *poŋəm*- 'fertig werden'

Im Irtyschdialekt des Ostjakischen begegnet folgende Verbalstippe:

DN *poŋəm*- 'поправиться, (mit etwas, mit einer Arbeit) fertig werden'; *poŋməm*, *poŋəmtām* l. P. Si. Prät., Präs. || Paas.-Ko. *poŋməm*, *poŋəmtām* 'ehtiä, Zeit haben [genauer: rechtzeitig tun]'; *mān jēwəttā ənt poŋməm* 'en kerinnyt ampua, ich kam nicht dazu, zu schießen'. || Patk. *poŋmem*, *puŋmem* (unt. Konda), *pōŋmem* (mittl. Konda) mom.

Kr. *poŋmǝš-* : *poŋmǝšat* 'er macht sich (zu einer Reise) fertig'. || Patk. *poŋmešem* (u. Ko.), *pöŋmešem* (m. Ko.), *puŋmešem* 'bereit sein, sich ausrüsten'.

Patk. *pöŋdem* (m. Ko.), *pəŋdem* (u. Ko.) 'sich bereit machen, sich ausrüsten'.

[*poŋ-*] Patk. *poŋem* (u. Ko.), *pöŋem* (m. Ko.) 'bereit sein, sich ausrüsten'.

Es fällt auf, dass diese Wortsippe in keinem anderen ostj. Dialekt belegt ist, was für ein Lehnwort spricht. Das Suffix ostj. Irt. *-ǝš-* (= Nord. *-ǝš-*) ist ein syrjänisches Lehnsuffix, das vorwiegend in syrjänischen Lehnwörtern vorkommt¹ und Reflexiva bezeichnet.

Offenbar handelt es sich auch hier um eine syrj. Entlehnung, und zwar um Ableitungen von dem syrj. Nomen, das jetzt in den verschiedenen syrj. Dialekten in der Form *poŋ*, *pon* erscheint, das aber — wie das Zeugnis der Komi-Dialekte, des Udmurtischen² und anderer finnisch-ugrischer Sprachen³ zeigt — auf urkomi **poŋ* zurückgeht; vgl. syrj. V S L Le *pon*, V Viš. Peč. U *poŋ*, I *pŋm* 'Ende, Anfang, Spitze' (mit zahlreichen Cps.) (Wi.-Uot.); VU Ud Pr VO Vm *poŋ*, V S Le *poŋ* 'Ende' (Fokos-F.); *пон*, *пом* 'конец, окончание' (Сравнит. слов. коми-зыр. диал.).

Von diesem Nomen sind mehrere im Syrjänischen weit verbreitete Verben abgeleitet, von denen V P *pondiŋi*, VU S Peč. *pond-* 'beginnen, anfangen' (Wi.-Uot.); V Ud. *pondiŋi*, VU S Le *pondi-*, VO *pondi-* 'beginnen, anfangen; wollen, beabsichtigen' (Fokos-F.) direkt ostj. Patk. *pöŋde-m* 'sich bereit machen, sich ausrüsten' entspricht.

Die im Ostjakischen besonders häufige *-m*-Ableitung *poŋəm-*, *poŋmǝ-* (s. o.) geht offenbar ebenfalls auf eine syrj. Ableitung mit *-mǝ-* zurück, das nach Wiedemann (Grammatik 81) Faktiva bildet, welche ein Werden oder Sein bedeuten und daher immer intransitiv sind. Eine *-mǝ-*-Ableitung ist im heutigen Syrjänischen, soweit ich sehe, nicht belegt, was möglicherweise mit der Entwicklung **ŋ > m*, *n* im Stamm **poŋ* zusammenhängt.

Der Weiterbildung ostj. Kr. *poŋmǝš-* usw. 'sich fertig machen' mit *-ǝš-* (s. o.) entspricht die Bildung mit syrj. *-ǝš-* in syrj. Wied. *pomašny* 'zu Ende gehen, fertig werden', (Wi.-Uot.) V S L *ponašni*, V *pomašni*, I *pŋmašni*, U *pomašniš* 'dem Ende nahen, zu Ende gehen, endigen', (Fokos-F.) V Le *ponǝš-*, Ud *pomjaš-* 'beendet werden'.

Wenn Patk. *poŋ-* (*poŋem*) richtig ist, wäre für das Syrjänische auch ein alter Verbalstamm **poŋ-* anzunehmen, wie er im Wotjakischen bei Munkácsi belegt ist: Jel. *puŋ-* встретить 'begegnen'.

¹ Ganschow, Die ostj. Verbalbildung (Mskr.). — G. Sauer, Die syrj. Lehnuffixe im Ostjakischen (Thesen, 1960).

² wotj. U MU J M KM MM *puŋ*, SM JM GM *pum* 'Ende, Spitze' (Uotila, Zur Geschichte des Konsonantismus in den perm. Sprachen, S. 241); Lit. *пум* 'конец'.

³ S. z. B. Collinder, FUV 47.

Was den Vokalismus betrifft, so ist für das Urkomi als Vokal *o anzunehmen (s. E. Itkonen, FUF 31, 270). Altes (urostj. u. a.) *o ist in ostj. Irt. in der Stellung vor *η* und *χ* erhalten geblieben, s. Steinitz, Ostj. Vok. 67.

In ostj. Irt. *poη-* (*poηtə-*, *poηəm-* u. a.) ist also eine syrj. Lautgestalt erhalten, die älter als die in den ältesten syrj. Sprachdenkmälern aus dem 14. Jh. vorkommende ist. Dies zeigt einerseits das hohe Alter der syrj.-obugr. Beziehungen, andererseits die Bedeutung der obugrischen Lehnwörter aus dem Syrjänischen für die Lautgeschichte des Komi.

ostj. O *jā ηet* 'Schamgefühl'

In KT 157a stehen folgende ostj. Wörter: O *jā ηet* 'совесть, Scham, Schamgefühl'. || *jā ηət-* 'sich genieren, schüchtern sein, sich schämen'; *jā ηətlā jəm* 'мне совестно (wenn ich z. B. eine Schuld nicht zurückgezahlt habe)'. || *jā ηəlt-* 'beschämen, Scham erwecken'.

Hierher gehört natürlich auch das bei KT als selbständiges Stichwort erscheinende Kaz. *ja ηasəm* 'совестно; schüchtern; Schande', das Part. prät. eines Verbs *ja ηas-* ist. Vologodskijs handschriftliches Wörterbuch hat: «стыдно — Обд. янғазим (Бер. ёлем). || стыдливо — Обд. янғазыма.»

Das ostj. Wort, das nur in den beiden nördlichen Dialekten Kaz. und O belegt ist, ist dort synonym zu dem gemeinostjakischen Wort V Vj. *ilim* ... Kaz. *jelem*, O *jelem* 'Scham, Schande' (und seinen Ableitungen, KT 119f.).

Auch in *jā ηet* usw. liegt offenbar ein syrj. Lehnwort mit altem **η* vor. So entspricht ostj. O *jā ηət-* 'sich genieren, sich schämen' genau dem syrj. *jandī-* 'sich schämen'; vgl. (Wi.-Uot.) I *jandīnī*, U *jandīnīs* 'sich schämen'; (Сравн. сл.) вым. иж. нв. уд. *яндыны* 'позориться, срамиться'. Weitere Ableitungen von syrj. *jan-* sind: (Сравн. сл.) вс. сс. *яналны*, вв. *яналні*, скр. *янавны* id. || (Wi.-Uot.) V S *janədnī* usw. 'beschämen, beschimpfen'. || V Le U *janđzim*, L *janđzim* usw. 'Scham, Schamgefühl, Schamhaftigkeit, Gewissen'.

Ostj. O *jā ηəlt-* ist eine ostj. Weiterbildung mit dem ostj. Faktitivsuffix *-lt-*. Kaz. *ja ηas-* und Vol.-Obd. zeigen das Suffix *-as-*, das ein syrj. Lehnsuffix (sy. *-as-*) ist,⁴ so dass das Wort wohl als Ganzes aus dem Syrj. entlehnt ist: syrj. **ja ηas-*.

Für das Ursyrjänische ist ein Stamm **ja η-* anzunehmen. Die bei Wi.-Uot. hinzugefügte etymologische Bemerkung „[Vgl. *jana*]“ ist nicht begründet; syrj. *jana* 'geteilt, getrennt' steht in seiner Bedeutung fern. Das ebenfalls zum geistigen Bereich gehörende wotj. Wort Munk. *ja ηəš*, Lit. *янгыш* 'ошибка, вина, Fehler, Schuld; irrig, fehlerhaft' verwandt.

⁴ S. Anm. 1.

wog. N *paša* 'здравствуй, sei gegrüsst' usw.

Wog. N *paša* 'Willkomm, Gruss' hat B. Munkácsi in VNGy. II 0680 (1921) als Entlehnung aus ostj. N *pa-uša* erklärt, und D. R. Fuchs hat in FUF 33, 179 diese Erklärung zustimmend angeführt („*paša* < NO *pa-uša*“). Nun sind bei Grussworten (um ein solches handelt es sich, nicht um das Abstractum 'Gruss', s. u.) Verschleifungen und Verkürzungen durchaus üblich. Gegen Munkácsis Erklärung sprechen jedoch zuerst sprachgeographische Gründe. Das Wort ist im Wogulischen in den nördlichen, westlichen und östlichen Dialekten bekannt (s. u.). Die ostj. Lehnwörter in der wogulischen Alltagssprache sind aber auf zwei ganz bestimmte geographische Gebiete beschränkt: aus dem ostj.-wog. Kontakt im Sosvagebiet entstammen die nordostj. Lehnwörter im Nordwogulischen; aus dem ostj.-wog. Kontakt im Kondagebiet die Irt.-ostj. Lehnwörter im Kondawogulischen. Die zahlreichen Lehnwörter der Folkloresprache sind in einigen wenigen Fällen mit den Texten über diese Grenzen hinausgewandert. Das kann aber nicht für das alltägliche Grusswort *paša* gelten.

Entscheidend ist jedoch, dass wog. *paša* im Ostjakischen eine genaue Entsprechung besitzt, mit der es (wie ich nachträglich sehe) Munkácsi schon früher richtig zusammengestellt hatte.⁵ Ich führe die betreffenden wog. und ostj. Wörter an:

wog. (Kann.) LU *pēša*, LO So *paša* 'здравствуй, sei gegrüsst', KU *āśəlaxt-*, KM *pāśəlaxt-* 'sich begrüßen'; (Munk.) LM *pāšä*, N *paša*; (Ahl.) *pāsi*, *pāše*; (Bal.-Vachr.) *načə*, Ko. *näčə*.

ostj. V Vj. VK *pəlä*, Sur. (Likr. Trj. J) Irt. (DN KoP Kr. Ts. u. a.) *pəlä* 'здравствуй, sei gegrüsst' (KT 748; Paas.). Das Wort ist bei KT und bei Ahlquist aus dem Nordostjakischen (Kaz. O) und aus Ni. nicht belegt. In Vologodskijs handschriftlichem Wörterbuch erscheint jedoch O *нуоэя*: «здравствуй — Бер. вуэя, Обд. выэя, пидэя» (Hunfalvy-Vol. 146 *piža*).

Das im Nordostjakischen entsprechende Grusswort lautet: Ni. Š Kaz. Sy. *wūša*, O *wuša* 'sei gegrüsst' (KT 254b); Vol.: s. o.; Ahl. *uša*, *viša*; *pa-uša* 'Gruss bei den obdorskischen Ostjaken'.⁶

Sowohl *pəlä* usw. wie *wūša* usw. werden gewöhnlich mit dem Imperativ 'будь(-re), sei(-d)' verbunden; z. B. J *pəlä wāaa*, Ni. Š *wūša uta* 'sei gegrüsst'.

Vor rund 100 Jahren, um 1840, war die dem ostj. *pəlä* entsprechende Form noch im äussersten Norden des ostj. Sprachgebiets, in O (Vol.), bekannt,

⁵ ÁKE (1901), 364. — Die weitere dort gegebene Etymologie ist freilich nicht richtig.

⁶ Patk. Wb. *uč* 'Gruss', das dort zu ostj. N *uša*, *viša* gestellt wird, gehört nicht hierher. Es tritt als fast inhaltsloses Parallelwort auf (Patk. *jim-üdem uč vërem* 'Abschied nehmen'; ebenso Kr. *pəlä-üč wertä* 'sich begrüßen', KT 98 b) und ist nichts anderes als Vj. *uč* ... Kr. Ts. *üč*, DN *üš* usw. 'Kleider; Gerät; Ding, Sache'. — S. auch Liimola, FUF 31, 354 Anm. 2.

wobei aber der Konkurrent, *өлӱӱӱ*, auch daneben schon vorkam; für Ber. kennt Vol. nur *өлӱӱӱ*, ebenso wie später Ahl. und Karjalainen.

Ostj. *wűša* ist < sy. *viđža* 'gesund' (z. B. Fokos-Fuchs V *viđža olan* 'sei gegrüsst') entlehnt, s. Steinitz, Ostj. Chrest.; Toivonen, FUF 32, 22.

Ostj. *paťä* geht offenbar auf dieselbe Quelle zurück, nur ist es eine ältere Entlehnung. Die doppelte Vertretung durch obugr. *p-* bzw. *w-*⁷ hat ihre genaue Parallele in einem anderen syryj. Lehnwort der obugr. Sprachen: wog. (Munk.) K *paś*, LO *piś* 'пост, Fasten', (Kann.) LU *piśeli*, LO *piśali* 'er fastet', aber (Munk.) N *viś*, (Kann.) LO So *βiś* 'Fasten', *βiśal-* 'fasten' < syryj. *vidž* 'Fasten', *vidžalni* 'fasten'. Im Ostjakischen erscheinen nur mit *w-* anlautende Formen: Ni. *wűsat-*, Kaz. *wűsaat-*, O *wuśla-* 'fasten' (s. Toivonen, FUF 32, 22, der aber die wog. Formen mit *p-* nicht aufgenommen hat, und D. R. Fuchs, FUF 30, 326).

Das gleiche Wort ist also zweimal zu verschiedenen Zeiten entlehnt worden: das erste Mal in älterer Zeit mit *p-*, wobei es weite Verbreitung erhielt (*paťä* gemeinostjakisch; *paša* und *piś* im Nord-, West- und Ostwogulischen); das zweite Mal in neuerer Zeit mit *w-*, wobei es sich nur in den nördlichen Dialekten der beiden Sprachen (ostj. Š Kaz. Sy. O sowie Ni.; wog. LO So) verbreitete, in denen bis in unsere Zeit ein starker, immer wieder erneuerter syryj. Einfluss bestand.

Das Grusswort ostj. *wűša* ist schon in einer Aufzeichnung von 1740 aus der Gegend südlich von Berjozov belegt: *gwischa* 'здравствуй', und verdrängte allmählich die alte Form aus dem Nordostjakischen.

Was den Vokalismus von ostj. *paťä* betrifft, so tritt die gleiche Vertretung von syryj. *i* in ostj. V Vj. Trj. *ťari*, DN Kr. *ťarə* 'Türangel' < syryj. *đzir* auf (s. Toivonen, FUF 32: 74, 137).

Das wog. Wort *paša* usw. stammt gleichfalls aus dem Syryjanischen. Das Verhältnis des wog. Vokals (= urwog. **ě*) zu dem syryj. Vokal ist jedoch bis zu einer genaueren Untersuchung der syryj. Lehnwörter im Wogulischen nicht ganz klar. Im gemein-obugrischen Wortschatz begegnen Vokalent-sprechungen ostj. **a* = wog. **ě* mehrfach.

ostj. Hunf. *latala-* 'számolni, berechnen'

Das oben angeführte Grusswort *нуоӱӱ* ist nicht das einzige Wort einer älteren nordostjakischen Sprachschicht, das bei Vologodskij belegt, allen neueren Quellen aber unbekannt ist. In Hunfalvys nordostjakischem Wörterbuch (NyK. 11, 1875) findet sich S. 71: *latala-ta*, *latali-ta* 'számolni, különböz-

⁷ Vergleiche D. Fokos-Fuchs, FUF 30, 325 f., B. Kálmán: Die russischen Lehnwörter im Wogulischen 33, 47.

tetni, dönteni'. *latalipsa*, *-lapsa* 'számolás, döntés'. Das Wort war mir rätselhaft, bis ich es im Vologodskij-Manuskript fand: Vol. л́атья́лыта — разчис-лять. || л́атья́лыпса — разчисление. || л́атья́лыта хо — счислитель.

Die äusserst genaue Schreibweise von Vologodskij (die Hunfalvy unrichtig vereinfacht hat) zeigt, dass hier die Folge Konsonant + *j* (*-tj-*) vorliegt, die im Ostjakischen nur in Lehnwörtern vorkommt. Offenbar liegt hier das Verbalbildungssuffix *-jal-* vor, das im Ostjakischen ein Lehnsuffix aus dem Syrjänischen (*-jal-*) ist.⁸ Nun war es nicht mehr schwierig, das syrjänische Original zu finden. Es handelt sich um eine Ableitung von syrj. *ljd* 'Zahl' mit einem *j*-Suffix, wie z. B. in syrj. V VU S L *ljdjini*, V I *ljdđini* 'zählen, rechnen'; S *ljdjžsni*, I *ljdđsni*, 'mit jemandem abrechnen'; S L *ljdjedni*, I *ljdđedni* 'lesen lassen, zusammenrechnen lassen' (Wi.-Uot.). Eine Ableitung **ljdjal-* ist im Syrjänischen, soweit mir bekannt, nicht belegt, entspricht aber völlig den Regeln der syrj. Verbalbildung und ist auf Grund des ostj. Wortes anzunehmen.

Die Konsonantenentsprechung ist vollständig: syrj. *-dʒ-* (mit durch *j* palatalisiertem *d*) > ostj. *-tj-*. Die Vokalent sprechung ist regelmässig: syrj. *i* wurde durch das ostj. reduzierte *ə* substituiert, das sich dann zu ostj. N *ǎ* entwickelte (vgl. Toivonen, FUF 32, 138). — Das ostj. Wort hat also wohl *lǎtʃalə-*, *ǎ-* gelautet. (*l* = Vol. *ǎ* ist nichtkakuminal und etwas spirantisch, = Sy. *l*, Kaz. *ǎ*).

ostj. *pojək* 'Gebet'

Zum Schluss sei ein bisher rätselhaftes ostj. Kulturwort zur Diskussion gestellt.

ostj. Ts. *pojək*, Ni. Š Kaz. *pojək*, Ahl. *pōjek* 'Gebet (z. B. an Schutzgeist)' (Š KazSt.); 'Bitte' (Ni. Š Kaz Ahl.); 'жалоба, Beschwerde' (Ni. Kaz.). Kaz. *atəm pojək* 'Schaden bringender Spruch'. Patk. *pāik*, *pōik*, *pōjek* 'Bitte, Flehen, Gebet'; *pāik-sau* 'Lied zu Ehren der Götter'. || Š *pojək-*, Ahl. *poik-* 'flehen, bitten'. || V *pājəysə-*, Trj. J *pājəksə-*, J auch *pājəysə-*, Paas.-Ko. *pājkaš-*, Ni. Š Kaz. *pojəksə-*, O *pajəksə-* 'молиться, клоняться, beten, seine Verehrung bezeugen (dem ostj. Schutzgeist od. Himmelsgott, dem christlichen Gott); молить, умолять, bitten, flehen'. || Sy. *pojkaš-* 'beten'.

wog. Szil. N *pojək* 'Bitte, Gebet'. *pojki* 'flehen'. || Kann So *pōikš-* 'beten'. || Bal.-Vachr. *поиксянкве* 'упрашивать, умолять' [nicht Konda!]. *поикс-яхтункве* 'умолять, молиться'.

Karjalainen spricht in „Die Religion der Jugra-Völker“ (III 108) über das jugrische Gebet, wobei er sagt: „Die fremden Vorbilder, deren Einfluss auf die Gestalt des jugrischen Gebetes anzunehmen ist, sind vor allem von den Tataren und den Russen gekommen, aber auch der permische, besonders der

⁸ Vgl. die in Anm. I genannten Arbeiten.

syrjänische Einfluss ist nicht zu vergessen. Ein augenfälliges Zeugnis hierfür ist die Entlehnung von wog. *kāsti*, ostjak. *käštə*-, *kaštə*-, das das Herbeirufen des Geistes zum Opfer und gleichzeitig das Beten bezeichnet, aus dem Syrjänischen. Ein Denkmal des tatarischen Einflusses ist die Bezeichnung *pōžak* im Süden."

Karjalainen gibt nicht an, an welche tatarische Quelle er gedacht hat. A. Kannisto behandelt das wog. Wort in seinen „Tatarischen Lehnwörtern im Wogulischen" (FJF 17) nicht. Meine Konsultationen bei Turkologen sind ergebnislos geblieben. Ich muss also annehmen, dass hier ein Irrtum Karjalainens vorliegt.

Der anormale Vokalismus (ostj. Ost. Süd. **ä*, Süd. Nord. **a* ; vgl. dem gegenüber in der gleichen Position z. B. ostj. Vj. *paj*, Trj. *pāj*, Irt. *poj*, Ni. Kaz. *paj*, O *paj* 'Seitenbrett am Boot' u. a.) und das Fehlen des Stammwortes in ostj. Ost. legen — wie auch Karjalainen schon annahm — ein Lehnwort nahe. Das Auftreten des schon oben behandelten Suffixes ostj. Irt. -*əš*-, Ni. -*š*- (Ost. -*sə* -!), wog. N -*š*- (das ein Lehnsuffix aus dem Syrjänischen ist) bei dem allgemein verbreiteten Verbum ostj. *pājkəš*-, *pəjkəšə*- usw. und im Wogulischen lässt auch bei dem Stammwort an syrj. Einfluss denken. Sachlich wird dies durch die schon von Karjalainen angeführte Etymologie ostj. *kaštə*- usw. und durch andere religiöse, nichtchristliche, aus dem Syrjänischen entlehnte Termini in den obugrischen Sprachen aufs beste gestützt.

Ich kann aber keine syrjänische Quelle nachweisen. Könnte hier ein alter syrjänischer heidnischer Terminus vorliegen, der durch die frühe Bekehrung der Syrjänen zum Christentum völlig verschwunden und nur im Obugrischen erhalten wäre? Gibt es im Wotjakischen irgendeine Parallele?

К НЕКОТОРЫМ ИНТЕРЕСНЫМ КОМИ-ЗЫР. ЗАИМСТВОВАНИЯМ В ХАНТЫЙСКОМ И МАНСИЙСКОМ ЯЗЫКАХ

(Резюме)

Заимствования из коми-зыр. языка в хантыйском и мансийском обнаруживают — ввиду продолжительности контактов между этими языками — несколько слоев и отчасти очень архаичные явления в консонантизме и вокализме. До сих пор в науке не отмечалось, что в заимствованиях встречается небный согласный *ŋ*, которому в современных диалектах коми — языка и в памятниках древне-пермского языка XIV. века соответствуют *n* или *m*, но который существовал в пра-коми (*ŋ* встречается до сих пор в диалектах родственного коми-языку удмуртского языка и восходит к фин.-уг. **ŋ*).

1. Хант. Ирт. *poŋ*- 'подготовляться'; *poŋtə*-id.; *poŋət*- 'покончить с чем-л., справиться'; *poŋtəš*- 'подготовляться' < коми-зыр. *пон*, *пом* 'конец, окончание'; *понды*- 'начать, принятись'; *понась*-, *помась*- 'кончиться, окончиться'.

2. хант. Обд. *jəŋət*- 'стыдиться'; Каз. *jaŋəšət* 'совестно, стыдно' < коми-зыр. *янды*-, *jəndi*- 'стыдиться'; **janəš*-, ср. *янал*-, *янав*- 'позориться'.

3. манс. Со. *пая*, *раба* 'здравствуй' не является — как Мункачи и Фокош-Фукс предположали — заимствованием из хант. Обд. *pa-иба* 'здравствуй'. Манс. Со. *пая*, нп. Лозь. *pəša*, Ко. *päšə* и хант. Вах. *pəšə*, Сур. Ирт. *pəšə*, Волог. (1841) *pädə* 'здравствуй'

— древнее заимствование из коми-зыр. *vidža*, *виджа* 'здорово, здравствуй'. Тоже самое слово заимствовалось вторично в более новое время в сев.-хант. *wiša*, *wüşa* 'здравствуй'. (Двойное соответствие коми-зыр. *v-* > хант.-манс. 1. *p*, 2. *w-* встречается и в других словах.)

4. хант. Вологодский *л'áтьял'ыта* 'расчислять' < коми-зыр. **l̥iʃʃjal-*, ср. *l̥id* 'число', *l̥iʃʃji-*, *лыдьдьы-* 'считать' и т. д. и коми-зыр. глагольный суффикс. *-jal-*.

5. хант. Қаз. Шер. *pojək* 'молитва'; Қаз. *pojəkšə-*, Ирт. *päjkəš-*, Вах *päjəwə-* 'молиться, клоняться, умолять', манс. Со. *pōjəkš-* 'умолять': нерегулярный вокализм первого слога позволяет предполагать заимствование. Ввиду того, что глагольный суффикс *-šə-*, *-šə-* (*-sə-*) заимствован из коми-зыр. языка, думается, что и всё слово — как и другие религиозные термины хант. и манс. языков — заимствовано из коми-зыр.; но пока такое слово не засвидетельствовано.

В. Штейниц

BEITRÄGE ZUR KENNTNIS DER OSTJAKISCHEN PRONOMINALADVERBIEN (II.)

Von
EDIT VÉRTES

IV

1. Aus dem interdialektalen Vergleich der ostjakischen fragenden und hinweisenden Ortsadverbien kann man den Schluss ziehen, dass das System der fragenden und demonstrativen Ortsadverbien wahrscheinlich uralt sein dürfte. Die Entstehung des Ortsadverbien-systems muss unbedingt früher begonnen haben als die heutige Gliederung der ostjakischen Dialekte.

Die Ortsadverbien wurden aus dem Fragepronominalstamm **ks-*, aus den Demonstrativpronominalstämmen *ts-*, *tš-* bzw. aus einem mit Affrikata anlautenden Demonstrativpronominalstamm (eventuell aus zwei solchen Stämmen) abgeleitet.

Wie aus Tab. I—V. ersichtlich, bleibt der Stamm der Frageadverbien in den drei Fällen (Lokativ, Ablativ, Lativ) meist unverändert: Sy. *χo-*, Kaz. *χǫ-*, Ni. *χǫ-*, Scherk. *χo-*, Irt. *χo-*, Kr. *χǫ-*, Ko. *χo-*. In einigen Mundarten haben nur Lokativ und Ablativ denselben Stamm, der Lativ hingegen hat einen anderen Vokal:

	Lokativ-Ablativ	Lativ
O. KT. (Pápay)	<i>χo-</i> (<i>χα-</i>)	~ <i>χǫ-</i> (<i>χο-</i>)
Ts.	<i>χǫ*</i> ¹⁰	~ <i>χo-</i>
Jg.	<i>kǫ-</i>	~ <i>kǫ-</i>
Trj., V., Vj.	<i>kǫ-</i> (<i>kǫ-</i> , <i>kǫ-</i>)	~ <i>kǫ-</i>

Im DN. (und auch im DT.) Dialekt ist im Lokativ und Lativ ein Stamm *χǫ-* zu sehen, im Ablativ hingegen DN. *χǫ-* (DT. nicht belegt).

Der Wechsel der Stammvokale könnte im O. Lok.-Abl. eventuell dem analogischen Einfluss der entsprechenden in die Nähe weisenden Adverbien zugeschrieben werden, im allgemeinen ist aber der Stammvokal des Frageadverbs mit dem des in die Ferne weisenden identisch.

Was nun den Stammvokal der demonstrativen Adverbien betrifft, bleibt der Vokal in den nahe, bzw. fernweisenden Adverbien in den drei Fällen (Lokativ, Ablativ, Lativ) unverändert, bis auf die naheweisenden Lativ-

¹⁰ Wir haben keinen Beleg für den Ablativ.

adverbien der morphologisch nördlichen Mundarten. Die naheweisenden Adverbien lassen sich aus einem Stamm **tə-* herleiten, da nach Karjalainens Folgerungen aus **ə* im Süden und Osten *ə* wurde, im Norden hingegen. Ni., Kaz. *ǃ*, O. *p*¹¹ (OL. 179 ff., s. Tab. I—V, vgl. Steinitz: CstjVok. 89 ff.). Aus der Verschmelzung des nördlichen Stammvokales **ə* und des Lativsuffixes erfolgt irgendein Laut *ɨ-*, genauer, man findet die folgenden Stammvokale:

	O. (Pápay)	Sy.	Kaz.	Scherk.	Ni.
Lok.-Abl.	<i>v (a)</i>	<i>ǃ</i>	<i>ǃ</i>	<i>ǃ</i>	<i>ǃ</i>
Lat.	<i>ɨ, ɨ, (i)</i>	<i>i</i>	<i>ɨ</i>	<i>i</i>	<i>ɨ</i>

Nach Karjalainen soll der Stammvokal der fernweisenden Adverbien **ǃ* gewesen sein, s. die Zusammenstellung OL. 113: DN. *tǃtǃtǃ*, Trj. *tǃtǃ*, Ni. *tǃtǃ*, Kaz. *tǃtǃ* „dort, da“, O. *tǃdǃ* id. Es ist mir nicht klar, warum er Vj. *tǃtǃ* nicht erwähnt hat, Kr. *tǃtǃ*, K. *tǃtǃ*, Ts. *tǃtǃ*, Irt. *tot(ta)*, *toten*, Jg. *tǃtǃ* können auch, meines Erachtens, als entsprechende Formen betrachtet werden; sie dürften nur deshalb fehlen, weil Karjalainen diese Mundarten im allgemeinen nicht in Betracht zieht.

Aus den nordostjakischen Adverbien könnten aber nach Karjalainens Ergebnissen (OL. 121) die aus Ni. und Kaz. (jenes aus O. aber nicht!) m. E. auch mit anderen östlichen Adverbien zusammengestellt werden und zwar mit V. *tǃtǃ*, Vj. *tǃtǃ*, Trj. *tǃtǃ*. Die Jg. Formen *tǃtǃ*, *tǃt* und vielleicht auch Kr. *tǃtǃ*, K. *tǃtǃ(ə)* können hierhergerechnet werden. Da diese an zweiter Stelle erwähnten interdialektalen Entsprechungen nach Karjalainen ebenfalls aus **ǃ* herleitbar sein sollen, so könnten eventuell die östlichen (Jg., Trj., Vj.) Adverbien einerseits mit *o*, andererseits mit *a (ǃ)* im Stamm auf dieselbe Urform zurückgehen. Es besteht aber auch eine andere Möglichkeit: die Vokale Ko. *a* (Kr., K. *a*), Trj. *ǃ*, V., Vj. *a*, Ni. *o* der Adverbien könnten nach OL. 43 einem in den Adverbien nicht belegten DN. *a*-Laut entsprechen, und so wären diese aus einem **a* herleitbar. Man sollte auf diese Weise mit zwei verschiedenen uestjakischen Demonstrativstämmen **tǃ-*, **ta-* rechnen, der zweite wurde aber nur im Süden und Osten bewahrt. Es scheint demgemäss wahrscheinlich zu sein, dass die mit *t-* anlautenden Demonstrativadverbien aus einem naheweisenden Pronominalstamm **tə-*, (vgl. OL. 179; Steinitz: OstjVok. 89) und aus zwei verschiedenen fernweisenden herleitbar sind. Die aus dem uestjakischen **tǃ-* Stamm herleitbaren Adverbien wurden im ganzen ostjakischen Sprachgebiet bewahrt (vgl. auch Steinitz, a. a. O. 85), diejenigen aus dem Demonstrativstamm **ta-* (Steinitz, a. a. O. 57) nur im Süden und Osten.

¹¹ Aus den O. Angaben passt nur *tpǃtǃ* 'von hier' (968a) gänzlich in diese Reihe, bei *tǃdǃ* 'hier' (967b) ist entweder ein Druckfehler (*p* o: *p*) vorhanden, oder man muss mit der analogen Wirkung von *tom* 'jener, der' (976a) rechnen. In die Nähe weist *tǃmǃ* (1000a), was hinsichtlich des Vokalismus auch nicht der Erwartung entspricht, hier sollte auch *p* als Stammvokal stehen.

Es verhält sich viel verworrener mit dem Vokalismus der mit Affrikata beginnenden Adverbien. Der Stammlaut ist im Osten palatal: V., Vj. *i*, Jg. *è*, Trj. *ĕ*; im Norden wurde im Lativ von allen Forschern *ĭ*, *ĭ̃*, *ĭ̄* oder *i* aufgezeichnet. Die Lokative und Lative zeigen aber verschiedene Bilder: bei Ahlqvist ist *śada*, *selŧta* zu finden (27, 31), nach Pápay ist der Stammlaut *e*, nach Karjalainen O. *ə*, Kaz. *ǭ*, Ni. *ĩ*; Steinitz hat in der Scherk.-Mundart Adverbien mit *g* im Stamm aufgezeichnet, aus dem Synja-Gebiet aber palatale und velare: *śita* — *śilŧa sq̣at*, bzw. *śata*, *śalta*. Die aus demselben Stamm herleitbaren südlichen Zeit- und Kausaladverbien sind velar. Paasonen hält die velaren und palatalen demonstrativen Pronomina J. *ķũ* 'jener, der' und *ķĩ* 'dieser' für verschiedene Formen ein und desselben Demonstrativpronomens (*s*-Laute 12), Karjalainen hingegen meint (OL. 205), dass diese vom Standpunkt des Ostjakischen betrachtet voneinander zu trennen seien. Wir verfügen nicht über genügende adverbiale Belege, um die Frage mit Hilfe der Adverbien zu entscheiden. Man kann einerseits ebenso gut damit rechnen, dass es einst auch palatale und velare, mit Affrikata beginnende hinweisende Fürwörter und Adverbien gab, die später in einigen Mundarten zusammenfielen, es kann aber andererseits auch vermutet werden, dass es urtümlich nur ein *ś*- Deiktikum gab, woraus sich in der Synja-Mundart, unter analogischer Wirkung der nahe- und fernweisenden *t*.- Pronomina und Adverbien, palatale und velare entwickelt haben.

2. Das System der Suffixe lässt sich in fünf Gruppen teilen. Sie können stark schematisiert, wie in Tab. VI dargestellt werden.

Die Unterscheidung der drei Richtungen ist aber nicht nur in dem ostjakischen Sprachgebiet in den Ortsadverbien bewahrt. Wir finden fast dasselbe System mit denselben Elementen auch im Wogulischen. Nach Munkácsi (Vnyj.) und nach der Literatursprache (nach dem Wörterbuch von Rombandejeva) können wir das in Tab. VII zusammengefasste Bild geben.

Der Lokativ enthält im Obugrischen das im Ungarischen auch wohl bewahrte alte Lokativsuffix *-t* < **tt* (PF. 96; Beke: A vogul határozók 5 ff. Toivonen: Suomi CI, 268). In den Ablativformen ist das finnisch—ugrische Ablativsuffix **δ*, genauer das ugrische *l* bewahrt (PF. ib., Kara 77—8, Beke ib. 51, Toivonen ib.). In den Lativformen können wir im Ostjakischen nur in den demonstrativen das alte finnisch—ugrische Lativsuffix **k*, bzw. ugrische **-γ* finden (PF. 99, Kara 55—6, 57, Toivonen ib.; im Wogulischen jedoch auch in den Frageadverbien, Beke a. a. O. 44), in den interrogativen Lativadverbien ist im Ostjakischen aber keine Spur irgendeines uralten Lativsuffixes zu entdecken, auch Fokos-Fuchs geht nicht auf ihre nähere Erklärung ein (loc. cit. 98—102).

In den interrogativen Lativadverbien sehen wir nach dem Stamm der fragenden Fürwörter in den nördlichen und in den östlichen Dialekten (O., Sy., Kaz., Jg., Trj., V., Vj.) einen *l*-artigen Laut (*l*, *l̃*, *l̄*, *l̇*). in den südlichen

und in den lautlich zu den südlichen Dialekten gehörenden südlichsten nordostjakischen Dialekten einen *t* (*ɖ*)-Laut. Da diese Lautentsprechung im In- und Auslaut regelmässig ein finnisch-ugrisches *-l-* vertreten kann (vgl. PF. 3, 4 und die dort angegebene Literatur; Beitr. 36; Wichmann: FUF. XV, 1—55; Toivonen: FUF. XX, 47—82), dürfte wohl angenommen werden, dass hier dasselbe Ortsnamensuffix *l* vorliegt, das auch im ungarischen Adverb *hol* 'wo' zu suchen ist (hierüber s. Klemm, MTM. 541, Uotila MSFOu. XLV, 199 mit weiteren lit. Angaben) und nicht der *l*-Laut des Ablativs, wie es Kara.

Tabelle VI

Suffixe der fragenden und hinweisenden Ortsadverbien

	Lokativ	Ablativ	Lativ
	fragend hinweisend	fragend hinweisend	fragend hinweisend
Nord (Obd., Sy., Kaz.)	<i>-ta</i> <i>-ta</i>	<i>-(l)ʈsa</i> <i>-tta</i>	<i>-l(ta/ti/aś)</i> <i>-i(γi)ʈ ʉ</i> <i>-ʂ(o/i) -əś</i>
Scherk.-Ni.	<i>-ta</i> <i>-ta</i>	<i>-ʈsa</i> <i>-tta</i>	<i>-tta</i> <i>-ʂ (~γe), -j</i>
Süd (Irt., Ko., Kr., Ts., DN.)	<i>-tan</i> <i>-t(ə/en)</i>	<i>-ʈtə</i> <i>-tʈ(ta)</i> <i>-tsaγat</i>	<i>-ta(ʈit/γat)</i> <i>-γ(tə/pa)</i> <i>-γat</i>
Surg. (Jg., Trj.)	<i>-t, -Lnə</i> <i>-t(i)</i>	<i>-ʈ</i> <i>-ʈ(iʈta)</i>	<i>-Lnam</i> <i>-γ(ənam)</i>
V.-Vj.	<i>-t</i> <i>-t</i>	<i>-ʈ(təʂ)</i> <i>-l(təʂ)</i> <i>-tomnam</i>	<i>-ləpa</i> <i>-γ(əpa/əla/pil)</i>

meint (82). Ursprünglich dürfte der Lativ der interrogativen Adverbien kein Suffix gehabt haben, da doch die Dreiheit der Richtungsanschauung mit den Differenzierungen Lativ: \emptyset , Lokativ: **-t*, Ablativ: **-t* \sim **δ* ganz klar in die Augen sticht. Für die Vermutung, dass im Suffix *-l* ursprünglich kein Lokalzeichen enthalten war, zeugt die Jg. Form *kəʈl-nə* 'wo', in der an die hinsichtlich der Richtung »neutrale« Form **kəʈl* das Lokativsuffix der nominalen Deklination *-nə* angehängt wurde. Als Analogie könnte noch erwähnt werden, dass auch im Ungarischen in der Form *hol* (daneben dialektal auch *hun* mit dem Lokativsuffix *-n*) 'wo' kein Lokativzeichen zu finden ist, dagegen im Lativ *hova* und Ablativ *honnán, honnét* (hierüber s. Beke, MSFOu. XCVIII) regelmässige Lativ- und Ablativendungen zu sehen sind.

In den nordostjakischen Dialekten können (in Kaz. müssen etwa, s. Tab. I) allerlei verstärkende Partikeln, *-ta*, *-ti*, *-pa*, an die Lativadverbien ge-

hängt werden (s. PF. 97 über *-ta*, *-te*). Auch die Endung *-as* dürfte in der O. Mundart, wie es Fokos-Fuchs auch angenommen hat (PF. 100—2) sekundär sein; sie kann aber auch als ein Pleonasmus betrachtet werden, vgl. Kara, 74; Liimola, JSFOu. LVIII/3 13—4; NyK. LX, 326—7, 329. Dasselbe kann auch über die südlichen Formen auf *-it*, *iət*, *ɣet*, Ko. *-iək* gesagt werden

Tabelle VII

Die wogulischen Lokaladverbien

	Lokativ	Ablativ	Lativ
	fragend nahweisend fernweisend	fragend nahweisend fernweisend	fragend nahweisend fernweisend
N	<i>χot</i> <i>tüt</i> <i>tot(ta)</i>	<i>χotël</i> <i>tïl</i> <i>tül</i>	<i>χotä(l)</i> <i>tï'(te)</i> <i>tü(te)</i>
LM	<i>khwat</i> , <i>khot</i> <i>tüt(të)</i> <i>tät(tä)</i> , <i>tüt</i>	<i>khwatël</i> , <i>khotël</i> <i>tül</i> <i>tül</i>	<i>khwatał</i> , <i>khotal</i> <i>tï'(të)</i> <i>tü(tä)</i>
LU	<i>khot</i> <i>tüt</i> <i>tät</i> , <i>tüt</i>	<i>khotël</i> <i>tül-päl</i> <i>tül-päl</i>	<i>khutal</i> <i>tï</i> <i>tü</i>
Ko	<i>khot</i> <i>tët</i> <i>tqt</i>	<i>khotël</i> <i>tëil</i> , <i>tïl</i> <i>tqul</i> , <i>tqul</i>	<i>khotal</i> <i>tï'(të/aχ)</i> , <i>tëi</i> <i>tqu</i> , <i>tqu</i> , <i>tüle/aχ</i>
P	<i>khot</i> <i>tüt</i> <i>tät</i>	<i>khot-poql</i> <i>tï-poql</i> <i>tä-poql</i>	<i>khwatë</i> <i>tï</i> <i>tqu</i>
T	<i>khut</i> <i>tüt</i> <i>tut</i>	<i>khotël</i> <i>tïl(nël)</i> <i>tül</i>	<i>khot(aił)</i> <i>tï(tï)</i> <i>tü(tï)</i>
Lit.	ХОТ (ХОТН МАТ) ТИТ ТОТ	ХОТЫЛ ТЫГЫЛ ТУВЫЛ	ХОТАЛЬ ТЫГ(ле) —

(PF. a. a. O.). Es ist möglich, dass im Süden, wo die Lativ- und Lokativformen wegen des Lautwandels $l > t$ zusammenfielen, zuerst das paradigmatische Lativsuffix *-a* zum Frageadverbium kam, an das sekundär noch *-t* (*-k*) trat und dazwischen der Hiatus durch *-i-* (DT. *-γ-*) ausgefüllt wurde; später blieb das pleonastische Suffix *-t* weg, und so entstanden die Formen *χotai*, *χodai*. Es ist aber auch möglich, dass die fraglichen *-i*-Endungen ihre Entstehung der analogischen Einwirkung der demonstrativen Lativadverbien verdanken, in denen das finnisch-ugrische Lativsuffix **γ* überall deutlich zu entdecken ist (vgl. PF. 99—102 usw.).

In den östlichen Dialekten sind die Partikeln (Jg., Trj.) *-nam* und (V., Vj.) *-pa* vielleicht eben im Begriff sich in Lativ-Dativendungen zu verwandeln.¹² Es sei hervorgehoben, dass die Partikeln *-nam*, *-pa* bei den Frageadverbien von jedem Forscher als zum Adverbium gehörend, bei den demonstrativen Adverbien nur von Castrén als nötig, von Paasonen und Donner nur als fakultativ möglich aufgezeichnet wurden.

Zur Zeit, als das *-l-* sich in den südlichen Dialekten in *-t-* verwandelte, dürften wohl die Formen der Lative und Lokative der Frageadverbien zusammengefallen sein. In den morphologisch nördlichen und lautlich südlichen Dialekten (Scherk., Ni.) ist dies ungefähr auch heute der Fall. In den morphologisch südlichen Mundarten an Konda, Irtysch und Demjanka dürfte wohl das Lokativsuffix *-n* also nicht pleonastischerweise in die Lokativadverbien eingedrungen sein, sondern um sie von den Lativadverbien zu unterscheiden (über das Eindringen des Lativsuffixes aus ähnlichem Grunde s. oben S. 259.). Die pleonastisch scheinenden demonstrativen Adverbien I. *toten*, Kr. *tätin*, *tötün* können ihr Dasein etwa der analogischen Einwirkung der Frageadverbien verdanken. Aus den östlichen Dialekten ist die vermutlich ursprüngliche Form der Lokaladverbien überall belegt; daneben wurden aus den Surgut-Dialekten von Castrén, Paasonen und Karjalainen auch Lokative mit der oben schon erwähnten Verstärkungspartikel aufgezeichnet. In den V., Vj.-Mundarten dürfte die Endung *-äŋi* in gewissen Fällen im Satz, wo die Adverbien prädikativ gebraucht waren, hinzugefügt worden sein.¹³

Der vokalische Auslaut der nordostjakischen Lokaladverbien harrt noch der Erörterung. Es wäre schwer an einen bewahrten ursprünglichen Stammauslautsvokal zu denken, da es hierzu doch keine anderen Belege aus den nördlichen Dialekten gibt. Auch an die Hinzufügung einer Fragepartikel könnte bei den Frageadverbien gedacht werden, die sich analogisch auch bei den Demonstrativen eingebürgert haben konnte. Die Fragepartikel *-ä*, *-a* ist aber in KT. nur aus der Kr. Mundart belegt. Wenn man die südostjakischen und surgutischen Adverbien *-tatts—tötts*, bzw. mit halblangem inlautendem *-t-* Trj. *täŋi*, *töŋi* für aus den Adverbien *-tet—tot* und aus einer Verstärkungspartikel oder Demonstrativpronomen *-t* entstanden hält (vgl. PF. 97), dann könnten etwa die nördlichen Adverbien auch so, als mit sekundärer Verkürzung *-tt-* > *-t-* entstanden erklärt werden. Da aber die Spur einer vermutlichen ehemaligen Länge nur in der Scherk. Form *χota ~ χotta* zu entdecken ist (s. Tab. I—II), wird diese Erklärungsweise nur schwach unterstützt. Wenn man die Entstehung des Lokativsuffixes *-t* mit der Bopp—Ravila—Lakó—Fokos-Theorie (NyK. LVIII, 61—95) erklärt, dann könnte der Vokal zum ehemaligen

¹² Hierüber s. Nyelvtani adalékok a keleti-chanti (osztják) nyelvjárásokhoz (NyK. LX, 321—37).

¹³ Über die Endung *-jŋi* s. NyK. LX, 184—91.

hinweisenden Fürwort gehört haben, doch harrt es der Erörterung, warum es am Wortende hier nicht abgeschliffen wurde.

Bemerkenswert ist, dass in den Ablativformen das Suffix $-l \sim t$ in den demonstrativen Adverbien gut erhalten blieb (vgl. Kara 77—8), aber in den interrogativen in fast allen Mundarten palatalisiert aufgezeichnet wurde (s. jedoch *tot', totél', totit'* PF. 94, 98). Bei Ahlqvist, Pápay und bei Steinitz in der Sy. Mundart, wo in den Frageadverbien beim $-l$ keine Palatalisierung aufgezeichnet wurde, ist der folgende Laut palatalisiert. In den Surgut-Dialekten könnte man daran denken, dass $-i$, eines der Ablativsuffixe (vgl. Castrén, 27; Karj.: OL. 239; PF. 99), mit dem l verschmolzen sei und eine Art von l' erzeugt habe; aus den anderen Mundarten ist aber irgendein Ablativsuffix $-i$ bisher unbekannt. Nach der Meinung von Fuchs (PF. 94) ist die Palatalisierung in den Ablativformen *totit', tot'* (Patk. II, 176, 174) auf den Einfluss des im Satze unmittelbar folgenden j zurückzuführen. Es wäre aber zu gewagt, in allen Fällen bei den ablativischen Frageadverbien mit einem unmittelbar folgenden j -Anlaut zu rechnen. Was auch der Grund der Palatalisierung sein mag, es muss doch angenommen werden, dass $-l' \sim -t'$ auch die Palatalisierung der eventuell folgenden Partikeln herbeigeführt hat. V. *kōl'tāχ* und *tal'tāχ* können so erklärt werden, dass zu den im östlichen Gebiet sonst üblichen Ablativadverbien *kōl'* bzw. *tāχ* die Partikel *teχ* ($> tēχ$) kam. Diese Partikel stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem V. Wort *turyi* 'Ort, Stelle' (KT. 976b), aber da dieses schon als Suffix fungiert, hat es den Auslautsvokal verloren; aus $γ$ kann im Auslaut regelmässig $-χ$ werden (vgl. Steinitz, Ovd. II, 73). Für den Gebrauch der Partikel nach dem Fürwort *māčā* sind Beispiele in den folgenden Sätzen zu sehen: *māčā¹⁴ t a γ ančə numlā·χ tēχān·li* 'ethän vaan mitään unohtanut, чего не исполнишь-ли' ['hast du etwas nicht vergessen'] (KT. 583a); *mā m[āčā] t v γ i p¹⁴ ančə tu ηəm tēššəm*. 'я ничего не знал' ['ich wusste nichts'] (497a); *mā māčā tēχ¹⁴ ančə kōl'γālēm* 'я ничего таково не слыхал' ['ich habe nicht so etwas gehört'] (377a); weiteres über den Gebrauch des ostj. Wortes DN. *tāχə* 'Ort' und wog. *mā* usw. 'Erde' als Suffix s. bei Kispál: NyK. LX, 84, 79—84, und weiter unten, S. 263.

In den Süddialekten dürfte etwa der stammauslautende Vokal der interrogativen Ablativadverbien in reduzierter Form bewahrt sein; es kann aber auch damit gerechnet werden, dass irgendein deiktisches Element $*t'e \sim *k'ə$ das Adverb verstärkt hat, hauptsächlich, da man bei den demonstrativen Ablativadverbien fast in allen Mundarten ein ähnliches Element $-tā$ finden kann (PF. 97; Liimola: JSFOu. LVIII/3 31). Auch V. *tāltomnām* - *tāltomnām* können auf diese Weise erklärt werden, oder sollten sie etwa als Zusammensetzungen Ablativ + Lativ aufgefasst werden mit der Bedeutung 'von hier dorthin zu', 'von da dorthin zu'?

¹⁴ Die Sperrungen von mir.

In den in morphologischer Hinsicht nördlichen Dialekten, wo die paradigmatische Deklination keinen Ablativ kennt, kann das Sprachgefühl die ursprüngliche Funktion des Ablativsuffixes $-l > t$ nicht mehr empfunden haben. Da Karjalainen das fragende Adverb in der DN. Mundart nur mit der Postposition $s\check{\alpha}y\check{\alpha}t$ aufgezeichnet hat, und diese auch in der Ni. und Kaz. Mundart gehört hat, kann man daran denken, aber leider nicht beweisen, dass wir im Norden als Anhängsel die in unbetonter Stellung stark verkürzte Form dieser Postposition zu suchen haben, vgl. Kaz. $\bar{q}A\eta s\bar{q}$ 'am morgen', $\bar{q}A\eta s\check{\alpha}t\bar{i}$ 'morgen früh' (KT. 118a), wo aber die fragliche Endung die Bedeutung anders modifiziert, als bei den Pronominaladverbien. In den südlichen Dialekten, wo in der Deklination der Nomina ein Ablativ auf $-ivet$ ($-\bar{e}vet$), bzw. $\bar{i}va$ ($-\bar{e}va < \bar{e}u\check{\alpha}lt$, s. PF. 98—9; Radanovics: Pais-Emlk. 635—7) wohlbekannt ist, aber in den Adverbien das Ablativsuffix $-l > -t$ mit dem Lokativsuffix $-t$ lautlich zusammenfiel, ist die genannte Postposition auch in mehreren demonstrativen Adverbien wiederzusehen, vgl. bei Castrén, ferner in den Dialekten Kr., DN., DT.

V

Die drei Fälle der Ortsadverbien — der Lokativ, der Ablativ und der Lativ — scheinen praktisch nicht auszureichen. Wahrscheinlich mangelt es dem Sprachgefühl an einem Terminativ, deshalb kommen Lativadverbien häufig auch mit Postpositionen vor und fungieren als terminative Adverbien. Hierzu werden zwei Postpositionen verwendet:

1. Kam. $m\check{\alpha}t\check{\xi}\check{\alpha}$, V., Vj., Trj. $m\check{\alpha}t\check{\xi}\check{\alpha}$, O. $m\check{\alpha}z\check{\alpha}$ 'bis' (KT. 550ab), Jg. $m\check{\alpha}t\check{\xi}\check{\alpha}$ id. (PD. 1274). Belege für den adverbialen Gebrauch haben wir nur aus dem nördlichen und östlichen Sprachgebiet: O. als Lativ gebraucht: $\check{\alpha}ol-m\check{\alpha}sa$ (FF. XV, 25) 'meddig' ['bis wohin'] oder ['bis wann'] (op. cit. 14, vgl. 109), $\check{\alpha}ol-m\check{\alpha}za$ 'meddig [bis wann]' (FF. XV, 175); Trj. $\check{k}\check{\alpha}A\check{\alpha}m\check{\alpha}t\check{\xi}\check{\alpha}$, V., Vj. $\check{k}\check{\alpha}l-m\check{\alpha}t\check{\xi}\check{\alpha}$ 'bis wohin', Trj. auch 'bis wann' (KT. 368a), bzw. $tij\ m\check{\alpha}sa$ (Hunf.). O. $t\check{i}\ m\check{\alpha}sa$ 'idáig [bis hierher]' (FF. XV, 4), V. $t\check{\alpha}ym\check{\alpha}t\check{\xi}\check{\alpha}$ 'bis hierher' (KT. 967b, 550b). Wahrscheinlich muss Jg. $\check{k}\check{\alpha}ll\check{\alpha}\ m\check{\alpha}t\check{\xi}\check{\alpha}$ 'kuinka kauvan [wie lange]' (in zeitlichem Sinne gebraucht bei PD. 1274) auch hier erwähnt werden (s. das ähnliche Adverb aus dem Trj. Dialekt), obwohl hier Belege für den räumlichen Gebrauch fehlen, und auch sonst kein Lativadverb in der Form $\check{k}\check{\alpha}ll\check{\alpha}$ im Jg. Gebiet aufgezeichnet wurde (nur bei Terjoškin, s.S. 183; bei den finnischen Forschern in der Form $\check{k}\check{\alpha}ln\check{\alpha}m$). Wir verfügen aber aus der Jg.-Mundart nur über sehr beschränktes Material; auf Grund der anderen ostjakischen Dialekte kann die hier vorhandene Form $\check{k}\check{\alpha}ll\check{\alpha}$ als Lativadverb wahrscheinlich auch existieren.

2. DN. $u\check{n}da'$, Tš. $u\check{n}ta'$, Kr. $u\check{n}t\check{\alpha}$ 'bis, bis zu', Vj. $u\check{n}t\check{\alpha}$, Ni. $u\check{n}t\check{\alpha}$. Kaz. $u\check{\alpha}n\check{\alpha}t\check{i}$, O. $\check{\alpha}n\check{\alpha}di'$ id., Trj. $u\check{n}A\check{\alpha}f\check{\alpha}$ 'von — an' (KT. 57b), Ko. $\check{u}nt$, $\check{u}nt\check{\alpha}$ (PD. 2807). Der Gebrauch nach Lativadverbien ist aus dem Norden und Süden

belegt: N. *χolta untī* 'meddig; bis wohin' (ONGy. 31), Kaz. *χōlta uq'ntī* 'minne asti; mihin aikaan asti [bis wohin, bis wann]' (KT. 368a), *χoltā uōndī* 'meddig [bis wann]' (OH. I, 321, vgl. OH. II, 266), DN. *χāpā u'n̄pā* 'mihin asti [bis wohin]' (KT. 57b), bzw. DN. *ṭay(p) u'n̄pā*, Kr. *ṭaywntā* 'bis hierher' (KT. 967b, vgl. 57b). Wir kennen ein Beispiel, wo die Postposition einem nicht lativischen Adverb nachgesetzt wird: DN. *in̄ u'n̄pā* 'tähän asti, до нынѣ' (KT. 57b), vgl. DN. *i'n* 'jetzt, gegenwärtig, eben' (KT. 51a, s. unten, S. 264).

Es gibt, hauptsächlich in den Texten von Pápay und Patkanov eine ziemlich grosse Zahl von attributiven Ausdrücken, in denen als Attribut irgendein Pronomen (*mata*; *tam*, *tom*, *si* usw.) steht. Die meisten können heute noch keinesfalls als Pronominaladverbien betrachtet werden, da das zweite Glied ohne Pronomen auch wohlbekannt ist, sie müssen hier jedoch flüchtig erwähnt werden, da sie an Stelle von fragenden, hinweisenden, verneinenden und unbestimmten Adverbien vorkommen.

In den Beispielen kommt am häufigsten das DN. *ṭāχṣ*, V., Vj., *ṭvχṣ*, Trj. *ṭāχṣ*, Ni. *ṭāχṣ*, Kaz. *ṭāχṣ*, O. *ṭvχā* 'Ort, Stelle' (976b) mit pronominalem Attribut vor. Castrén hat diese attributive Konstruktion sogar als System dargestellt: I. *met tagana* 'wo', *met tagaja* 'wohin', *met tagajivet* 'woher'. Aus Patkanovs Texten sollen noch die folgenden hier erwähnt werden: *metta taganā* 'irgendwo, an irgendeinem Orte', *ei met-tagajā* 'irgendwohin', *ṭu-tagajivet* 'von hier, von diesem Orte', *tē-tagajā* 'bis zu diesem Orte, bis hierher', *ṭu-tagaja* 'dahin, bis dahin' usw. (PF. 95—6). Es gibt auch bei Karjalainen Beispiele aus einem der Süddialekte: Kr. *ṭām ṭāχṣnē* 'tässä paikassa [auf dieser Stelle = hier]' (556b), *ṭōm ṭāχṣnē* 'tuolla dort [$<$ auf jener Stelle]' (464a). In einem Beispiel scheint das Hauptwort jedoch schon seine Selbständigkeit aufzugeben: Kr. *mētṭāχ* ($<$ *met taχṣ*) *χṣ'ra mēntān?* ['wohin in den Wald gehst du?]' (327a), hierzu vgl. eine Bemerkung von Steinitz, wo er zu Sy. *nēmāti taχṣa* 'keine Stelle' bemerkt: „*taχṣa* dient oft zur Bildung substantivierter Verbalnomina" (Ovd. II, 82) und oben (S. 261) das über die ostostjakischen Ablativformen Gesagte. Wir finden im nördlichen Gebiet noch einige hierher gehörende Beispiele: Sy. *imolti taχṣajṣ* 'an einer Stelle' (Ovd. I, 103), N. *tam tagija* 'nach diesem Orte' (Ahlqv. 36). Aus dem Gebiet von Obdorsk: *al-ṭvχāina* 'másfelé [nach einer anderen Richtung hin]' (FF. XV, 35, das erste Glied kommt im Süden in der Form *ada*, *atē* usw. in unbestimmten Pronomina und Adverbien vor, s. Tabelle IX, KT. 101b–102a, PD. 43, UF. 14 *ada* usw.); *χolaš-ṭvχā* 'hova, merre [wohin]' (a. a. O. 154), wo das erste Glied kein Pronomen, sondern ein Lativadverb ist.

Aus dem Osten haben wir nur in einem verneinenden Satz ein Beispiel: V. *m[əṭā] ṭvχṣṣ ṣṣṣ... 'нигдѣ не... [nirgends]' (KT. 497a).*

Aus dem südlichen Sprachgebiet können wir, infolge der Spärlichkeit der Texte, nur wenige weitere Hauptwörter erwähnen, die mit Pronomina

an Stelle von Ortsadverbien verwendet werden: Kr. *iūrāχ* 'Richtung, Seite'; der Ablativ samt Pronomen ist: *tōm iūrāχ iūt i tām i*. 'sieltä ja täältä [von dort und von da, eig. von jener Seite und von dieser Seite]' (183a); Kr. *uītš* 'Grenze' (260b) kommt nur samt einer Postposition in ähnlicher Stellung vor: *mātā u[ītš] untā* 'mihin asti [bis wohin]' (ebenda).

Aus dem Norden können noch weitere Beispiele zitiert werden O. *mōy* 'Land, Erde' (504b), hieraus *tom moyna* 'ott [dort]' (FF. XV, 165), *nèmtti moyna* 'semerre [sic! nirgends]' (a. a. O. 112), *nèmtti moy pèlā* 'semerre [nirgendshin]' (a. a. O. 125), V. 'Möxə məxynə 'где' (Terj. 58); O. *ālāη* 'vorderes od. hinteres Ende' (KT. 119a), woraus ein adverbialer Lativ: *tām-ālāηis*, *tom-ālāηis* 'errefelé [nach dieser Richtung hin]', 'arrafelé [nach jener Richtung hin]' (FF. XV, 178) O. *pēlāχ*, -k 'Seite, Richtung, Hälfte (der Länge nach)' (KT. 696a), *tām pēlgā* 'errefelé [in diese Richtung]' (Medv. 121). Vgl. noch *si-narna* 'errefelé [in diese Richtung]', (ib. 120); *si-pulān* 'ebben az irányban [in dieser Richtung]' (ib.), *mola-χoza* 'hol [wo]' (a. a. O. 164).

Meines Erachtens ist DN. -pə, DT. -pe', Trj. -p'i, Ni. -pə, Kaz. -pē (KT. 654b), Ko. pə, Jg. pē(nə) (PD. 1730) ein nur in verblassten Zusammensetzungen vorkommendes zweites Glied etwa mit der Bedeutung 'irgendein Teil von etwas' (nach Castrén 'Seite', s. PF. 117 Anm., Castr. 67, 99, 120) und kein Suffix, wie es Lehtisalo meint (AblSuff. 248). Eben weil in den meisten Mundarten verblasst, ist es phonetischen Änderungen stärker unterworfen. Wie es sich auch mit seinem Ursprung verhalten mag, es kommt heute in Adverbien mit oder ohne Postposition vor. In den Wörterbüchern sind bei den Stichwörtern Trj. *ṭōmp'i*, Kaz. *ṭōmbi*, O. *tōmbi* (*tōmbi*) 'jene Seite, Raum hinter etw.' (KT. 976a), Ko. pə: *tōm-pənə* (PD. 1730, 2594) oder bei Patkanov unter *tom* 'jener' die Lokalfälle mit adverbialen Übersetzungen angegeben. Lokativ: Ko. *tōm-pənə* 'jenseit(s)' (PD. 1730, 2594), I. *tōmpena*, *tumpena* (Patk.), *tom pena*, Surg. *tom pīna* 'auf der anderen Seite' (Castr. 68), Jg. *tōm-pēnə* 'jenseit(s)' (PD.); Ablativ I. *tom pīwet*, Surg. *tom pījeux*, (*pīji*) 'von der anderen Seite' (Castr.), Trj. *ṭōmp'əi* 'takaa' (KT.); Lativ: Ko. *tām pəiā* 'zu dieser Seite' (PD.), *tōmpeja*, *tumpeja* 'auf jene Seite' (Patk.), *tom peja*, Surg. *tom pīja* 'jenseits, auf die andere Seite', I. *tem peja*, Surg. *tem pīja* 'auf diese Seite, diesselts' (Castr.), Trj. *ṭōmp'əiā* 'taakse' (KT.). In den als Beispiele zitierten Sätzen werden die erwähnten Adverbien als Postpositionen gebraucht, Patkanov weist sogar auf diese Tatsache hin, vgl. noch KT. 976a, PD. 1730, 2594. Auch bei Pápay ist der Gebrauch als Postposition belegt: *mīl tōmbi pēlā pidəm mur* 'a sapkán innen eső (tk. esett) nép [das diesselts der Mütze gefallene Volk]' (FF. XV, 30), *mīl tāmbi pēlā pidəm mur* 'a sapkán túl eső (tk. esett) nép [das jenseits der Mütze gefallene Volk]' (ebd.)¹⁵; *uas tāmšina*

¹⁵ Die Übersetzungen dieser zwei Satzteile müssen umgetauscht werden, da *tāmbi* doch näher weist als *tōmbi*.

'a város innenső végén [an diesem Ende der Stadt]' (a. a. O. 74); *sɔrməm tãmb(ɪ) èyalt* 'a halálomon innen [vor (eig. diesseits) meines Todes]' (a. a. O. 158), *lobas tãmbišk èyalt* 'a kamrán egy kissé idébb [ein wenig mehr diesseits der Kammer]' (a. a. O. 158).

Das in Frage stehende *-pe*, *-pi* usw. kommt bei Patkanov auch nach in Lokativ und Lativ stehenden Adverbien vor: *tetpena*, *tetpen* 'auf dieser Seite', *totpena*, *totpen*, *tutpen* 'auf jener Seite', bzw. *tègpena*, *tèpena* 'in, in dem Inneren', UK. *tègpeja*, *tèpeja*, MK. *tègpeja* 'in das Innere, hinein'; die lativadverbialen Formen sind in Patkanovs Belegen Postpositionen (s. PF. 117), was aber bei den Adverbien der südostjakischen Texte keine Seltenheit ist, vgl. PF. 94—121.

VI

Die verneinenden Lokaladverbien kommen in den von Pápay und Steinitz aufgezeichneten Texten und auch nach Karjalainens Aufzeichnungen nur in verneinenden Sätzen vor. Im allgemeinen werden den fragenden Lokaladverbien im Norden (O., Sy., Kaz., Ni.) die verneinenden Partikeln *nem*, *neməA*, usw., im Süden hingegen das Zahlwort *i*, *əi* 'eins' vorgesetzt, im östlichen Sprachgebiet folgt dem Lokaladverb eine verstärkende Partikel *-p* (vgl. Sal: NyK. LVII, 93—5; E. Vértés: NyK. LX, 330—1). Wir kennen nur aus der Kaz.-Mundart ein System von verneinenden Adverbien, das lückenlos Lokativ, Ablativ und Lativ aufweist. Den Lokativ charakterisiert das Suffix *-t*, wonach *-tš* etwa eine verstärkende Partikel sein könnte. Aus der Kaz.-Mundart wurde zwar der Ablativ des Frageadverbs nicht in der Form *χōvśa*, *χ-* aufgezeichnet, nur in längerer Form, mit *-tš*, oder *-satš* am Wortende; da wir aber von den nicht weit wohnenden Ostjaken an der Synja den Ablativ des Frageadverbs in der Form *χolśa* kennen, so können etwa die abweichenden Formen des fragenden und verneinenden Adverbs nur unseren mangelhaften Kenntnissen zugeschrieben werden. Dasselbe kann auch über die Lativform gesagt werden, die in der Form *χōltš*, *χ-* als Frageadverb bei Karjalainen nicht belegt ist, sonst aber im Norden vorkommt (s. PB.), und auch in der Sy. Mundart in verneinenden Sätzen in derselben Form (aber ohne verneinende Partikel!) aufgezeichnet wurde (s. Sal: a. a. O.).

Im Dialekt von Ni. sind die Lokativ- und Lativformen zusammengefallen. Da aber dies schon bei den Frageadverbien auch ungefähr geschah (s. Tab. II) so müssen die belegten Adverbien als erwartungsgemäss betrachtet werden. In der Endung *-tə* kann wohl irgendeine verstärkende Partikel oder ein Demonstrativpronomen stecken (vgl. PF. 97).

Die aufgezeichneten südlichen verneinenden Lokativ- und Lativadverbien weisen keine Besonderheiten auf, in der Kr.-Mundart kann, aber muss nicht unbedingt, dem Lativadverb ein *-t*-Element folgen (KT. 9b). Die Ab-

In der schon öfters zitierten Arbeit von É. Sal sind noch zwei verneinende ostostjakische Ortsbestimmungen (aber keine verneinenden Lativadverbien) angegeben: Trj. *k̄ŋ̄aʹŋ̄ŋ̄am̄*, V. *məʔäʔl̄ä*. Sie stammen aus folgenden Aufzeichnungen Karjalainens: „*k̄ŋ̄aʹŋ̄ŋ̄am̄* (Trj.) куда-то | irgendwohin; *k̄ŋ̄aʹŋ̄ŋ̄am̄ ǵ̄a məŋ̄ǵ̄* 'никуда не иди' (368a). Die genaue deutsche Übersetzung würde also 'irgendwohin sollst du nicht gehen' lauten. Das fragliche Adverb rechne ich deshalb unter die unbestimmten. M. E. verhält es sich ähnlich mit dem anderen Beispiel: V. *məʔäʔl̄ä ǵ̄a məŋ̄ǵ̄* 'никуда не иди' (497a). V. *məʔä* wird im Wörterbuch als „adj. kukaan | niemand“ gedeutet (a. a. O.), kommt aber nur in verneinenden Sätzen und immer attributiv vor. Das entsprechende Wort ist im Süden DN. *məvâ*, Koš. *matâ*, Kr. *mə-tâ* mit der Bedeutung 'welcher', Kr. auch 'wer', vgl. auch noch Ni., Kaz., O., und *mati* bei PB., *matâ* in PD. 1219 usw. Ich würde mit Berücksichtigung der Bedeutung des Grundwortes eine wortgetreue und nicht nur dem Inhalt des Satzes entsprechende Übersetzung des zitierten V. Satzes mit „irgendwohin gehe nicht“ angeben, und das im ostjakischen Satz befindliche Adverb als unbestimmtes Adverb auffassen.

Vielleicht verdanken die ablativartig gestalteten nordostjakischen verneinenden Lokativadverbien ihr Dasein auch der deutschen bzw. ungarischen Übersetzung. Steinitz schreibt zwar: *nēm̄lti ʒol̄sa šuk ant̄um* 'nirgends ist eine Welle zu sehen'⁷⁰ [⁷⁰ 'nirgends eine Erhöhung nicht'] (Ovd. I, 77). Es könnte jedoch die Frage aufgeworfen werden, ob die genaue Übersetzung nicht etwa: 'von nirgendsher Erhöhung [= Welle] nicht [zu sehen ist]' wäre. Die Frage scheint dadurch gerechtfertigt, dass wir auch bei Pápay einen ähnlichen Fall finden: *ʒatsa-ʒarti nēŋ̄ŋ̄o andām* 'semerre sincs ember [nirgends ist ein Mensch]' (FF. XV, 9) und dies könnte wohl auch als 'von nirgendsher ist [ein] Mensch [zu sehen]' gedeutet werden. Zu Karjalainens Aufzeichnung: „*ʒv̄ts̄ä* (O.) 'mistä, откуда; jossakin, где-то | woher; irgendwo; *ʒ. ʒv̄ŋ̄ti* ei missiän, нигдѣ“ (367a) könnte auch bemerkt werden, dass der Übergang vom ablativischen Gebrauch zum lokativischen etwa im unbestimmten Gebrauch erfolgen konnte (s. Tab. IX, und S. 270), da aber die in Rede stehende Ablativform bei drei Verfassern als Lokativ aufgezeichnet wurde, so muss eine Unsicherheit in der Richtungsfreiheit der verneinenden Adverbien des Sy.-Obd. Sprachgebrauchs doch vermutet werden.

Das zur Verneinung verwendete Obd. Wort *ʒarti*, *ʒv̄rti* harrt noch einer Erklärung.¹⁶ Das andere Adverb, in dem es aufgezeichnet wurde, ist auch nicht

¹⁶ P. Hajdú gab in einer brieflichen Mitteilung folgende Erklärung: da das fragliche Element nur im Norden vorkommt, wo die Ostjaken neben Juraksamojeden leben, kann hier eine samojedische Entlehnung vorliegen. Das sam. Element *ʒart* wurde auch in Verneinungen aufgezeichnet (Tereščenko: Nen.-russk. Slov. 305); *huñä* 'wohin' — neg. *huñä-hart* 'nirgendhin' (s. Castrén, Gramm. 593); Sj. *ŋamčē* 'was' — neg. *ŋamčē-ʒert*, T. *amkē-ʒart* 'nichts' (JurWb. 5a), OS. *ʒurkka* 'was für eine?' — vgl. *ʒurkkärt*, *ʒurk-ʒärt* 'keinerlei' (ib. 198b).

deutlich: *mà χundsi-χarti ίνχτα αν' χàšlām* 'én semerre se tudok menni [ich kann nirgends(hin) nicht gehen]' (FF. XV, 12); *χundsi* wurde weder als Lokativ noch als Lativ von jemand aufgezeichnet, es wurde aber als temporales Adverb von Pápay öfter angeführt, s. weiter unten.

Im Zusammenhang mit den verneinten Lativadverbien gibt es noch ein ungelöstes Problem: im Dialekt von O. wurde ein Wort *χός, γος* mit verneinendem Attribut und mit oder ohne Postposition O. *pèlâ* (KT. 789b, vgl. *pêl'*, PB. s. noch Ostj. (Chr., OstjGr.) unter den verneinenden und unbestimmten Lativadverbien auch aufgezeichnet (s. Tab. IX und hier auf dieser Seite). Es kann wahr scheinlich den interrogativen Pronomenstamm *χο-* und ein Lativsuffix *-s* (vgl. Kara, 73—5) enthalten. Es ist aber nicht ganz ausgeschlossen, dass man das Wort „*χός* (O.) koko, kaikki, весь (?) | ganz, all (?)“ (KT. 345a) in ihm zu suchen hat, hauptsächlich in den Formen mit der Postposition: 'nicht gegen all[es]' → 'nirgendshin', und unbestimmt-allgemein 'überallhin'; an den Stamm der Postposition *χόσα* 'zu, bei' (PB.) könnte auch gedacht werden, oder an die Kontamination der erwähnten Wörter.

VII

Die unbestimmten Adverbien sind so spärlich belegt, dass wir über kein ablativisches Beispiel — ausser den unbestimmt weisenden Adverbien der Trj. Mundart — verfügen.

Die Frageadverbien können ohne jede Veränderung auch als allgemeine gebraucht werden.¹⁷ z. B. in Pápays Aufzeichnung: *χada oldî twà-ki ošlatan* 'ha valahol lakó helyet találtok [wenn ihr irgendwo einen Wohnort findet]' (FF. XV, 14); bei Steinitz *χota uwatti χūjem šita uwati* 'der irgendwo rufende Mann ruft hier' (OvD. I. 61, 69). Wie aus den angeführten Beispielen hervorgeht, gibt es in diesen Sätzen Zeichen, die darauf weisen, dass das Adverb nicht fragend, sondern unbestimmt verwendet wurde (die konditionale Partikel *-ki*, oder das parallel gebrauchte demonstrative Adverb *šita*). In den nördlichen Mundarten zeigt meistens die Postposition *pèlâ* (O., Kaz., Scherk., Ni.) oder das vor oder nach dem Adverb stehende Wörtchen *kuš* (O., Scherk. s. Ahlqvist, PB., OstjChr., OstjGr.) den unbestimmten Gebrauch an.

Das O. unbestimmte Lativadverb, *χός-pèlâ* wurde auch von Pápay und Karjalainen aufgezeichnet (KT., FF. XV, 46, 51, 73, 124, 154 usw.). In den Texten kommt es oft in Nebensätzen vor; ... *χός-pèlâ manda χandi* 'igyekezz (tk. nézz) valamerre elmenni! [schau, dass du irgendwohin weggehst!]' (FF. XV, 86), *χός-pèlâ manl, loy and ošl χolna* 'merre megý, még nem tudja

¹⁷ Vgl. auch im Indogermanischen: Paul, Prinz⁴. 136; Brugmann, Kurze vgl. Gr. 402; Delbrück, Vgl. Syntax idg. Sp. I, 511—21 usw.

[er weiss noch nicht, wohin er geht]' (FF. XV, 19). Mit einer anderen Beugungsform der Postposition: *mà xos-pèlaxi manlem, . . .* 'ha én valamerre megyek, . . . [wenn ich irgendwohin gehe, . . .]' (FF. XV, 41).

Tabelle IX

Unbestimmte Adverbien*

	Lokativ	Ablativ	Lativ
Hunf. Ahlqv.			<i>holša</i> <i>kuš-xolta</i>
Pápay	<i>xuda pèlā</i> <i>xolti-moAti</i>		<i>xos-pelā (pèlaxi)</i> <i>xolta kuš</i> <i>kuš xatša</i> <i>xol-pelā</i>
Obd. (KT.)	<i>xutša'</i>		<i>xōs pèlā'</i>
Sy.	<i>xota</i> <i>si xoti</i> <i>xolša</i>		<i>si xolti</i>
Kaz.	<i>xōtłł</i>		<i>xōA (tā) pēAł</i> <i>xōAtā'pa'</i> <i>šivueA (t) (xōtłł)</i> <i>łōxēAł</i>
Scherk.	<i>xottā</i> (<i>kuš</i>) <i>xotta</i>		<i>xotta pēta</i>
Ni.	<i>xōłłā pēłā'</i>		<i>xōłłā pēłā'</i>
(PF.) Irt.	<i>ata-xotan, ada-</i>		
Ko.	<i>atā xotān</i>		<i>atā-xotā'</i> <i>kəw xotā</i>
DN.	<i>xāpān-hevut</i>		
Trj.	<i>łəl kōłā</i> <i>łəl kōłā</i>	<i>łəA kōAtā</i> <i>łōA kōAtā</i> <i>łāA kōAtā</i>	<i>kōAa' tē:nam'</i> <i>łəvəvəvəv kōAał</i> <i>łəvəvəvəv kōAał</i> <i>łāvəvəv kōAał</i>
Vj.			<i>tēvə' lā</i>

* Belegstellen: Ahlqvist 54; Pápay: Lok. FF. XV, 164, Medv. 64, Lat. FF. XV, 86 (41), PB., FF. XV, 6, 28; O. (KT.) 367a, 366b; OVd. I, 70, 61, 162; 61; Kaz.: 367a, 368a, 895b, 975b; Scherk.: OVd. I, 301, 289, 289; Ni.: 367a, 368a; UF. XIV, Ko. 529, 43, 953; DN. 367b; Trj. 367ab, 368a, 975b; Vj. 895a.

Wie bei den verneinenden Kaz., Ni. Adverbien, finden wir auch bei den unbestimmten Adverbien derselben Mundart im Lokativ an Stelle des Auslautes der Frageadverbien *-ta* etwa eine Partikel *-t̃i*, *-tə*, s. auch Scherk. mit derselben Endung. Pápay hat die unbestimmte Lokalform *χōt̃i* auch schon in nördlicheren Gegenden gehört (Medv. 142); in den Bärenliedern aus Kazym kommt auch *χōt̃i-moAt̃i* 'valamerre [irgendwo]' (Medv. 64) als unbestimmtes Averb vor.

Die Ablativform des Frageadverbs kommt als unbestimmtes Lokativadverb in O., bei Karjalainen und in der Sy. Mundart vor, als Lativadverb wurde es von Hunfalvy und Pápay aufgezeichnet: Sy. *m̃səŋ χol̃sa luw ūl* 'Vielleicht lebt er [dort] irgendwo'. (OVd. I, 162); O. *àsñi kuš-χats̃a uand̃ñil*, . . . 'A medve bármerre nézdegél is, . . . [wohin der Bär auch blickt, . . .]' (FF. XV, 6).

Steinitz übersetzt ein der Form nach lativisches Adverb einmal als Lokativ. *jōχ pā ši χol̃ti akt̃slat* 'Die Männer versammeln sich wieder irgendwo' (OVd. I, 61, vgl. noch 71); meines Erachtens sagt der Ostjake 'sich irgendwohin versammeln', hier ist also eine andere Rektion zu sehen als im Deutschen (vgl. OVd. I, 61 und oben, S. 177). Es gibt jedoch auch in sakralen Texten stereotype Wendungen, wo das fragende Lativadverb als unbestimmtes Lokativadverb vorkommt: *χol̃t̃a uòlti (uòlbi)* 'bármerre levõ; wo sie nur sind' (OH. II, 109), *χovàs-ol̃bi* 'valamerre levõ; irgendwo . . .' (OH. I, 119).

Pápay und Karjalainen haben auch zwei Kaz. demonstrativ—unbestimmte Adverbien aufgezeichnet: *š̃iēAt* 'arrafelé [dorthinzu]' (Medv. 85: dies sei, nach Pápay's Meinung als *š̃iēēAt* zu verstehen), Karjalainen: *š̃iyeA(t)* (*χōAt̃i*) 'irgendwo dorthin' (895b) und *t̃ōχ̃ēAt* 'beiseite, zur Seite weg (?)' (975b), vgl. die Endungen *-eAt*, *-eAt*, mit denen der Trj. Adverbien S. 269.

Die spärlichen süd- und ostostjakischen Belege der unbestimmten Adverbien weisen — vielleicht eben wegen Mangels an Belegen — ein einheitliches Bild auf. In der DN.-Mundart wird das Frageadverb mit einem russischen Element *nebyl̃* < нибудь für den unbestimmten Gebrauch versehen. Die anderen Mundarten (I., Ko.) verwenden hierzu auch ein wahrscheinlich fremdes Element: *at̃ə* (Beke: I. OK. V, 60, ALH. IV, 118—20). Wahrscheinlich ist dasselbe Element *-at̃ə* (als Entlehnung aus den Süddialekten; sonst würde **aAə*- zu erwarten sein) im Trj. Adverb *k̃ōχ̃Aa't̃ə:ñam* 'irgendwohin' (KT. 368a) zwischen dem im Norden als Lativ gebräuchlichen, aber aus dem Osten nicht belegten fragenden Lativadverb *k̃ōχ̃A(-)* und dem im Surgutgebiet gut bekannten Lativsuffix *-nam* zu suchen.

Über ein System der allgemeinen Adverbien im Ostjakischen könnte man heute noch nicht sprechen. Das N. Adverb *χol* wurde auch mit der Übersetzung 'überallhin' aufgezeichnet (PB.). Sonst gibt es noch einige Zusammensetzungen, in denen vermutlich ein Pronominalstamm steckt, und die allgemeine Adverbien sein können: O. *χal̃s̃at̃el̃na* 'mindenütt [überall]'

(FF. XV, 76, hier könnte etwa die Ablativform *χalt'sa* stecken); DN. Salym *χǫ́pē·γз* 'überall' (KT. 366b *χǫ́*- Pronomenstamm, -*b*- etwa ein Ablativsuffix das weitere unklar), Ts. *t'ut'ūnēdāt* 'dort (?)' (KT. 897a, unklar, etwa im, Zusammenhang mit dem Demonstrativpronomen *tu*).

Hunfalvy hat *hoda mosl* mit der Übersetzung 'mindenütt [überall]'. wörtlich bedeutet es: 'wo [man nur] muss'.

(Fortsetzung folgt.)

EINIGE ALLGEMEINE PROBLEME DER GESCHICHTE DER LITERATURSPRACHE (II.)*

Von
L. BENKÖ

Die sprachliche Einheit und die Nationalsprache

1. Die Probleme des Sprachideals und der Sprachnorm leiten über zu einem mit Hinblick auf die Literatursprache sehr wesentlichen Gebiet, nämlich zum Problemenkreis der sprachlichen Einheit und der Nationalsprache, in der sich diese Einheit verkörpert.

Den Begriff der sprachlichen Einheit kann man aus verschiedenen, ja voneinander ziemlich abweichenden, extremen Blickpunkten aus ins Auge fassen. Darum ist es wichtig, diesen Begriff im gegenwärtigen Zusammenhang genauer abzugrenzen.

Im weitesten Sinne kann man die sprachliche Einheit als den Begriff einer Sprachgemeinschaft auffassen. Dementsprechend könnte für die gegebenen Gruppen der Gesellschaft allein schon die Tatsache, dass diese eine, nämlich dieselbe Sprache reden, die sprachliche Einheit bedeuten, d. h. der Begriff der sprachlichen Einheit wäre eigentlich gleichzusetzen dem Begriff der Sprache, bzw. einer selbständigen Sprache, dem Begriff eines Sprach-„Individuums“ (zum Beispiel dem Begriff des Ungarischen, Französischen, Polnischen usw.). Das Wesen einer selbständigen Sprache lässt sich aber erst in einem verhältnismässig späten Stadium der Sprachentwicklung, nämlich zur Zeit der umfassenden Geltung eines „einheitlichen“, gemeinsamen innersprachlichen Typs verhältnismässig eindeutig definieren, ist aber vor der Existenz dieses Typus nur sehr schwer fassbar (vgl. bezüglich des Ungarischen: Kálmán, MaiNyelv. 4; Benkő: I. OK. VII, 518—9, Nyjtört. 32—4; Bárczi: MNY. LII, 393 ff.). Ohne auf diesen grossen und komplizierten Fragenkomplex einzugehen, lässt sich feststellen, dass es falsch wäre, wollte man den Begriff der sprachlichen Einheit im Zusammenhang mit den gegenwärtig erörterten Problemen für diese im weitesten Sinne gefasste Bedeutung vorbehalten; bekanntlich zerfällt nämlich jede selbständige Sprache — sowohl in der Periode der Entfaltung der „einheitlichen“ Sprachformation, wie auch früher — in verschiedene innersprachliche Variationen, d. h. in unterschiedliche innere Sprachtypen, so dass sie keine innere Einheit aufweisen, anderer-

* S. Acta Linguistica XII, 19—52.

seits aber wäre es im Falle der völligen Identität nicht sinnvoll, einen neuen sprachwissenschaftlichen Begriff zu entwickeln.

An diesem Punkte unserer Darlegungen können wir auf den Fachausdruck der sowjetischen sprachwissenschaftlichen Literatur, *общенародный язык* hinweisen, der mit „gesamtvölkische Sprache“ (ung. *össznépi nyelv*) übersetzt wird. Wenn ich diesen Begriff seinem Inhalt nach richtig verstehe, so handelt es sich recht eigentlich um die selbständige Sprache selbst, d. h. dieser Terminus technicus bezeichnet den Begriff der gesamten Sprachgemeinschaft. In der sowjetischen sprachwissenschaftlichen Terminologie wird er allem Anschein nach hauptsächlich auf die sog. „völkische, volkliche“ Periode der Sprache bezogen und soll die Zugehörigkeit der Gesamtheit voneinander nahestehenden Mundarten zu einer Sprache hervorheben (vgl. Awanessow — Orłowa: *БонРЯз.* 1953/5 : 33; Awanessow, *ОбщРЯз.* 14, 17—8; usw.). Dieser Fachausdruck kann aber nur eine sprachliche Einheit im weitesten Sinne des Wortes bezeichnen, d. h. man kann ihn nicht auf eine über den innersprachlichen Typen stehende, in diesem oder jenem Sinne umfassende gemeinsame Sprachformation beziehen. Weil aber die gesamtvölkische Sprache identisch ist mit dem Begriff der Sprache selbst, in die z. B. auch die Mundarten miteinbezogen werden, scheint es nicht notwendig zu sein, diesen Begriff und Terminus technicus eigens in Rechnung zu stellen. Es ist also selbstverständlich, dass wir die gesamtvölkische Sprache auch in bezug auf die sprachliche Einheit als eine mit der selbständigen Sprache identische Begriffskategorie auffassen und den Begriff der sprachlichen Einheit nicht für diese im weitesten Sinne gefasste Auslegung in Anspruch nehmen. — Sollte der Terminus technicus *gesamtvölkische Sprache* irgendeine über den Mundarten stehende sprachliche Einheit bezeichnen, wäre seine Verwendung auch in diesem Sinne keineswegs als geglückt zu bezeichnen, weil er doch auch bezüglich solcher früher Perioden der Sprachentwicklung verwendet wird, in denen wir von einer sprachlichen Einheit, die sich in einem besonderen innersprachlichen Typ offenbart, schwerlich sprechen könnten. Um die begriffliche Unklarheit, die in dieser Beziehung tatsächlich latent, ja auch konkret vorhanden ist, zu bereinigen, erklären Lewin-Muschnik sehr entschieden: „Die gesamtvölkische Sprache, welche als besondere Form der Volkssprache das Gegenstück zu den lokalen Mundarten als der anderen, gegensätzlichen Form (oder als die anderen gegensätzlichen Formen) der Sprache gegeben wäre, sehen wir also in dieser Periode [= im Feudalismus, in der völkischen, volklichen Periode der gesellschaftlichen Entwicklung] nicht“ (*ИнострЯзШкол.* 1955/1 : 106—7; in ungarischer Übersetzung: *NyIK.* VI, 163).

Im engen Sinne liesse sich die sprachliche Einheit auch auffassen als die konkrete, innerhalb einer bestimmten selbständigen Sprache vollständige und vollkommene sprachliche Identität, als das völlige Fehlen der inneren Sprachtypen oder — gegebenenfalls noch weitergehend — als das

Fehlen jeglicher individueller Sprachen. In Kenntnis der Eigenschaften der Sprache wissen wir aber, dass dieser Zustand unter normalen Verhältnissen einst, jetzt und künftig gleicherweise unmöglich ist, d. h. wir müssen ihn — als unwirklich, als unreell — überhaupt nicht in Rechnung stellen.

Am zweckdienlichsten erscheint es, wenn wir im Zusammenhang mit dem hier untersuchten Gebiet die Bestimmung des Begriffes der sprachlichen Einheit auf den Bereich verlegen, a u f d e n I n h a l t b e s c h r ä n k e n, den das Sprachideal, bzw. die Sprachnorm für das Ganze der selbständigen Sprachen bedeutet. Mit dem ausgeprägteren Auftauchen und mit der Erstar-
kung des Sprachideals, bzw. der Sprachnorm ergibt sich ein innersprachlicher Typ, der auf Grund seiner Prägung, auf Grund seiner Stellung innerhalb des Sprachganzen für die betreffende Sprache in ihrer Gesamtheit zumindest eine relative, bzw. potentielle Einheitlichkeit, bzw. für die sich der fraglichen Sprache bedienende Gesellschaft wenigstens potentiell eine gemeinsame Form bedeutet.

Als Komponente und Träger des Begriffes der sprachlichen Einheit können wir diesen vom Sprachideal, bzw. von der Sprachnorm geschaffenen und bedingten innersprachlichen Typ betrachten, mag dieser Typ dadurch entstanden sein, dass er sich als eine innere Formation über die übrigen erhob, oder aber dadurch, dass er durch die Mischung mehrerer innerer Formationen gezeitigt, als Mischform weitere Verbreitung fand. Wenn also im Leben einer selbständigen Sprache diese höhere Sprachformation zur wirkenden Kraft wird, kann man davon sprechen, dass die sprachliche Einheit gegeben ist. — Von diesem Blickpunkt aus stellt sich die sprachliche Einheit gleichsam auf einer „höheren“ Sprachebene dar. Sie bedeutet weder diachronisch, noch synchronisch die Gesamtheit der Sprache, wirkt sich aber auf diese aus, weil der innersprachliche Typ, der den Begriff der Spracheinheit ausmacht, die ganze Sprache umfasst, bzw. im Verlauf der Entwicklung und in Anbetracht ihrer Bedeutung für die Sprache in einer gegebenen Periode sich die ganze Sprache, genauer noch alle übrigen innersprachlichen Formationen, also in Anbetracht des Sprachgebietes die Mundarttypen, sowie die sog. provinziellen Sprachformationen unterordnet.

Damit ist aber der Begriff der „höheren“ sprachlichen Einheit bestenfalls nur prinzipiell oder zumindest bedingt gelöst, denn die praktische Konkretisierung dieses Prinzips stösst noch auf viele Schwierigkeiten. Vor allem gilt es hier die überaus wichtige Frage zu klären, wann im Leben einer selbständigen Sprache die Periode der sprachlichen Einheit im oben dargelegten Sinne einsetzt und welche Phasen diese Einheit durchlaufen muss, um zur vollkommeneren Entfaltung zu gelangen. Auf alle diese Fragen werde ich später, im Zusammenhang mit einzelnen Problemen der Chronologie und der Periodisierung noch ausführlicher zurückkommen.

2. Bevor wir auf Grund der obigen Darlegungen über die Spracheinheit auf das Wesen der Nationalsprache schliessen würden, müssen wir noch im Zusammenhang mit den Fragen der sprachlichen Einheit weitere zwei Teilprobleme kurz erwähnen. Die eine Frage betrifft die im Aufkommen der Spracheinheit mitwirkenden lokalen, provinziellen Momente, die andere aber die Mundartmischung in ihrer Beziehung zur sprachlichen Einheit.

Ich hatte schon Gelegenheit, kurz darauf hinzuweisen, dass bei der Entstehung von Sprachideal und Sprachnorm bestimmte lokale, provinzialistische Ausgleichsmomente mitwirkten. Dies bedeutet in Anbetracht der Herausbildung des die Spracheinheit verkörpernden inner-sprachlichen Typs, dass im historischen Prozess zahlreicher selbständiger Sprachen eine Phase gegeben war, in der „über“ den „untersten“ Mundarttypen im Laufe der Sprachentwicklung in verschiedenen Teilen des Sprachgebietes bestimmte, durch Ausgleich entstandene provinzielle Sprachformationen aufkamen, bevor noch die später als Träger der Spracheinheit fungierende Formation in ihrer vollständigen, charakteristischen Funktion mit Geltung für das gesamte Sprachgebiet sich hätte entfalten können. Die erwähnten provinziellen Sprachformationen bedeuteten in der Entwicklung einzelne Vorstufen zum Aufkommen des gemeinsamen, „einheitlichen“ innersprachlichen Typs von landweiter Geltung; die provinziellen Sprachformationen machen dem „einheitlichen“ Typ Platz, bleiben aber als Überreste eines früheren Zustandes auch in der Periode der sprachlichen Einheit erhalten und leben weiter. So z. B. traten schon vor dem Aufkommen der sich über das ganze Land auswirkenden ungarischen Umgangssprache solche provinzielle Sprachformationen in den verschiedenen Teilen des ungarischen Sprachgebietes in Erscheinung. Über diese Frage werde ich anschliessend an die Probleme der provinziellen Literatursprachen noch einiges ausführen.

Was nun die sog. M u n d a r t m i s c h u n g anbelangt, so wird diese oft als Anlass und Ursache, oder zumindest als ein Faktor der sprachlichen Vereinheitlichung, bzw. der sprachlichen Einheit genannt (s. Deme: Ref-Nyelv. 47, 52, 57 usw.; vgl. noch Simonyi, MagyNy.² 165). Obschon man die beiden sprachlichen Prozesse, die Mundartmischung und die Entstehung der Spracheinheit voneinander nicht völlig loslösen kann, geht es doch nicht an, zwischen die beiden ein Gleichheitszeichen zu setzen oder auch nur engere Beziehungen zwischen ihnen vorauszusetzen. Wenn auch die Mundartmischung einer, obschon vielleicht nicht der wichtigste unter den Faktoren ist, welche bewirken, dass innerhalb einer selbständigen Sprache die verschiedenen inneren Sprachtypen voneinander nicht allzu sehr abweichen, so fällt sie in ihrem Ergebnis in den meisten Fällen doch nicht zusammen mit der Entwicklung der sprachlichen Formation, die sich des weiteren als Träger der Spracheinheit erweist (vgl. Bárczi: Deme, Nyelvatl. 324).

Um diese These zu erhärten, liessen sich sowohl aus früheren als auch aus neueren Zeiten des Ungarischen zahlreiche Beispiele anführen. Die in der Arpadenzeit erfolgte weitgehende Mischung der ungarischen Mundarten dürfte z. B. die Dialekte dem Aufkommen eines umfassenden, „einheitlichen“, „gemeinsamen“ innersprachlichen Typus auch nur mit einem einzigen Schritt kaum näher gebracht haben; und ebenso wenig hat beispielshalber die Mischung der Dialekte ungarischer Volksgruppen, die im Laufe des Siedlungswerkes im 18—19. Jahrhundert oft aus mehreren verschiedenen Gegenden des Landes in eine Ortschaft angesiedelt wurden, eine innersprachliche Formation hervorgebracht, welche den damals schon merklich vorhandenen „einheitlichen“ Typ auch nur einigermaßen nähergestanden hätte als dessen Bestandteile, ja durch diese Mischung wurden die im Sprachbau sich abzeichnenden Unterschiede zwischen dem neuen Mischtyp und dem „einheitlichen“ Typ meistens nur noch vertieft. — Dieser These widerspricht nur scheinbar, dass im Ungarischen das Sprachideal, bzw. die Sprachnorm durch die Legierung von verschiedenen Sprachformationen (zumeist von Mundarttypen, bzw. provinziellen Sprachtypen) zustande kam. In der Herausbildung des über die Mundarten erhobenen, diese umfassenden, eine neue Funktion übernehmenden innersprachlichen Typus wirkten nämlich zahlreiche, von der spontanen Mundartmischung abweichende sprachliche Momente mit, ganz abgesehen von der speziellen Prägung der äusseren, d. h. historisch-sozialen Umstände, unter denen die Herausbildung dieses Typs vor sich ging.

3. Der innere Sprachtyp, der die Spracheinheit verkörpert, ist in Anbetracht seiner Stellung im Sprachganzen, bzw. seiner Beziehung zu den übrigen Typen unbedingt als ein besonderer, eigenständiger sprachwissenschaftlicher Begriff anzusehen. Wir müssen seine einheitliche Prägung selbst dann betonen — ja, wir müssen sie eben daher besonders hervorheben —, wenn wir wissen, dass dieser Typ in einer gesprochenen und in einer geschriebenen Form erscheint (s. über dieses Problem weiter unten). Dass dieser innersprachliche Typ in seiner vollentwickelten Form, z. B. im heutigen Zustand der Kultursprachen eine homogene sprachliche Formation darstellt, offenbart sich sowohl in seiner Funktion, d. h. in Anbetracht seiner Bedeutung für die sich der Sprache bedienenden Gesellschaft, als auch in seinen innersprachlichen Merkmalen, also in seiner Beziehung zum Sprachbau.

Was die soziale Funktion des fraglichen innersprachlichen Typs anbelangt, so zeigt er in den grundlegenden Fragen eine völlige Identität. Beide Varianten dieses Typus (die gesprochene, wie die geschriebene) bilden einen der wichtigsten Faktoren der Einheit, der Zusammengehörigkeit des gleichsprachigen Volkes, sie sind der bedeutendste Ausdruck des Bewusstseins, des Gefühls seiner Zusammengehörigkeit und das unerlässliche Mittel zur Verbreitung der einheitlichen Kultur, kurz im weiteren Sinne sind die

beiden Formen dieses Typus grundlegende Faktoren des „nationalen“ Charakters. Diese Bedeutung des fraglichen innersprachlichen Typus ist auch im Hinblick auf das Ungarische sehr wesentlich; noch bedeutender aber ist er bei den westlichen Sprachen, weil er meistens die einzige Voraussetzung dafür bildet, dass sich die in verschiedenen Dialekten Sprechenden miteinander verständigen können. Mit gutem Grund sagt daher z. B. Bach, dass im Deutschen nur jener, der die deutsche Hochsprache in Wort und Schrift — also in beiden Varianten — beherrscht, an der nationalen Gesamtkultur teilhaben kann (DtMa.² 166). — Ein schönes, sich heutzutage vor unseren Augen entfaltendes Beispiel für diese funktionelle Rolle bildet die in gesamtchinesischer Beziehung überragende Bedeutung der Pekingener Regionalsprache, die zur einheitlichen, gemeinchinesischen Sprachformation werden soll. Zahlreiche Probleme des nationalen Lebens der Chinesen — unter anderen so wichtige Fragen, wie z. B. die Schriftreform — können nur gelöst werden, wenn dieser gemeinsame innersprachliche Typ seine Funktion auch tatsächlich erfüllt, wenn er in Wort und Schrift die ihm zukommende soziale Rolle auch wirklich übernehmen kann.

Die Sprachformation, welche den Begriff der höheren sprachlichen Einheit auch funktionell in sich birgt, weist auch mit Bezug auf den Sprachcharakter, auf seine Stellung im Sprachbau Merkmale auf, welche diesen Typ von jeder anderen innersprachlichen Formation grundlegend unterscheiden und seine beiden Formen (die gesprochene und die geschriebene) als eine zusammengehörende sprachliche Struktur ausweisen. Infolge der Merkmale des Sprachideals und der Sprachnorm stellt dieser Typ hauptsächlich in seiner fortgeschritteneren, entwickelteren Form ein gebundeneres, stabileres und dauernderes System dar, als wir es im Falle anderer innersprachlicher Typen vorfinden. Die normativen Elemente dieses Typus sind — wie bereits erwähnt — mehr oder minder erstarrt und auch die Entwicklung der aussernormlichen Elemente führt über kurz oder lang auf dieses, hinsichtlich der inneren Sprachbewegung immer mehr eingeengte Gebiet. Im Gegensatz zur Ungebundenheit, zur Bewegung und zur Variierung der übrigen innersprachlichen Typen (z. B. der Mundarttypen) zeigt sich hier zumindest eine relative Ruhe (vgl. Saussure, Cours 206—8). Diese birgt selbstverständlich die auffallende, aber nur allzu verständliche Tatsache, dass die Formation, welche Trägerin der Spracheinheit ist — obwohl sie als entwickeltere und höhere Form als jede andere angesehen werden kann — in bestimmter Hinsicht sich konservativer und archaischer verhält als die übrigen. Seine archaische Prägung offenbart sich vor allem in der Phonetik und im grammatischen Bau, weil der Wortschatz auch in dieser Formation das verhältnismässig am leichtesten und am raschesten wandelbare Element darstellt. — Zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Variante der fraglichen Formation zeigen sich hauptsächlich in den für die allgemeinen Unterschiede zwischen Wort

und Schrift charakteristischen (teils phonetischen, teils aber stilistischen) Momenten Abweichungen, ansonsten ergeben sich — z. B. in der Morphologie oder in der Syntax — höchstens nur vereinzelt und nur in bestimmten Sprachen Divergenzen. Abgesehen von der allgemeinen, nicht nur hier charakteristischen Dualität der Rede und Schrift, steht also diese Formation mit einer ziemlichen Homogenität des Sprachbaus allen übrigen mit ihr in Korrelation oder in Berührung stehenden innersprachlichen Typen gegenüber. Man kann also die gesprochene und die geschriebene Form dieses Typs in Anbetracht des Sprachganzen und der strukturellen Merkmalen im wesentlichen als zweierlei Prägungen einer einzigen Sprachformation betrachten. Dies bedeutet, dass dieser innere Sprachtyp „nach aussen“ im Sprachbau eine völlige Einheit darstellt, „nach innen“ aber durch die Dualität der gesprochenen, bzw. geschriebenen Sprache und durch die Einschaltung einer anderen Betrachtungsweise zweigeteilt wird.

Es ist in der sprachwissenschaftlichen Auffassung selbstverständlich nichts Neues, auch wenn dies nicht immer *expressis verbis* kundgetan wird, dass man den Sprachtyp, der Träger der sprachlichen Einheit ist, bzw. seine zwei Varianten, seine gesprochene und geschriebene Erscheinungsform, als Einheit betrachtet. Schon Paul verknüpft aufs engste die *schriftliche Norm* und die *umgangssprachliche Norm*, die sich in der *Gemeinsprache* gemeinsam, miteinander in Übereinstimmung auswirken (Prinz.⁴ 410). Desgleichen betont Henzen (SchrMa. 17, 40 usw.), dass hier starke Wechselbeziehungen bestehen, bzw. dass eine Übereinstimmung ohne festere Unterscheidungsmomente gegeben ist. — In der sowjetischen Sprachwissenschaft ist besonders die Ansicht verbreitet, dass die gesprochene Form des fraglichen Typus (die Umgangssprache) eine einfache Variante der geschriebenen Form (der Literatursprache) darstelle (устная форма литературного языка), d. h. die beiden Formen werden als Einheit begriffen z. B. Awanessow—Orlowa: ВопрЯз. 1953/5: 33; Awanessow, ОбщЯз. 21, 22 usw., ВопрЯз. 1955/5: 177; Guchmann: ВопрЯз. 1955/5: 178; Jarzewa: ebd.; usw.). Awanessow erklärt diesbezüglich, die gesprochene und geschriebene Form der Nationalsprache verschmelzen miteinander organisch und durchdringen sich gegenseitig; die Unterschiede zwischen den beiden Formen resultierten im allgemeinen nur aus der Natur der durch Laute, bzw. geschriebene, graphische Zeichen ausgedrückten Rede und treten — ebenfalls auf Grund der zweierlei Erscheinungsformen von Wort und Schrift — in stilistischen Abweichungen zutage (ОбщЯз. 23). — Wir könnten auch aus der ungarischen sprachwissenschaftlichen Literatur zahlreiche Äusserungen anführen, welche die Erkenntnis dieser Einheit anzeigen. Laut Bárczi schliesst sich die Umgangssprache der Literatursprache unmittelbar an und hängt gleichsam von ihr ab (NéprTan. 93). Auch Kálmán ist der Meinung, dass sich Umgangssprache und Literatursprache im Grunde genommen voneinander nicht unterscheiden (MaiNyelv. 13). Pais vertritt die

Ansicht, dass Umgangssprache und Literatursprache aufs engste zusammenhängen, dass zwischen ihnen sowohl in ihrem Bestand wie in ihrer Entwicklung wesentliche Übereinstimmungen und organische Beziehungen vorhanden sind (I. OK. IV, 425); anderenorts meint er, dass die sprachliche Einheit in den Typen der Literatursprache und der Umgangssprache lebendig wird, „um als Nationalsprache in einer sozialen Gemeinschaft umfassende Geltung zu erlangen“ (ebd. 426). Bóka erkennt richtig, dass man „der immer mehr gekünstelten, spröden Unterscheidung zwischen Literatursprache und Umgangssprache“ nicht beipflichten kann (IrtK. LVIII, 458). Auch Deme begreift die Umgangssprache als einfache gesprochene Variante der Literatursprache (Nyelvűv. 31). Nach L. Benkő können bestimmte Unterschiede zwischen Literatursprache und Umgangssprache nicht über die grundlegende Identität dieser beiden Typen hinwegtäuschen (Nyr. LXXVIII, 151). Ich selbst habe mich für die enge Zusammengehörigkeit der Umgangssprache und der Literatursprache innerhalb der Nationalsprache erklärt (Nyjtört. 6).

Die enge Zusammengehörigkeit der gesprochenen und geschriebenen Formen des den Begriff der Spracheinheit bergenden inneren Sprachtyps, seine funktionelle und im System gegebene Identität kommt auch in der Terminologie zum Ausdruck, insofern diese die fragliche Formation mit der gemeinsamen Erwähnung ihrer Formen zu bezeichnen pflegt, d. h. die selbständigen Termini technici dieser Formen fallweise ergänzt: so im Ungarischen: *irodalmi és köznyelv* (Literatur- und Umgangssprache) oder *köz- és irodalmi nyelv* (Umgangs- und Literatursprache) (z. B.: Szinnyei, MagyNy. 48, 63 usw.; Bárczi: NéprTan. 93, 99 usw.; Pais: I. OK. IV, 439, 460 usw.); im Deutschen: *Schrift- und Gemeinsprache* (z. B. Bach, DtMa.² 230); u. a. m.

Das Auftreten dieser in ihrer gesellschaftlichen Funktion und in ihrem sprachlichen Bau gleicherweise besonderen, von allen übrigen innersprachlichen Typen abweichenden Formation ist aus der Natur der Sache heraus ein h o c h w i c h t i g e s E n t w i c k l u n g s m o m e n t im Leben jeder selbständigen Sprache. Das Auftreten dieser Formation im Gegensatz zu allen übrigen, aus der innersprachlichen Gliederung resultierenden inneren Sprachformationen teilt — wie auf einer anderen Ebene das Erscheinen der geschriebenen Sprache neben der ursprünglicheren, primären gesprochenen Sprache — das Sprachganze in zwei Hauptformationen. Auf Grund der mit dem Sprachideal und der Sprachnorm zusammenhängenden Momente tritt ein früher „gewöhnlicher“ innersprachlicher Typ, ursprünglich gewöhnlich ein Mundarttyp, bzw. ein provinzieller Sprachtyp oder eine aus der Legierung mehrerer innersprachlicher Typen entstandene neue sprachliche Formation über das früher durchschnittliche Sprachniveau hinaus und erhebt sich innerhalb einer selbständigen Sprache zum wichtigsten innersprachlichen Form von höchstem Wert. Nachdem z. B. das Fiorentino zum Ideal, bzw. zur Norm erhoben

worden war, blieb es im Italienischen ebenso wenig einer von den vielen gewöhnlichen innersprachlichen Typen, wie auch im Ungarischen die auf Grund der verschiedenen inneren Sprachtypen entwickelte neue, gemeinsame und als Ideal betrachtete Sprachformation kein einfacher, üblicher innersprachlicher Typ blieb, sondern im Range über diese gestellt wurde (ebenso Deme: *Nyelvműv.* 33).

Somit ergaben sich im Laufe der sprachgeschichtlichen Entwicklung zwei Haupttypen der Sprache: der eine ist die „einheitliche“, gemeinsame, ideale und normative Sprachformation; der andere, dieser idealen und normativen Formation gegenüberstehende Typ ergibt sich aus der Gesamtheit aller übrigen Formationen. Der letzte hängt eigentlich vom ersten ab und kann ohne dessen Existenz allein gar nicht wahrgenommen werden.

Die Unterscheidung zwischen diesen zwei innersprachlichen Hauptvariationen und ihre deutliche, bewusste Abgrenzung bedeutet für die Sprachwissenschaft eine wichtige Frage, weil das Nebeneinander dieser beiden Typen, ihre Beziehungen, ihr Gegensatz und ihr Ringen miteinander einen Faktor darstellen, der die innersprachliche Entwicklung grundlegend determiniert.

4. Bezüglich des Begriffes des zuvor umrissenen innersprachlichen Haupttypus ergeben sich aber im allgemeinen Schwankungen, Unklarheiten, die auch damit verbunden sind, dass auf Grund der verschiedenen Blickpunkte bei der Betrachtung dieses Problems verschiedene Termini technici im Umlauf sind; all das aber hat zu zahlreichen Unklarheiten in der Terminologie geführt. Wenn es für diesen Begriff — davon abgesehen, dass seine Bestandteile immer gemeinsam genannt wurden — überhaupt einen besonderen Namen gegeben hat, so wurden doch zumeist gelegentliche Fachausdrücke zur Bezeichnung dieser sprachlichen Erscheinung herangezogen, Fachausdrücke, die sich nachgerade nicht durch die begriffliche Exaktheit auszeichneten. In Ermangelung einer klaren begrifflichen Abgrenzung lässt sich in vielen Fällen eben nur vermuten, dass die Benützer dieser Fachausdrücke die ganze Sprachformation bezeichnen wollten, dass sie also gleicherweise an eine gesprochene und geschriebene Variante dachten. Weil die beiden Hauptkomponenten dieses Begriffes, nämlich seine gesprochene und seine geschriebene Variante sich begrifflich und demzufolge auch terminologisch im allgemeinen früher ausgeprägt hatten als der ganze Typ selbst, ist es für ziemlich viele, auf das Ganze bezogene Fachausdrücke charakteristisch, dass ihr Begriffsfeld einerseits zwischen der ganzen innersprachlichen Formation und andererseits zwischen ihrer gesprochenen oder geschriebenen Variante schwankt. Wir könnten auch sagen, dass die Sonder-

bezeichnungen für die gesprochene oder für die geschriebene Variante in diesen Fällen einen bestimmten Bedeutungswandel, bzw. eine Bedeutungserweiterung erfahren haben und damit zu gelegentlichen oder ständigen Bezeichnungen des ganzen Sprachtyps wurden.

5. Es ist in mancher Hinsicht aufschlussreich, sich auf Grund einiger Beispiele — wenn auch keineswegs die Vollständigkeit anstrebbend — sich im Kreise der Benennungen umzusehen, die sich auf den die Spracheinheit verkörpernden Typ — oder im Sinne des oben Gesagten — auch auf diesen Typ beziehen. Diese Termini technici lassen sich dementsprechend in mehrere Gruppen einteilen, welches Merkmal der fraglichen innersprachlichen Formation in ihnen sprachlich hervorgehoben wird (was hinsichtlich des Wesens dieser Sprachformation auch „semantisch“ nicht belanglos ist).

In der einen Gruppe dieser Bezeichnungen finden wir jene, die ausdrücken, dass es sich bei dieser sprachlichen Formation um eine gemeinsame, für die ganze Gesellschaft gültige Erscheinung handelt: *langue commune* (z. B.: Meillet, LangEur. 151, 163 usw.; Bally, Lang. 72, 162 usw.); *lingua comune* (z. B. Migliorini, LingCont.² 18, 25 usw.); *Gemeinsprache* (z. B.: Paul, Prinz.⁴ 404, 410 usw.; Kretschmer, Wortgeogr. 9, 10 usw.; Henzen, SchrMa. 11, 12 usw.); *common language* (z. B. Jespersen, Mank. 51, 62 usw.); *köznyelv* (Gemeinsprache, auch: Umgangssprache; z. B.: Csűri: Nyr. XXXVIII, 337 ff.; Deme: MNy. XLVI, 221, Nyj-Kérd. 12, 84; Fónagy—Soltész, MoznNy. 14, 15 usw.). — Der deutsche Fachausdruck *Gemeinsprache* hat mehrere Bedeutungsnuancen, ausserdem wird sein Begriffsfeld oft ziemlich subjektiv abgesteckt. So neigt z. B. Paul dazu, in dieser Bezeichnung mit Abstraktion eher eine ideale Regel, eine Norm des Sprachgebrauchs zu sehen und diese als den Ausdruck des allgemeinen Sprachgefühls zu betrachten, der — nach seinem Beispiel — sich zur tatsächlichen sprachlichen Tätigkeit wie das Gesetzbuch zur Gesamtheit des Rechtslebens verhält (Prinz.⁴ 404). Henzens Definition lautet: „Er möchte zunächst die Sprache bezeichnen, die einem gleichsprachigen Volke gemein ist, und daneben, als terminus technicus, die . . . Gemeinsprache (das „gemeine Deutsch“, von dem auch Luther redet)“ (SchrMa. 11).

Eine solche Sinnggebung des Terminus technicus *Gemeinsprache* (ung. *köznyelv*) kommt im Ungarischen eigentlich nur sehr vereinzelt und isoliert vor; ung. *köznyelv* bezeichnet vor allem die gesprochene Variante des hier abgehandelten innersprachlichen Typs.

Eine andere Gruppe der einschlägigen Benennungen bilden die Fachausdrücke, welche den normativen, normalisierten Charakter der fraglichen Sprachformation herausstellen: *lingua normalizzata*, *lingua normale* (z. B. Migliorini, LingCont.² 20, 35); *standard language* (z. B. Jespersen, Mank. 45—56 usw.); *нормализованный тип (национального) языка*,

нормализованная форма (национального) языка, нормализованный (национальный) язык (z. B.: Awanessow, ОбщЯз. 23; Awanessow—Orlowa: ВовпЯз. 1853/5 : 34; usw.). — Hierher kann man auch die Bezeichnungen zählen, die auf die kultivierte, bewusste Entwicklung der die Spracheinheit tragenden Formation hinweisen: *lingua colta*, *lingua dotta* (z. B.: D'Ovidio—Meyer-Lübke, GrStor.² 38, 161; Migliorini, LingCont.² 25, 189 usw.); *künstliche Sprache*, *Kunstsprache* (z. B.: Paul, Prinz.⁴ 411, 414, 417 usw.; Bach, DtMa.² 3 usw.).

Im Deutschen wird seit Adelung die Bezeichnung *Hochsprache* in weiten Kreisen auf diesen Sprachtyp bezogen, obschon man unter Hochsprache oft nur die geschriebene oder nur die gesprochene Variante dieses Typus versteht. Henzen determiniert hier folgenderweise: „... dient er sowohl für die höchste Form des geschriebenen wie des gesprochenen Deutsch, besonders die gewählte Vortragssprache mit ihrer ... Auspracheregeling, als auch für die höhere Umgangssprache der Gebildeten ...” (SchrMa. 11). Dieser Terminus *technicus* verweist semantisch auf den sprachlichen, bzw. gesellschaftlichen „Rang” der fraglichen sprachlichen Formation (s. noch: Bach, DtMa.² 5, 257 usw.; Mitzka, DtMa. 87, 97 usw.; Horn—Lehnert, Lleb. I, 13, 15; usw.).

Eine besondere Gruppe der einschlägigen Benennungen bilden die Fachausdrücke mit dem Attribut „national”: *langue nationale* (z. B.: Dauzat, VieLang. 196, 204 usw.; Saussure, LingGén. 204, 206 usw.); *lingua nazionale* (z. B. Migliorini, LingCont.² 34, 43 usw.); *national language* (z. B. Jespersen, Mank. 45, 51 usw.); *национальный язык* (z. B. Tschernych: ВестМокУн. 1955/1 : 149; s. noch Iwanow: ebd.); *nemzeti nyelv* (Nationalsprache; z. B.: Pais: I. OK. IV., 426; Kálmán, MaiNyelv. 12, 13; Bárczi: MNy. XLIX, 120, LII, 396; Benkő: I. OK. VII, 509, Nyr. LXXX, 251, Nyjtört. 5; Bóka: Irodört. 1950/IV: 7; usw.). — Unter allen Termini *technici* verursacht dieser die meisten Unklarheiten, insofern ihm viele verschiedene Bedeutungen zugeordnet werden. In der Romanistik hat er eine doppelte Bedeutung: er bezeichnet die selbständige Einzelsprache mit allen ihren Varianten (s. Meillet, LangEur. 148 ff.) und er bezeichnet auch den fraglichen einheitlichen gemeinsamen Typ der selbständigen Sprache. Migliorini sagt: „Lingua nazionale non vuol dire solamente lingua sopraordinata ai dialetti, ma anche lingua di una fra le nazioni colte dell'Europa” (LingCont.² 46). In der sowjetischen sprachwissenschaftlichen Literatur habe ich diesen Fachausdruck nur an den zwei oben zitierten Stellen als Bezeichnung der die Spracheinheit verkörpernden innersprachlichen Formation vorgefunden; sonst aber hat dieser Terminus *technicus* im allgemeinen eine andere Bedeutung, insofern er eine Periode bezeichnet (s. noch weiter unten). In Ungarn geht er mit der hier umrissenen Bedeutung auf alte Traditionen zurück: gerade im Zeitalter der Aufklärung wurde dieser Terminus *technicus* im Sinne der

kultivierten, bzw. zu entwickelnden einheitlichen, gemeinsamen ungarischen Sprache verwendet (so z. B. bei Aranka, Decsy, Kármán, J. Kiss, I. Márton, Rosenbacher, Szaller). In neuerer Zeit wird er von anderen — auch von den oben zitierten Verfassern — im allgemeinen nur fallweise benützt. Ich selbst habe diesen Fachausdruck zur Bezeichnung des hier in Rede stehenden inneren Sprachtypus konsequent verwendet und sein Begriffsfeld folgenderweise determiniert: „Auf der entwickelteren, z. B. der gegenwärtigen Stufe der Sprachen lassen sich zwei Hauptvarianten unterscheiden: 1. die Nationalsprache; 2. die Volkssprache. Hauptmerkmal der Nationalsprache ist, dass sie für das ganze gleichsprachige Volk ein verhältnismässig einheitliches System, eine einheitliche innere Struktur darstellt (und dies auch dann, wenn möglichenfalls die Mehrheit des Volkes sich dieser Variante gar nicht bedient)“; (sie hat eine gesprochene und eine geschriebene Variante — sage ich ebenda: Nyjtört. 5).

Des weiteren wird diese Sprachformation mit Namen bezeichnet, die einen ziemlich hybriden Begriffskreis umfassen und den die Verfasser eigentlich auf die einheitliche, gemeinsame Sprachformation, und zwar auf ihre gesprochene, wie auf ihre geschriebene Form gleicherweise beziehen, aber den Begriff mit dem Attribut „literarisch“ („schriftlich“) versehen: *langue littéraire* (Dauzat, GéogrLing. 148, 149 usw.; Meillet, LangEur. 169, 173 usw.); *Schriftsprache* (z. B.: Vossler, GK. 121, 130 usw.; Schuchardt-Brev. 175, 180 usw.); *литературный язык* (z. B.: Jefimow: ВopпЯз. 1953/4 : 22, 26 usw.; Winogradow: ВopпЯз. 1954/3 : 135; Awenessow, ОбщЯз. 22, ВopпЯз. 1955/5 : 177; Jarzawa: ebd. 178; Schirmunski: ebd. 179; usw.); *irodalmi nyelv* (Literatursprache; z. B.: A. Kardos: Nyr. XIV, 543—547; Simonyi, MagyNy.² 165; usw.). In diesem Sinne, d. h. auf beide (sowohl auf die gesprochene wie auf die geschriebene) Formen des einheitlichen, gemeinsamen inner-sprachlichen Typus bezogen ist dieser Terminus technicus eigentlich nur mehr in der sowjetischen Sprachwissenschaft eine lebendige Form, hat aber auch hier noch eine andere Bedeutung. — In der sowjetischen Sprachwissenschaft beginnt sich neuerdings die Benennung *национальный литературный язык* (z. B.: Lewin—Muschnik: ИностЯзШкол. 1955/1 : 106; Schirmunski: ВopпЯз. 1955/5 : 179, usw.) durchzusetzen, doch wird sie keineswegs eindeutig gebraucht, weil man unter ihr manchmal auch die „Literatursprache“ begreift und weil sie darüber hinaus hauptsächlich einen an eine sprachgeschichtliche Periode gebundenen Begriff widerspiegelt. Diesen Terminus technicus hat aufs Ungarische bezogen Deme übernommen (*nemzeti irodalmi nyelv* = nationale Literatursprache; z. B. Nyelvűv. 34, RefNyelv. 5, 18, 82 usw.) ohne jedoch die Bedeutung dieses Fachausdruckes genau abzugrenzen: bald verwendet er ihn zur Bezeichnung des die Spracheinheit tragenden innersprachlichen Typus, bald bezieht er ihn nur auf seine geschriebene Form, bald wiederum lässt er uns darüber in Zweifel, welche von diesen beiden Sprach-

formationen er meint, — immer aber weist dieser Terminus technicus einen zeitbestimmenden Wert auf.

Nach diesem kurzen Überblick möchte ich zusammenfassend darlegen, warum ich zur Bezeichnung des hier erörterten innersprachlichen Typus das Fachwort *Nationalsprache* verwende.

Zur Bezeichnung der „einheitlichen“, „gemeinsamen“ innersprachlichen Formation, die der *Volkssprache* gegenübersteht, bzw. zu dieser eine korrelative Beziehung aufweist, wäre sicherlich ung. *köznyelv* (Gemeinsprache, auch: Umgangssprache) der exakteste, ausdrucksvollste und geglückteste Terminus technicus. Leider hat aber die Überlieferung der ungarischen Sprachwissenschaft den Namen *köznyelv* (Gemeinsprache) in einem anderen Sinne belegt, so dass diese sonst natürliche Lösung unmöglich ist. Aus ebensolchen Gründen lässt sich hier die Bezeichnung *nemzeti irodalmi nyelv* (nationale Literatursprache) nicht verwenden, weil *irodalmi nyelv* (Literatursprache) im Gebrauch der ungarischen sprachwissenschaftlichen Literatur eine andere Bedeutung hat. Selbstverständlich wäre es auch nicht geglückt, wollte man den bei entsprechender Betrachtung zweifellos einheitlichen Begriff durch die Bezeichnung seiner Bestandteile (z. B. *köz- és irodalmi nyelv*, d. h. Gemein- und Literatursprache) benennen. So bleibt von den bisher gebräuchlichen Benennungen schon auf Grund der Eliminierung nur der Fachausdruck *nemzeti nyelv* (Nationalsprache), der übrigens im ungarischen Wortgebrauch am festesten verwurzelt ist und in der Terminologie die ältesten Traditionen aufweisen kann. Störende „semantische“ Momente ergeben sich bei dieser Bezeichnung ebenso, wie bei seinem Gegenstück *népnyelv* (Volkssprache), weil die Attribute *nemzeti* (national), bzw. *nép-* (Volks-) — wie ich darauf noch zurückkommen werde — identisch sind mit den Attributen bestimmter Perioden der gesellschaftlichen Entwicklung. Trotzdem ist es besser, bei diesen Termini zu verbleiben, weil man sie einerseits in der sprachwissenschaftlichen Terminologie eindeutig präzisieren kann und weil andererseits vor allem ihre Ersetzung durch neue Fachwörter — wenn sich entsprechendere überhaupt finden lassen — wesentlich mehr Unheil stiften würde. Bezüglich der *Nationalsprache* (ung. *nemzeti nyelv*) als eines Terminus technicus der ungarischen Sprachwissenschaft ist jedenfalls klar und deutlich festzulegen, dass sich in diesem Fall das Attribut *national* (*nemzeti*) nicht ausdrücklich auf die nach dem Feudalismus folgende „nationale“ Periode der gesellschaftlichen Entwicklung bezieht — obschon selbstverständlich die Existenz der Nationalsprache für dieses Zeitalter im allgemeinen überaus charakteristisch ist —, sondern dass dieses Attribut zur Bezeichnung einer innersprachlichen Formation dienen, bzw. beitragen soll, die den nationalen Charakter der Sprachgemeinschaft, der sprachlichen „Einheit“ in sich birgt; kurz, dieses Attribut bezieht sich nicht auf eine Periode, sondern bezeichnet einen aus der innersprachlichen Gliederung resultierenden Sprachtyp.

6. Für den anderen innersprachlichen Haupttyp, welcher der Nationalsprache gegenübersteht, bzw. mit ihr eine Korrelation aufweist, ist es auf Grund der bisherigen Darlegungen charakteristisch, dass er völlig oder zum überwiegenden Teil frei ist von den Momenten der sprachlichen Vereinheitlichung, bzw. keinerlei oder nur geringe Verbindungen zum Sprachideal und zur Sprachnorm unterhält. In diesem Zusammenhang ist diese Sprachformation ausdrücklich ein *Sammelbegriff*, dessen hauptsächliches, typischstes Merkmal gerade in seiner Heterogenität besteht, so dass sie im Gegensatz zu dem mit ihr korrelativen anderen Sprachtyp (Nationalsprache) sich im wesentlichen nur als sprachwissenschaftliche Abstraktion zu einer Formation verdichtet. Behaupten wir von jemandem, dass er sich dieses Sprachtypus (d. h. der Volkssprache) bedient, so ist dies in einigem Masse eine negative Feststellung, denn sie besagt faktisch nur soviel, dass der Betreffende nicht die Nationalsprache benützt; keineswegs bedeutet aber dieses Urteil die Verwendung einer einzigen, „geschlossenen“ Sprachformation. Es ist überaus interessant und zugleich sehr charakteristisch, dass dieser innersprachliche Typ trotz seiner gewissermassen negativen und abstrahierten Prägung auch von den Laien leicht begriffen wird. Dem ist so, weil das Sprachbewusstsein des Laien jede Abweichung von der Nationalsprache als vom Ideal und von der Norm, also auch jeden Gegensatz zu ihr verhältnismässig leicht wahrnimmt und diese Unterschiede in ihrem Gegensatz zum Sprachideal, bzw. zur Sprachnorm zugleich in ihrer Gesamtheit, als Einheit betrachtet. — Daraus erklärt sich, dass sich sowohl das Begriffsfeld, wie die ihm zugeordnete Terminologie dieser sehr stark abstrahierten Sprachformation trotz ihres innerlich überaus heterogenen Charakters verhältnismässig früh und fest abgegrenzt ergeben hat.

Was nun die Benennungen anbelangt, so sind die Termini technici wie *Volkssprache* (ung. *népnyelv*) die ältesten und auch am meisten verbreitet: *langue populaire*, *langue vulgaire* (z. B. Meillet, *LangEur.* 173; Bally, *Lang.* 41, *LingGén.* 224; usw.); *lingua popolare*, *lingua del popolo*, *lingua volgare* (z. B.: D'Ovidio—Meyer—Lübke, *GrStor.*² 38, 73, 95, 133 usw.; Migliorini, *LingCont.*² 18, 25, 189 usw.); *Volkssprache* (z. B.: Gabelentz, *Sprachwiss.* 55 ff.; Vossler, *GK.* 15; Schuchardt-Brev. 180; usw.); *népnyelv* (Volkssprache; z. B.: Simonyi, *MagyNy.*² 136 ff.; Csúry: *Nyr.* XXXVIII, 337—343; Horger, *MNyj.* 1 ff.; Bóka: *Mtud.* I, 291 ff.; usw.); — im Russischen bezieht sich der Terminus technicus *язык народности* (z. B.: Awanessow: *ВопРЯз.* 1954/3 : 137; Lewin—Mueschnik: *ИнострЯзШкол.* 1955/1: 106; usw.) nur zum Teil auf diesen innersprachlichen Typ, zum Teil dient er auch als Zeitbestimmung. — In den letzten Jahrzehnten ist diese Benennung des hier in Frage kommenden innersprachlichen Typus mehreren Orten verschwunden; an ihre Stelle traten — verständlicherweise — vor allem die zusammenfassenden Fachausdrücke für die gesprochenen regionalen Sprachtypen, im Französischen z. B. *patois*,

im Deutschen *Mundart* usw. (obschon der letzte Terminus technicus häufig auch die Gesamtheit der gesprochenen Sprache begreift). Im Deutschen wurde das Wort *Volkssprache* als Fachausdruck schon von Bach abgelehnt (vgl. DtMa.² 291); in neuerer Zeit ist in der deutschsprachigen Linguistik tatsächlich *Mundart* als einschlägige Benennung gebräuchlicher (z. B.: Mitzka, DtMa. 85, 87, 88 usw.; Weisgerber, GeschKr. 85, 86 usw.). Gehen wir auf dieser Linie weiter, so grenzt sich die Terminologie des einschlägigen Begriffes zu den Fachwörtern wie ung. *nyelvjárás(ok)*, *tájszólás(ok)*, d. h. *dialectes*, *Dialekte* usw. hin nur unzureichend ab.

Zur Bezeichnung der heterogenen, der Nationalsprache entgegengesetzten Sprachformation dienten vereinzelt auch andere Termini technici: im Deutschen hat z. B. das Fachwort *natürliche Sprache* annähernd eine ähnliche Bedeutung (z. B.: auch Prinz.⁴ 414, 416, 417 usw.; Bach, DtMa.² 3 usw.).

Im Ungarischen ist, bzw. war als einschlägiges Fachwort *népnyelv* (Volkssprache) seit altersher mit einer ziemlich zulänglichen begrifflichen Abgrenzung bis heute vorherrschend. Hier mögen einige charakteristische Definitionen folgen: „Volkssprache entwickelt sich natürlich, lebt ausschliesslich auf den Lippen, d. h. durch das gesprochene Wort, sie ist eine Sprache, die von Mund zu Mund wandert. Die Gemeinsprache (d. h. Nationalsprache) ist bereits künstlich zustandegekommen . . . Um hier mit einem Beispiel zu reden, verhalten sich Volkssprache und Gemeinsprache zueinander wie der frei emporsteigende und der ins Joch gezwungene Pegasus.“ (Csúry: Nyr. XXXVIII, 343). — „Unter der Volkssprache selbst haben wir im allgemeinen die Sprache der breitesten, am geringsten geschulten, vom Einfluss der Literatur- und Umgangssprache am wenigsten betroffenen gesellschaftlichen Schicht zu verstehen und zwar ohne jegliche auf geographische oder siedlungsgeschichtliche Formen bezügliche Einschränkung. Nur wird sich die Volkssprache selbstverständlich fallweise anders gestalten . . . die Volkssprache ist das Ergebnis einer natürlichen Entwicklung . . .“ (Bárczi: NéprTan. 93). — „Die Volkssprache zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, dass ihr Bau, ihre innere Struktur nur bei einer kleinen Gruppe des gleichsprachigen Volkes mehr oder minder einheitlich ist, sonst aber — als ein der Nationalsprache entgegengesetztes Ganzes — eine bald grössere, bald geringere, jedenfalls aber starke Differenzierung aufweist. Im Gegensatz zur Nationalsprache erweist sich die Volkssprache in ihrer Gesamtheit als ein Entwicklungstyp von früher, der aber selbstverständlich heute noch lebendig ist und offensichtlich noch lange erhalten bleiben wird.“ (Benkő, Nyjtört. 6.) Hier sei noch angemerkt, dass auch nach Demes Auffassung mit dem Aufkommen der „nationalen Literatursprache“ aus den Mundarten (*Dialekten*, *nyelvjárások*) die *Volkssprache* entsteht (RefNyelv. 79), d. h. auch er benützt das Fachwort *népnyelv* (Volkssprache) als gemeinsamen Terminus technicus zur Bezeich-

nung der Sprachvarianten, welche von der Entwicklung des idealen und normativen, einheitlichen und gemeinsamen innersprachlichen Typus nicht erfasst werden.

Im Zusammenhang des hier erörterten innersprachlichen Typus schien es ebenfalls ratsam, als Fachwort *népnyelv* (Volkssprache) beizubehalten; dies übrigens schon darum, weil meines Erachtens kein besserer Terminus technicus greifbar gewesen wäre als dieses herkömmliche Fachwort. Nur muss man selbstverständlich auch bezüglich des Attributs *nép-* (Volks-) eindeutig feststellen, dass er sich nicht ausdrücklich auf die feudale, „volkliche“ Periode der sozialen Entwicklung bezieht, obschon für dieses Zeitalter die Geltung der Volkssprache selbstverständlich in vielen Fällen kennzeichnend ist. Es dürfte sich erübrigen, noch gesondert darauf hinzuweisen, dass das Attribut *nép-* (Volks-) in diesem Zusammenhang auch dann keine ausdrückliche soziale Klasse oder Schicht bezeichnet, wenn die mit diesem Attribut determinierte innersprachliche Formation vor allem von wirtschaftlich, kulturell usw. unterentwickelten, auf einem niedrigeren Niveau befindlichen Gruppen der Gesellschaft benützt wurde, bzw. benützt wird.

7. Sowohl in Anbetracht der Sprachentwicklung, wie in bezug auf ihre Stellung im Sprachbau zeigen sich zwischen Volkssprache und Nationalsprache auch Sprachformationen von ausgesprochenem Übergangscharakter, die sich schwieriger als die zuvor erwähnten zwei Haupttypen abstrahieren und umreißen lassen. Mit einigen Problemen dieser Formationen möchte ich mich bei der Abhandlung der provinziellen Literatursprachen auseinandersetzen.

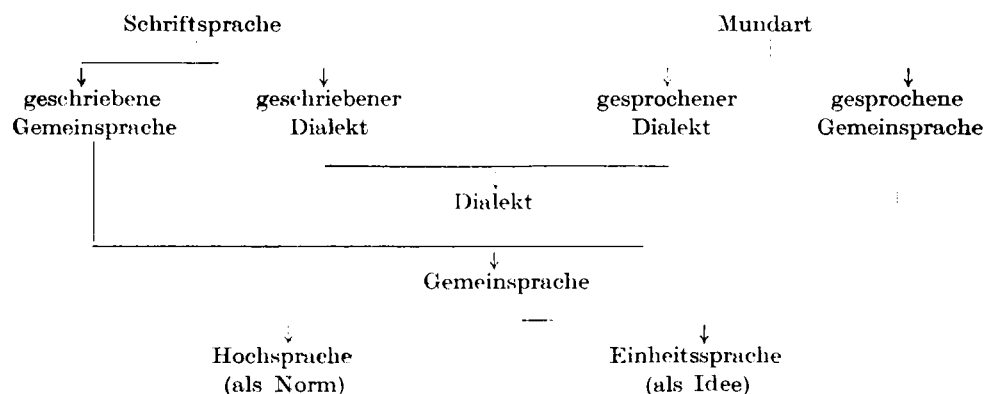
Die Literatursprache als geschriebene Variante der Nationalsprache

1. Die Probleme bezüglich des Wesens, der Stellung und der Merkmale der Literatursprache werden im folgenden Abschnitt meiner Abhandlung ausführlicher dargelegt. Hier möchte ich nur einige allgemeinere Fragen aufwerfen, die einerseits die Stellung der Literatursprache im Sprachganzen kennzeichnen, andererseits zu den unten folgenden Problemen der Chronologie und der Periodisierung unerlässlich sind.

2. Wollen wir auf Grund des Gesagten die Stellung der Kategorie der Literatursprache im Ganzen der selbständigen Sprachen, bzw. unter den durch die innersprachliche Gliederung bedingten Formationen sowie ihre Beziehung und ihren Zusammenhang mit den bisher abgehandelten innersprachlichen Haupttypen veranschaulichen, können wir folgende Übersichtstabelle zusammenstellen:

	gesprochene Sprache	geschriebene Sprache
Volkssprache	Gesamtheit der Mundarten (Dialekte) und ihre Einzeltypen	Gesamtheit der Dialektschriftlichkeit und ihre Einzeltypen (geschriebene Volkssprache)
Nationalsprache	Gemeinsprache (gesprochene Nationalsprache)	Literatursprache (geschriebene Nationalsprache)

Als Parallele füge ich — ohne weitere Bemerkungen — Henzens Übersichtstabelle an, in der er eine Systematisierung der hauptsächlichsten Kategorien der sprachlichen Gliederung in bestimmten Momenten mit ähnlichem Charakter bietet (s. SchrMa. 14):



Aus der ersten Tabelle wird ersichtlich, dass die Literatursprache sowohl in ihrer diachronischen Entstehung wie in ihrer synchronischen Lage durch die eigentümliche Kreuzung des Gegensatzes von gesprochener Sprache—geschriebener Sprache einerseits und von Volkssprache—Nationalsprache andererseits determiniert wird. Diachronisch ist die Literatursprache eine Form der auf der Ebene der geschriebenen Sprache entstandenen Nationalsprache, bzw. eine geschriebene Sprachvariante innerhalb der Nationalsprache; dementsprechend kann synchronisch nur der nationalsprachliche Teil der geschriebenen Sprache, bzw. nur der schriftsprachliche Teil der Nationalsprache als Literatursprache angesehen werden. Durch all dies wird der Begriff der Literatursprache, besser gesagt: der Begriff, den ich als Literatursprache halte und nenne, nur im grossen und ganzen, prinzipiell umrissen; im Einzelnen gibt es aber noch zahlreiche Probleme. Auf diese Einzelheiten werde ich später noch zurückkommen.

3. Wie sehr wir auch die Einheit der Nationalsprache in ihrer gesellschaftlichen Funktion und in ihrem innersprachlichen, strukturellen Gepräge, in ihrer Einheit jedem anderen innersprachlichen Typ gegenüber betonen

müssen, können wir ihre Gliederung in zwei Teile, die Möglichkeit, ihre gesprochene und geschriebene Variante — die Gemeinsprache und die Literatursprache — auch gesondert aufzufassen, selbstverständlich nicht nur nützen, sondern müssen dies bei der sprachwissenschaftlichen Kategorisierung, bei der Untersuchung der innersprachlichen Typen und Varianten auch tun. Ganz entschieden wird diese Gliederung auch von der sowjetischen Sprachwissenschaft durchgeführt, obschon diese — wie wir gesehen haben — sich allgemein an die These hält, dass die Nationalsprache als Einheit zu betrachten, dass sie als eine homogene innersprachliche Formation aufzufassen sei. Laut Jefimow hat die Nationalsprache (in seiner Terminologie *литературный язык* zwei Varianten, u. zw. *письменно-книжный язык* und *устно-разговорный язык* (wobei diese zwei Termini technici genau dem entsprechen, was wir unter der geschriebenen und gesprochenen Variante der Nationalsprache verstehen (ВопрЯз. 1953/4 : 23; s. noch Awanessow, ОбщЯз. 11 ff.).

Die Gliederung der Nationalsprache in gesprochene und geschriebene Erscheinungsformen ergibt sich als Notwendigkeit nicht nur aus den prinzipiellen Gründen, über die ich schon im Zusammenhang mit der Dualität von Rede und Schrift und ihren Unterschieden gesprochen habe, sondern sie ist auch aus praktischen sprachwissenschaftlichen Erwägungen notwendig. Gemeinsprache und Literatursprache haben nämlich jede ein anderes „Erscheinungsbereich“: die eine verlautet im gesprochenen Wort, die andere aber ist in Schriftwerken niedergelegt, d. h. das sprachliche Grundmaterial und die Quellen sowohl der einen wie der anderen Formation sind gänzlich verschieden und demnach müssen es auch ihre Untersuchungsmöglichkeiten und Untersuchungsmethoden sein.

So ist es selbst in der hochentwickelten, z. B. der heutigen Lage der selbständigen Sprachen, in der die Einheit der Nationalsprache die funktionelle und sprachstrukturelle Zusammengehörigkeit ihrer gesprochenen und geschriebenen Variante die höchste Stufe erreicht hat und am weitesten fortgeschritten ist. Noch mehr aber ist dem so im Hinblick auf die geschichtliche Entwicklung. Ich denke hier nicht an die übrigens keineswegs unwesentliche Frage, dass von der neuesten Zeit mit Tonaufnahmen abgesehen, die sprachgeschichtliche Untersuchung sich im wesentlichen „ab ovo“ an die Literatursprache halten muss und dass wir für die gesprochene Sprache, bzw. für ihre Untersuchung bestenfalls mittelbare Anhaltspunkte und Folgerungen, nicht aber natürliche primäre Quellen zur Verfügung haben, weil das historische Quellenmaterial in seiner Gesamtheit schriftsprachlich ist. Ich denke hier vielmehr und vor allem daran, dass die gesprochene und geschriebene Form der Nationalsprache mit den Phasenunterschieden ihrer historischen Entstehung zusammenhängt. Bei diesem Problem müssen wir — noch vor den Problemen der Chronologie — eine kurze Zeit verweilen.

Ich habe schon erwähnt, dass die geschriebene Sprache mit ihrer besonderen Prägung für das Aufkommen und für den Verlauf der sprachlichen Vereinheitlichungsprozesse einen viel besseren Nährboden bot als die gesprochene Sprache. Darum, und in Übereinstimmung damit fanden auch Sprachideal und Sprachnorm in der geschriebenen Sprache im allgemeinen günstigere Voraussetzungen für ihre Entwicklung. Wie logisch aber auch die Folgerung sein mag, dass die sprachlichen Normalisierungs- bzw. Vereinheitlichungsprozesse zeitlich im allgemeinen früher und hinsichtlich der Intensität stärker in der geschriebenen Sprache auftreten, so darf man aus diesem Grundsatz doch kein Dogma machen, denn es muss auch in diesem Zusammenhang jede konkrete selbständige Sprache gesondert untersucht werden, waren doch die Voraussetzungen für die Entwicklung der einzelnen Sprachen verschieden oder konnten es zumindest sein. Ja, es gibt zur Zeit eine Auffassung, wonach in bestimmten Sprachen das Sprachideal und die Sprachnorm in der gesprochenen Sprache aufgekommen sei (Kniezsa: I. OK. IV, 475).

Die in dieser Hinsicht verbindliche Vorsicht schliesst selbstverständlich die Annahme und z. T. auch die Feststellung nicht aus, dass in Sprachen vom Entwicklungstyp des Ungarischen, in denen die ideale und normative Sprachformation durch Verschmelzung verschiedener Sprachvarianten entstanden bzw. im Entstehen begriffen ist, diese sich im allgemeinen zuerst in der Schriftlichkeit und nicht in der gesprochenen Rede entfaltet und von ihrem Aufkommen an noch lange in der Schriftlichkeit führend bleibt.

In bezug auf das Verhältnis der Entwicklungsphasen der gesprochenen und geschriebenen Variante des Ungarischen, der ungarischen Gemeinsprache und der ungarischen Literatursprache sind sehr richtig dieser Auffassung alle Forscher, die sich mit dieser Frage „in merito“ auseinandergesetzt haben, und zwar im Gegensatz zu einer einschlägigen interessanten, aber kaum annehmbaren Meinung (Kniezsa: I. OK. IV, 475). Pais erklärt z. B. über dieses Problem: „Die Gemeinsprache oder Umgangssprache (Verkehrssprache) war in früherer Zeit schwerlich vorhanden. In bezug auf die Beziehung der ungarischen Literatur- und Gemeinsprache sehen wir das Problem richtig, wenn wir erklären, dass wir zuerst eine Literatursprache und erst später eine Gemeinsprache hatten“ (I. OK. IV, 458). „Als wir schon eine Literatur hatten und sich auch eine entfaltete, als Norm anzusehende Literatursprache herauszubilden begann, hatten wir noch einige Zeit lang kein öffentliches Leben, das auf die Entfaltung und Festigung der gesprochenen Gemeinsprache gedrängt hätte“ — meint Deme (RefNyelv. 50). Auch aus den Feststellungen Bárczis über die Entstehungszeit der Literatursprache geht hervor, dass er die Momente der sprachlichen Vereinheitlichung auf der Linie der geschriebenen Sprache ebenfalls früher in Rechnung stellt (vgl. NéprTan. 97, MNy. XLVI, 7, Bev.² 23). M. E. kann man mit einer landweit wirksamen, d. h. dem Begriff nach

vollwertigen Gemeinsprache bei uns selbst am Ende des 18. Jahrhunderts noch nicht rechnen, weil die grundlegenden Voraussetzungen für ihre Existenz selbst damals noch nicht gegeben waren. In regionaler, provinzieller Hinsicht gab es selbstverständlich — wie darüber noch die Rede sein wird — schon einen gewissen Ausgleich auf dem Gebiet der gesprochenen Sprache, der aber noch nicht als Gemeinsprache angesehen werden kann.

Aus den bisherigen Darlegungen folgt, dass das Ungarische hinsichtlich der primären Entstehung der Literatursprache und der sekundären Entfaltung der Gemeinsprache keineswegs alleinsteht, sondern dass es offenbar viele, in dieser Hinsicht ähnliche Sprachen gibt. Hadrovics deutet z. B. darauf hin, dass im Kroatischen, Slowenischen und Slowakischen die Literatursprache sich wesentlich früher vereinheitlichte, als in diesen Sprachen die Gemeinsprache aufkam (aus seinem Opponentengutachten im Manuskript). Dasselbe können wir in der sprachlichen Entwicklung des Rumänischen feststellen, das mit dem Ungarischen viel Ähnlichkeit aufweist.

Die sprachliche Einheit auf höherer Ebene, bzw. die diese Einheit verkörpernde und kennzeichnende Nationalsprache begann und entfaltete sich bei uns auf der Linie der gesprochenen Sprache, d. h. auf schriftsprachlicher Ebene; die gesprochene gemeinsprachliche Form der Nationalsprache folgt die Entwicklung der geschriebenen Sprache nur mit einem ständigen Phasenunterschied. Dies hervorzuheben ist sehr wichtig, weil dadurch deutlich wird, dass des weiteren die Darlegungen zur Chronologie der Entstehung der ungarischen Nationalsprache eigentlich immer auf die literatursprachliche Form der Nationalsprache bezogen sind, dass also in Ungarn die Entstehung von Nationalsprache und Literatursprache zeitlich und in ihrer Prägung ein und derselbe Prozess sind.

4. Die Fragen der Entstehung der ungarischen Gemeinsprache gehören im engeren Sinne nicht mehr zu meinem Gegenstand, so dass ich bezüglich dieses Themas nur eine einzige Bemerkung machen möchte. Die Entwicklung der ungarischen Sprache ist das eindeutige Beispiel dafür, dass die zwei Varianten der Nationalsprache, nämlich ihre geschriebene und ihre gesprochene Form nicht voneinander unabhängig, sondern miteinander aufs engste verknüpft sich herausgebildet haben. Dies bedeutet im Sinne der obigen Darlegungen, dass die Entstehung der ungarischen Gemeinsprache durch die schon früher sich ausprägende Literatursprache in beträchtlichem Masse gefördert wurde: die in der geschriebenen Sprache als im Teil der Nationalsprache aufgekommene und erfolgte Vereinheitlichung wirkte sich infolge der natürlichen Wechselbeziehungen der beiden Formen auch auf den Vereinheitlichungsprozess in der gesprochenen Sprache aus. Pais stellt richtig fest, dass „wir früher eine Literatursprache und später eine Gemeinsprache (Umgangssprache) hatten, und zwar dadurch, dass die durch die

Literatursprache verbreiteten oder qualifizierten Sprachelemente in die gesprochene Sprache hinüberwechselten" (I. OK. IV, 458). Zugleich können wir selbstverständlich der Auffassung Demes (RefNyelv. 51, 52) nicht beipflichten, wenn er der Meinung ist, dass unsere Gemeinsprache im allgemeinen von der Literatursprache unabhängig und im wesentlichen durch die Mischung von Mundarten entstanden sei. Hier sei darauf verwiesen,¹ was ich bezüglich des Problems der Mundartenmischung früher, an die Fragen der Spracheinheit anschliessend darzulegen Gelegenheit hatte.

Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich hier sogleich folgendes festhalten: mit der obigen Feststellung möchte ich nicht behaupten, dass die unter engen wechselseitigen Einflüssen erfolgte Entwicklung der ungarischen Nationalsprache in ihrer geschriebenen und gesprochenen Form sich ausschliesslich in dem Einfluss erschöpft hätte, durch den unsere Literatursprache das Aufkommen der Gemeinsprache förderte und festigte, und dass es eine entgegengesetzte Beeinflussung überhaupt nicht gegeben hätte. Wenn sich in den früheren Perioden der Entwicklung der ungarischen Nationalsprache der Einfluss der Literatursprache auf die Gemeinsprache auch als stärker und umfangreicher erwiesen hat, so ist es nur selbstverständlich, dass mit dem allmählichen Erstarken der Gemeinsprache die wechselseitigen Einwirkungen immer mehr zunahmen und lebhafter wurden und dass an der weiteren Festigung der Normen der Literatursprache auch die einheitliche Ausgestaltung der gemeinsprachlichen Aussprache einen wachsenden Anteil hatte (s. darüber auch weiter unten). Dies widerspricht selbstverständlich nicht der bereits erwähnten These, die ich im Zusammenhang mit den Problemen der geschriebenen Sprache berührt habe, dass nämlich der Einfluss der Schrift auf die Rede, auf das gesprochene Wort in dem Masse und zwar **a b s o l u t z u n i m m t**, wie sich die Schriftlichkeit der modernen Kultur immer intensiver offenbart und Geltung verschafft.

5. Im vorliegenden Abschnitt muss ich noch über die *Termini technici* sprechen, welche sich auf die geschriebene Form der Nationalsprache als auf eine innersprachliche Variante beziehen. Nachdem ich aber die Terminologie der Nationalsprache ausführlich abgehandelt habe, erübrigt es sich auf diese Frage des näheren einzugehen; es verhält sich nämlich in diesem Belange so, dass infolge der oben angedeuteten begrifflichen und terminologischen Unstimmigkeiten die auf die Nationalsprache bezogenen Fachausdrücke zur Bezeichnung der (oder zumindest **a u c h** der) geschriebenen Variante der Nationalsprache fast durchwegs alle gebräuchlich waren, ja z. T. heute noch gebräuchlich sind. Was ich also weiter oben dargelegt habe, möchte ich hier höchstens dadurch ergänzen, dass sich für den ungarischen Fachausdruck *irodalmi nyelv* (Literatursprache) im engeren Sinne folgende fremdsprachliche Entsprechungen finden: *langue littéraire*, *lingua letteraria*, *literary language*, *literarische*

Sprache bzw. *Literatursprache* (vgl.: Paul, Prinz.¹ 419; Kretschmer, Wortgeogr. 16; Dauzat, VieLang. 199; Jespersen, Mank. 53; Bally, Lang. 199; Migliorini, LingCont.² 122; usw.), wobei sie zur Bezeichnung der geschriebenen Variante der Nationalsprache im allgemeinen häufiger verwendet werden als in einer anderen Bedeutung. Dass dieser innersprachliche Typ zumeist mit dem Terminus technicus ung. *irodalmi nyelv* bzw. mit dessen fremdsprachlichen Entsprechungen bezeichnet wird, geht darauf zurück, dass die Benennung der geschriebenen Variante der Nationalsprache sich in sehr verständlicher Weise alsbald einerseits und vor allem mit dem engeren Begriffsfeld „schöngeistige Literatur“ des Terminus technicus *Litteratura* verband, und dass sich andererseits, sekundär alsbald auch die Beziehung im weiteren Sinne ergab, nämlich „jede Art von schöngeistiger, wissenschaftlicher, religiöser u. ä. Literatur“. — Hier ist aber sogleich hinzuzufügen, dass die Verwendung des Fachausdruckes *Literatursprache* und ihrer Entsprechungen im Wortgebrauch der verschiedenen Verfasser selbstverständlich nicht immer genau den Begriff meinen, den ich unter *Literatursprache* verstehe, sondern dass die Verwendung der einschlägigen Termini von meiner Begriffsgebung mehr oder minder abweicht. Mit der genaueren Abgrenzung des einschlägigen Begriffes werde ich auf diese Frage noch zurückkommen. Hier ist jedenfalls wesentlich, dass auch ich — auf Grund der häufigen ausländischen und der meisten einheimischen Beispiele — die geschriebene Variante der Nationalsprache als *irodalmi nyelv*, d. h. *Literatursprache* bezeichne.

Hier möchte ich noch folgendes bemerken: der in der sowjetischen sprachwissenschaftlichen Literatur ziemlich konsequent und eindeutig verwendete Terminus technicus *литературный язык* wird im allgemeinen mit ung. *irodalmi nyelv*, d. h. *Literatursprache* übersetzt, woraus sich vielerlei Irrtümer ergeben. Der erwähnte Terminus technicus der sowjetischen Fachliteratur begreift nämlich nicht dasselbe, wie z. B. der ungarische Fachausdruck *irodalmi nyelv*, sondern bezeichnet im wesentlichen den bei uns als *nemzeti nyelv*, d. h. *Nationalsprache* umrissenen Begriff, dient er doch gleicherweise zur Benennung der geschriebenen und gesprochenen Variante der gemeinsamen, einheitlichen innersprachlichen Formation (s.: Jefimow: *ВопрЯз.* 1953/4 : 22 ff.; Awanessow—Orlowa: *ВопрЯз.* 1953/5 : 33; Iwanow: *Вест-Москва* 1955/1 : 149; usw.).

Die zur Bezeichnung der gesprochenen Variante der Nationalsprache verwendeten Fachausdrücke werfen an sich schon eine überaus weitverzweigte Problematik auf. In diesem Zusammenhang gehe ich aber auf Einzelheiten nicht ein, werde aber des weiteren gelegentlich auf die eine oder andere fremdsprachliche Entsprechung hinweisen. Ich selbst verwende für die gesprochene Variante der Nationalsprache — auf Grund der allgemeinsten einschlägigen Überlieferungen der einheimischen Fachliteratur (s.: Horger, *NytAl.* 100; Szinyei, *MagyNy.* 11—12; Benkő, *Nyjtört.* 5, 6; usw.) — den

Terminus technicus *köznyelv*, d. h. *Gemeinsprache* (Umgangssprache) verwenden.

Fragen der Chronologie

I. Das Aufkommen der Nationalsprache und — zumindest in ungarischen Belangen — mit ihr aufs engste verbunden das der Literatursprache, d. h. die Ansätze zur Herausbildung der sprachlichen Einheit im höheren Sinne wirft unumgängliche, zugleich aber überaus verhängliche und schwere Probleme der Chronologie auf.

Wie es in der Sprachentwicklung im allgemeinen der Fall ist, ergibt sich das Aufkommen des Sprachideals, bzw. der Sprachnorm, welche die Nationalsprache zeitigt, als Ergebnis einer allmählichen und langsamen Entwicklung. In dieser Entwicklung gab es keine grösseren Unterbrechungen und will man solche nachträglich in diesen Prozess hineinexperimentieren, so lässt sich dies ohne Gewalt an den Tatsachen philologisch schwerlich nachweisen; dies aber macht die Errichtung genauerer Grenzen unmöglich, die weniger kategorischen Abgrenzungen aber zumindest ungewiss.

In ungarischen Belangen werden die Schwierigkeiten dadurch noch gesteigert, dass die ungarische Nationalsprache bzw. Literatursprache nicht im Ergebnis der Ausbreitung der sozialen Funktion eines früheren innesprachlichen Typs (Mundarttyps) zustande kam, sondern dass sie im Wege der Legierung von mehreren innersprachlichen Typen (Mundarttypen) und der sozialen Verbreitung der sprachlichen Raumwirkung dieser Legierung entstanden ist. Im Falle des innersprachlichen Typus, der „das Französische“ oder „das Italienische“ verkörpert, bzw. zum „Französischen“ oder zum „Italienischen“ wurde, ist z. B. im wesentlichen die — an sich übrigens nicht leichte — Frage zu beantworten, wann und wie der Dialekttyp der Île-de-France oder Toskanas zu der Form wird, welche das ganze französische bzw. italienische Sprachgebiet zumindest potentiell umspannt und sozial bereits weitverbreitet im Gebrauch ist; nicht zu beantworten aber ist in diesem Zusammenhang die Frage, wann diese Sprachtypen vom Standpunkt des innersprachlichen Charakters aus als greifbare sprachliche Systeme aufgekommen sind, weil der Typ der Île-de-France bzw. Toskanas als sprachlicher Bau früher schon, noch vor seiner sozialen Ausbreitung und sprachlicher Raumgewinnung mit verhältnismässig einheitlichem Charakter gegeben war. In ungarischen Belangen aber ist neben der zuvor erwähnten Frage auch das Problem zu klären, wann, in welcher Phase der Legierung ihres sprachlichen Baus die ungarische Nationalsprache in ihrem innersprachlichen Charakter schon als relativ existent, d. h. als selbständige, neue innersprachliche Formation betrachtet werden kann.

Es ist also weiter nicht verwunderlich, dass der Beginn der Periode der sprachlichen Einheit, die Zeit des Aufkommens der Nationalsprache auch

bei den in diesem Zusammenhang weniger problematischen Sprachen, im Falle des Ungarischen aber ganz besonders mit grossen zeitlichen Unterschieden angegeben wird. Zutreffend stellt Bárczi fest: „Was die Frage anbelangt, von welcher Stufe der sprachlichen Einheit angefangen mit der entwickelten Literatursprache zu rechnen sei, d. h. von welchem Augenblick an man von einer existenten Literatursprache reden könne, lässt sich schwerlich auf eine jeden befriedigende Weise lösen“ (I. OK. IV, 474).

Es ist nicht die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung, sich mit den Teilproblemen der Entstehung der ungarischen Nationalsprache auseinanderzusetzen. Darum möchte ich des weiteren über die zeitlichen Belange dieses Problems nur darlegen, was mit den hier im engeren Sinne aufgetauchten Problemen, vor allem aber mit der Auffassung des Wesens der Literatursprache enger verknüpft ist. — Wie bereits früher angedeutet, fällt in der ungarischen Sprachentwicklung die Entstehung der ungarischen Nationalsprache und die ihrer geschriebenen Variante, der Literatursprache zeitlich zusammen, ja es handelt sich hier um einen völlig identischen Prozess; darum liegt es auf der Hand, dass wir im Zusammenhang mit der Problematik der Entstehungszeit der Literatursprache zugleich auch die zeitlichen Fragen des Aufkommens der höheren ungarischen Spracheinheit und der diese verkörpernden Nationalsprache erörtern und umgekehrt.

2. Die Entstehungszeit der ungarischen Literatursprache, und damit der ungarischen Nationalsprache, war in neuerer Zeit heftig umstritten und in den einschlägigen Diskussionen wurden ziemlich abweichende Auffassungen dargelegt, bzw. gegeneinander vertreten. Diese Ansichten schwankten hinsichtlich des Zeitpunktes innerhalb einer grossen Zeitspanne und bildeten im grossen drei Gruppen, bei denen es sich um zeitliche Unterschiede von mehreren Jahrhunderten handelte. Diese grossen zeitlichen Abweichungen sind selbstredend vor allem darauf zurückzuführen, dass die Vertreter der entgegengesetzten Auffassungen unter *irodalmi nyelv* (Literatursprache) grösstenteils Verschiedenes verstanden; aber selbst wenn man diesen Umstand in Rechnung stellt, sind die chronologischen Unterschiede überaus charakteristisch und auffallend.

Aus den Bemerkungen Mészölys (I. OK. IV, 476, ÓmSzöv. 254) und Zolnays (I. OK. IV, 484) kann man schliessen, dass sie die Entstehung unserer Literatursprache in eine sehr frühe Zeit, im wesentlichen in die Entfaltungsperiode der ungarischen Schriftlichkeit setzen. Mészöly meint z. B. (vgl. a. a. O.), dass auch in der „Leichenrede“ (Halotti Beszéd) sich die Literatursprache widerspiegle. — Mészöly und Zolnai vertreten die erste Gruppe der erwähnten Auffassungen.

Insofern diese Frage in unserer Literaturgeschichte berührt wird, ergibt sich herkömmlicherweise die Auffassung, dass die ungarische Literatursprache

im 16. Jahrhundert, und zwar in der Kodexliteratur aufgekommen sei. Diese Meinung vertrat im wesentlichen unter anderen J. Horváth (IrKezd.² 258—9) und im gleichen Sinne äusserte sich auch R. Gerézdi (Magyar Századok 52, 59). Unter den Sprachwissenschaftlern hat Bárczi am frühesten und am häufigsten den Standpunkt vertreten, dass sich die ungarische Literatursprache im 16. Jahrhundert entfaltete, wobei er gewöhnlich auf die zweite Hälfte, bzw. auf den Ausgang dieses Jahrhunderts hinwies (z. B. NéprTan. 97—98, MNy. XLVI, 7, I. OK. IV, 473—4, Bev.² 23. Hangtört.² 7 usw.), ja neuerdings bezieht er gewissermassen auch den Ausgang des 15. Jahrhunderts in diesen Fragenkomplex ein (Deme, Nyatlf. 325, Opponentenbegutachten Bárczis). Die auf das 16. Jahrhundert bezüglichen Anschauungen scheint auch Kálmán anzunehmen (MaiNyelv. 12). In diesem Sinne habe auch ich mich über das einschlägige Problem geäussert (Nyjtört. 40, 61). — Diese zweite Gruppe der einschlägigen Meinungen ist verhältnismässig durch die meisten Forscher vertreten.

In der Auffassung einzelner Forscher rückt im Gegensatz zur inner-sprachlichen Prägung der Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Funktion in den Vordergrund. Deme hat schon früher der Auffassung Bárczis widersprochen, indem er z. B. erklärte: „Wir wissen nicht, was Bárczi unter Literatursprache und was er unter Entwickeltheit begreift. Zweifellos aber ist, dass man den in dieser Hinsicht schwankenden Sprachzustand des 17. und 18. Jahrhunderts nicht als Literatursprache bezeichnen kann, insofern er wohl alle Unterschiede der Regionalsprachen, keineswegs aber einen als einzigen anerkannten Haupttypus aufweist.“ (MNy. XLVI, 218); übrigens setzt er sowohl hier wie auch später und noch entschiedener die Schaffung der ungarischen Literatursprache in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, des näheren ins Reformzeitalter (z. B. RefNyelv. 23—5, 46, 65, 82 usw.). Pais scheint zwar eine innerhalb des Sprachbaus schon früh erfolgte Ausprägung der ungarischen Literatursprache anzuerkennen, verweist aber hinsichtlich der Funktion auf spätere Zeitpunkte. So z. B.: „Man könnte sagen, dass die ungarische Literatursprache bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in ihren Hauptzügen gleichsam gegeben war, bloss dass man sich ihrer nicht bediente. In breiten Kreisen der Sprachgemeinschaft wurde sie nicht benützt; und zwar nicht einmal von jenen, die schrieben, d. h. Schriftsteller, die sich dessen bewusst waren, dass sie Literatur schrieben“ (I. OK. IV, 446). Über das 18. Jahrhundert erklärt Pais: „Können wir für diese Zeit von einem einheitlichen Sprachtyp reden, wie ihn die Literatursprache bedeutet? Kaum“; und etwas später: „Die Vereinheitlichung der Sprache in sichtbaren Elementen: in Formen der Rechtschreibung und in Lautformen erfolgte in den zwanziger und dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts.“ (Ebd. 454.) Bezüglich der Funktion sagt Pais noch folgendes: „Im ausgehenden 18. und im angehenden 19. Jahrhundert besteht die hauptsächliche Lebensäusserung unserer Literatur in der wesentlichen Wandlung, die sich

in der Funktion unserer Literatursprache ergibt; wir können es auch so fassen, in ihrer Entfaltung aus einer Gruppensprache oder aus einer Sprache von Gruppen, zur Sprache einer Schicht" (I. OK. IV, 454). Bóka schliesst sich im grossen der Auffassung von Pais an (IrtK. LVIII, 461). — Die dritte Gruppe der Forscher vertritt also im Zusammenhang mit der Chronologie die Ansicht, dass die Literatursprache etwa im angehenden 19. Jahrhundert sich entfaltet habe.

Vielleicht kann man noch in der Besprechung Gáldis über die Abhandlung von Pais den negativen Hinweis erwähnen, dass die Auffassung, die ungarische Literatursprache sei im 19. Jahrhundert aufgekommen, nicht die einzig mögliche Auffassung darstelle (Nyr. LXXIX, 238).

3. Bevor ich nun meine Auffassung bezüglich der Probleme der Chronologie kurz darlegen möchte, sei mir gestattet, diesen Erörterungen zwei allgemeine Belange vorzuschicken.

Die eine Bemerkung betrifft die Trennung der Probleme, die sich auf die Entstehung des inneren Gepräges der Literatursprache, bzw. auf ihre aufkommende gesellschaftliche Funktion bezieht. Ich halte es durchaus für wichtig, diese zwei verschiedenen wissenschaftlichen Gesichtspunkte aufzuwerfen, denn gerade in ungarischen Belangen muss man in beiden Richtungen sorgsam Ausschau halten, d. h. man muss in der Entwicklungsgeschichte der Nationalsprache, bzw. der Literatursprache einerseits die inneren Momente der Vereinheitlichung, d. h. die Momente im Sprachbau, das Aufkommen und die Äusserung der Normelemente in Betracht ziehen und andererseits auf Fragen bedacht sein, wie sich z. B. der soziale Wirkungskreis des fraglichen innersprachlichen Typs gestaltet, wie und auf welche Weise er sich in der Schicht der Schriftsteller verbreitet. Weniger könnte ich aber schon dem Verfahren beipflichten, das diese beiden richtigen Gesichtspunkte einander gegenüberstellt und die einschlägigen Probleme der Chronologie entweder auf Grund des einen oder des anderen entscheiden möchte, — denn ich bin der Ansicht, dass man diese Belange nur in straffer Einheit und in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung untersuchen kann. Die gesonderte Auffassung der Entfaltung von innerem Bau und Funktion der für die gleichsprachige Gesellschaft zumindest potentiell gemeinsamen innersprachlichen Funktion erscheint mir nämlich in mancher Hinsicht als blosser sprachwissenschaftliche Abstraktion, gehören doch diese beiden Momente in der Wirklichkeit ziemlich eng zusammen und sind in der ganzen Sprachentwicklung aufs engste gekoppelt. Infolge dieser starken Wechselwirkung waren in der innersprachlichen Entfaltung unserer Nationalsprache, bzw. Literatursprache die Keime für ihre gesellschaftliche Ausbreitung (Raumwirkung) gegeben, und andererseits hat die soziale Entfaltung die weitere Ausprägung des innersprachlichen Baus in bedeutendem Masse ge-

fördert. Damit sich nämlich dieser innersprachliche Typ sozial auswirken konnte, musste er zumindest in ungarischen Belangen auch in seinem innersprachlichen Bau zustande kommen, d. h. parallel mit seiner sozialen Verbreitung auch tatsächlich existieren; seine Existenz aber bedingt an sich schon einen bestimmten wirtschaftlichen Bewirkungsbereich, denn es ist eben diese Komponente des Sprachideals, welche die Nationalsprache über die übrigen inneren Typen der Sprache erhebt und hierin besteht ihr entscheidendes Merkmal.

Meine zweite Bemerkung nimmt Bezug auf die Kriterien der Entstehung und der Existenz der Nationalsprache, bzw. der Literatursprache auf beiden Ebenen, nämlich auf den Ebenen ihrer besonderen Prägung und ihrer besonderen Funktion. Diese beiden Relationen gehören eng zusammen und hier wäre eigentlich die Frage zu beantworten, wann die allmählichen quantitativen Bereicherungen der Sprachentwicklung in eine andere, neue Qualität umschlagen. Dies aber ist ein überaus kompliziertes Problem, weil man die quantitativen Zusammenhänge auf keinem Gebiet mit zureichender Genauigkeit ermitteln kann und weil man diese quantitativen Relationen „in merito“ schwerlich beurteilen könnte. Was nämlich das Problem der Entwicklung des innersprachlichen Gepräges anbelangt, so ist unter anderem zu erwägen, dass die durch Sprachideal, bzw. Sprachnorm geschaffene Nationalsprache in ihrem innersprachlichen Bau — vor allem in den früheren Perioden ihrer Entwicklung — keineswegs eine vollständige und vollkommene, sondern nur eine sehr relative „Einheit“ darstellt (vgl. Bárczi: I. OK. IV. 472), dass der Henzensche Begriff der *Einheitssprache* (vgl. SchMa. 12) auch heutzutage noch meist eine der sprachlichen Wirklichkeit sehr fern stehende Idee bedeutet, nach der bestenfalls auch der ideale, normalisierte, innersprachliche Typ nur strebt, die er aber auch in seiner überaus entfalteten Form nicht erreicht. Durch diesen Umstand aber lässt sich nur unzureichend feststellen, welcher Zustand der innersprachlichen Entwicklung als Mass der relativen Spracheinheit als eines wesentlichen Merkmals der Nationalsprache gelten kann und soll. — In Bezug auf die Entfaltung der Funktion ist aber unter anderen zu erwägen, dass die nationalsprachliche Variante, welche als Träger der Spracheinheit in Erscheinung tritt, mit ihrer sozialen Ausbreitung nicht nur in den anfänglichen Entwicklungsphasen dieser innersprachlichen Formation die Gesamtheit der sich der Sprache bedienenden Gesellschaft bei weitem nicht erfasst, sondern dass diese Ausdehnung auf die gesamte Sprachgemeinschaft auch im heutigen entwickelten Leben der selbständigen Einzelsprachen noch bei weitem nicht abgeschlossen ist, insofern sich die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft — vor allem in Besitz, Kenntnis und Anwendung der inneren Varianten der Volkssprache, hauptsächlich der verschiedenen Dialekte — sich ihrem Einfluss in beträchtlicher Anzahl entziehen, d. h. die nationalsprachliche Form hat, infolge des hartnäckigen Widerstandes der volkssprachlichen Formation

auch in unseren Tage noch keine gesellschaftliche Vollgeltung und kann in ihrer sozialen Ausbreitung nur allmählich fortschreiten (vgl.: Dauzat, *Geogr.-Ling.* 148; Benkő, *Nyjtört.* 7—9). Dadurch lässt sich aber nur ungenau bestimmen, welches Mass man bei der sozialen Ausbreitung anwenden sollte.

Auf Grund der obigen Erwägungen bin ich der Meinung, dass wir bei der gemeinsamen Beurteilung des Problems nach den Gesichtspunkten des inner-sprachlichen Baus und der gesellschaftlichen Funktion den schwierigeren Weg einschlägen, wollten wir das Kriterium für die Entstehung einer höheren sprachlichen Einheit, bzw. der diese verkörpernden nationalsprachlichen Formation an das Erreichen eines bestimmten — tatsächlich aber unbestimmbaren — Niveaus der allmählichen Bereicherung, an eine konkret nicht fassbare quantitative Zählung binden. Wir können nämlich keineswegs weniger problematischere, immerhin aber sicherere Anhaltspunkte gewinnen, wenn wir auf beiden Ebenen, d. h. sowohl in der Untersuchung der gesellschaftlichen Funktion, als auch des Sprachbaus unser Augenmerk darauf richten, welche „äusseren“ Ursachen der Gesellschaftsgeschichte, die neu ausgerichtete Entwicklung ermöglichen bzw. hervorrufen, und in welcher Form die Tendenzen dieser Entwicklung „innersprachlich“ in Erscheinung treten. Dementsprechend fassen wir in der Entstehung der ungarischen Nationalsprache, bzw. Literatursprache ins Auge, von welchem Zeitpunkt an die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse nachhaltiger in der Richtung wirken, dass das innersprachliche Aufkommen und die soziale Verbreitung der fraglichen Formation möglich wird; des weiteren erwägen wir, wann als sprachliche Widerspiegelung dieser Verhältnisse die Merkmale des innersprachlichen Baus der fraglichen Formation und die Momente der Verbreitung ihres Gebrauchs in Erscheinung treten. Somit können wir die Existenz des die Spracheinheit bedeutenden innersprachlichen Typus mit dem *B e g i n n* der sein Aufkommen hervorrufenden, bzw. nachhaltiger vorwärts treibenden *T e n d e n z e n* ansetzen und nicht mit einer noch besser greifbaren Phase seiner späteren Entwicklung. Durch diese Auffassung wird zugleich erreicht, dass man die Nationalsprache bzw. Literatursprache von ihren Voraussetzungen, von ihren natürlichen Wurzeln weniger trennt.

4. Nach dem Gesagten ist meine Auffassung bezüglich der Chronologie der Entstehung der ungarischen sprachlichen Einheit, bzw. des ihn darstellenden und verkörpernden innersprachlichen Typus die folgende. (Auf ihre ausführliche Darlegung kann ich hier nicht eingehen.)

Der gesamte Fragenkomplex, vor allem aber die Belange der verhältnismässig frühen Entwicklungsphasen wurden in Ungarn noch von niemand mit der wünschenswerten Eindringlichkeit untersucht, so dass man diesbezüglich kaum ein als endgültig gedachtes Urteil abgeben könnte. Im hier erörterten Zusammenhang möchte ich mich teils auf Grund der bisher von anderen er-

schlossenen Materialien, teils aber auf Grund meiner eigenen sprachgeschichtlichen Forschungen und Erfahrungen zur Zeit für das 16. J a h r h u n d e r t und nicht für irgendeine frühere oder spätere Zeitspanne erklären, obschon ich weiss, dass man in der angedeuteten Periode höchstens mit den Teilelementen einer auch nur relativ einheitlichen und auch nur im potentiellen Sinne gesellschaftlich „gemeinsamen“ ungarischen Formation rechnen kann. Dieses Zeitalter wird als Anfangsperiode empfohlen durch die äusseren, historischen Momente, wie das Auftauchen der handschriftlichen kirchlichen Literatur (hauptsächlich Kodexliteratur) in ausgeprägteren organisatorischen Rahmen, das Einsetzen des Buchdrucks, die belebende Kraft der Reformation auf dem Gebiet des Schulwesens und in der Sprache, die mit der Dreiteilung des Landes zusammenhängende umfangreiche Mischung der Bevölkerung, das Aufkommen einer Schicht von Laienliteraten und noch zahlreiche andere charakteristische Faktoren dieser Zeit. Des weiteren empfehlen diese Zeit als Anfangsperiode die inneren, sprachlichen Momente, welche — als natürliche Folgen der zuvor angeführten äusseren Ursachen — auf dem Gebiet des Sprachideals und der Sprachnorm zu dieser Zeit die entschiedenen Anzeichen einer neuen Entwicklung verraten. All dies meine ich in seiner Gesamtheit mit Bezug auf den inneren, im Sprachbau gegebenen Charakter und auf die gesellschaftliche Funktion der Nationalsprache.

Das zuvor Gesagte bedeutet keineswegs, dass es später, nach dem 16. Jahrhundert im Leben unserer Nationalsprache, bzw. Literatursprache keine weiteren wesentlichen Wandlungen gegeben hätte. Solche Perioden der Wandlung zeichnen sich im Laufe der späteren Entwicklung zumindest z w e i m a l deutlich ab. Die eine Periode ist die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, als die Entwicklung unserer Nationalsprache, bzw. Literatursprache in enger Wechselbeziehung sowohl in Anbetracht der innersprachlichen Normalisierung, als auch der Ausbreitung ihres Gebrauches einen überaus grossen Aufschwung nimmt. Die zweite Periode fällt in die letzten zwei bis drei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts und zeichnet sich dadurch aus, dass die Nationalsprache die Entwicklungsphase der „friedlichen Koexistenz“ mit der Volkssprache überwindet und sich anschickt, die verschiedenen volkssprachlichen Formen allmählich einzudämmen und zurückzudrängen.

5. Dem Gesagten ist selbstverständlich — zurückgehend in der Sprachgeschichte — noch hinzuzufügen, dass sich bestimmte, für die sprachliche Vereinheitlichung charakteristische Momente in Ungarn schon vor dem 16. Jahrhundert bemerkbar machten, nur dass es sich in diesen Fällen um vereinzelte Erscheinungen von geringer Intensität handelte. So sind uns zum Beispiel auch in ungarischen Belangen vom Ausgang des Mittelalters mehrere Ansätze bekannt, in denen wir Vorläufer der später auf höherer Ebene erwachsenen sprachlichen Einheit erkennen können (vgl.: Pais.: I. OK. IV. 430—3; Bárczi:

I. OK. IV, 474; sowie Deme, Nyatlf. 325; Kniezsa: I. OK. IV, 475—6; Deme: RefNyelv. 48; Gáldi: Nyr. LXXIX. 235—6; Benkő, Nyjtört. 39—40; usw.). Wohl über die charakteristischsten dieser sprachlichen Momente, über die identischen orthographischen Merkmale der ungarischen Streudenkmäler der Urkundenpraxis sagt Pais: „... es ist nicht ausgeschlossen, dass sich die Ahnung von einer Art ungarischer Spracheinheit zum erstenmal gerade in den Schreibern unserer lateinischen Urkunden des 13.—14.—15. Jahrhunderts regte“ (I. OK. IV, 431).

Diese Erscheinungen können wir als in ihrer Wirkung weiter reichende, nennenswertere Offenbarungen der Spracheinheit — abgesehen von ihrem vereinzeltten Auftreten in einem beschränkten Kreise — schon darum nicht buchen, weil man bei ihnen bedeutend weniger als später, nach dem 16. Jahrhundert die anfänglichen normativen Momente von den infolge der geringen mundartlichen Abweichungen des Ungarischen schon ursprünglich übereinstimmenden Unterschieden auseinanderhalten kann.

Immerhin machen solche frühe Spuren zumindest darauf aufmerksam, dass es auch auf diesem Gebiet irreell, ja geradezu unmöglich wäre, die sprachlichen Erscheinungen allzu straff abzugrenzen, bzw. dass beim Aufkommen der Spracheinheit und der Nationalsprache der qualitative Wandel als Folge bedeutenderer quantitativer Bereicherungen im wesentlichen nur in einem allmählichen Übergang besteht.

Probleme der Periodisierung

1. Ich möchte hier die allgemeine Problematik der sprachgeschichtlichen Periodisierung oder ihre besonderen ungarischen Belange nicht ausführlicher darlegen; im Zusammenhang mit den obigen Erörterungen ergeben sich aber einige Fragen der sprachgeschichtlichen Periodisierung, welche völlig zu übergehen nicht ratsam wäre.

Bekanntlich gibt es im Leben der selbständigen Einzelsprachen mehrere „äussere“ und „innere“ sprachliche Ereignisse, die sich dazu eignen, dass man sie als Anhaltspunkte der sprachgeschichtlichen Periodisierung benützt. So z. B. ist es im Leben zahlreicher Sprachen — unter anderen auch des Ungarischen — ein Ereignis von weittragender Bedeutung, als infolge der Sesshaftwerdung des Volks als Sprachträgers die Sprachformen, bzw. die mundartlichen Unterschiede statt ihrer früheren, anderen Prägung (z. B. Stammesprägung) territorial gebunden werden. — Ein weiteres wichtiges Moment im Leben jeder Sprache dürfte des weiteren die Entfaltung der Schriftlichkeit darstellen, d. h. die — selbstverständlich nicht scharf abgesetzte — „Wende“, als neben der gesprochenen Sprache auch die geschriebene Sprache in Erscheinung tritt. Dieses Ereignis aber verliert sich im Leben der meisten Sprachen

leider nur allzu sehr im Dunkel der Zeiten. Fassbar aber ist diese Erscheinung auf einer für die Sprachwissenschaft gewöhnlich gut abtastbaren Ebene: nämlich in der Erscheinungszeit der überlieferten Sprachdenkmäler, die — wenn man sie auch bei weitem nicht dem Aufkommen der Schriftlichkeit gleichsetzen kann — vom Standpunkt der wissenschaftlichen Wahrnehmung aus als eine ähnliche Erscheinung gelten kann. Nun ist es in ungarischen Belangen ein sehr glücklicher Umstand, dass die Entstehung des Sprachgebietes und die Anfänge der Sprachdenkmäler im grossen zeitlich zusammenfallen. Damit ergibt sich etwa um die Mitte des 10. Jahrhunderts eine Grenze in der ungarischen Sprachgeschichte, die mit grösseren oder geringeren Abweichungen bekanntlich im allgemeinen von allen Forschern angenommen wird.

Im Leben der selbständigen Sprachen scheint aber das Aufkommen des Sprachideals, der Sprachnorm, bzw. die Entfaltung der durch diese bedingten höheren sprachlichen Einheit ein Ereignis von alles andere überragender Bedeutung zu sein; d. h. es handelt sich hier um die ebenfalls nicht scharf abgesetzte „Wende“, als die Nationalsprache auftritt. Diese Wende fällt im Leben der selbständigen Sprachen schon in die Zeit, die sich mit den Mitteln der Sprachgeschichte im allgemeinen schon entsprechend erschliessen lässt, wodurch aber diese Wende für die Periodisierung der Sprachentwicklung eine noch grössere Bedeutung erlangt. — Das Erscheinen der Nationalsprache ist derart charakteristisch und in einem Masse bestimmend, dass man sie im wahrsten Sinne des Wortes als epochal ansprechen darf, insofern sie sich zur Unterscheidung von zwei grossen sprachgeschichtlichen Perioden eignet. Diese beiden Perioden stellen im Leben der selbständigen Sprachen unbedingt die beiden Hauptperioden dar.

Solange in der Sprache die Nationalsprache nicht auftritt, leben in ihr nur innere Formationen von „volkssprachlicher“ Prägung. Diese Zeit im Leben der selbständigen Sprachen kann man als die *Zeit der Volkssprache* bezeichnen. Diese Periode umfasst selbstverständlich den relativ unentwickelten, primitiven Zustand der einzelnen Sprachen.

Sobald in den selbständigen Sprachen die Nationalsprache auftritt, lebt jede Sprache in diesen beiden sprachlichen Haupttypen weiter, weil durch die Nationalsprache die Volkssprache nicht eliminiert wird, sondern diese weiterlebt, selbstverständlich aber nicht mehr „alleinherrschend“ ist, sondern in mehrfacher Hinsicht eine Unterordnung hinnehmen muss. Diese Phase im Leben der selbständigen Sprachen kann man als die *Zeit der Nationalsprachen* bezeichnen, weil für diese Periode — trotz der Koexistenz der beiden inner-sprachlichen Haupttypen — sowohl in Anbetracht der früheren Periode als auch im Hinblick auf die allgemeine Perspektive der Sprachentwicklung vor allem die Existenz der Nationalsprache ausschlaggebend ist. Dieses Zeitalter umfasst selbstverständlich den relativ entwickelteren, moderneren Zustand der selbständigen Sprachen.

Infolge des zeitlich sehr unterschiedlichen Auftretens und der zu verschiedenen Zeitpunkten einsetzenden Geltung des Sprachideals, bzw. der Sprachnorm in den einzelnen Sprachen lässt sich die Grenze zwischen dem Zeitalter der Volkssprache und dem der Nationalsprache — abgesehen von den für eine Sprache kennzeichnenden inneren Schwankungen — in den einzelnen Sprachen in sehr verschiedene Zeiten setzen. Die Grenze also, die man annähernd in das 16. Jahrhundert setzen kann und die zwei grosse Perioden der ungarischen Sprachgeschichte voneinander scheidet, wird als Zeitbestimmung bezüglich ähnlicher Wendepunkte in anderen Sprachen selbstverständlich nicht richtunggebend sein. — Bekanntlich wurde die für die ungarische Sprachentwicklung charakteristische Annahme des 16. Jahrhunderts — ungeachtet kleinerer Abweichungen von einigen Jahrzehnten — als Beginn der sog. „neuungarischen Zeit“ schon bisher allgemein anerkannt, d. h. dieser Einschnitt kann in der Literatur der ungarischen sprachgeschichtlichen Periodisierung auch dann als herkömmlich gelten, wenn er sich nicht aus völlig gleichen Gesichtspunkten ergeben hat (vgl.: Gombocz, *Hangtört.*² 5; Pais: *MNy.* XLV, 311; Bárczi: *MNy.* XLVI, 3, 7, *Hangtört.*² 7; Benkő, *Nyjtört.* 61).

Hier sei nicht als stützendes Argument zur ungarischen sprachgeschichtlichen Periodisierung, sondern als ein interessanter Beitrag erwähnt, dass wir auch in der sowjetischen sprachwissenschaftlichen Literatur eine Auffassung vorfinden, welche den Beginn des Aufkommens der russischen Nationalsprache in einer relativ frühe Zeit, ins 14—15. Jahrhundert setzt (Tschernych: *БесрМокВН.* 1955/1: 149). In der rumänischen Sprachgeschichte macht sich seit dem 17. Jahrhundert das Streben nach einer „Koine“ bemerkbar (Gáldi: *I. OK.* IV, 484). Der frühe Zeitpunkt des Aufkommens der Nationalsprache in den grossen westlichen Sprachen ist selbstverständlich; in England fallen diese Ansätze z. B. in die Zeit um 1400 (Horn-Lehnert, *LLeb.* I, 11).

2. Ich habe schon früher erwähnt, dass sich im Leben der ungarischen Nationalsprache, bzw. Literatursprache nach ihrem Aufkommen im 16. Jahrhundert noch mindestens zwei wichtige Einschnitte der Wandlung abzeichnen. Diese beiden Zeitpunkte sind schon wegen der Natur der Sache gute Anhaltspunkte für die weitere Einteilung des Zeitalters der ungarischen Nationalsprache. — Der erste Abschnitt des Zeitalters der Nationalsprache reicht bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert, der zweite Abschnitt etwa bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Die Feststellung des Einschnittes am Ende des 18. Jahrhunderts stellt ebenfalls nichts Neues in der ungarischen Sprachwissenschaft dar (vgl.: Gombocz, *Hangtört.*² 5; Pais: *MNy.* XLV, 314, XLVI, 12; Deme: *MNy.* XLVI, 217; Bárczi: *MNy.* XLVII, 135, *Hangtört.*² 7; usw.). —

Wer mit den heutigen Verhältnissen und Beziehungen der ungarischen Nationalsprache und der ungarischen Dialekte auch nur einigermaßen ver-

traut ist, braucht ebenfalls keine ausführlichere Begründung für die Feststellung, dass die ungarische Nationalsprache seit ein bis zwei Jahrzehnten in einen neuen Entwicklungsabschnitt getreten ist. Dieser Zeitpunkt wurde als ausgesprochener sprachgeschichtlicher Einschnitt bisher — wahrscheinlich weil er ausserhalb der herkömmlichen Periodisierung fällt und „neu“ ist — von niemanden erwähnt; bei Bárczi aber kann man — im Jahre 1950 — schon einen richtigen Hinweis finden: „Unsere Sprache dürfte vor einer grossen Umwandlung stehen und mit der raschen Verbreitung der Gemeinsprache und mit dem Verblassen der Dialekte den neuen Weg auch schon beschritten haben.“ (MŇy. XLVI, 7—8.)

Hier möchte ich noch kurz andeuten, dass ich in unserer sprachgeschichtlichen Periodisierung drei Zeitpunkte endgültig nicht annehmen kann. M. E. ergaben sich teils in früherer Zeit, um die Mitte des 14. Jahrhunderts (zu Beginn der „mittelungarischen“ Zeit), teils aber in neuerer Zeit, um 1871 bzw. 1900 (vgl. Bárczi, Hangtört.² 7) im Leben des Ganzen unserer Sprache keine grundlegenden Momente, denen sich ein zeitbestimmender, bzw. abgrenzender Charakter zuschreiben liesse.

Bei der Feststellung der einzelnen Einschnitte unserer Sprachgeschichte betrachte ich nämlich die „inneren“ Details des gesamten Sprachbaus oder seiner Teiltypen, bzw. ihre Wandlung (z. B. die von einigen phonetischen Erscheinungen und bestimmte Veränderungen des Wortschatzes u. ä. m.) nicht als wesentliche Kriterien. Ich kann bei der Periodisierung als wesentliche Faktoren vor allem nur die der Sprachentwicklung zu Grunde liegenden gesellschaftlich-historischen Verhältnisse, bzw. in mehrfacher Hinsicht als deren Folge die Beziehungen zwischen den innersprachlichen Typen, andererseits aber die Voraussetzungen und Möglichkeiten der sprachwissenschaftlichen Untersuchung einzelner Perioden gelten lassen.

3. Im Zusammenhang mit der entscheidenden Bedeutung der Nationalsprache muss unbedingt auf einige Feststellungen der sowjetischen sprachwissenschaftlichen Literatur hingewiesen werden; diese betreffen die Probleme der Sprachperioden und die mit dieser Auffassung zusammenhängenden Probleme des Ungarischen.

In der sowjetischen Sprachwissenschaft werden die Perioden der Sprachentwicklung vorwiegend der von der marxistischen Geschichtswissenschaft verarbeiteten Bestimmung der Begriffe *Volk* und *Nation*, den einzelnen Abschnitten der gesellschaftlichen Entwicklung angepasst. Angesichts der äusseren Geschichte der Sprache ist dies auch dann eine richtige Betrachtungsweise, wenn sie wegen der Natur der Dinge ebenso wenig einen scharf abgehobenen Einschnitt, eine genauere zeitliche Grenze ergeben kann, wie die Anwendung der Nationalsprache als einer Sprachvariante zur Bestimmung einer Epoche. Obschon die sowjetischen Sprachwissenschaftler im allgemeinen

auch in bezug auf die russische Sprache von der genaueren zeitlichen Bestimmung des Periodenwechsels absehen, wird auf Grund ihrer Auffassung die Grenze zwischen den Perioden der „Volkssprache“ und der „Nationalsprache“ in eine verhältnismässig späte Zeit, im wesentlichen in das Zeitalter des Überganges vom Feudalismus zum Kapitalismus gesetzt.

Der Prozess der Nationwerdung wirkt sich im allgemeinen auf die Entstehung einer idealen, einheitlichen gemeinsamen innersprachlichen Variante sowohl in Anbetracht des Sprachbaus, als auch des sozialen Wirkungskreises wesentlich aus (vgl. hierüber noch: Meillet, LangEur. 148 ff.; Weisgerber, GeschKr. 225 ff.). Der Aufschwung, der sich in Ungarn im ausgehenden 18. und im angehenden 19. Jahrhundert in der Entwicklung der Nationalsprache bzw. der Literatursprache nachweisen lässt, entspringt zu einem beträchtlichen Teil den gesellschaftlichen Wandlungen, die mit dem Prozess der Nationwerdung verknüpft waren. Diese Entwicklungsphase im Leben der Nationalsprache bedeutete jedoch in ungarischen Belangen keine Anfangsperiode mehr, so dass man sie in den Beziehungen der Volkssprache und der Nationalsprache als der innersprachlichen Haupttypen nicht als Haupteinschnitt gelten lassen kann, wie sich dies z. B. Deme vorstellt (MNY. XLVI, 224, Nyelvműv. 28 ff., RefNyelv. 23—5). Wie ich aber zuvor angedeutet habe, stellt die fragliche Jahrhundertwende eine sehr wichtige Grenze innerhalb der Periode der Nationalsprache dar, d. h. der Aufschwung des Prozesses der Nationwerdung hat auch in Ungarn seine grosse Bedeutung für die Sprachentwicklung.

Übrigens bin ich der Meinung, dass es in ungarischen Belangen keineswegs angebracht wäre, die Tatsache der Nationwerdung in chronologischer Hinsicht allzu steif, ausschliesslich an eine gegebene Zeit gebunden zu interpretieren. Das Zeitalter der Aufklärung und das Reformzeitalter sind in diesem Zusammenhang wohl die bedeutendsten Marksteine, doch ist der Prozess der Nationwerdung in Ungarn das Produkt eines über einige Jahrzehnte hinausreichenden Ablaufs und seine Wurzeln reichen historisch viel weiter zurück als die oben angedeutete Periode. — Wenn wir das Problem der Nationwerdung und des Aufkommens der Nationalsprache dialektisch betrachten, so müssen wir übrigens darauf hinweisen, dass diese beiden Entwicklungen sich wechselseitig beeinflussen: die Nationwerdung fördert nicht nur die Herausbildung der Nationalsprache, sondern es gilt auch umgekehrt, insofern nämlich die Nationalsprache selbst „einen der wichtigsten und wirksamsten Faktoren bei der Herausbildung der Nation“ darstellt (s. Pais: I. OK. IV, 27; vgl. noch Bóka: IrtK. LVIII, 459).

4. In der Terminologie der sowjetischen Sprachwissenschaft dienen zur Unterscheidung der „volklichen“ und der „nationalen“ Periode der Sprachentwicklung ziemlich fest eingebürgerte Termini technici. Die Fachausdrücke

язык народности und народный язык, die man mit *nemzeti nyelv* (d. h. Nationalsprache) ins Ungarische zu übersetzen pflegt, bezeichnen die „nationale“ Periode im Leben der Sprache (s.: Awanessow—Orlowa: ВопрЯз. 1953/5: 33; Awanessow: ВопрЯз. 1954/3: 137; Iwanow: ВестМоккУн. 1955/1: 149; usw.). Hier ist es besonders wichtig hervorzuheben, dass diese Termini *technici* die Bezeichnung einer Periode, nicht aber die Benennung irgendeines innersprachlichen Typus bergen. Wenn also diese russischen Termini *technici* z. B. in den ungarischen Übersetzungen ziemlich wortwörtlich wiedergegeben werden, also in rein formeller Hinsicht als angebracht erscheinen mögen, haben sie wegen der Nichtbeachtung der in Ungarn schon seit langem im anderen Sinne gebräuchlichen Fachausdrücke *népi nyelv* (d. h. Volkssprache) und *nemzeti nyelv* (d. h. Nationalsprache) zu den Schwankungen in der ungarischen Terminologie nur noch beigetragen. Ich bin der Meinung, dass es künftig richtiger wäre, in diesem Zusammenhang statt der Termini *technici* *népi nyelv* (Volkssprache) und *nemzeti nyelv* (Nationalsprache) die exakteren Fachausdrücke *a nyelv népi korszaka* (die volkliche Periode der Sprache) und *a nyelv nemzeti korszaka* (die nationale Periode der Sprache) zu verwenden, ja die erwähnten russischen Termini *technici* der sowjetischen Sprachwissenschaft auch so zu übersetzen.

Fassen wir die prinzipielle (begriffliche), wie die praktische (terminologische) Seite dieses Problems solchermassen auf — wie es m. E. hier die einzige richtige Auffassung ist —, dann können wir die Ergebnisse der verschiedenen möglichen Gesichtspunkte vereinen und aufeinander gut abstimmen, d. h. auch in der bisher inkonsequenten und daher störenden Terminologie eine ausreichende, zufriedenstellende Ordnung schaffen.

4. Abgesehen von den Übersetzungen aus dem Russischen verwendet bei uns in Ungarn Deme die Fachausdrücke *népi nyelv* (volkliche Sprache) und *nemzeti nyelv* (nationale Sprache) zur Bezeichnung von Abschnitten der Sprachgeschichte (z. B. Nyelvműv. 28 ff, RefNyelv. 5 usw.). Doch findet sich bei ihm auf denselben Begriff bezogen auch der Fachausdruck *népi nyelvek (!) kora* (Periode der volklichen Sprachen!), bzw. *nemzeti nyelv kora* (Periode der nationalen Sprache; z. B. MNy. XLVI, 221—2).

Dass Deme die Periodisierung der Sprache unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist — wie bereits angedeutet — ein völlig richtiges Verfahren. Nicht gänzlich beipflichten kann man aber seiner Auffassung, wie er diese Termini *technici* zur Bestimmung der Perioden begrifflich abgrenzt und determiniert. So betont er z. B. im Falle der *nemzeti nyelv* (nationale Sprache, Nationalsprache), wobei er diesen Fachausdruck zweifellos auf die Periode bezieht, des öfteren und nachdrücklich, dass sie gemeinsam und einheitlich ist. Er sagt u. a.: „Die Nationalsprache ist in der Fassung Stalins für die ganze Nation einheitlich und für jeden ihrer Angehörigen gemein. Man kann

also die Nationalsprache nicht als ein aus besonderen Formen des Sprachgebrauchs zusammengesetztes Mosaik, sondern nur als Einheit begreifen" (Nyelvűv. 28); „Auf Grund der Klassiker des Marxismus-Leninismus und besonders auf Grund von Stalin wissen wir — und erfahren es Tag für Tag —, dass die Nationalsprache für die Gesamtheit der Nation, für alle Angehörigen der Nation einheitlich, d. h. gemeinsam und verständlich ist" (ebd. 32); „[ausser der Literatursprache müssen die übrigen Varianten als] selbständige Formen des Sprachgebrauchs im Laufe der Entwicklung der gemeinsamen Nationalsprache aufgehen und in ihr verschwinden" (ebd. 35).

Diese Auffassung — die durch den Hinweis auf die in wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht bedeutende sprachwissenschaftliche Arbeit Stalins der Kritik nicht entzogen wird — wäre nur dann vorbehaltlos annehmbar, begriffe der Verfasser unter *nemzeti nyelv* (Nationalsprache) den einheitlichen, gemeinsamen innersprachlichen Typ; davon ist aber nicht die Rede, so dass seine Auffassung in mehrfacher Hinsicht unklar oder zumindest strittig erscheint. Erstens ist sie ziemlich „hungarozentrisch", d. h. sie beachtet nicht die besonderen Merkmale der Sprachen, die in ihrem Typ und in ihrer Entwicklung sich vom Ungarischen unterscheiden. Wenn er nämlich die Nationalsprache als Ganzes, mit allen ihren innersprachlichen Typen (Mundarten, d. h. Dialekten usw.) begreift — und er begreift sie in diesem Sinne — wie könnte man dann z. B. im Falle des Deutschen, Englischen, Französischen, Spanischen, Italienischen usw. von einer „für alle Angehörigen der Nation" gemeinsamen, einheitlichen Sprache reden, wo doch in diesen Fällen die Träger der Mundarten sich zumeist gar nicht verständigen können. Und weiter: wie könnten die verschiedenen innersprachlichen Typen in der Nationalsprache aufgehen, wenn sie nach Meinung des Verfassers in ihr schon von vornherein enthalten sind.

Soviel ich sehe, vermengen sich in den übrigens sehr sinnreichen und in vieler Hinsicht förderlichen Feststellungen Demes die Begriffe der Sprachperioden und der innersprachlichen Typen: er hat die Prägung, die Funktion der gemeinsamen, einheitlichen innersprachlichen Formation im Auge, spricht aber dabei von der ganzen Sprache, bzw. von einer ihrer Perioden.

Es sei mir gestattet, hier noch zu bemerken, dass ich auch der Ansicht Demes über die Beziehung der Nationalsprache und der Mundarten nicht völlig beipflichten kann, selbst dann nicht, wollte ich die Nationalsprache als Sprachperiode auffassen und in die von ihm angeführten zeitlichen Schranken zwingen. Laut Deme wird die Sprache national, sobald sich die Literatursprache in dem Sinne über die Mundarten erhebt, dass sie „ihrer selbständigen Entwicklung Einhalt gebietet und mit ihrer Zersetzung beginnt", sobald sich also in den Mundarten neue Merkmale kaum noch zeigen, bzw. solche hauptsächlich nur als Ergebnis ihrer Annäherung an die Gemeinsprache auftreten können (RefNyelv. 47). Ohne dass ich auf die Einzelheiten dieses Problems

eingehen möchte, erwähne ich meine Meinung, dass die zuvor erwähnten Kriterien Demes in bezug auf die ungarische Sprache (von der er doch spricht) im wesentlichen nur in den jüngsten Jahrzehnten, besonders aber für die sprachliche Entwicklung der letzten zwei bis drei Jahrzehnte charakteristisch sind, schwerlich aber als Merkmale für das angehende vergangene Jahrhundert, worauf er sie bezieht, Geltung haben dürften. Auf Grund solcher Kriterien wäre also die Existenz der Nationalsprache in Ungarn kaum älter als höchstens einige Jahrzehnte. Was aber Deme selbstverständlich von der Bedeutung der angedeuteten Momente (vor allem der Auflösung der Mundarten, bzw. des intensiven Vordringens der Gemeinsprache) für die Periodisierung im Leben der Sprache darlegt, ist völlig zutreffend. Eben darum habe ich zuvor festgestellt, dass das Ungarische um die Mitte unseres Jahrhunderts in seinem Leben einen wichtigen Markstein erreicht hat.

IV. DIE BESONDEREN PROBLEME DER LITERATURSPRACHE

Der Bau der Literatursprache

1. Die Darlegungen der vorhergehenden Abschnitte bezogen sich nur im grossen hauptsächlich an die allgemeineren Probleme der Sprachentwicklung anschliessend auf die Literatursprache, die jedoch auch besondere Probleme aufweist, welche eingehender als bisher abgehandelt werden müssen. Wie wir gesehen haben, ist die Literatursprache innerhalb der Nationalsprache, bzw. neben der Gemeinsprache eine wichtige, ja funktionell die wichtigste der sog. innersprachlichen Typen, so dass wir in erster Linie untersuchen müssen, welche Merkmale, welche Eigenschaften sie als solcher innersprachliche Typ aufweist. Hier und in den weiteren Abschnitten müssen wir von den Grundproblemen der innersprachlichen Typen ausgehen.

2. In der sprachwissenschaftlichen Auffassung lassen sich die innersprachlichen Typen nicht mit der einfachen Aufzählung von gegebenen konkreten Kategorien, sondern auf Grund einer bestimmten wissenschaftlichen Abstraktion, mittels der Abstraktion auf Grund der Beobachtung sprachlicher Erscheinungen entwickeln.

Mit dieser Tatsache hängt es zusammen, dass die innersprachlichen Typen in der sprachlichen Wirklichkeit, im konkreten individuellen Sprachgebrauch als reine, unvermengte Kategorien, als „Typen“ sich gewöhnlich nicht genügend deutlich abzeichnen. Um in heutigen ungarischen Sprachkategorien, und zwar in den verhältnismässig wichtigeren, umfassenderen Kategorien zu denken, könnte man z. B. nur von verhältnismässig sehr wenigen Individuen feststellen, dass sie die reine ungarische Gemeinsprache oder die ungarische Mundart (besonders aber einen Mundartentyp) rein sprechen,

ganz zu schweigen davon, dass dieselben Individuen auch mehrere innere Sprachtypen nicht nur passiv verstehen, sondern mehrere von diesen Typen, bzw. innersprachlichen Formationen auch aktiv sprechen können; hier sei des weiteren noch erwähnt, dass viele sehr häufig des sprachlichen Typenwechsels fähig sind, denn wir wissen nur allzu gut, dass das Individuum seine Rede der gerade gegebenen Umgebung oder den entsprechenden Anlass anpasst oder anpassen kann (s. Bárczi: NéprTan. 93). — Trotzdem werden sogar Laien (also keine fachgebildeten Sprachforscher) in der Lage sein, die markantesten dieser innersprachlichen Formationen als Typen aus dem Sprachgebrauch von Individuen oder Gruppen zu abstrahieren. Ihre im Sprachbewusstsein vollzogene Abstraktion befähigt sie, diese im individuellen Sprachgebrauch wieder anzuwenden und sie häufig im individuellen Sprachgebrauch wiederzuerkennen. Um bei dem zuvor angeführten Beispiel zu bleiben, wird die Umgebung gegebenenfalls von einem heutigen Ungarischsprechenden feststellen oder zumindest annähernd wahrnehmen können, ob der von ihm gelegentlich, oder ständig benützte, nicht völlig „reine“ innersprachliche Typ im allgemeinen die Gemeinsprache oder einen Dialekt darstellt. — Selbstverständlich gibt es in jeder Sprachgemeinschaft zahlreiche Individuen, die einen sehr nachdrücklich geprägten Übergangstyp oder einen Mischtyp sprechen, so dass man bei diesen Sprechern auf Grund ihres individuellen Sprachgebrauchs die genauere Kategorisierung unmöglich ausführen kann (vgl. Horger, NytAl. 94). — Es liegt auf der Hand, dass der Fachmann, der Sprachforscher den individuellen Sprachgebrauch in seiner konkreten Erscheinung viel leichter wird abstrahieren können, genauer gesagt, mit einer abstrakten sprachwissenschaftlichen Kategorie wird identifizieren können, als ein Laie mit durchschnittlichem Sprachgefühl — gesetzt den Fall, dass es sich nicht um eine ausgesprochene Übergangsformation handelt. Ein fachkundiger Dialektforscher wird z. B. sogleich bemerken, wann sein Gewährsmann aus der Mundart in die Gemeinsprache hinüberwechselt oder umgekehrt.

Die Existenz, die Realität der Formationen, die aus der innersprachlichen Gliederung entspringen und sich in bestimmten Typen verdichtet haben, lässt sich also auch dann nicht anzweifeln, wenn diese Typen in Wirklichkeit, d. h. im konkreten Sprachgebrauch nur an Hand der grösseren oder geringeren Schwankungen zwischen den einzelnen individuellen Sprachen wahrnehmbar und auffassbar sind. Diese sprachlichen Kategorien zeigen eigentlich eine doppelte Prägung: sie haben eine „ideale“ Form, die als völlig reiner einheitlicher Typ hauptsächlich nur für das völlig abstrakte Denken und auch hier in erster Linie nur für die sprachwissenschaftliche Betrachtung existiert; des weiteren haben sie eine konkrete „reelle“ Form, welche in der alltäglichen Rede (oder Schrift), d. h. in der Sprache der Individuen in Erscheinung tritt, welche aber der idealen, völlig abstrakten Formvariante in Anbetracht ihrer inneren Einheit, Reinheit und Abgrenzung wohl

nur beiläufig nahekomen kann. — Diese inneren Formationen der Sprache (wie z. B. die Gemeinsprache) werden schon von Paul als wissenschaftliche Abstraktionen erwähnt (Prinz.⁴ 404). Eine ähnliche Auffassung vertritt auch Bally (LingGén.² 24), wobei er selbstverständlich ebenfalls die reinen, sprachwissenschaftlich aufgefassten Begriffe meint. Laut Bach sind Begriffe, wie z. B. Schrift-, Hoch- oder Gemeinsprache eher nur in der Idee gegeben (Idealtypen) als in der Wirklichkeit (DtMa.² 3, 4); anderenorts meint Bach, dass die reine Mundart oder die reine Schriftsprache nur etwas Gedankliches, in der Wirklichkeit nicht völlig Fassbares seien (DtMa.² 256).

Für die Sprachwissenschaft und ihr Untersuchungsgebiet sind selbstverständlich sowohl die abstrakten, wie die konkreten Varianten; „Verwirklichungsformen“ der inneren Typen der selbständigen Sprache von Interesse. Die Bedeutung der idealen, abstrahierten, reinen Formationen besteht darin, dass sie für die sprachwissenschaftliche Kategorisierung, für die Abgrenzung dieser Formationen und für die vergleichende Untersuchung der gewonnenen Typen „prinzipielle“ Anhaltspunkte bieten; so kann man z. B. die Bestimmung des Begriffes der Gemeinsprache und die Ermessung der in der sprachlichen Wirklichkeit erscheinenden einzelnen Formationen im Vergleich zu ihr von der abstrakten Seite dieses Sprachtyps in Angriff nehmen. Noch grössere Bedeutung haben aber die reellen, konkreten Formen, weil man es in der sprachwissenschaftlichen Praxis, bei den konkreten sprachlichen Untersuchungen hauptsächlich, ja fast ausschliesslich mit diesen Verwirklichungsformen zu tun hat; so führen wir z. B. die Untersuchung der Gemeinsprache im Grunde genommen an dem innersprachlichen Typ durch, der nicht die „reine“, abstrahierte, ideale Variante, sondern vielmehr die Formation darstellt, welche in der konkreten sprachlichen Wirklichkeit zum idealen Typ der Gemeinsprache tendiert, diesem Typ nahezukommen sucht.

All dies geht selbstverständlich auch damit einher, dass die idealen Varianten der innersprachlichen Typen ein engeres, ihre reellen Varianten dagegen ein weiteres Begriffsfeld bilden, d. h. diese im Hinblick auf die Gesamtheit des Sprachbaus im Allgemeinen ein wesentlich grösseres Gebiet umfassen. Des weiteren möchte ich diese Frage auch in ihren Einzelheiten erhellen.

3. Wenn wir nun die bisherigen Erwägungen auf die Literatursprache konkretisieren und die Frage aufwerfen, mit welchem Gepräge die erwähnten idealen und reellen Formen in diesem innersprachlichen Typ in Erscheinung treten, so lässt sich folgendes sagen.

Die i d e a l e, völlig rein abstrahierte Form der Literatursprache ist im wesentlichen mit der Gesamtheit der auf der Ebene der geschriebenen Sprache auftretenden Normelemente, d. h. mit einer geschriebenen Sprachformation identisch, welche in allen Elementen des Sprachbaus die völlige Einheitlichkeit, die vollkommene Normalisierung aufweist. Obschon wir zur

Wahrnehmung dieses Typus der Literatursprache im abstrakten sprachwissenschaftlichen Denken dieser idealisierten Variante bedürfen, wissen wir nur allzu gut, dass diese Form in der konkreten sprachlichen Wirklichkeit nicht existiert, denn dem dieser Form entsprechenden Sprachzustand können selbst die heute lebenden entwickeltsten Literatursprachen bestenfalls nur nahekomen. Obwohl z. B. die heutige ungarische Literatursprache bereits eine ziemlich hohe Stufe der Normalisierung erreicht hat, ist sie letzten Endes von dem Begriff, den der ideale Typ darstellt, noch ziemlich weit entfernt. Sehr zutreffend wird daher von Bárczi festgestellt, dass wir auch im Zusammenhang mit der Sprache von heute zu dem Standpunkt der völligen Verneinung, dass nämlich „eine Literatursprache auch heute nicht existiert, ja dass es sie vielleicht nirgends auf der Welt gibt“ (MNY. XLVII, 134), gelangen müssten, wollten wir in der Literatursprache eine völlige Einheitlichkeit, eine ideale Norm suchen, d. h. ein System, dem jederlei regionale Färbung, jedwedes individuelles und provinzielles Merkmal fremd wäre. — Wie wir in der Geschichte weiter zurückgehen, ergibt sich selbstverständlich im allgemeinen noch deutlicher diese Situation: vor allem die Literatursprachen, die sich ähnlich wie die ungarische entwickelt haben, kommen von der „reinen“, vollkommen einheitlich abstrahierten Variante der Literatursprache immer weiter ab.

Wir richten selbstverständlich unser Augenmerk in erster Linie auf den in reeller, konkreter Form erscheinenden Typ der Literatursprache. Dieser Typ zeigt im Verhältnis zum vorigen in seinem innersprachlichen Bau selbstverständlich eine wesentliche Modifikation: er erfasst nämlich teils Normelemente, teils aber ausserhalb der Norm liegende sprachliche Erscheinungen. Somit ist die konkrete, reelle Variante der Literatursprache ein innersprachlicher Typ, in dem die normativen Erscheinungen bereits eine beträchtliche Rolle spielen, jedoch noch nicht im gesamten Sprachbau überwiegen, sondern auch den von der Normalisierung noch nicht erfassten sprachlichen Elementen das Eindringen gestatten. Diese Variante ist also die Form der Literatursprache, die in der Wirklichkeit auch früher gelebt hat und auch heute lebt, die sowohl einst wie heute durch den individuellen Sprachgebrauch, genauer gesagt, durch die individuelle Schriftlichkeit realisiert wurde, bzw. realisiert wird. Es versteht sich von selbst, dass meine früheren Darlegungen über die Literatursprache, als über einen innersprachlichen Typ, der als eine geschriebene Spielart der Nationalsprache in Erscheinung tritt, in jeder Hinsicht auch für diese reelle Erscheinungsform Geltung haben; ebenso wird es sich auch des weiteren immer um diese konkrete Form handeln.

4. Der Bau der Literatursprache besteht also einerseits aus den Normelementen. Die in der Literatursprache einheitlich verwirklichten normalisierten Erscheinungen (Erscheinungen vom Gebiete der Phonetik, des gramma-

tischen Baus und des Wortschatzes) können wir als *literatursprachliche Norm* (ung. *irodalmi nyelvi norma*) oder vielleicht kurz als *literarische Norm*, *Literaturnorm* (ung. *irodalmi norma*) bezeichnen. Für die ähnliche Benennung solcher oder funktionell ähnlicher Sprachelemente haben wir selbstverständlich schon von früher her zahlreiche Beispiele; so im Deutschen: *schriftsprachliche Norm* (z. B. Paul, Prinz.⁴ 410, 412, 420 usw.); im Russischen: *литературная норма*, *литературно-языковая норма*, *норма литературного языка* (z. B.: Jefimow: *ВопрЯз.* 1953/4: 26, Winogradow: *ИзАН. ОЛЯ.* 1955/5: 306 usw.); im Ungarischen: *irodalmi nyelvi norma* (*literatursprachliche Norm*), *irodalmi norma* (*literarische Norm*, *Literaturnorm*; z. B.: Pais: *I. OK.* IV, 435; Deme: *RefNyelv.* 62; Gáldi: *Nyr.* LXXIX, 240; Benkő, *Nyjtört.* 39—42; usw.).

Nach der Erläuterungen über die Sprachnorm erübrigt es sich, das Wesen und die Merkmale der literatursprachlichen Norm noch eigens ausführlicher darzulegen. Höchstens kann man hier noch bemerken, dass im Bau der Literatursprache die Normelemente das wertvollere, für die künftige Entwicklung wichtigere Sprachmaterial darstellen, vertreten sie doch einerseits in der Dynamik der sprachlichen Entwicklung das ständig aufkommende Neue, andererseits bilden sie gleichsam das Rückgrat, das Gerüst der Literatursprache und sind in dieser ihrer Qualität erstrangige Determinanten und Merkmale dieser sprachlichen Formation (vgl. Winogradow: *ВопрЯз.* 1955/4: 21). Die Entwicklungsstufe der Literatursprache wird in jedem beliebigen Zeitpunkt dadurch determiniert, in welchem Verhältnis die in ihr enthaltenen neuen Erscheinungen zur Gesamtheit des fraglichen innersprachlichen Typus stehen.

Das ständige Vordringen, die Verbreitung und die Festigung der literatursprachlichen Norm stellt auch in der Entwicklung der ungarischen Literatursprache das wichtigste Moment dar und verdient bei der Untersuchung dieses innersprachlichen Typus die vorzüglichste Beachtung. Schon aus dieser Tatsache folgt, dass die jeweilige Entwicklung, bzw. der Zustand der literatursprachlichen Norm im Mittelpunkt meiner vorliegenden Abhandlung steht, befasst sich doch diese mit einem Abschnitt der Geschichte der ungarischen Literatursprache.

Aus dem bisher Gesagten geht klar hervor, dass die literatursprachliche Norm nicht identisch ist mit der Literatursprache, genauer gesprochen, mit ihrer konkreten, reellen Form, sondern vielmehr nur einem Teil von ihr bildet. Die Auseinanderhaltung dieser beiden sprachwissenschaftlichen Begriffe ist sowohl prinzipiell wie praktisch ausserordentlich notwendig.

5. Die weiteren Bestandteile des Baus der Literatursprache sind andererseits die nicht normalisierten (nicht normativen), *a u s s e r n o r m l i c h e n* *S p r a c h e l e m e n t e*. Diese Elemente nehmen im Gesamtkomplex der Literatursprache den Raum ein, der von der literatursprachlichen Norm nicht

ausgefüllt wird, d. h. sie sind „Gegenspieler, Widersacher“ der Norm. Die aussernormlichen Elemente der Literatursprache sind grösstenteils Relikte der Volkssprache: sie stellen in der geschriebenen Variante der aus der Volkssprache hervorgehenden Nationalsprache Bestandteile der überholten sprachlichen Formation dar, sie sind von früher überlieferte, übernommene Erscheinungen und als solche, Schleppgut. Der innersprachlichen Situation der Volkssprache entsprechend vertreten diese sprachlichen Elemente hauptsächlich die aus der territorialen Gliederung der Sprache hervorgegangenen innersprachlichen Typen, d. h. die Mundarten (Dialekte) und die provinziell ausgeglichenen Varianten, kurz die sog. *sprachlichen Provinzialismen* (ung. *nyelvi provincializmusok*); des weiteren sind sie sog. *Elemente der sozialen Jargons* (ung. *társadalmi zsargon-elemek*), die als Erscheinungen der verschiedenen Schichten- und Gruppensprachen auftauchen, sowie *Archaismen* und *Neologismen* (ung. *archaizmusok* und *neologizmusok*). Hierauf verweist im wesentlichen Winogradow, wenn er darlegt, dass die Sprache des literarischen Werkes ausser Erscheinungen der literatursprachlichen Norm verschiedene Archaismen, Dialektformen und Formen der sozialen Jargons usw. aufweist (ВопрЯз. 1955/4: 21).

Hier möchte ich bemerken, dass im Falle der aussernormlichen Elemente der Literatursprache die Provinzialismen im allgemeinen wichtiger sind als die Jargonelemente, ja dass jene diese völlig in den Hintergrund drängen oder zumindest verdrängen können. Der eine — in ungarischen Belangen besonders wichtige — Grund ist der, dass in Ungarn die Nationalsprache, bzw. ihre geschriebene Variante, die Literatursprache durch Legierung der verschiedenen regionalen Sprachtypen (Mundarttypen, provinziellen Typen) entstanden ist und demzufolge die ungarische Literatursprache sprachliche Provinzialismen in grosser Menge geerbt hat und diese besonders in den früheren Perioden in der Literatursprache den Normelementen fast allein gegenüberstehen (hier ganz abgesehen von den vereinzelt auftretenden individuellen Elementen, bzw. Archaismen und Neologismen); dagegen tauchen im Ungarischen die Jargonelemente verhältnismässig spät und nur vereinzelt auf. Der zweite Grund ergibt sich daraus, dass sich die Provinzialismen der Literatursprache in allen ihren Elementen — also auch in den auf diesem Gebiet besonders wichtigen phonetischen Elementen — offenbaren, während die Jargonelemente der Literatursprache hier nur in den zweitrangigen stilistisch geprägten sprachlichen Erscheinungen zu Tage treten (s. darüber ausführlicher weiter unten). Der dritte — mit dem vorigen enger verknüpfte — Grund ist der, dass die Provinzialismen die Literatursprache von den ihr gegenüberstehenden wichtigsten innersprachlichen Typen her berühren und charakterisieren, indessen die Jargonelemente grösstenteils mit den niedrigeren Kategorien der innersprachlichen Typen, mit den Stilvarianten zusammenhängen und grösstenteils nur hinsichtlich der weiteren inneren Gliederung der Literatursprache eine

wesentlichere Rolle spielen (s. auch hierüber die weiter unten folgenden einschlägigen Darlegungen).

Ausser den Provinzialismen und den zumindest in Anbetracht unseres gegenwärtigen Themas im allgemeinen belanglosen Jargonelementen müssen wir — wie bereits zuvor erwähnt wurde — bei der Untersuchung der Literatursprache noch mit Archaismen und Neologismen rechnen. Die Archaismen lassen sich schwerlich von den Provinzialismen absondern, ja sie sind meist provinzieller Herkunft und gehen gleichsam völlig in diesen auf; weil ich es mir in der vorigen Untersuchung nicht zum Ziele gesetzt habe, die Archaismen noch eigens abzuhandeln. Unter den Neologismen finden sich schon infolge der Natur der Dinge sehr viele ausgesprochen individuelle sprachliche Elemente, völlig individuelle Eigenheiten des Schriftstellers, die meistens nie eine soziale Geltung erlangen (s. darüber auch weiter unten); darum sind die Neologismen im Verhältnis zur Gesamtheit des Sprachbaus im allgemeinen ziemlich vereinzelte Erscheinungen, obwohl sich ihre Zahl in bestimmten Perioden der Spracherneuerung selbstverständlich vermehren kann. Die Neologismen treten bekanntlich in erster Linie im „inhaltlichen“ Teil (im Wortschatz und in der Phraseologie) der Sprache in Erscheinung, d. h. sie berühren kaum den „formellen“ Teil des Sprachbaus.

Auf Grund der hier dargelegten Erwägungen darf ich wohl feststellen, dass wir unter den aussernormlichen (nicht normativen) „formellen“ Elementen der Literatursprache zumeist die sprachlichen Provinzialismen zu verstehen haben.

Die Provinzialismen, die in der Literatursprache vorhanden sind und der Norm gegenüberstehen, bilden im Bau des fraglichen innersprachlichen Typus das weniger wertvolle, im Hinblick auf die Zukunft weniger wichtige sprachliche Material, weil sie in der Dynamik der sprachlichen Entwicklung ihre Bedeutung allmählich verlieren und allmählich absterbende, altertümliche Erscheinungen darstellen, die im Gegensatz zur zentralen Stellung der literatursprachlichen Norm nur an der Peripherie liegen, so dass sie keineswegs als erstrangige Merkmale der Literatursprache gelten können. Diese Provinzialismen sind für die Entwicklungsstufe der Literatursprache höchstens in bestimmten negativen Belangen charakteristisch: je weniger Provinzialismen die fragliche innersprachliche Formation aufweist, desto höher ist die Entwicklungsstufe, die von ihr erreicht wurde.

Dieser rückgängige, geringere Wert der aussernormlichen Elemente (der Provinzialismen) der Literatursprache bedeutet aber noch keineswegs, dass sie bei der Untersuchung dieses innersprachlichen Typus eine nur zweitrangige oder geradezu belanglose Rolle spielen, dass man über sie einfach hinwegsehen kann. Die Gestaltung der literatursprachlichen Norm steht zu diesen Provinzialismen in der engsten Wechselbeziehung, insofern die Stellung und das Verhältnis der Provinzialismen zugleich auch den Stand der Norm erhellt. In

dieser Hinsicht handelt es sich um eine Verknüpfung, eine dialektische Einheit, welche unbedingt der gemeinsamen Untersuchung bedarf.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, dass es in der Sprache provinzialistische Eigentümlichkeiten gibt, welche nicht nur den volkssprachlich geprägten Typen einer selbständigen Sprache angehören, sondern zugleich auch organische Bestandteile der Literatursprache der betreffenden Sprache sind. Dadurch, dass diese provinzialistischen Eigentümlichkeiten auch der Literatursprache angehören, geht dieser ihre eigentümliche Prägung noch keineswegs verloren. Sie kann unter gegebenen Verhältnissen auch dann als Literatursprache angesehen werden, wenn in ihr sprachliche Provinzialismen in verhältnismässig hoher Zahl vorhanden sind. — Dieser Zustand der Literatursprache, die Gegenwart der provinziellen sprachlichen Elemente von ziemlich verschiedener Zahl in der Literatursprache, pflegt man in der ungarischen sprachwissenschaftlichen Fachliteratur auch als *mundartliche Prägung* (ung. *nyelvjárásiasság*) der Literatursprache zu bezeichnen (s. Bárczi: I. OK. IV. 474), wobei dieser Terminus technicus — was zumindest das Wesen der Sache anbelangt — auf das grundlegende Problem gut hinweist.

Hier mögen nun noch einige Worte über den ungarischen Terminus technicus *provincializmus(ok)* (*Provinzialismen*), *nyelvi provincializmus(ok)* (*sprachliche Provinzialismen*, *Sprachprovinzialismen*) folgen. Hier handelt es sich im Grunde genommen — in ungarischen Belangen — um eine Benennung, die von den Schriftstellern und Grammatikern der Aufklärungszeit auf denselben Begriff bezogen wurde, für den ich diese Bezeichnung verwende. Dieser Fachausdruck ist besser als die in ähnlichem Sinne mitunter verwendeten anderen Termini technici, wie z. B. ung. *dialektizmus(ok)* (*Dialektformen*) oder ung. *nyelvjárási jelenség(ek)* (*mundartliche Erscheinungen*, *Mundarterrscheinungen*, *Dialekterscheinungen*), teils weil diese in der Dialektologie gewissermassen in einem anderen Sinne — nicht auf die Literatursprache, sondern auf die Mundarttypen bezogen — gebräuchlich sind (Benkő, Nyjtört. 9—12), teils aber weil diese Wendungen nicht von der untersten Wertstufe der territorialen Sprachgliederung, ja meistens nicht einmal unmittelbar von dieser Stufe herrührende Erscheinungen sind, sondern weil sie aus den sog. provinziellen Sprachtypen kommend, in die Literatursprache Eingang gefunden haben. Wegen seines präzisen und ausdrucksvollen Charakters habe ich diesen Terminus technicus (*Provinzialismus*, bzw. *Provinzialismen*) als wertvolle Überlieferung mit Freude übernommen und belebt.

Der Wirkungsbereich der Literatursprache

1. Infolge der unterschiedlichen historischen Entwicklung der einzelnen Sprachen sind auch die Möglichkeiten verschieden, die aus der inner-sprachlichen Gliederung hervorgegangenen Formationen in den einzelnen

Sprachen voneinander abzusondern, sie einzeln „herauszukristallisieren“. Es liegt auf der Hand, dass man im Falle der Sprachen, in deren Leben sich differenzierende Kräfte nicht nur auf territorial-mundartlicher Ebene, sondern auch neben oder über diese nachhaltig ausgewirkt haben, auch die innersprachlichen Typen infolge der grösseren innersprachlichen Abweichungen einander im allgemeinen schärfer gegenüberstellen kann; wo sich aber im Leben der Sprachen die Kräfte der Integration als stärker erwiesen haben oder die differenzierenden Kräfte zumindest nicht stärker zur Geltung kommen liessen, lassen sich die einzelnen Formationen wegen der geringeren innersprachlichen Abweichungen nur viel schwieriger abgrenzen.

Im Hinblick auf die grossen westlichen Sprachen zeigen sich. z. B. — hauptsächlich zwischen den wichtigsten innersprachlichen Typen — ziemlich scharf ausgeprägte Unterschiede, die auch in der alltäglichen sprachlichen Praxis verhältnismässig deutlich in Erscheinung treten und als sprachwissenschaftliche Abstraktion noch klarer hervortreten. Darum können die Individuen in diesen Sprachen sich sehr sinnfällig zweier oder mehrerer innersprachlicher Formationen bedienen, wodurch sich die sog. „innere Zweisprachigkeit“ als ziemlich lebendige und deutlich greifbare Wirklichkeit darstellt (vgl.: Paul, Prinz.⁴ 411; Dauzat, *VieLang.* 10, *GéogrLing.* 150; Bally, *Lang.* 162; Mitzka, *DtMa.* 87; usw.). — Im Falle des Ungarischen ergibt sich aber in sprachwissenschaftlicher Hinsicht eine andere — ungleich schwierigere — Situation: selbst die hauptsächlichsten, die wichtigsten Kategorien unterscheiden sich in Wirklichkeit nur in sehr verschwindendem Masse voneinander, ja bestimmte innere, sprachliche Abgrenzungskriterien — wie z. B. Unterschiede im morphologischen Bau — fehlen sozusagen völlig. Darum bedeutet die Feststellung, bzw. Abgrenzung und Beschreibung der aus der innersprachlichen Gliederung hervorgegangenen Formationen in ungarischen Belangen eine viel schwierigere Aufgabe und führt auch im Falle besonders sorgfältiger Erwägungen nicht immer zu ausreichend deutlich fassbaren Ergebnissen.

Hier ist aber sogleich zu bemerken, dass die geringen inneren Unterschiede des Ungarischen zwar einerseits bei der Untersuchung der innersprachlichen Gliederung für den Sprachforscher einen grossen Nachteil bedeuten, andererseits aber auch v o r t e i l h a f t sind: diese Begebenheit zwingt nämlich die ungarische Sprachwissenschaft, ihre Untersuchungsmethoden aufs feinste zu entwickeln, diese sozusagen auf das Gebiet der „Mikrophilologie“ zu verlegen. Dies aber ist in der Entwicklung unserer wissenschaftlichen Disziplin ein sehr wesentlicher Umstand.

2. Bei der genaueren Abgrenzung der ungarischen Literatursprache und bei der Feststellung ihres Wirkungsbereiches kann uns das Verhältnis dieses innersprachlichen Typus zur Gesellschaft einigermassen als Anhaltspunkt dienen. Einigermassen nur, weil — wie ich hierauf schon früher hin-

gewiesen habe — in der Beziehung der innersprachlichen Typen zu den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen sich im Laufe der Zeit bestimmte Verlagerungen ergeben haben können, ja vielfach auch tatsächlich ergeben haben.

Über die gesellschaftlichen Beziehungen der Literatursprache sagt Pais folgendes: „Die Literatursprache hat eine Gruppensprache oder mehrere Gruppensprachen zum Ausgangspunkt, um dann die ganze Sprachgemeinschaft zu erfassen . . . Im Aufkommen der Literatursprache und in ihrer Entwicklung können infolge ihrer überaus starken Verbindungen zur Kultur klassenbedingte Momente gegeben sein oder sind auch gegeben“ (I. OK. IV, 426).

Die ungarische Literatursprache war in den früheren Abschnitten ihrer Geschichte tatsächlich durch starke Bande an eine bestimmte soziale Schicht gebunden. In diesem Zusammenhang handelt es sich hier selbstverständlich nicht um ausgesprochene Probleme einer Klassensprache, sondern bloss darum, dass in der Entwicklung und im Gebrauch der Literatursprache eine soziale Gruppe eine wesentliche Rolle spielte. Diese Gruppe war in früheren Zeiten, im 16–17. Jahrhundert noch eine verhältnismässig enge Schicht der Schriftsteller und der Vertreter der Intelligenz, die zahlenmässig erst in den späteren Jahrhunderten zusehends erstarkte.

In einer sehr wichtigen Periode der Entwicklung unserer Literatursprache, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, spielte die Bindung an diese verhältnismässig noch geschlossene gesellschaftliche Gruppe im Leben dieses innersprachlichen Typus noch immer eine bedeutende Rolle: die Literatursprache war zu dieser Zeit im Besitz der damaligen „Intelligenz“. Praktisch bedeutete dies soviel, dass wir die zeitgenössische ungarische Literatursprache im grossen und ganzen in den Schriftwerken vorfinden, die aus der Feder der Vertreter der damaligen Intelligenz hervorgingen: Schriftsteller und Dichter, Journalisten und Professoren, Lehrer und Geistliche, Ärzte und Ingenieure der damaligen Zeit produzieren die Schriftlichkeit, die man im allgemeinen als Literatursprache betrachten kann. — Die ungarische Literatursprache ist später diesem verhältnismässig engen gesellschaftlichen Rahmen selbstverständlich entwachsen. Im Laufe der Zeit beteiligten sich in wachsendem Masse die verschiedensten Schichten der Gesellschaft teils an ihrer weiteren Entwicklung, teils an ihrem Gebrauch. Trecsényi-Waldapfel stellt in diesem Zusammenhang fest: „An der Entwicklung der Literatursprache waren die Klassen nicht nebeneinander, sondern nacheinander beteiligt“ (I. OK. III, 21). Heutzutage bedienen sich z. B. schon die breitesten Schichten des Volkes in ihrer schriftlichen Praxis der ungarischen Literatursprache.

Über die Beziehungen der Literatursprache zu bestimmten Gruppen der Gesellschaft spricht ausführlicher Jefimow. Seiner Meinung nach haben wir unter den Entwicklern und Förderern der Literatursprache, in seinem Wortgebrauch unter den „Meistern des Wortes“ (мастера слова) nicht nur die

Dichter und die Prosaschriftsteller zu verstehen, sondern schon in früherer Zeit einen weit grösseren Kreis von schriftkundigen Menschen; in der Gegenwart zählen aber schon bedeutende Schichten der Gesellschaft zu diesem Kreis: Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Wissenschaftler, Publizisten, Pädagogen usw. (БонпЯз. 1953/4: 23). Laut Deme bedienten sich „unsere klassischen Schriftsteller, unsere grossen Wissenschaftler und Politiker“ der Literatursprache und trugen zu ihrem Ausbau durch ihre Werke bei (Nyelv-műv. 34).

Zur Beziehung der Literatursprache zur Gesellschaft, bzw. zu den Individuen der Gesellschaft, gehört gewissermassen auch das Problem, in welcher Absicht sich die einzelnen Sprachträger in ihrer Schriftlichkeit der Sprache bedienen. Zumindest in einzelnen Abschnitten der Entwicklung der Literatursprache kann dieser Faktor den Wirkungsbereich dieses innersprachlichen Typus schon etwas mehr und sinnfälliger determinieren als seine Beziehung zu den einzelnen sozialen Schichten. Da ich über dieses Problem grösstenteils schon im Zusammenhang mit dem Sprachideal gesprochen habe, möchte ich hier nur noch eine Sache erwähnen. Und zwar, dass vor allem in den früheren Phasen der Entwicklung der Literatursprache die Zugehörigkeit der schriftlichen Praxis eines Verfassers zur Literatursprache auch durch das Streben nach höherer Sprachform, durch das Streben nach inhaltlichem und formellem sprachlichem Mehrwert determiniert, bzw. entschieden wird. Daher kommt es, dass wir zum Beispiel in der Schriftlichkeit des Zeitalters der Aufklärung Texte, welche von den Verfassern — infolge des ideellen Mehrwerts ihres Vorwurfs und des öffentlichen Interesses ihres Werkes usw. — im Bestreben nach höheren Sprachformen in der ihnen als der idealste Typ erscheinenden Form geschrieben wurden, zu den literatursprachlichen Produkten zählen —, dagegen Texte, in denen sich diese sprachliche Absicht nicht offenbart, nicht zu den Werken von literatursprachlichem Niveau rechnen. So zählen wir z. B. die Briefe der Schriftsteller zu den Produkten der zeitgenössischen Literatursprache, schliessen aber aus diesen die durchschnittlichen, gewöhnlichen Privatbriefe aus. Selbstverständlich kann man auch hier keine straffen Grenzen ziehen, sondern eher nur die einzelnen Typen auseinanderhalten.

3. Wollen wir uns dem Problem des Wirkungsbereiches der Literatursprache von den inneren Belangen des Sprachbaus ausgehend nähern, so müssen wir vorher mit einigen Worten die Wertordnung der innersprachlichen Typen berühren. Über die verschiedenen Betrachtungsweisen der innersprachlichen Typen hinaus (z. B. „horizontale“ und „vertikale“ Gliederung, s. Bárczi, Bev.² 15—21), haben nämlich diese innersprachlichen Typen weder in Anbetracht ihrer Stellung im Sprachganzen, noch hinsichtlich ihrer Beziehungen untereinander nicht die gleiche Bedeutung,

nicht den gleichen Rang. Die Feststellung ihrer inneren Wertstufung ist selbstverständlich nicht nur auf Grund des wichtigen prinzipiellen Gesichtspunktes notwendig, damit wir uns in der innersprachlichen Gliederung, bzw. in der aus ihr folgenden Hierarchie der Kategorien besser orientieren und diese eindeutig ihrem tatsächlichen Wert entsprechend ins Auge fassen können, — denn diese der Wertordnung entsprechende Schichtung hat auch ihre praktische Bedeutung: sie ist uns nicht nur in der Absteckung des Wirkungsbereiches der einzelnen innersprachlichen Typen behilflich, sondern bietet uns auch Hinweise dafür, welche Zusammenhänge bei der konkreten wissenschaftlichen Untersuchung der einzelnen innersprachlichen Formationen wir in Betracht ziehen und in welchem Masse wir dies tun müssen, des weiteren auf was für sprachliche Fakten und Elemente wir uns hierbei in erster Linie zu stützen haben.

Die innersprachlichen Typen staffeln sich zumindest in zwei grosse Wertstufen, bilden in dieser Hinsicht zwei Hauptgruppen: die Kategorie „höherer Ordnung“ setzt sich aus den *Sprachvarianten*, die Kategorie der „niederer Ordnung“ aus den *Stilvarianten* zusammen. Da die Literatursprache als Ganzes eine der Sprachvarianten darstellt, sei mir gestattet, mich vorerst mit den Problemen dieser Kategorie auseinanderzusetzen. Auf das Problem der Stilvarianten möchte ich im Zusammenhang mit der inneren Gliederung der Literatursprache später noch eigens zurückkommen.

Im Hinblick auf den inneren Bau, auf die strukturelle Prägung der Sprache, zeichnen sich die Sprachvarianten — im Gegensatz zu den Stilvarianten — dadurch aus, dass sie prinzipiell in Anbetracht aller Elemente der Sprache voneinander durch beträchtliche Unterschiede abgegrenzt sind. Da bei der folgenden Schicht der Stilvarianten meist nur die sog. „inhaltlichen“ Elemente der Sprache, vor allem die Unterschiede der stilaren und phraseologischen Elemente in Betracht kommen, erhalten hier die sog. „formellen“ Elemente der Sprache, vor allem die Elemente der Phonetik und der Morphologie besondere Bedeutung. Hat ein innersprachlicher Typ einen verhältnismässig selbständigen Bau, ein verhältnismässig selbständiges „formelles“ System, wodurch es sich von den übrigen, genauer gesagt von den ihm direkt entgegengesetzten innersprachlichen Formationen gewissermassen abweicht und welches nur für diesen Typ (bzw. für seine eigene innersprachliche Unter-kategorie) charakteristisch ist, so gehört dieser Typ in die Gruppe der Sprachvarianten. — Diese relative „Selbständigkeit“ des für die Sprachvarianten charakteristischen Lautsystems steht selbstverständlich im gesamten Sprachbau nicht isoliert da, tritt nicht im Gegensatz zu den übrigen Elementen des Sprachbaus in Erscheinung. Darunter begreife ich, dass sich die Sprachvariante, welche ein für sie charakteristisches „formelles“ System aufweist, auch durch ziemlich eigentümliche „inhaltliche“ Formen (z. B. Formen des Stils und des Wortschatzes usw.) auszuzeichnen pflegt. Nun ist aber die innere

Einheit der zuletzt erwähnten Formen im allgemeinen viel lockerer — worüber später noch zu sprechen sein wird —, so dass auch mehrere Gruppen und Schichten dieser Formen gegebenenfalls für eine Sprachvariante charakteristisch sein können; daher kommt es, dass ihre Bedeutung für die Klassifizierung eher bei der weiteren inneren Gliederung der Sprachvarianten Geltung erlangt.

In Kenntnis der Natur der inneren Unterschiede des Ungarischen ist es offensichtlich, dass wir uns in ungarischen Belangen bei der Absonderung der Sprachvarianten innerhalb der „formellen“ Sprachelemente — wegen der verschwindenden morphologischen Unterschiede — am besten und am sichersten auf das System der phonetischen Elemente, bzw. auf seine Unterschiede stützen können. Die überaus grosse Bedeutung des Lautsystems für die innersprachliche Typisierung im Ungarischen wird übrigens nicht nur in Betracht der „formellen“ Elemente, sondern auch mit Bezug auf alle, also auch auf die „inhaltlichen“ Elemente des Sprachbaus durch gleichsam mathematische, statistische Gründe besonders nahegelegt. Bekanntlich sind in den innersprachlichen Unterschieden des Ungarischen die lautlichen Abweichungen sprachlich am meisten „ausgelastet“, d. h. sie kommen im ganzen Sprachbau am häufigsten vor. Darauf lässt es sich z. B. zurückführen, dass ein ungarischer Sprecher nur eine ziemlich kurze Lautreihe aussprechen muss, damit wir feststellen können, welchen innersprachlichen Typ er spricht, d. h. ob er sich z. B. der Gemeinsprache oder eines Mundarttyps bedient; würden wir aber nur die von ihm verwendeten Elemente der Morphologie, der Syntax, des Stils, der Phraseologie, des Wortschatzes und Ähnliches mehr in Betracht ziehen, so liesse sich im allgemeinen nur nach einer längeren sprachlichen Äusserung ein einschlägiges Urteil fällen. Von der geschriebenen Sprache aus gesehen, lässt es sich aber hierauf zurückführen, dass das phonetisch-orthographische System eines Textes im Hinblick auf die innersprachlichen Unterschiede und auf die typenmässige Gliederung viel rascher und deutlicher sinnfällig wird als andere Belange dieses Textes.

Es ist also keineswegs ein Zufall, dass man sich bei der Systematisierung der innersprachlichen Kategorien im Werte von Sprachvarianten (z. B. bei der Systematisierung der Mundarttypen) in den Fremdsprachen meistens, im Ungarischen aber fast ausnahmslos den lautlichen Elementen der Sprache zugewandt und aus diesen die entsprechenden Feststellungen gezogen hat. Dies bedeutet — wie dies vielleicht auch aus dem Gesagten hervorgeht — selbstverständlich nicht, dass die ausserphonetischen Komponenten und Bestandteile der Sprachvarianten nicht wichtig und nicht zu untersuchen wären (vgl. Gáldi: Nyr. LXXIX, 239); dies bedeutet nun, dass bei der Abgrenzung, Charakterisierung und gegenseitigen Beziehung der Sprachvarianten ihrem Lautsystem und seiner Untersuchung (im Hinblick auf die geschriebene Sprache ihrem orthographischen System und seiner Untersuchung) die *e n t s c h e i d e n d s t e* Rolle zufällt.

4. In den höheren Kategorien der innersprachlichen Gliederung, in den Sprachvarianten steht die Nationalsprache mit ihrer geschriebenen und gesprochenen Variante den verschiedenen Mundarttypen gegenüber, bzw. mit diesen auf der gleichen Stufe. Obschon die Nationalsprache als organisches Ganzes eine der Sprachvarianten der selbständigen Sprache ist, kann man teils aus prinzipiellen Gründen — nämlich in Anbetracht der grundlegenden Unterschiede zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen Wort —, teils aber aus praktischen Gründen — nämlich in Anbetracht der verschiedenen Erscheinungsgebiete und des diesen entsprechenden unterschiedlichen „Quellenmaterials“ der einschlägigen Untersuchungen — die beiden Formen der Nationalsprache, also die Literatursprache und die Gemeinsprache auch als selbständige Sprachvarianten auffassen. — Die innere Gliederung der Mundarttypen einer selbständigen Sprache wirft selbstverständlich an sich schon zahlreiche komplizierte Probleme auf (vgl. Benkő, Nyjtört. 27 ff.), deren ausführliche Erörterung jedoch nicht in den Rahmen der vorliegenden Untersuchungen gehört.

Die Nationalsprache, bzw. ihr für uns in diesem Zusammenhang vor allem wichtiger Teil, die geschriebene Literatursprache wirkt sich bis dahin aus, soweit der Wirkungsbereich des für diesen Typ hauptsächlich charakteristischen „formell“ geprägten Elementensystems — in ungarischen Belangen vor allem der Wirkungsbereich der phonetischen Elemente —, sowie das für diesen Typ ebenfalls kennzeichnende System der „inhaltlich“ geprägten Elemente sich im Sprachganzen auswirken. In Anbetracht der verhältnismässigen Einheit der Literatursprache als eines innersprachlichen Typs, d. h. mit Hinblick auf die besondere innere Mischung der Normelemente und der Provinzialismen sind für uns selbstverständlich die Normelemente besonders wichtig: darum ist der Wirkungsbereich der Literatursprache zu jeder Zeit in dem sprachlichen Erscheinungsgebiet zu begreifen, welches in erster Linie von den „formellen“ — in ungarischen Belangen hauptsächlich von den phonetischen — Elementen, sowie von den „inhaltlichen“ Elementen der Literatursprache, bzw. von ihrer Norm erfasst wird. — Danach, was ich über die innersprachliche, innerhalb des Sprachbaus vollzogene Abgrenzung der Sprachvarianten zuvor gesagt habe, dürfte es sich erübrigen, dass ich ausführlicher darlege, weshalb ich im Zusammenhang mit der Feststellung des Wirkungsbereiches der Literatursprache die „formellen“ Elemente hervorgehoben an erster Stelle erwähne.

In diesem Zusammenhang kann ich noch darauf hinweisen, was ich später — beim Aufriss der allgemeinen Entwicklungsmerkmale der Elemente der ungarischen Literatursprache — noch werde berühren können, dass sich nämlich die „formellen“ Elemente der Literatursprache im Zuge der Sprachentwicklung zu einem bedeutend geschlosseneren und deutlicher umgrenzten System verflochten haben als ihre „inhalt-

lichen" Elemente, so dass die ersten für eine Abgrenzung der Sprachvariante, welcher sie angehören, viel besser geeignet sind.

Ich habe unter anderem auf Grund der oben dargelegten Erwägungen die Untersuchungen über die Norm der „formellen“ Elemente und innerhalb dieser über die Norm der phonetisch-orthographischen Elemente in den Mittelpunkt der ersten Phase, des ersten Arbeitsabschnittes meiner literatursprachlichen Forschungen gestellt. Abgesehen davon dass diese phonetisch-orthographischen Elemente auch in den Einzelheiten eine genau ermittelbare Antwort auf die wichtigsten Fragen geben, welche mit der Beziehung der zeitgenössischen Literatursprache zu anderen Sprachvarianten, sowie mit ihrem besonderen Bau und mit ihrer inneren Entwicklung zusammenhängen, kann man auch in der Praxis das meiste auf diesem Gebiet verwerten, denn die zeitgenössischen Texte geben hauptsächlich in bezug auf diese phonetisch-orthographischen Elemente ein verhältnismässig rasch und vor allem eindeutig klar erkennbares und systematisierbares Bild. Sehr richtig wird von Pais festgestellt, dass die Entwicklung der Literatursprache an Hand der Rechtschreibung und der Phonetik am leichtesten greifbar ist (I. OK. IV, 485; s. in diesem Zusammenhang noch Paul, Prinz.⁴ 411). — Übrigens ist es völlig selbstverständlich, dass auch die alten Schriftsteller und Grammatiker, die sich mit den Sprachproblemen eingehender auseinandersetzten, an diese Probleme grösstenteils von den phonetisch-orthographischen Verhältnissen der Sprache ihrer Zeit herangingen und uns zur Beurteilung der Literatursprache vergangener Perioden ausserordentlich wertvolle Beiträge bieten.

Diese allgemeine Absteckung des Wirkungsbereiches der Literatursprache lässt selbstverständlich in den Einzelheiten noch zahlreiche Probleme offen, einerseits auf der Ebene der geschriebenen Sprache andererseits aber hinsichtlich der Beziehungen zwischen geschriebener und gesprochener Sprache. Darum muss ich über diese Fragen noch einiges erwähnen.

5. In bezug auf die geschriebene Sprache sind vor allem einige Auffassungen anzuführen, die die Literatursprache als Sprachvariante von den bisherigen Darlegungen mehr oder minder abweichend abgrenzen. Hier dürfte es vielleicht genügen, wenn ich in diesem Zusammenhang nur die in Ungarn wirkenden Anschauungen kurz erwähne.

Wie grösstenteils bereits angedeutet wurde, vertritt Bárczi in Anbetracht des Wesens der Literatursprache folgende Auffassung: in der Beurteilung dieser Sprachvariante als Trägerin der Spracheinheit, sowie in ihrer Auffassung, die über den Kreis der Sprache der schöngeistigen Literatur hinausgeht, unterscheiden sich die Ansichten Bárczis im allgemeinen nicht von den einschlägigen Ansichten dieser Abhandlung. Doch lassen bestimmte Hinweise vermuten, dass Bárczi — zumindest zeitweilig — auch dem Gedanken

nahestand, die ungarische Literatursprache vor allem als die Sprache der schönen Literatur nach dem 16. Jahrhundert aufzufassen. Diese Meinung scheint sich in einigen Feststellungen Bárczis zu widerspiegeln, in denen er die Literatursprache ausschliesslich mit den Merkmalen charakterisieren will, die ihre Stilvariante in der schöngeistigen Literatur betreffen; laut Bárczi zeige die Literatursprache „... — bewusst oder unbewusst — deutliche künstlerische Ansprüche“ (I. OK. IV, 472), oder wie es anderenorts heisst, sei „die Literatursprache . . . der höchste exakte Ausdruck der Gedanken und zugleich künstlerischer Stoff, ein Ästhetikum“ (Bev.² 19; vgl. noch L. Benkő: Nyr. LXXVIII, 151). Die Worte Bárczis werden auch von Bóka als Einengung des Wirkungsbereiches der Literatursprache interpretiert, wobei aber Bóka Bárczi in dieser Hinsicht nicht beipflichtet, denn — wie er sagt — sei nicht nur Petőfis Gedicht, sondern auch die Prosa J. Erdélyis Literatursprache, ob schon diese keinen künstlerischen Stoff darstelle (IrtK. LVIII, 458).

Die Auffassungen Mészölys und Zolnais vom Wirkungsbereich der Literatursprache weichen von meinen bisherigen Darlegungen noch mehr ab. Einerseits bekennt sich Mészöly zu den Unterschieden der Sprache nach „Kunstgattungen“ und vertritt damit mutmasslich die Identifizierung von Literatursprache — Sprache der jeweiligen Literatur, andererseits verknüpft er den Begriff der Literatursprache nicht mit dem Problem der sprachlichen Einheit. Im Gegensatz zu Pais erklärt Mészöly unter anderem: „Es gab schon längst eine Literatursprache, als die Epiker und Lyriker noch der Lautlehre und dem Wortschatz ihrer Mundart entsprechend schufen. Es ist ein Irrweg, die Anfänge der ungarischen Literatursprache in der Einheit der Phonetik und der Rechtschreibung der geschriebenen Sprache zu suchen. Nicht nur die „Leichenrede“ und die „Altungarische Marienklage“, sondern auch das „Testament Drágffys“ sind in der Literatursprache aufgesetzt . . .“ (I. OK. IV, 476; vgl. noch ÓmSzöv. 254). Später wird von Mészöly sogar die zu literarischen Zwecken verwendete gesprochene Sprache aus der Zeit der Vorschriftlichkeit — also in ungarischen Belangen sogar die gesprochene Sprache der ugrischen Zeit — in die Literatursprache einbezogen (ÓmSzöv. 255). — Auch Zolnai scheint gewissermassen ähnliche Ansichten zu vertreten, insofern er die Literatursprache sowohl in zeitlicher Hinsicht, als auch in Anbetracht ihrer Stellung innerhalb des gesamten Sprachbaus in einem sehr weit gefassten Sinne interpretiert. Laut Zolnai „haben wir die Keime der Literatursprache dort zu suchen, wo die Rede schriftlich aufgesetzt wird“; nach der Auffassung Zolnais wäre die Literatursprache z. B. unabhängig davon zu beurteilen, „ob diese geschriebene Sprache in ihrer Geltung auf das ganze Land oder nur auf eine kleinere Sprachgemeinschaft abzielte“ (I. OK. IV, 484). — Die einschlägigen Ansichten Mészölys und Zolnais sind leider — wahrscheinlich wegen ihrer allzu gestrafften Fassung — ziemlich unklar, so dass man sie nicht bis in die Einzelheiten analysieren und erörtern kann. Im Sinne meiner oben dar-

gelegten Auffassung kann ich aber der Meinung Mészölys und Zolnais auch in ihrer Gesamtheit nicht beipflichten.

Wie ich schon weiter oben darauf hingewiesen habe, können die „Grenzen“ des Wirkungsbereichs der Literatursprache im Hinblick auf den inneren Sprachbau und mit Bezug auf die geschriebene Sprache meines Erachtens im allgemeinen immer dort gezogen werden, wo — ausserhalb des Wirkungsbereiches des Sprachideals — die nenneswerte Wirkung der phonetischen (und morphologischen) Norm, sowie die der mit ihr gewöhnlich verknüpften Norm des Satzbaus der Phraseologie und des Wortschatzes aufhört. Dieser Wirkungsbereich entspricht annähernd dem Wirkungsfeld der nach höheren Sprachformen strebenden Schriftlichkeit und erfasst selbstverständlich nicht nur die schöne Literatur, sondern auch das wissenschaftliche, religiöse, verwaltungstechnische usw. Schrifttum von öffentlichem Interesse. Aus der Natur der Sache ergibt sich, dass dieses sprachliche Wirkungsfeld früher enger gezogen war, sich aber im Laufe der Zeit ausweitete und heutzutage schon den überwiegenden Teil der Schriftlichkeit umfasst. Um anschaulicher zu sein, könnte man auch sagen, dass die Literatursprache innerhalb des grossen Kreises der geschriebenen Sprache anfangs nur einen verhältnismässig kleinen Kreis bildete, der jedoch im Laufe der Zeit immer grösser wird und den ihn umgebenden „Rand“ der schriftlichen Sprache in wachsendem Masse einengt. — Aus dieser prinzipiellen Auffassung ergibt sich in praktischer Hinsicht die Forderung, dass man auch die Literatursprache einzelner früherer Perioden an dem sprachlichen Material untersuchen kann, bzw. untersuchen muss, worin sich die um höhere Sprachformen bestrebte schriftliche Praxis der betreffenden Zeit auffinden lässt. Das als „um höhere Sprachformen bestrebte schriftliche Praxis“ bezeichnete Erscheinungs- und Untersuchungsgebiet lässt sich — wie wir gesehen haben — annähernd der Schriftlichkeit gleichsetzen, welche unmittelbar für die Öffentlichkeit bestimmt ist (also: schöne Literatur, des weiteren wissenschaftliche, religiöse, wirtschaftliche, publizistische Literatur und Ähnliches mehr), sowie mit der Schriftlichkeit, die im übertragenen Sinne öffentliches Interesse beanspruchen kann, oder zumindest um höhere Sprachformen bemüht ist (z. B. der Briefverkehr von Schriftstellern). Dieses sprachliche Material aber ergibt offensichtlich einen beträchtlich weiter gefassten Rahmen als die Sprache der schönen Literatur; dies aber ist völlig selbstverständlich, denn die Sprache der schönen Literatur unterscheidet sich in ihrer phonetisch-orthographischen Prägung keineswegs von der Sprache der oben angeführten Erscheinungsgebiete, ganz abgesehen davon, dass sie auch in den beständigeren, grundlegenden Gebieten des grammatischen Baus, welche den Stileinflüssen weniger ausgesetzt sind, also zumeist auf den „formellen“ (morphologischen) Gebieten ebenfalls keine Abweichungen aufweist, die in den Sprachbau tiefer eingedrungen wären; doch ist es selbstverständlich, dass dieses sprachliche Material nicht die ge-

samte Schriftlichkeit der betreffenden Periode erfasst, weil selbst die verhältnismässig bedeutenden Gebiete der anspruchloseren, um höhere Sprachformen nicht bestrebten Schriftlichkeit ausserhalb des Rahmens dieses sprachlichen Materials fallen. Man kann aber auch in diesem Zusammenhang für keine Periode eine scharf abgesetzte Grenze ziehen. Die Literatursprache und die ausserhalb der Literatursprache liegenden „Randfelder“ der geschriebenen Sprache gehen auch synchronisch so ineinander über, wie diachronisch die Literatursprache aus der geschriebenen Sprache hervorgeht: ihre Beziehungen entsprechen den Übergangstönen des Regenbogens.

Diese oder die zumindest ähnliche Interpretierung des synchronischen Wirkungsbereiches der Literatursprache — d. h. die Auffassung des Begriffes der Literatursprache, die über die Sprache der schönen Literatur beträchtlich hinausgeht — kann übrigens als ziemlich allgemein bezeichnet werden. Es dürfte hier genügen, wenn ich von den überaus zahlreichen einschlägigen Belegen auch nur einige anführe. So wird z. B. der Terminus technicus *langue littéraire* von Dauzat ständig annähernd im obigen Sinne verwendet (VieLang. passim). Laut Henzen ist es die Literatursprache, die „vor allem . . . übrigens als Sprache der Dichtung, Wissenschaft, Politik, Verwaltung ein ganzes Sprachgebiet (eint)“ (SchrMa. 14—5). Jefimow ist der Auffassung, dass die Literatursprache im weiteren Sinne des Wortes die Sprache der Literatur, also neben der schöngeistigen Literatur auch die Sprache der wissenschaftlichen, publizistischen und ähnlichen Literatur sei (БонпЯз. 1953/4: 40). Tomaszewski grenzt die Begriffe der *Literatursprache* und der *Sprache der (schöngeistigen) Literatur* deutlich voneinander ab: „Die Literatursprache ist nicht mit der Sprache der (schönen) Literatur identisch . . . ihr Gebrauch geht weit über die Grenzen der schönen Literatur hinaus“ (angeführt in: Nyr. LXXVII, 31). Winogradow ist der Auffassung, dass die Literatursprache zwar nicht die Gesamtheit der Schriftlichkeit umfasse, sich aber auch nicht auf die schöne Literatur beschränke, sondern die gemeinsame Sprache der schönen Literatur, der Wissenschaft und der Verwaltung sei (БонпЯз. 1954/3: 143). — Trencsényi-Waldapfel vertritt folgende Meinung: „Die Literatursprache bedeutet die Verallgemeinerung der Ausdrucksmöglichkeiten der Volkssprache, sie stellt eine vorbildlich entwickelte Norm dar, welche in der Schule unterrichtet, in den Grammatiken und in den Wörterbüchern niedergelegt und kodifiziert wird . . . Die Literatursprache ist die höchste Erscheinungsform der Sprache, deren sich das ganze Volk bedient“ (I. OK, III, 21). Pais fasst seine einschlägige Auffassung folgenderweise zusammen: „Die Literatur ist eine schriftliche Tätigkeit, die für eine grössere Öffentlichkeit und auch für eine fernere Zukunft bestimmt ist. Die Literatursprache stellt die Gesamtheit, das System der sprachlichen Formen dar, die bei solch einer schriftlichen Tätigkeit angewandt werden oder angewandt werden können. Oder in einer anderen Fassung: die Literatursprache stellt sich

als der Sprachtyp dar, der die sprachlichen Varianten einer Sprachgemeinschaft in ihren wesentlichen Elementen ausgleicht und in dem die literarischen Werke, die sich an die betreffende Sprachgemeinschaft wenden oder wenden wollen, zustandekommen, oder zustandekommen können" (I. OK. IV, 425). Tompa vertritt folgende Auffassung: „Ich verstehe unter Literatursprache im allgemeinen die Hauptform der Nationalsprache: die gemeinverständliche und geschliffene Variante, die alle sprachbewussten Ungarn als sprachliches Ideal im Auge hatten. Es liegt auf der Hand, dass diese Variante in ihrer abgeklärtesten Form als die Sprache der Literatur — und auch innerhalb dieser, als die Sprache der schönen Literatur — in Erscheinung trat . . . Nichtsdestoweniger findet sich in der Sprache der für die gebildeten Leser bestimmten politischen, wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Fachliteratur, ja der für die breitesten Leserschichten bestimmten Tagespresse in bedeutenderem Masse kein anderer Lautbestand oder grammatischer Bau; und selbst im Hinblick auf den Wortschatz finden sich nur auf besonderen Fachgebieten, d. h. in dem vom gemeinsamen grundlegenden Wortschatz am meisten abgelegenen Material grössere Abweichungen" (RefNyelv. 315). Bóka nimmt mit Freude zur Kenntnis, dass die von Pais gebotene Bestimmung „den Begriff der Literatursprache nicht auf die Sprache der schönen Literatur einengt" (IrtK. LVIII, 458). Auch Deme äussert sich etwa im obigen Sinne über den Wirkungsbereich der Literatursprache (vgl. Nyelvűv. 33—4), und ähnlich fassen in Ungarn noch zahlreiche andere Forscher diese Frage auf (z. B.: Rácz: Nyr. LXXVIII, 132; Fónagy—Soltész, MoztNy. 16; u. a. m.).

Die Gleichsetzung der Literatursprache mit der Sprache der schönen Literatur wird also im allgemeinen weder durch die einschlägige ausländische — darunter nicht zuletzt die sowjetische — sprachwissenschaftliche Literatur, noch durch die Stellungnahme der ungarischen Sprachwissenschaft erhärtet; im Gegenteil, die Auffassung, welche die Literatursprache mit der Sprache der schönen Literatur identifiziert, wird zumeist scharf zurückgewiesen. Auf Grund der innersprachlichen Typen und an Hand ihrer vergleichenden Analyse kann man in der Sprachwissenschaft selbstverständlich auch gar nicht zu einem anderen Ergebnis gelangen; demzufolge müssen wir uns dieser Gleichsetzung von Literatursprache und Sprache der schöngeistigen Literatur — selbst im Gegensatz zum Sprachbewusstsein der Laien und der wiederholten einschlägigen „wissenschaftlichen" Versuche — a m e n t s c h i e d e n s t e n e n t g e g e n s t e l l e n .

6. Bei der Abgrenzung des Wirkungsbereiches der Literatursprache von den gesprochenen Sprachtypen ergeben sich hauptsächlich in zwei Beziehungen Probleme: das eine Problem ist die Frage der nur im gesprochenen Wort lebenden Literatur, das andere ist die Umsetzung der literatursprachlichen Formen in die gesprochene Sprache.

Mehrere Sprachwissenschaftler sind der Auffassung, dass man die Sprache der *in lebendiger Rede* ausgedrückten „Literatur“ (der oralen Literatur) nicht aus dem Begriffsfeld der Literatursprache ausschliessen dürfe, d. h. sie vertreten die Meinung, dass es auch eine Literatursprache ohne Schriftlichkeit, ja ohne jedwede Beziehung zur Schriftlichkeit gebe. Jespersen ist der Ansicht, dass die orale Literatur für die Entwicklung der Literatursprache ihre besondere Bedeutung habe; in diesem Zusammenhang verweist er auf die Vortragsweise der fahrenden Sänger, die in ihren Liedern im Interesse der Gemeinverständlichkeit die mundartlichen Elemente — auch die Elemente ihrer eigenen Mundart — für gewöhnlich fallen liessen (Mank. 51—3). Nach der Meinung Saussures müsse die Literatursprache (*langue littéraire*), bzw. die Sprachvariante, die man als solche bezeichnen kann, nicht unbedingt eine geschriebene Sprache sein; dass die Literatursprache von der Schrift auch unabhängig sein könne, illustriert er u. a. mit dem Beispiel der Sprache der homerischen Dichtungen (LingGén. 268—9; vgl. hierzu noch Trencsényi-Waldapfel: I. OK. III, 23—4). — In Ungarn hat als erster Horváth angedeutet, dass es auch in ungarischen Belangen eine „unterliterarische“ Schicht gegeben haben mochte, die der Sprache auch ungeschrieben eine literatursprachliche Prägung verlieh (IrKezd.² 78). Pais äussert sich in dieser Frage ziemlich vorsichtig: er ist der Meinung, dass die Texte dieser Vertreter der oralen Literatur von niemandem schriftlich niedergelegt wurden, weshalb sie auch nicht zur Literatur werden konnten (I. OK. IV, 433—4). Bóka ist jedoch der Ansicht, dass die im wesentlichen negative Stellungnahme von Pais der Revision bedarf: man könne bei der Beurteilung der Literatursprache die sprachliche Bedeutung der oralen Literatur nicht übersehen (IrtK. LVIII, 459—60). Auch Gáldi misst der Rolle der mittelalterlichen fahrenden Sänger eine entsprechende Bedeutung bei (Nyr. LXXIX, 236). Die einschlägige — am meisten extreme — Auffassung Mészölys habe ich zuvor erwähnt (Óm-Szöv. 255).

Bei diesem Problem handelt es sich im allgemeinen um einen ganz besonderen Fall, ja es lässt sich sagen, dass wir es hier mit einem *Grenzfalle* zu tun haben. Es lässt sich nicht bezweifeln, dass die orale Literatur auf Grund ihres Wesens, ihrer Bestrebung nach höheren Sprachformen einen inner-sprachlichen Typ produziert oder produzieren kann, der in seinem Aufbau straffer, geschliffener, mit bewusster Sorgfalt gewählt, ist und gegebenenfalls auch die provinziellen Sprachformen zumindest teilweise ausgleicht; — dies spricht dafür, die Sprache der oralen Literatur mit der Sprache der tatsächlichen Literatur in Beziehung zu setzen. Nun hat aber diese Art der Literatur keinerlei Beziehungen zur Schriftlichkeit (denn dass sie später vielleicht schriftlich festgehalten wurde, ist eine sekundäre Tatsache, die jedoch die ursprünglichen sprachlichen Formen keineswegs belangen kann); die Sprache der oralen Literatur entbehrt somit ein wesentliches Merkmal, nämlich die Schrift-

lichkeit der Literatursprache mit allen entscheidenden sprachlichen Folgen dieses Merkmals; — dies aber widerspricht dem Versuch, sie mit der wirklichen Literatursprache zu identifizieren. Übrigens verhält es sich in dieser Frage so, dass man mit Hinblick auf die Sprache der oralen „Literatur“ keineswegs ein globales Urteil fällen kann, denn der Zustand der von dieser „Literatur“ benützten Sprache ist weitgehend zeitlich und durch soziale Verhältnisse bedingt und hängt weiterhin von der jeweiligen allgemeinen Situation der betreffenden Sprache usw. ab: die orale Literatur der Griechen, der Iren, der Ungarn usw. wirft jeweils andere sprachliche Probleme auf, welche die von der betreffenden oralen Literatur benutzte innersprachliche Formation dem von uns umrissenen Begriff der Literatursprache bald näherrücken, bald aber von ihm entfernen. Ich bin jedenfalls der Ansicht, dass die Sprache der ungarischen oralen Literatur des Mittelalters keineswegs diese Sprachvariante widerspiegelt.

In gewisser Hinsicht ergibt sich eine andere Problematik im Zusammenhang mit der Umsetzung von ursprünglich literatursprachlichen Formen in die *g e s p r o c h e n e S p r a c h e*. Ich denke hier vor allem an die Vorlesung von literatursprachlichen Texten (Vorlesungssprache) und an die von Schauspielern vorgetragenen Texte (Bühnensprache), des weiteren an die Äusserungen der Redner (Rednersprache), die in vieler Hinsicht mit der schriftlichen Gewissenhaftigkeit entwickelt, ja meistens im vorhinein niedergeschrieben werden. Alle diese Variationen stehen zur Literatursprache im allgemeinen viel näher als die zuvor erwähnten sprachlichen Formationen, obwohl sie im Grunde genommen noch immer Grenzfälle darstellen, insofern sie nicht völlig innerhalb des Rahmens der Literatursprache fallen, sondern Übergangsformen zur Gemeinsprache bilden (vgl. Kretschmer, Wortgeogr. 9). Ihre Abweichung von der Gemeinsprache wird hauptsächlich dadurch greifbar, dass sie zur Literatursprache in direkter Beziehung stehen, ihre getreue Umsetzung in die Rede darstellen, während der Gemeinsprache dieser völlig unmittelbare Zusammenhang nicht eignet; daraus ergeben sich hauptsächlich stilistische Unterschiede, doch wird diese Tatsache einigermassen auch auf der Ebene des Lautbestandes bemerkbar.

Dass die Literatursprache eine besondere gesprochene Variante hat, die mit der Gemeinsprache nicht völlig zusammenfällt, obwohl sie sich von dieser mit Hinblick auf die grundlegenden Eigenschaften nicht unterscheidet, ist eine Erscheinung, die von zahlreichen Verfassern hervorgehoben wird. Henzen ist in diesem Zusammenhang der Auffassung, dass die gesprochene, genauer gesagt, gelesene Variante der Literatursprache sich hauptsächlich in der Umsetzung von literarischen Texten in die gesprochene Sprache, z. B. bei der Vorlesung eines Gedichtes widerspiegelt (SchrMa. 14—5, 25—6). Henzen ist übrigens nicht für eine allzu starre Abgrenzung der Sprachvarianten; so erklärt er z. B.: „Die Mundart ist ja nicht die gesprochene Sprache schlechthin, auch die Schriftsprache wird gegebenenfalls gesprochen“ (SchrMa. 41). Jefimow bezieht

die gesprochene Form der Literatursprache auf Vorlesungen, Vorträge und Reden (Ansprachen) (БонрЯз. 1953/4: 27). Horger meint, die Literatursprache sei höchstens bei „festlichen Anlässen“ eine gesprochene Sprache (NytAl. 100). Bárczi verweist darauf, dass die Bühnenaussprache literatursprachliche Prägung aufweise, obschon sich in dieser Hinsicht gewisse Schwankungen zeigen (NéprTan. 100).

Ich möchte hier bemerken, dass alle diese Erwägungen im wesentlichen nur für die Sprache von heute praktische Bedeutung haben, denn mit Hinblick auf die Untersuchungen über die Literatursprache sind diese Probleme im allgemeinen rein theoretisch. Die Literatursprache der Vergangenheit können wir nämlich nur an Hand von schriftlichen Quellen untersuchen, in diesen aber finden wir nur die „reine“, geschriebene Form der Literatursprache vor, das unmittelbare Quellenmaterial für die sprachlichen Formationen, die von der Literatursprache zur gesprochenen Sprache hinüberführen, sind für uns — wie auch das lebendige Wort selbst — bedauerlicherweise ein für allemal verloren gegangen.

Die innere Gliederung der Literatursprache

I. Aus dem Wesen der inneren Gliederung der Sprache folgt, dass auch die Literatursprache selbst nicht in jeder Hinsicht ein einheitliches Ganzes darstellt, sondern dass man sie mittels einer eingehenderen Analyse noch weiter zerlegen kann: d. h. die Literatursprache erscheint „nach aussen“ als Einheit, sie ist aber „nach innen“ gegliedert, oder wie Pais geistreich bemerkt, handelt es sich hier um „eine Einheit in der Vielfalt und eine Vielfalt in der Einheit“ (I. OK. IV, 465). Diese innere Gliederung der Literatursprache zeigt jedoch eine andere Prägung als die Gliederung, die ich zuvor im Zusammenhang mit der innersprachlichen Stellung der Sprachvarianten und mit ihrer Beziehung zueinander erwähnt habe.

Mit Bezugnahme auf die Sprachvarianten habe ich bereits erwähnt, dass die innersprachlichen Typen auch eine zweite Wertstaffelung aufweisen, die sich von der ersten, von der Wertstufung der Sprachvarianten in wesentlichen Merkmalen unterscheidet. In diese zweite Linie oder Gruppe der innersprachlichen Typen kann man Formationen einfügen, die sowohl in Anbetracht ihrer Beziehung zu den Sprachvarianten als auch mit Hinblick ihrer Beziehungen untereinander nur als Unterschiede in den „inhaltlichen“ Elementen der Sprache, d. h. in den Unterschieden der wandlungsfähigeren Gruppen der Elemente des Wortschatzes und einzelner Elemente des Satzbaus (der Satzfügung) in Erscheinung treten, jedoch in ihren phonetischen Merkmalen den ihnen unmittelbar übergeordneten Kategorien der Sprachvarianten entsprechend, bzw. die gleichen Merkmale aufweisen, wie die Formationen, welche mit ihnen

in eine Sprachvariante gehören und mit ihnen gleichwertig sind; dagegen zeigen diese Formationen z. B. mit Hinblick auf die morphologischen Abweichungen, die in ungarischen Belangen auch ansonsten in den Hintergrund rücken, keinerlei wesentliche Unterschiede. Die innersprachlichen Typen, die wir zu dieser Gruppe zählen können, weisen also auf dem Gebiet des Satzbaus (der Satzfügung) und vor allem im Hinblick auf den Wortbestand (auf die Phraseologie) eine bestimmte Selbständigkeit oder zumindest besondere Eigenschaften auf; keine Selbständigkeit haben sie jedoch in phonetischer und morphologischer Hinsicht, wobei zu bemerken ist, dass die morphologischen Unterschiede im Ungarischen zumeist sowieso eliminiert werden können.

Weil wir hier die Unterschiede, bzw. die besonderen Merkmale infolge der phraseologisch-stilistischen Faktoren von der Gesamtheit des Sprachbaus zumeist auf das stilistische Gebiet verlegen müssen, eignet sich für diese Formationen der innersprachlichen Gliederung am besten die Bezeichnung ung. *stilusváltozat(ok)*, d. h. *Stilvarianten*. Dass in dieser Hinsicht die Entwicklung eines besonderen Terminus technicus, bzw. die Vereinbarung eines einheitlichen Fachausdruckes keineswegs überflüssig ist, erhellt schon daraus, dass in dem neulich erschienenen stilistischen Lehrbuch für die Universitäten verschiedene Termini technici sehr häufig und ziemlich willkürlich abwechseln: so z. B. *stílusok* (*Stile, Stilarten*), *nyelvi stílusok* (*sprachliche Stile, Sprachstile*), *stílusrétegek* (*Stilschichten*), *stíluselemek* (*Stilelemente*), *stílusfajták* (*Stilarten*), *stílusárnyalatok* (*Stilnuancen*), *stílusváltozatok* (*Stilvarianten*) und was dergleichen noch mehr ist (s. Fábíán—Szathmári—Terestyéni, *MStil.* 6 ff.).

Stilvarianten werden herkömmlicherweise in erster Linie bei den zwei Erscheinungsformen der Nationalsprache, und zwar bei der inneren Gliederung der Literatursprache und der Gemeinsprache nachgewiesen, obschon solche Stilvarianten — welche den ganzen Bau der selbständigen Sprache durchdringen und umspannen — selbstverständlich auch innerhalb der verschiedenen volkssprachlichen Kategorien in Erscheinung treten können.

2. Dass die sprachlichen Formationen dieses Typus nicht ausgesprochen als „sprachliche“ Varianten, sondern eher oder ausschliesslich nur als „stilare“ Varianten aufgefasst werden, dafür gibt es selbstverständlich auch schon in früheren sprachwissenschaftlichen Werken zahlreiche Belege. Kretschmer verweist z. B. darauf, dass die Sprachvariante der Umgangssprache nach innen keine völlige Einheit darstellt, sondern zumindest drei stilare Abstufungen aufweist: 1. Die Vortragssprache oder Repräsentationssprache bzw. Öffentlichkeitsprache, 2. die Verkehrssprache und 3. die familiäre Sprache (Wortgeogr. 10). Migliorini ist der Auffassung, dass man innersprachliche Typen, wie sie sich in der *lingua giornalistica*, *lingua telegrafica*, *lingua burocratica*, *lingua tecnica* usw. darstellen, im Bereich der verschiedenen Stilschichten (z. B. *stile telegrafico*) untersuchen müsse (*LingCont.*² 6, 7, 13 usw.). Bach ist in diesem Zusam-

menhang der Ansicht, dass Sprachformationen, wie die verschiedenen Standessprachen, Berufssprachen und Fachsprachen ausschliesslich als Stilsschichten mit unterschiedlichem Wortschatz zu betrachten seien (DtMa.² 246, 248 usw.). Jefimow erkennt innerhalb der geschriebenen und der gesprochenen Variante der Nationalsprache nur noch verschiedene Stilvarianten (стили), z. B.: die Stilvarianten der schönen Literatur (künstlerischer Stil), die der Publizistik (gesellschaftlicher Stil), der Wissenschaft, der Technik (Produktionsstil), der Verwaltungsämter (Amtsstil) usw. (ВопрЯз. 1953/4: 23). Annähernd die gleiche Meinung wird auch von Winogradow vertreten (ИЗВАН. ОЛЯ. 1955/4: 307). Bárczi erklärt über die Literatursprache, bzw. über ihre innere Gliederung u. a. folgendes: „In territorialer Hinsicht erweist sich (die Literatursprache) in der ganzen Sprachgemeinschaft nach Möglichkeit als einheitlich, ihre Varianten . . . stellen sich eher nur als Stilvarianten dar, mit denen sie sich dem Thema und seinen Stimmungselementen anpasst“ (NéprTan. 93). Jefimow folgend, nimmt auch Rácz die weitere Gliederung der Literatursprache nach Stilsschichten vor (Nyr. LXXVIII. 132).

3. Ich möchte mich hier auf die ausführliche Untersuchung der verschiedenen Stilvarianten weder in Hinsicht auf die Gemeinsprache, noch mit Bezug auf die Literatursprache einlassen. (Man vergleiche hierüber in ungarischer Hinsicht Fábíán—Szathmári—Terestyéni, MStil. 6 ff.). Es sei mit gestattet, hier nur noch zu bemerken, dass sich in der von mir eingehender untersuchten Periode, also im Zeitalter der Aufklärung innerhalb der ungarischen Literatursprache an Hand des zeitgenössischen Quellenmaterials vor allem folgende Hauptstilvarianten abzeichnen: die Stilvariante der schönen Literatur, der wissenschaftlichen Literatur, der religiösen Literatur, der Publizistik (Stilvariante der Presse), der Schule (der Lehrbücher) und der Verwaltung. Innerhalb dieser Stilvarianten finden wir selbstverständlich die Spuren für eine weitere „Gliederung“ vor, so z. B. innerhalb der Stilvariante der schönen Literatur, die dichterische und die prosaschriftstellerische Variante, innerhalb der Stilvariante der wissenschaftlichen Literatur die z. B. die Variationen der Medizin, der Naturwissenschaften, der Landwirtschaft usw. (Hier sei bemerkt, dass z. B. eine so kleine Abteilung, wie die zeitgenössische Literatur der Imkerei sehr deutlich ausgeprägte, besondere stilistische Züge aufweist.) Bei den Stilvarianten der ungarischen Literatursprache dieser Zeit treten aber niemals phonetisch-orthographische Typenunterschiede auf, denn die Abweichungen ergeben sich — im Sinne der obigen Darlegungen — ausschliesslich auf dem Gebiet der stilistisch-phraseologischen Ausprägung. Die einschlägigen Einzeluntersuchungen belangen nicht mehr die Gesamtanalyse der zeitgenössischen Literatursprache, sondern nur die Einzelfragen, welche sich für die einzelnen Stilvarianten als charakteristisch erweisen.

4. In der Reihe der Untertypen der Literatursprache verdient infolge der grossen ideologischen und künstlerischen Bedeutung der schönen Literatur die Stilvariante der schöngeistigen Literatur selbstverständlich auch gesondert eine grosse Aufmerksamkeit; diese Stilvariante kann man bei stilistischen Untersuchungen selbstredend auch als besondere „Einheit“ ins Auge fassen (vgl. über diese Frage: Jefimow: *ВопрЯз*. 1953/4: 40—1; Winogradow: *ИзвАН. ОЛЯ*. 1955/4: 307; Bóka: *I. OK. IV*, 477, *Irtört*. 1958: 334; Gáldi: *I. OK. IV*, 484; usw.). — Die Bedeutung der Stilvariante der schöngeistigen Literatur als einer literatursprachlichen Unterkategorie wird auch dadurch gesteigert, dass diese Stilvariante im Aufkommen und in der Entwicklung der Literatursprache eine sehr grosse, ja massgebliche Rolle spielte, denn sie war gewissermassen der „Kristallisierungskern der Literatursprache. Die schöngeistige Literatur ist ein wahrliches Labor der Auswahl und der Entwicklung der Elemente des literatursprachlichen Baus, meint Jefimow (*ВопрЯз*. 1953/4: 41). Tomaschewski ist der Auffassung, dass an der Entwicklung der Literatursprache nicht nur die schöne Literatur beteiligt ist, dass aber jedenfalls der schönen Literatur der erste Platz gebührt“ (angeführt in *Nyr*. LXXVII, 31). — Die Stilvariante der schöngeistigen Literatur wird in den einschlägigen ungarischen Arbeiten auch als *költői nyelv* (*dichterische Sprache, Dichtersprache, Sprache der Dichtung*) erwähnt (vgl.: *Trencsényi-Waldapfel*: *I. OK. III*, 4; Bóka: *Irtört*. 1958: 334—5).

Nach all dem, was ich über die Schwierigkeiten ausgeführt habe, die sich im Zusammenhang mit der Auseinanderhaltung und Abgrenzung der einzelnen innersprachlichen Typen erheben, dürfte es wohl überflüssig sein, noch gesondert hervorzuheben, dass sich die Grenzen der Stilvariante der schöngeistigen Literatur, ja selbst ihre nur im grossen angedeuteten Umriss zumindest ebenso schwierig feststellen lassen, wie im Falle eines jeden anderen innersprachlichen Typs. Dass ich hierauf trotzdem noch eigens hinweise, erklärt sich daraus, dass diese wesentliche Frage von den Forschern, welche sich zu der Auffassung bekennen, dass Literatursprache und Sprache der schönen Literatur identisch seien, im allgemeinen umgangen wird, bzw. diese Forscher tun so, als hätten sie mit der von ihnen vorgenommene Identifizierung den Bereich der Literatursprache aufs exakteste umrissen. Nun hat aber diese Identifizierung keineswegs die ihr angemassten Vorteile, weil die Sprache der schönen Literatur, d. h. die Stilvariante der schönen Literatur durch unzählige Übergangsformen zu anderen innersprachlichen Typen in Beziehung steht, bzw. mit diesen verbunden ist, wie z. B. mit den Stilvarianten der wissenschaftlichen, religiösen, publizistischen u. ä. Literatur.

Ich habe nicht die Möglichkeit, die besonderen Probleme der Stilvariante der schönen Literatur als einer Unterkategorie der Literatursprache hier eingehender zu erörtern. Ich möchte nur ganz kurz meine Auffassung andeuten,

dass nämlich die Stilvariante der schönen Literatur — obschon sie in Anbetracht der stilaren und phraseologischen Seite der Sprache zweifellos den höchsten, künstlerisch wertvollsten innersprachlichen Typ darstellt — die im allgemeinen charakteristischen Merkmale der Literatursprache nicht in jeder Hinsicht am besten verkörpert. Was z. B. die gestraffte Form, die Normalisierung, die „inhaltliche“ Geschlossenheit und systematische Gliederung des Inhalts anbelangt (s. hierüber noch weiter unten), bleibt die Stilvariante der schönen Literatur hinter einigen inneren Teiltypen, Stilvarianten der Literatursprache, so vor allem hinter der Stilvariante der wissenschaftlichen Literatur in mehrfacher Hinsicht zurück. Daher kommt es, dass die Stilvariante der schönen Literatur wohl nur einen Teil der Gesamtheit der Literatursprache darstellt, zugleich aber in einer bestimmten Hinsicht einen weiteren und zugleich loseren Begriff bedeutet, als der der Literatursprache selbst, weil die Stilvariante der schönen Literatur dem Einfluss von Sprachelementen, die der Norm aus den verschiedensten Richtungen entgegentreten (wie z. B. Provinzialismen, Archaismen, Neologismen, individuelle Elemente) in einzelnen Fällen einen grösseren Spielraum gewährt, bzw. gewähren kann. Selbstverständlich ist diese „Ungebundenheit“ der Stilvariante der schönen Literatur, durch die sie aus der Gesamtheit der Literatursprache gewissermassen hervorsticht, eine natürliche und zweckmässige Eigenschaft, wodurch sie die Geschmeidigkeit erhält, um in allen nach künstlerischen Formen strebenden Kunstgattungen Verwendung zu finden (vgl. Bóka: Irtört. 1958: 334, 336).

5. Die innersprachliche Formation, welche der Wertstufe der Stilvarianten angehört, hat in gewisser Hinsicht eine andere Perspektive der Sprachentwicklung, als sie die Sprachvarianten besitzen. Aus der Reihe der einzelnen Kategorien der Sprachvarianten scheint nämlich nur die Nationalsprache, bzw. die geschriebene und gesprochene Form der Nationalsprache eine gesicherte Existenz zu haben, während sich z. B. die ziemlich zahlreichen Mundartentypen, die es innerhalb der einzelnen selbständigen Sprachen gibt, bzw. gegeben hat, als verfallende, aussterbende Kategorien erweisen; dagegen zeichnen sich für das künftige sprachgeschichtliche Schicksal der Stilvarianten bestimmte Züge der „ewigen Geltung“ ab, die gerade aus den stilaren Unterschieden resultieren, die sich in den Stilvarianten zumeist beständig widerspiegeln und zu jeder Zeit von vornherein gegeben sind. So wird z. B. die Stilvariante der schönen Literatur immer besondere Merkmale aufweisen, durch welche sie sich von der Stilvariante der wissenschaftlichen Literatur unterscheidet; und die jeweilige Sonderstellung der besonderen stilaren Züge von Dichtung und belletristischer Prosa erscheint ebenfalls als eine Selbstverständlichkeit.

Das Problem der provinziellen Literatursprachen

1. Im Zusammenhang mit den Fragen der Literatursprache wird durch die innere Gliederung der Sprachen ein weiteres besonderes und wichtiges Problem aufgeworfen, das zum grösseren Teil mit den Fragen der Sprachvarianten, zum geringeren Teil aber mit den Problemen der Stilvarianten verwandt, im Grunde genommen aber mit diesen nicht identisch ist, sondern gesondert ins Auge gefasst werden muss: dies ist das Problem der provinziellen Literatursprachen.

Bei der Beurteilung dieser Frage müssen wir davon ausgehen, dass die beiden Hauptvarianten der selbständigen Sprachen, die Volkssprache und die Nationalsprache sich — wie wir wissen — weder im Laufe der sprachgeschichtlichen Entwicklung, noch im Hinblick auf den jeweiligen Stand des Sprachbaus voneinander scharf abheben, sondern ziemlich ineinander übergehen, bzw. sich durch Übergangstypen berühren. Diese These gilt sowohl für die gesprochene wie auch für die geschriebene Sprache: diachronisch betrachtet sind Gemeinsprache und Literatursprache gleicherweise aus den verschiedenen Typen der Volkssprache hervorgegangen, synchronisch betrachtet leben sie mit den verschiedenen volkssprachlichen Typen zusammen, und zwar in der engsten Wechselbeziehung, welcher aus ihrer Existenz innerhalb einer selbständigen Sprache überhaupt resultieren kann. Diese diachronischen und synchronischen Beziehungen zwischen Volkssprache und Nationalsprache haben zur Folge, dass sich zwischen diesen zwei innersprachlichen Haupttypen sowohl in der zeitlichen Abfolge als auch im zeitlichen Nebeneinander deutlich ausgeprägte innersprachliche Übergangstypen, „Mischtypen“ herausbildeten, bzw. herausbilden.

Was den Ablauf des Entstehungsprozesses dieser sprachlichen Übergangsformationen anbelangt, so wurden sie hauptsächlich durch Integrationsprozesse gezeitigt, doch kann man ausserdem auch bestimmte Differenzierungsmomente feststellen. Von der Volkssprache, bzw. von den Mundarten aus betrachtet zeigen sie eine ausgesprochene *I n t e g r a t i o n s e n t w i c k l u n g*, insofern sie auf dem Ausgleich der Mundartentypen einzelner grösseren Gebiete beruhen, d. h. sie sind Produkte einer lokalen, provinzialistischen Vereinheitlichung. Aus dem Gesichtswinkel der Nationalsprache aus betrachtet sind sie zumindest teilweise durch eine *D i f f e r e n z i e r u n g s e n t w i c k l u n g* zustandegekommen, insofern an ihrer Entstehung auch die sekundäre, nachträgliche, lokale Färbung der sich in landweitem Massstab auswirkenden Nationalsprache beteiligt ist. Nun stimmt es zwar, dass die Ansätze ihrer Entstehung gewöhnlich mit dem provinziellen Ausgleich bestimmter mundartlicher Bestandteile aufkommen, doch spielt in die Gestaltung der Formationen, die grösstenteils auf der zuvor erwähnten Grundlage bereits zustandegekommen sind, später in wachsendem Masse die

lokale Auflösung der „über ihnen“ — ja, in nicht unbedeutendem Ausmass durch sie — geschaffenen grösseren innersprachlichen Formation, nämlich der Nationalsprache mit hinein, d. h. es kommt hier die territoriale Gliederung der Nationalsprache zur Geltung, die man auf den ständigen Einfluss der verschiedenen Mundarttypen zurückführen kann, welche in den bezüglich der sprachgeschichtlichen Entwicklung „untersten“ sprachlichen Regionen weiterleben. All dies bedeutet zugleich, dass die hier in Frage kommenden sprachlichen Formationen nur zum Teil — obschon zu einem beträchtlichen Teil — die bis heute überlieferten Relikte einer Übergangsperiode der sprachgeschichtlichen Entwicklung, nämlich des am Aufkommen der Nationalsprache mitwirkenden lokalen Ausgleichs sind, z. T. aber Produkte der die Nationalsprache ständig und auch in unseren Tagen beeinflussenden Osmose der heute noch lebendigen und sich im überwiegenden Teil der Sprachgemeinschaft auswirkenden Mundarten darstellen. — Übrigens zeigen diese im Hinblick auf die allgemeine Perspektive der Sprachentwicklung als Übergangsformationen zu wertenden Erscheinungen mit den als Sprachvarianten betrachteten Mundarttypen, nicht aber mit den Stilvarianten eine nähere Verwandtschaft: sie sind im Hinblick auf die künftige Sprachentwicklung ebenso wie die Mundarttypen im Aussterben begriffene Kategorien, die ihre ursprüngliche Prägung unter der absorbierenden Wirkung der Nationalsprache in wachsendem Masse verlieren, und dies auch dann, wenn im Falle dieser Erscheinungen — wie dies zuvor erwähnt wurde — auch Momente einer neueren Differenzierungsentwicklung bis zu einem gewissen Grade möglich sind.

Vom Gesichtspunkt der synchronischen Verhältnisse, der Zusammenhänge des Sprachbaus her betrachtet weisen die Übergangsformationen zwischen Volkssprache und Nationalsprache einen ziemlich gemischten Charakter auf. Im Grunde genommen zeigen sie dieselben Merkmale wie die Sprachvarianten, d. h. sie haben in allen Bestandteilen des Sprachbaus, also auch innerhalb des Lautsystems eine bestimmte Selbständigkeit, bzw. sie zeigen einen Zustand, der ausschliesslich ihnen eigen ist; diese Merkmale aber, die für solche besondere Sprachtypen charakteristisch sind, gehen einerseits in die übrigen mit ihnen korrelativen Übergangstypen über, bzw. sie passen sich diesen an, andererseits gehen sie in den Erscheinungen der ihnen hinsichtlich der Entwicklung „untergeordneten“ Mundarttypen, bzw. der ihnen „übergeordneten“ Nationalsprache auf, so dass nicht einmal die wirksamste sprachwissenschaftliche Abstraktion dessen fähig ist, diese Merkmale auch nur relativ abzugrenzen. Des weiteren wirken hier in nicht unbedeutendem Masse auch die zuvor erwähnten stilistischen Schichten der gesprochenen und geschriebenen Variante der Nationalsprache mit, ja selbst die „horizontale“ und „vertikale“ innersprachliche Gliederung werden auf dieser Ebene miteinander fast völlig vermengt. Es ist nur allzu richtig, was Bárczi über die Abgrenzungsprobleme dieser Schicht der

nersprachlichen Typen sagt: „Es sind dies die weniger gebildeten Varianten der Gemeinsprache, in denen sich die mundartliche Färbung nachdrücklich ausprägt und die fast in unmerklichen Übergängen zum andern Pol, zur Volkssprache hinüberleiten. Diese Varianten sind miteinander durch und durch verflochten, so dass man sie weder voneinander noch von den beiden Gegenpolen abgrenzen kann.“ (NéprTan. 93.) — In den sprachlichen Übergangsformationen, um die es sich hier handelt, erscheinen die Formen der Mundarten gleichsam gefiltert, d. h. die scharfen Unterschiede der Mundarttypen sind einigermaßen verwischt. Dieser lokale, provinzielle Ausgleich bedeutet jedoch keine innere Einheit, wie sie uns im bereits relativ entwickelten Zustand der Nationalsprache entgegentritt; die „Norm“ der Erscheinungen ist hier viel lockerer, schwankender und variabler als im Falle der nationalsprachlichen Einheit. Nun mag es zwar stimmen, dass mit dem Fortschreiten der historischen Entwicklung die innere Einheitlichkeit des Sprachbaus auch in diesen lokalen Ausgleichsformationen einigermaßen zunimmt, sie erreicht aber selbst auf der heutigen, ziemlich hochentwickelten Stufe der Sprachen nicht das für die Nationalsprache bezeichnende Mass der normativen Bindungen: die lockere Fügung des inneren Baus dieser Sprachformationen verrät heute noch, dass es sich hier eigentlich um Überreste früherer Entwicklungsstufen handelt.

2. Für diese innersprachlichen Übergangstypen, die zwischen der Volkssprache und der Nationalsprache stehen, eignet sich sowohl in Anbetracht der sprachgeschichtlichen Entwicklung als auch im Hinblick auf ihre Stellung innerhalb des synchronischen Sprachbaus der Terminus technicus *provinzielle Sprache* oder *Provinzialsprache* (ung. *provinciális nyelv*) oder genauer *provinzieller Sprachtyp*, *Provinzialsprachtyp* (ung. *provinciális nyelvtípus*), doch sei hier bemerkt, dass nach französischem Vorbild auch der Fachausdruck *regionale Sprache*, *Regionalsprache* (ung. *regionális nyelv*) gebräuchlich ist (vgl.: Dauzat, GéogrLing. 149, VieLang. 252; Meillet, LangEur. 149; usw.: *langues régionales*). — Den beiden Seiten, den beiden Erscheinungsformen der Sprache entsprechend muss man diese Formationen auf der Ebene der gesprochenen Sprache, bzw. der geschriebenen Sprache gesondert untersuchen. Dementsprechend kann man diese Übergangsformationen auf der Ebene der gesprochenen Sprache als *provinzielle Gemeinsprache* (ung. *provinciális köznyelv*), auf der Ebene der geschriebenen Sprache aber als *provinzielle Literatursprache* (ung. *provinciális irodalmi nyelv*) bezeichnen. (Vgl. zu diesem Begriff und seiner Benennung in der ausländischen Fachliteratur noch: Schuchardt-Brev. 395: *örtliche Umgangssprache*; Bach, DtMa.² 4, 5, 230: *landschaftliche Umgangssprache*; Mitzka, DtMa. 101: *mundartliche Umgangssprache*; Awanessow, ОбщЯз. 21: *мещанские говоры*; Meillet, LangEur. 149: *langues littéraires locales et régionales*; usw. Von Henzen wird z. B. die Umgangssprache selbst in diesem Sinne begriffen: „ist die Umgangssprache die Sprache der Land-

schaft, zu einer solchen geworden dadurch, dass die Sprecher nicht ortsgebunden, sondern auf den Umgang im grösseren Raum angewiesen sind: ...": SchrMa. 22. Vgl. noch zu diesem Problem: Bárczi: NéprTan. 93, Bev.² 19, MNy. LII, 400; Deme: RefNyelv. 51; Benkő, Nyjtört. 6).

3. Im Zusammenhang mit den provinziellen Sprachen stellt ihre Beziehung einerseits zu den unter ihnen stehenden Mundarttypen, andererseits zu der über ihnen stehenden Nationalsprache sowohl in prinzipiellen als auch in praktischen Belangen ein wichtiges Problem dar, weil ihre sprachwissenschaftliche Betrachtungsweise und die Methode ihrer Untersuchung durch die Art dieser ihrer Beziehungen in mehrfacher Hinsicht determiniert wird. Diese Beziehungen sind problematisch, weil sie in den verschiedenen Phasen der Sprachentwicklung jeweils andere Zusammenhänge aufweisen.

Vor der Ausgestaltung der Nationalsprache stehen die ortsgebunden, provinziell entstandenen sprachlichen Ausgleichsformationen mit den Mundarttypen in näherem Zusammenhang, sie bilden nur hinsichtlich der Sprachentwicklung entwickeltere, „höhere“ Varianten, bzw. Bestandteile der Mundarttypen; der Nationalsprache als Sprachsystem gehören sie aber selbstverständlich nicht an, obschon sie für gewöhnlich historische Voraussetzungen dieses innersprachlichen Typs bilden. -- Ist die Nationalsprache einmal ausgebildet, bewahren die Provinzialsprachen auch weiterhin ihre Beziehungen zu den Mundarttypen, welche sie zusammenfassen und können in der regionalen, territorialen (landschaftlichen) Gliederung der Sprache auch weiterhin mit den Mundarttypen auf gleicher Ebene, mit diesen gemeinsam ins Auge gefasst werden; zugleich aber werden diese Provinzialsprachen zu Teilen der Nationalsprache, gehen in ihr in wachsendem Masse auf, so dass man sie als Widerspiegelung der territorialen Gliederung, der ortsgebundenen Nuancierung innerhalb der Nationalsprache betrachten kann. Aus diesem Gesichtswinkel betrachtet erscheinen sie als „innere“ Varianten der Nationalsprache, als deren weitere Gliederung, und sind daher in gewisser Hinsicht, mit Hinblick auf ihre Wertstufe den Stilvarianten verwandt.

Im Leben der Sprachen, die z. B. dem Ungarischen ähnlich sind und in denen man beim Aufkommen der geschriebenen und gesprochenen Variante der Nationalsprache einen bestimmten zeitlichen Unterschied, eine Phasendifferenz feststellen kann, werden die provinziellen Literatursprachen und die provinziellen Gemeinsprachen (Umgangssprachen) zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebenenfalls eine unterschiedliche Stellung einnehmen, d. h. ihre Beziehung zu den Mundarten, bzw. zur Nationalsprache wird sich unterschiedlich gestalten. Zur Zeit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, als es in Ungarn bereits eine landweit wirkende ungarische Literatursprache, aber noch keine ungarische Gemeinsprache (Umgangssprache) von gleichem

Wirkungsbereich gibt, fallen z. B. die provinziellen Literatursprachen in den Rahmen der Literatursprache und gehören organisch zu deren Problematik; die provinziellen Gemeinsprachen nehmen aber zu dieser Zeit noch nicht die gleiche Stellung ein, sie bilden im Grunde genommen gemeinsam mit den Mundarttypen nur Einheiten der landschaftlichen Gliederung der Sprache, d. h. sie lassen sich nur in den Rahmen der sog. regionalen Sprachtypen fügen, so dass man sie aus diesem Grunde — ungeachtet der entscheidenden Unterschiede bei der Verwertung des zeitgenössischen Quellenmaterials — auch in einer anderen Perspektive untersuchen muss. — Diese Unterschiede im zeitlichen Erscheinen und in der Stellung der provinziellen Sprachen bedeuten selbstverständlich nicht, dass die an das gleiche Gebiet gebundenen provinziell-literatursprachlichen und provinziell-gemeinsprachlichen Typen in einer gegebenen Zeit mit Hinblick auf ihre Entwicklung und auf ihren Bau nicht aufs engste miteinander verknüpft wären und dass demzufolge der ausführliche Nachweis dieser ihrer Beziehung nicht zu den wichtigsten Fragen der Forschung zählen würde. Es liegt nämlich auf der Hand, dass die provinziellen Literatursprachen einen beträchtlichen Teil der Sprachmerkmale, die für sie charakteristisch sind, von den provinziellen Gemeinsprachen (Umgangssprachen) erhalten, die an dasselbe Gebiet wie die provinziellen Literatursprachen gebunden sind.

4. Die provinziellen Literatursprachen, die man als regionale Abschattung, als „innere“ landschaftliche Schichtung der Literatursprache betrachten kann, sind also als organische Bestandteile der sich landweit auswirkenden Literatursprache aufzufassen. Diese Tatsache aber hängt aufs engste mit der wechselseitigen Beziehung der Normelemente der provinzialistischen Elemente in der Literatursprache zusammen.

Die Normelemente der Literatursprache, deren Wirkungsbereich schon das ganze Land umfasst und die eine verhältnismässig hohe Entwicklungsstufe erreicht hat, sind grösstenteils bereits entwickelt und machen sich auch im Bau der provinziellen Literatursprachen geltend, d. h. sie bilden deren organische Bestandteile. Die provinziellen Literatursprachen zeichnen sich gerade durch die Eigenschaft aus, dass sie im Hinblick auf einen Teil der sprachlichen Elemente, die hinsichtlich der Norm „empfindlich“ sind und somit im Sprachganzen eine regionale (landschaftliche), mundartliche Gliederung aufweisen, sowohl miteinander als auch mit der über ihnen stehenden, sie umfassenden Literatursprache übereinstimmen, und durch diese ihre Eigenschaft werden sie mit der eigentlichen, „grossen“ Literatursprache zu einer engen Einheit verbunden. — Dagegen sind — wie wir wissen — die Elemente der landweit wirksamen Literatursprache, welche ausserhalb der Norm fallen und daher provinzialistisch sind, innerhalb der Gesamtheit der Literatursprache nicht identisch, nicht gleichartig, vielmehr wechseln sie ihrer land-

schaftlichen Prägung entsprechend ab; innerhalb der einzelnen provinziellen Literatursprachen können jedoch diese Elemente ziemlich charakteristisch und typisch sein; das bedeutet soviel, dass die aussernormlichen Elemente der Literatursprache mit den besonderen Provinzialismen bald des einen, bald des anderen provinziellen Sprachtyps übereinstimmen.

All dies besagt im wesentlichen, dass sich die Normelemente einerseits und die Provinzialismen andererseits sowohl in der Literatursprache als auch in ihren ortsgebundenen provinziellen Abschattungen mit der gleichen Prägung gegenüberstehen; während jedoch in der Literatursprache die Normelemente die erstrangigen Merkmale, die typischen Merkmale sind, die aussernormlichen Elemente dagegen bloss als heterogene Bestandteile in Erscheinung treten, verhält es sich in den provinziellen Varianten, mit den provinzialistischen, d. h. mit den ausserhalb der landweit wirksamen literatursprachlichen Norm stehenden Elementen so, dass diese zu typischen, für das fragliche sprachliche Teilsystem besonders charakteristischen Sprachmerkmalen werden oder zu solchen werden können. Selbstverständlich bleiben aber die Provinzialismen der gesamten Literatursprache dessenungeachtet auch in ihren ortsgebundenen, lokalen Abschattungen, bzw. sprachlichen Teilsystemen Provinzialismen. — Die landschaftliche Gebundenheit der Provinzialismen der Literatursprache, ihre Eigenschaft, dass sie sich nur innerhalb eines bestimmten Gebietes auswirken, bietet für uns einen Anhaltspunkt bei der Abgrenzung der lokalen Abschattungen der Literatursprache, bei der Nachzeichnung der Umrisse der provinziellen Literatursprachen: für die provinzielle Literatursprache sind innerhalb der grossen Einheit der Literatursprache diese besonderen, nur ihnen eigenen und grösstenteils aus den von ihr erfassten Mundarttypen hervorgegangenen Provinzialismen charakteristisch.

Es dürfte sich hier erübrigen, darauf ausführlicher einzugehen, dass die Auffassung der provinziellen Literatursprachen im Rahmen der inneren Gliederung der Literatursprache, bzw. die Feststellung ihrer mehr oder minder grossen Ähnlichkeit mit den Stilvarianten in Anbetracht der Wertstaffelung der innersprachlichen Typen keineswegs in dem Sinne aufzufassen ist und auch gar nicht aufgefasst werden kann, dass bei der Untersuchung der Entwicklung und des Zustandes der „formellen“ Belange der Literatursprache das Problem der provinziellen Literatursprachen ebenso wie das der Stilvarianten von sekundärer Bedeutung ist. Infolge ihrer besonderen Übergangstellung, infolge ihrer Stellung innerhalb der geschichtlichen Entwicklung und im jeweiligen Sprachbau zeigen uns nämlich gerade die provinziellen Literatursprachen den Weg, der von der Volkssprache zur Nationalsprache, bzw. von der landschaftlichen Sprachgliederung zur sprachlichen Einheit führt, d. h. sie sind in ungarischen Belangen aufs engste verknüpft mit den grundlegenden Momenten der Entstehung der ungarischen Literatursprache, mit den Momenten ihrer Ausgestaltung innerhalb des gesamten ungarischen

Sprachbaus. Demzufolge aber verdient das Problem der provinziellen Literatursprachen, oder wie man sagen kann, das Problem der inneren, landschaftlichen Nuancierung der Literatursprache im Hinblick auf die Entwicklungsgeschichte der ganzen Literatursprache die grösste Aufmerksamkeit.

Die Literatursprache in ihrem Verhältnis zu den übrigen innersprachlichen Typen

1. Diachronisch und synchronisch entwickelte sich, bzw. lebt die Literatursprache mit den übrigen innersprachlichen Typen in enger Berührung und Wechselbeziehung; darum wird der Charakter ihrer Entwicklung und ihres jeweiligen Zustandes durch ihr Verhältnis zu diesen übrigen innersprachlichen Typen in beträchtlichem Masse bestimmt. Das Verhältnis der Literatursprache zu den übrigen innersprachlichen Variationen stellt selbstverständlich keine globale Frage dar, denn die verschiedenen Typen können sich — wegen der Kompliziertheit und Variabilität der innersprachlichen Zusammenhänge — zu der im Mittelpunkt unseres Interesses stehenden sprachlichen Formation höchst unterschiedlich verhalten. Eine klare Auffassung der Unterschiede dieses Verhältnisses ist in Anbetracht der Untersuchungsweise, der Untersuchungsmethode der Literatursprache ein Problem von grundlegender Bedeutung.

Auf Grund dessen, was ich über die Stellung der Literatursprache innerhalb der inneren Gliederung der Sprache und über ihre Abgrenzung von den übrigen innersprachlichen Typen gesagt habe, ist es klar, dass mit Hinblick auf das oben angedeutete Verhältnis im wesentlichen nur die innersprachlichen Typen in Betracht kommen, welche ihrer Wertstufe nach als Sprachvarianten gelten können. Sowohl hinsichtlich der geschichtlichen Entwicklung als auch in Anbetracht des gegenwärtigen Zustandes stehen die Sprachvarianten in Korrelation zur Literatursprache, demgegenüber die Formationen, welche ihrer Wertstufe nach zu den Stilvarianten gehören, nicht in diese Korrelation fallen, weil sie für die Literatursprache nicht „nach aussen“, sondern grösstenteils nur „nach innen“ mit Hinblick auf ihre innere Gliederung kennzeichnend sind.

Die in Anbetracht ihres Verhältnisses zur Literatursprache bedeutsamen Sprachvarianten fallen teils in den Kreis der gesprochenen Sprache, teils aber in den Bereich der geschriebenen Sprache. Innerhalb der gesprochenen Sprache stellt sich einerseits die Beziehung der landschaftlich geprägten Sprachvarianten zur Literatursprache (die Mundarttypen und die Typen der provinziellen Gemeinsprache mit einbegriffen), andererseits aber die Beziehung der Gemeinsprache (Umgangssprache) zur Literatursprache als wichtiges Problem dar. Auf der Ebene der geschriebenen Sprache erweist

sich als zentrales Problem die Beziehung der Literatursprache zu sich selbst, genauer gesagt zur Literatursprache der vergangenen Perioden (d. h. zur literatursprachlichen Tradition). Wir wollen diese Probleme in der obigen Reihenfolge abhandeln.

2. Die Nationalsprache, bzw. ihre uns in diesem Zusammenhang interessierende literatursprachliche Form ist bekanntlich aus der Volkssprache hervorgegangen, hat deren Elemente mitgebracht und weiterentwickelt, und zwar ist diese Form in ungarischen Belangen aus der Legierung der verschiedenen Teile der Volkssprache entstanden, d. h. sie hat — wie wir darüber schon gesprochen haben — die Erscheinungen der verschiedenen Mundarttypen und provinzialsprachlichen Typen vermischt und zu einem gemeinsamen Sprachbau verschmolzen. Dies aber macht offensichtlich, dass die gesprochenen Formationen der Volkssprache, die Mundarttypen und die provinziellen Gemeinsprachen (Umgangssprachen) — die wir im Gegensatz zur Nationalsprache in ihrer Gesamtheit als regionale Sprachvarianten auf der Ebene der gesprochenen Sprache bezeichnen können — Faktoren sind, welche die Entwicklung und den Bau der Literatursprache in entscheidendem Masse determinieren.

Es ist nur selbstverständlich, dass die Literatursprache in ihrem Verhältnis zu den landschaftlichen (regionalen) Sprachvarianten im zeitlichen Ablauf keine gleichartigen Merkmale aufweist. In der früheren, im allgemeinen längeren Phase der Entstehung der Literatursprache wirkten sich die landschaftlichen Sprachvarianten sehr nachhaltig aus; die Provinzialismen z. B., welche im Bau der Literatursprache in grosser Zahl auftauchen, sind aus den landschaftlichen Sprachvarianten unmittelbar übernommene Elemente, ja selbst der überwiegende Teil der Normerscheinungen ist letzten Endes durch die Verallgemeinerung der Erscheinungen einzelner landschaftlicher Sprachvarianten entstanden. Hinsichtlich des „Gebens und Nehmens“ sind es in diesem Zeitabschnitt unbedingt, ja ausschliesslich die landschaftlichen Sprachvarianten, die ihre Elemente der aufkommenden Literatursprache übergeben, so dass der Literatursprache ebenso ausschliesslich die Rolle des Übernehmers zufällt. — Wie jedoch die sprachgeschichtliche Entwicklung fortschreitet, wandeln sich auch diese Verhältnisse. Wie sich das Netz der sprachlichen Norm allmählich ausbreitet und festigt, bzw. wie die Zahl der Provinzialismen zurückgeht und diese allmählich absterben, festigt die Literatursprache ihren inneren Bau immer mehr, gestaltet ihn immer „geschlossener“, so dass die weitere Einwirkung der landschaftlichen Sprachvarianten, das ununterbrochene Einfließen ihrer Elemente in die Literatursprache zusehends unmöglich oder zumindest bedeutend erschwert wird. Mit diesem Wandel innerhalb des hier untersuchten Verhältnisses erstarkt selbstverständlich parallel laufend auch eine entgegengesetzte Wirkung: es ist dies der Einfluss, den die Literatur-

sprache — teils über ihre gesprochene Variante, nämlich über die Gemeinsprache (Umgangssprache) — auf die regionalen (landschaftlichen) Sprachvarianten nimmt. Wir wissen, dass dieser Einfluss dazu führt, dass die an die landschaftliche Gliederung gebundenen, mundartlich bedingten Elemente verblassen und allmählich absterben, was im Hinblick auf das Sprachganze selbstverständlich eine Integration darstellt, vom Gesichtspunkt der einzelnen Mundarttypen aus gesehen aber auch eine Differenzierung sein kann, weil in dem fraglichen mundartlichen Teilsystem — infolge des Eindringens der nationalsprachlichen Formen und wegen der unter ihrem Einfluss auftretenden neuen Formen (Übergangsformen, falsche Rückbildungen usw.) — zumindest zu einer zeitweiligen Vermehrung der innersprachlichen Variationen führen kann (vgl. Paul, Prinz.⁴ 405 ff.).

Auf Grund des Gesagten erscheint die heutzutage ziemlich oft auftauchende These, die Mundarten bilden das wichtigste „Nachschubgebiet“ der Literatursprache, und dass sie mit ihren Elementen die Literatursprache ununterbrochen und im bedeutenden Masse bereichern, in ihrer Gesamtheit als irrig. Sie kann nur in dem Falle zutreffen, wenn sie auf die früheren Entwicklungsphasen der Literatursprache bezogen wird; auf die neuere Zeit, besonders aber auf die Gegenwart verstanden, erweist sie sich gewissermassen als irreführend. Heutzutage wird z. B. in ungarischen Belangen der entwickelte Lautbestand der Literatursprache durch mundartliche Elemente überhaupt nicht bereichert und dasselbe gilt fast auch für die morphologischen und syntaktischen Formen der Literatursprache, denn auch hier kann man nur von einer verschwindenden Bereicherung durch die Mundarten sprechen. Auch beim Wortschatz, der doch eine Kategorie der wandelbarsten Erscheinungen darstellt und auf den man sich in diesem Zusammenhang am meisten zu berufen pflegt, weist in dieser Hinsicht einen so geringen Erweiterungsquotienten auf, dass er im Vergleich zu den Ausmassen der Vermehrung des Wortschatzes der Literatursprache durch andere Mittel fast überhaupt nicht in Betracht kommt. Übrigens verhält es sich in dieser Frage so, dass die Auffassung der Nationalsprache als Sprachideal und die Tatsache, dass sie zur Zeit auch im Bewusstsein der breitesten Volksschichten (also auch derer, welche die Mundart sprechen) als einzige Norm des richtigen Sprachgebrauchs gilt; dies aber bedeutet an sich schon eine unüberwindbare Schutzmauer, die es den mundartlichen Elementen heute verwehrt, in die Literatursprache einzudringen; diese Schutzmauer kann im Ausnahmefall von einigen besonders erfolgreichen und wirkungsvollen Schriftstellern mit der Übertragung einiger mundartlichen Formen in die Literatursprache durchbrochen werden, dies aber ist nur ein winziger Tropfen im Meer der Elemente der Literatursprache.

Es scheint, dass im Gegensatz zu den einseitigen und irrigen Anschauungen, welche auf diesem Gebiet früher vorherrschend waren, schon Pais die Revision dieser Frage für notwendig hält, wenn er der Meinung Lórinces

(vgl. I. OK. II, 417) entgegentritt, und dies selbst dann, wenn er nur vom gegenseitigen Geben und Nehmen zwischen der Gemeinsprache und den Mundarten spricht (I. OK. IV, 456). Völlig eindeutig wird aber die richtige Auffassung in dieser Frage von Jefimow dargelegt, der feststellt, dass die Mundarten in den Anfangsphasen der Entwicklung der Literatursprache für sie zwar eine überaus wichtige Quelle bedeuten, dass sie aber heute die Literatursprache kaum noch bereichern (БонпЯз. 1953/4: 27—8). Auch Tarassenkow ist der Ansicht, dass die Zeiten bereits vorbei seien, in denen man unbegrenzte Möglichkeiten hatte, um aus der Volkssprache schöpfend, die Literatursprache zu bereichern (angeführt in: Nyr. LXXVII, 34—35). Auch Tschukowski ist der Ansicht, dass die Elemente der Regionalsprachen bei der Bereicherung der Literatursprache heute bereits weniger in Frage kommen (angeführt ebd. 36).

Um etwaigen Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich im Zusammenhang mit den obigen Darlegungen vor allem noch zwei Dinge besonders herausstellen. Erstens, dass ich mit den zuvor ausgeführten Feststellungen keineswegs den Eindruck erwecken möchte, dass ich den gegenwärtigen Einfluss der Mundarten auf die Literatursprache ausgesprochen für Null betrachte oder aber, dass ich diesen Einfluss etwa für unerwünscht halte; ich möchte nur im Gegensatz zu bestimmten Dogmen diesen Einfluss den Tatsachen, der Wirklichkeit besser entsprechend auf seinen ihm zukommenden Platz rücken. Zweitens möchte ich bemerken, dass sich meine Ausführungen im allgemeinen auf die gesamte Literatursprache beziehen, nicht aber im besonderen und speziell die Stilvariante der schöngeistigen Literatur oder die individuelle Sprache der einzelnen Dichter und Schriftsteller betreffen, obschon die regionalsprachlichen Elemente heutzutage grösstenteils auch in den zuletzt erwähnten Formationen meistens nur Übergangserscheinungen sind, die mit dem Schriftsteller absterben, d. h. auf der Ebene der Literatursprache „individuelle“, sozial nicht wirksam werdende Formen sind (s. darüber noch weiter unten). — Des weiteren gestatte man mir noch zu bemerken, dass die obigen Darlegungen wegen der Natur der Dinge auch der These nicht widersprechen, dass sich die Literatursprache auch auf der Stufe ihrer verhältnismässigen Entfaltung ständig entwickelt, erweitert und bereichert. In dieser neuen Lebensphase der Literatursprache spielen jedoch nicht sosehr die Mundarten die Rolle des wichtigsten Übergebers, sondern es sind dies zum Teil andere Sprachvarianten (s. die weiter unten folgenden einschlägigen Ausführungen), zum Teil aber ist es die Literatursprache selbst, die diese neuen Formen aus sich heraus produziert und entwickelt. Des weiteren widersprechen die obigen Erörterungen nicht der richtigen These, dass sich die ungarische Literatursprache niemals von den volkssprachlichen Grundlagen losgelöst hat, auf denen sie erwachsen ist (vgl. zu diesem Problem Bárczi: NéprTan. 96—7). Dieses relativ sehr nahe Verhältnis der ungarischen Literatursprache zu den volkssprachlichen

Typen des Ungarischen (das z. B. einen Gegensatz zu den Verhältnissen der restlichen Literatursprachen darstellt) erklärt sich zumindest aus zwei Ursachen. Die eine und die wichtigere ist die, dass die inneren Abweichungen des Ungarischen im Vergleich zu denen in den westlichen Sprachen ausserordentlich gering sind, so dass sich diese Tatsache auch im Verhältnis der ungarischen Literatursprache zu den volkssprachlichen Typen notwendigermassen widerspiegeln muss. Die andere Ursache besteht aber darin, dass die Entwicklung der ungarischen Literatursprache ein sehr langwieriger Prozess war; dies aber bedeutet zugleich, dass die ungarische Literatursprache sich erst reichlich später von den volkssprachlichen Varianten selbständig gemacht hat, als dies z. B. im Französischen der Fall war, wo ja die Literatursprache auf eine selbständige Vergangenheit von rund acht Jahrhunderten zurückblicken kann; darum hätte die ungarische Literatursprache, ganz abgesehen von dem erst erwähnten Grund, auch gar nicht Zeit genug gehabt, um sich von der Volkssprache loszulösen (vgl. hierüber in ungarischen Belangen Bárczi: NéprTan. 96). Beide Ursachen aber sind im wesentlichen unabhängig von dem in seiner Gesamtheit geringen Einfluss, den die Mundarten auf die Entwicklung der Literatursprache in der Gegenwart ausüben.

In der Problematik der Herkunft und der Entwicklung der Literatursprache und in dem zu dieser Problematik gehörenden Verhältnis der Literatursprache zu den landschaftlichen Sprachvarianten ist selbstverständlich nicht der Umstand entscheidend, wie sich heutzutage das Verhältnis des „Gebens und Nehmens“ zwischen der Literatursprache und den verschiedenen landschaftlichen Sprachvarianten gestaltet, vielmehr liegt das entscheidende Moment darin, dass die Literatursprache als innersprachlicher Typus aus den landschaftlichen Sprachvarianten hervorgegangen ist, bzw. dass sich ihre Herkunft auf diese landschaftlichen Sprachvarianten, genauer gesagt, auf ihre Vermengung und Legierung zurückführen lässt. Infolge der zuletzt erwähnten Voraussetzung weist nämlich die ungarische Literatursprache nicht nur in den früheren Phasen ihres Aufkommens, bzw. ihrer Entwicklung, sondern auch später, in ihrer relativ entwickelten Form zu einem bedeutenden Masse Sprachelemente auf, die letzten Endes, ihrem Ursprung nach der Volkssprache angehören, d. h. früher den verschiedenen Formationen der Volkssprachen eigen waren. Welcher landschaftlichen Sprachvariante diese aus der Volkssprache hervorgegangenen Erscheinungen ursprünglich angehörten und wann, unter welchen Verhältnissen, bzw. in welchem Ausmass usw. sie Aufnahme in die Literatursprache gefunden haben, ist selbstverständlich eine Frage, deren Beantwortung die wichtigsten Momente der Entstehung der Literatursprache beinhalten wird und muss.

Aus dem oben Gesagten folgt, dass das Verhältnis der Literatursprache zu den landschaftlichen (regionalen) Sprachtypen die grundlegende Frage bezüglich der Herkunft, des Aufkommens

und der Entwicklung der ungarischen Literatursprache darstellt, eine Frage also, der in den Untersuchungen über die Literatursprache ein zentraler Platz zukommt. Offensichtlich wird diese Tatsache auch von Bóka sehr richtig erkannt, wenn er feststellt, dass „das grundlegende Problem der ungarischen Literatursprache nichts anderes sein kann, als das Problem der Beziehungen zwischen Volkssprache und Literatursprache“ (I. OK. IV, 477; vgl. noch in diesem Zusammenhang Gáldi: Nyr. LXXIX, 233).

3. Das Verhältnis der Literatursprache zur Gemeinsprache (Umgangssprache) wird von vornherein dadurch bestimmt, dass diese beiden Typen eigentlich zweierlei Erscheinungsformen ein und derselben sprachlichen Formation, nämlich der Nationalsprache sind. Dementsprechend gestalten sich die Beziehungen zwischen diesen beiden Typen selbstverständlich am engsten.

Innerhalb dieser allgemeinen These aber ist zu bedenken, dass auch die Beziehungen zwischen Literatursprache und Gemeinsprache im Laufe der Zeit eine gewisse Wandlung erfahren. In ungarischen Belangen werden diesbezüglich noch besondere Probleme dadurch aufgeworfen, dass die Ungarn reichlich früher eine Literatursprache hatten als eine Gemeinsprache.

In den früheren Perioden der Entwicklung unserer relativ spät aufkommenen Gemeinsprache (Umgangssprache) übte — was den Übergang der sprachlichen Elemente aus dem einen Typ in den anderen anbelangt — die Literatursprache auf die Gemeinsprache einen viel grösseren Einfluss aus, als dies umgekehrt der Fall war. Die ungarische Gemeinsprache hat ihre Normen zu einem nicht geringen Masse gerade von der Literatursprache übernommen, so dass man in ungarischen Belangen getrost feststellen darf: die ungarische Literatursprache hat zur Entstehung der ungarischen Gemeinsprache (Umgangssprache) in grossem Masse beigetragen (vgl. über dieses Problem auch: Szinnyi, MagyNy. 11—2; Pais: I. OK. IV, 427—9; usw.). In neuerer Zeit aber haben sich in diesem Verhältnis bestimmte Verlagerungen ergeben, insofern die gemeinsprachliche Formation innersprachlich erstarrte und sich in ihrer sozialen Wirkung ausbreitete, so dass Hand in Hand mit dieser Entwicklung eine immer festere Grundlage für den entgegengesetzten Einfluss zustande kam: damit aber wurde das gesteigerte Eindringen der gemeinsprachlichen Formen in die Literatursprache möglich, was zur Folge hat, dass hinsichtlich des Einflusses der Formen der gesprochenen Sprache die Gemeinsprache auf die Gestaltung der Literatursprache unvergleichbar stärker einwirkt, als dies für die landschaftlichen Sprachtypen zutrifft (dies offenbart sich z. B. auch darin, dass die orthographischen Normen der Literatursprache ausschliesslich auf Grund der gemeinsprachlichen Lautung festgesetzt werden und die mundartlichen Formen hierbei überhaupt nicht rich-

tunggebend sind). All dies bedeutet selbstverständlich noch nicht, dass der Einfluss der Literatursprache auf die Gemeinsprache die Umsetzung der literatursprachlichen Formen in die Gemeinsprache in den neueren Entwicklungsperioden der Sprache an Kraft verloren hätte; im Gegenteil, dieser Einfluss ist — wie ich dies bereits weiter oben erwähnt habe — infolge der gewaltigen Ausbreitung der Schriftlichkeit in moderner Zeit in gewaltigem Masse gewachsen (vgl. hierzu: Paul, Prinz.⁴ 412; Awanessow—Orlowa: БонпЯз. 1953/5: 33). Immerhin können wir aber auch auf Grund der obigen Ausführungen feststellen, dass sich mit Hinblick auf das „Geben und Nehmen“ zwischen den zwei nahe verwandten innersprachlichen Formationen eine ziemlich ausgeglichene Beziehung ergeben hat, die gerade infolge der ausserordentlichen Kraft der entgegengesetzten Einflüsse sich so eng wie möglich gestaltet hat. Diese gemeinsame Entwicklung in engster Wechselbeziehung unterstreicht nur noch mehr, dass diese beiden innersprachlichen Typen im Grunde genommen wesensgleich oder zumindest sehr nahe verwandt sind.

Die erwähnte Wechselbeziehung, bzw. Wechselwirkung, die hauptsächlich in phonetischer Hinsicht in Erscheinung tritt, ist selbstverständlich nur im Leben der Sprachen so stark ausgeprägt, die ihrem Entwicklungstyp, bzw. ihrer Struktur nach dem Ungarischen ähnlich sind. In westeuropäischen Sprachen, wie z. B. im Französischen und im Englischen, in denen sich die Schrift in bedeutendem Masse von der Aussprache losgelöst hat, zeigt sich zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Variante der Nationalsprache nicht mehr diese intensive Beziehung, bzw. Wechselwirkung (vgl. hierüber Paul, Prinz.⁴ 410). Bally erwähnt, dass die französische Literatursprache in ihrer Schriftlichkeit bereits dermassen ausgeprägt sei, dass in Gedichten schon bloss „orthographische“ Reime möglich sind, die dem Auge nichts sagen, ausgesprochen aber bereits reimen (Ling(én.² 369).

Unter solchen Voraussetzungen haben die phonetischen Wechselwirkungen in keiner Richtung ein grösseres Spielfeld, obwohl diese Wirkung selbstverständlich auch in solchen Fällen nicht völlig ausgeschlossen ist.

Auf Grund der obigen Ausführungen können wir also feststellen, dass die Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen Literatursprache und Gemeinsprache bei der diachronischen und synchronischen Untersuchung der Literatursprache gleicherweise eine sehr wichtige Fragengruppe darstellen. Im Bau der Erscheinungen der Literatursprache weisen besonders die in neuerer Zeit abgelagerten, jüngst aufgekommenen Sprachelemente engere Beziehungen zur Gemeinsprache auf. Selbstverständlich kann man innerhalb des heutigen Baus der Literatursprache die „älteren“, aus den Mundarten hervorgegangenen Erscheinungen und die „neueren“, aus der Gemeinsprache übernommenen Formen sehr häufig nicht eindeutig absondern, und dies umso mehr, weil die Elemente „zweierlei“ Ursprungs infolge ihrer Existenz innerhalb einer Sprache,

ja in ungarischen Belangen innerhalb einer Sprache mit nur geringen inner-sprachlichen Abweichungen schon von vornherein auch in der sprachlichen Realität verwischt und miteinander verflochten sind. Nun kann aber die Entstehungszeit dieser Erscheinungen, bzw. ihre chronologische Bestimmung bei ihrer — selbstverständlich niemals überspitzt anzustrebender — Unterscheidung eine gute Hilfe leisten: die Elemente der ungarischen Literatursprache, die in ihr im Laufe des 17—18. Jahrhunderts auftauchen, werden z. B. zum überwiegenden Teil volkssprachlicher Herkunft sein, während ihre Elemente aus dem 20. Jahrhundert grösstenteils auf den Einfluss der Gemeinsprache, auf die direkte Übernahme aus dieser zurückzuführen sein dürfte, wobei selbstverständlich die Möglichkeit nicht auszuschliessen ist, dass auch diese Erscheinungen infolge der historischen Voraussetzungen der Gemeinsprache letzten Endes in der Volkssprache wurzeln können. Diese Erscheinungen der Literatursprache lassen sich somit ohne Beachtung ihres Verhältnisses zur Gemeinsprache nicht untersuchen.

In Anbetracht des heutigen Zustandes der ungarischen Literatursprache ist ihr Verhältnis zur Gemeinsprache keineswegs ein weniger wichtiges Untersuchungsproblem als die Beziehungen der Literatursprache zu den landschaftlichen (regionalen) Sprachvarianten. Es versteht sich aber von selbst, dass dies nicht der Fall war, bevor die ungarische Gemeinsprache nicht in bedeutenderem Masse entwickelt war. In der Periode der Geschichte der ungarischen Literatursprache, die ich eingehend untersucht habe, d. h. im Zeitalter der Aufklärung, erweist sich das Verhältnis der Literatursprache zur Gemeinsprache unter dem Gesichtswinkel der Einwirkungen der Gemeinsprache auf die Literatursprache nicht als Faktor, der die Untersuchungen bestimmen könnte. Daher kommt es, dass ich mich in meiner Abhandlung im Zusammenhang mit dem Verhältnis der Literatursprache zu den gesprochenen sprachlichen Formationen in erster Linie auf ihre Beziehungen zu den landschaftlichen (regionalen) Sprachvarianten (zu den Mundarttypen und zu den provinziellen Gemeinsprachen) ausrichte und mich mit diesen auseinandersetze.

4. Im Hinblick auf die geschriebene Sprache weist die Literatursprache hauptsächlich zu sich selbst, bzw. zu ihren historischen Voraussetzungen wichtige Beziehungen auf.

Das Aufkommen und der Bestand der Literatursprache, d. h. die Festigung ihres gesamten Baus und ihrer Einzelercheinungen wurde durch die literatursprachlichen Traditionen — infolge der Natur der Sache früher durch die geschriebene sprachliche Tradition — in bedeutendem Masse beeinflusst und gefördert. Zum guten Teil waren es diese Traditionen, die in der Literatursprache die für sie so überaus wichtige Kontinuität und Festigung ermöglichten und denen es zu verdanken war, dass dieser innersprachliche Typ nicht die Merkmale eines ständigen Neubeginns — z. B. die der immer wieder

erneuerten Vermischung und Legierung der regionalen Sprachtypen — aufweist, sondern auf eine geradlinig, auf ein und demselben „Gleis“ verlaufende, nicht unterbrochene Entwicklung zurückblicken kann.

Die Schrift als Bleibendes war weit mehr als das verhallende lebendige Wort dazu geeignet, um die sprachlichen Traditionen zu wahren und auf spätere Zeiten zu überliefern. Das Wort verhallt und hat nur zur gegebenen Zeit Einfluss auf die Zuhörer, und wenn auch dank der Kontinuität im Leben der Gesellschaft die Formen des lebendigen Wortes (der gesprochenen Sprache) von Geschlecht zu Geschlecht unmittelbar überliefert werden, kann es eine relativ unveränderte, „gebundene“ Tradition bestenfalls innerhalb von ein bis zwei Geschlechtern gewährleisten. Die Schrift aber bleibt, ihre Wirkung ist selbst nach Jahrhunderten direkt und lebendig und sie kann ihre früheren Formen auch in einer langen Kette von Geschlechtern unverändert zur Geltung bringen. Bekanntlich haben die Schriftsteller — zu denen selbstverständlich nicht nur die Vertreter der schönen Literatur zu zählen sind — die oben angedeutete günstige Eigenschaft der Schrift in allen Zeiten sich zunutze gemacht, so dass ihre Kenntnisse auf dem Gebiete der literatursprachlichen Überlieferungen in der Praxis der einzelnen Schriftsteller keine unbedeutende Rolle zu spielen pflegen. Die Literatursprache verdankt diesem Umstand ihre konservativen und archaischen Züge, ihr gefestigtes Gepräge. (Vgl. über diese Fragen: Paul, Prinz.⁴ 411; Simonyi, MagyNy.² 166; Horger, NytAl. 99; Pais: I. OK. IV, 460; Awanessow: БонРз. 1955/5: 17; usw.)

Das Verhältnis der Literatursprache zu den literatursprachlichen (geschriebenen sprachlichen) Voraussetzungen und Traditionen ist — im Gegensatz zu den bisher erörterten Beziehungen — v ö l l i g e i n s e i t i g: infolge des zeitlichen Ablaufs kann nämlich nur ein früherer Zustand der Literatursprache auf den späteren einwirken, d. h. es ist nur der Einfluss der Traditionen auf die jeweilige Literatursprache möglich, der umgekehrte Fall dagegen ausgeschlossen.

Diese einseitige, im zeitlichen Ablauf nur vorwärtsweisende Verhältnis zeigt als charakteristischstes Merkmal, dass der Einfluss der älteren, herkömmlichen Formen der Literatursprache auf die Literatursprache der späteren Zeiten an I n t e n s i t ä t s t ä n d i g z u n i m m t. Dieser wachsende Einfluss ist darauf zurückzuführen, dass sich der Bau der Literatursprache immer weiter ausgestaltet, immer stabiler wird, dass sich die herkömmlichen Formen immer stärker und tiefer verankern und dass sie sich der ganzen schriftlichen Praxis immer mehr einprägen. Zum nicht geringen Teil ist es gerade die Folge dieser Erscheinung, dass die herkömmlichen Formen in den früheren Perioden der aufkommenden Literatursprache neuen Erscheinungen leichter Platz machen als in den entwickelteren, also neueren Phasen des Lebens der Literatursprache, wo dieser Austausch der älteren und neueren Formen immer schwieriger wird. Dies ist eine der wichtigsten Ursachen der

Erscheinung, dass sich die Normveränderungen der Literatursprache (z. B. die Reformen der Orthographie) umso schwieriger durchführen lassen, je weiter man in der Zeit fortschreitet.

Auf Grund des Gesagten ist es offensichtlich, dass die Beziehung der Literatursprache zu den vorausgehenden geschriebenen literatursprachlichen Traditionen ebenso eine Frage von grundlegender Bedeutung ist, wie ihr Verhältnis zu den gesprochenen sprachlichen Formationen, und dass man diese Frage bei den Untersuchungen über die Literatursprache besonders nachdrücklich in Betracht ziehen muss. Selbstverständlich lassen sich die Einflüsse, welche von der gesprochenen Sprache und von der geschriebenen Sprache ausgehen, wiederum nicht starr unterscheiden, man muss sie vielmehr in der Einheit auffassen, wie sie ja auch in der sprachlichen Realität eine Einheit darstellen, in der die gesprochenen und die geschriebenen Sprachformen miteinander aufs engste verknüpft sind. Darauf wird auch von Awanessow-Orlowa hingewiesen, wenn sie erklären, dass sich in der Literatursprache die Überlieferungen früherer Perioden mit der lebendigen Rede, auf der die Literatursprache beruht, aufs engste verflechten (ВопрЯз. 1953/5: 33). — Man kann schon aus dem Gesagten ersehen, dass die von diesen beiden Seiten kommenden Einflüsse im Hinblick auf ihre Intensität zeitlich einigermaßen verschieden waren. Im ausgehenden 18. Jahrhundert übte z. B. die gesprochene Sprache — die zu dieser Zeit nur regionale Sprachvarianten bedeutet — einen etwas grösseren Einfluss auf die Gestaltung der zeitgenössischen Literatursprache aus, als es seitens der geschriebenen Sprache der Fall war, obschon man selbstverständlich auch ihren Einfluss nicht unterschätzen darf.

5. Was die Bestandteile, die Randgebiete der geschriebenen Sprache, die ausserhalb des Rahmens der Literatursprache fallen, anbelangt, so bietet uns die Untersuchung ihres Verhältnisses zur Literatursprache nicht viel Neues, das sich wesentlich davon unterscheiden könnte, was wir über den Einfluss der landschaftlichen (regionalen) Sprachvarianten und der geschriebenen, bzw. literatursprachlichen Voraussetzungen zuvor gesagt haben. Übrigens wurden diese ihrem Wert nach geringeren Teile der anspruchsloseren Schriftlichkeit eher durch die Literatursprache beeinflusst, so dass sich ihr Wirkungsbereich immer mehr einengte.

Die Entwicklung der Elemente der Literatursprache

1. Weiter oben war schon darüber die Rede, dass die Elemente, die ursprünglich den verschiedenen innersprachlichen Typen von ungleicher Ordnung, bzw. den unterschiedlichen sprachlichen Ebenen angehören, dadurch zu Bestandteilen der Nationalsprache im allgemeinen und zu solchen der

Literatursprache im besonderen aufsteigen, dass sie zum sprachlichen Ideal und normalisiert werden, d. h. sie überwinden die Konkurrenz etwaiger Parallelförmigkeiten, festigen sich als „Vorbild und Regel“ und werden dadurch dazu geeignet, dass man sie in der nach höheren Sprachformen strebenden Schriftlichkeit mit sozialer Wirkung verwendet. Neben diesem Hauptmerkmal ihrer Entwicklung zeigen sie aber in der Ausrichtung und Prägung ihrer Entfaltung auch bestimmte Abweichungen: in diesem Zusammenhang gliedern sich diese Elemente zumindest in z w e i H a u p t g r u p p e n, und zwar in die Gruppe der „formellen“ und in die der „inhaltlichen“ Elemente.

Die unterschiedliche Gestaltung dieser beiden Typen der einschlägigen Elemente verdient in ungarischen Belangen besondere Aufmerksamkeit, insofern sie sich wegen der besonderen Legierung der ungarischen Literatursprache und wegen ihrer Entwicklung auf Grund der Synthese von zahlreichen landschaftlichen Sprachtypen viel schärfer abzeichnet, als dies bei zahlreichen anderen (fremden) Sprachen der Fall ist.

Die Gegenstände und Unterschiede in der Entwicklung der „formellen“ und „inhaltlichen“ Elemente der Literatursprache erklären sich in vielfacher Hinsicht aus der besonderen sprachlichen Stellung und Prägung dieser beiden Gruppen, d. h. diese Abweichungen sind auf allgemeine sprachliche, nicht aber auf besondere literatursprachliche Ursachen zurückzuführen. Diese Gründe hängen in nicht unbedeutendem Masse mit den Schranken zusammen, welche im Denken der Verbreitung des sprachlichen Zeichensystems gesetzt sind, bzw. sie sind verknüpft mit der Beziehung zwischen Sprache und Denken; doch möchte ich mich hier auf die ausführliche Darlegung dieser Fragen nicht einlassen, sondern bloss auf das Problem hinweisen. Obschon es sich hier in erster Linie nicht um die allgemeine Tatsache handelt, dass einzelne Sprachelemente in grösserem Masse, andere wiederum in geringerem Ausmass der Wandlung unterworfen sind, bzw. zu einem rascheren oder langsameren Entwicklungstempo neigen, so sind die Probleme, die hier berührt werden müssen, von dieser Erscheinung doch nicht völlig unabhängig. Doch sehen wir vorerst im Zusammenhang mit den beiden Gruppen die Fakten.

2. Die in die erste Hauptgruppe gehörenden Elemente der Literatursprache können wir als „f o r m e l l“ bezeichnen, weil sie den formellen Elementen der Sprache, den Bestandteilen ihres morphologischen Baus angehören. In diese Gruppe lassen sich die phonetischen (und in der Literatursprache zugleich orthographischen) Erscheinungen mit ihrem ganzen System, des weiteren aber der Grossteil der dem grammatischen Bau angehörenden Erscheinungen, die Elemente der Wort- und Satzlehre einfügen.

Im Hinblick auf den Sprachbau kann man die Entwicklung dieser „formellen“ Elemente der Literatursprache als eine ausgesprochene I n t e g r a t i o n s e n t w i c k l u n g bezeichnen, wobei wir mit dem Terminus technicus

Integration selbstverständlich den entsprechenden Prozess innerhalb der fraglichen Sprachvariante, d. h. ihre i n n e r e Integration, ihre innere Vereinheitlichung erfassen. Die Entwicklung dieser Elemente geht nämlich von den abwechslungsreichen, vielfältigen Formen aus und tendiert entschieden und ständig zu den einfachen, gleichartigen Formationen. Die früher sehr breite Skala der Elemente engt sich weitgehend ein und diese Entwicklung wird in der Phonetik der Literatursprache und — mit ihr aufs engste verknüpft — in ihrem orthographischen System am meisten sinnfällig. Vor 200 bis 300 Jahren war die ungarische Literatursprache in ihrer Phonetik und Orthographie durch zahlreiche Schwankungen und Mischformationen gekennzeichnet, was konkret soviel bedeutet, dass z. B. mehrere phonetische Varianten eines Wortes gleicherweise zum Niveau der Literatursprache zählen konnten. Dieser Zustand ergab sich zum Grossteil aus der unvollkommenen Abgrenzung der Normelemente und der provinzialistischen Elemente. Seither aber ist die Entwicklung gleichmässig, gesetzmässig und unaufhaltbar auf die Vereinfachung, auf den Bestand einziger und ausschliesslicher Formen ausgerichtet, die Doppelformen sind zusehends im Verschwinden begriffen und übergeben ihren Platz den einheitlichen Lösungen.

Das sich die im wesentlichen gleiche Gestaltung der Formelemente des grammatischen Baus nicht mit ebensolcher deutlicher Prägung abzeichnet, ist — wie ich darauf schon öfters hingewiesen habe — in den besonderen sprachlichen Voraussetzungen des Ungarischen zu suchen: die morphologischen Elemente des Ungarischen bildeten nämlich schon „ursprünglich“ ein homogeneres System, so dass sie selbst in den früheren Perioden der ungarischen Literatursprache kein so vielfältig schillerndes Bild wie die phonetischen Bestandteile bilden konnten. Doch lässt sich die Ausklammerung der Variationen, die Einengung und Vereinheitlichung der Formen auch in dieser Hinsicht deutlich verfolgen.

All dies bedeutet im wesentlichen, dass sich die phonetisch-orthographischen, sowie die morphologisch-strukturellen Elemente der ungarischen Literatursprache nicht nur zu einem erstarrten und ständigen Material, sondern zugleich auch zu einem verhältnismässig geschlossenen System gefestigt haben, zu einem Bau, der sich weiterhin nicht erweitern und nuancieren lässt. In den sich allmählich schliessenden Kreis der einschlägigen Formationen können einzelne Erscheinungen, welche die Einheitlichkeit der Formen zersetzen würden, immer weniger eindringen, mag es sich nun um das erneute Aufkommen alter oder aber um das Auftauchen neuer Erscheinungen handeln. Obwohl es in Einzelfällen sicherlich Ausnahmen geben kann, nehmen weder die einzelnen literatursprachlichen Elementen, die Reihen dieser Elemente, bzw. ihre Systeme im grossen und im allgemeinen in der neueren Entwicklungsphase, besonders aber heutzutage keine neue Variationen in ihren Kreis auf: so nehmen z. B. literatursprachliche Wörter oder Formationen — ohne Bedeu-

tungsunterschied — ebenso wenig mehrere Formen an, wie denn eine neue Formvariante in den Bau der Literatursprache nicht mehr eintreten kann.

Es dürfte sich wohl erübrigen, hier noch gesondert darauf hinzuweisen, dass die Entwicklung der literatursprachlichen Elemente, welche in die hier erörterte Gruppe gehören, durch dieses Merkmal in ziemlich scharfem Gegensatz zu der mundartlichen Elementengruppe gleichen Typus steht, die in ihrer Entwicklung heute noch eine lebendige, weitverzweigte, zu neuen Variationen führende Beweglichkeit aufweisen.

3. Die literatursprachlichen Elemente der zweiten Hauptgruppe können wir — in Ermangelung eines besseren Fachausdrucks — als „i n h a l t l i c h“ bezeichnen, weil sie im allgemeinen aus den inhaltlichen, semantischen Sektoren der Sprache hervorgehen. Zu dieser Gruppe kann man also die Erscheinungen der Satzbedeutung des Stils, der Phraseologie und des Wortbestandes der Literatursprache zählen.

Im Gegensatz zu der zuvor erörterten ersten Hauptgruppe — und trotz der nach idealen Sprachformen strebenden Auswahl, Normalisierung und Überlieferung, die für alle Elemente der Literatursprache kennzeichnend ist — zeichnet sich die Entwicklung dieser „inhaltlichen“ Erscheinungen der Literatursprache eher durch Merkmale der „Differenzierung“ aus, wobei wir unter dem Terminus technicus *Differenzierung* hier selbstverständlich ebenfalls die entsprechende Entwicklung innerhalb der fraglichen Sprachvariante, d. h. ihre i n n e r e Differenzierung, ihre innere Absonderungserscheinungen verstehen. Die Entwicklung dieser Elemente ist nämlich von den einfachen, gleichartigen Formen, von der „Dürftigkeit“ des Baus im allgemeinen auf die Vielfalt, auf den Reichtum an Abwechslungen und auf die Kompliziertheit der Formen ausgerichtet. Während der wenigen Jahrhunderte ihrer Entwicklung haben sich der Wortschatz und die Phraseologie der ungarischen Literatursprache in raschem Tempo zur Variation, zur Ausbreitung und Erweiterung, sowie zur reichen Gliederung der Formen entfaltet: eine Unmenge neuer Wörter und Wendungen, eine gewaltige Bereicherung der Bedeutungsvarianten und ähnliches mehr kennzeichnen den auf diesem Gebiet zurückgelegten Weg.

Dieses besondere Entwicklungsmerkmal bedeutet selbstverständlich, dass zwar die Gebundenheit der Lebensdauer, der Bedeutung der einzelnen Elemente des „Grundwortschatzes“ usw. ausser Zweifel steht, aber die Gruppe dieser Elemente in ihrer Gesamtheit keineswegs erstarrt und zu einem geschlossenen System geworden ist; vielmehr ist sie — in allen Phasen der Entwicklung der ungarischen Literatursprache, so auch in der Gegenwart — in einer lebendigen Gärung und nach Einrichtungen hin offen bzw. zugänglich geblieben: sie ist ständig dazu geeignet und bereit, weitere Formen, Elemente und Varia-

tionen aufzunehmen, mag es sich nun um das Aufleben älterer, oder aber um das Aufkommen völlig neuer Formationen handeln.

Der Entwicklungsprozess solcher literatursprachlicher Elemente steht in keinem grundlegenden Gegensatz zu den Entwicklungsmerkmalen der mundartlichen Elemente gleichen Typus, wobei selbstverständlich ihr Aufstieg zum sprachlichen Ideal, zur sprachlichen Norm in Anbetracht der hier gezogenen Parallele eine Ausnahme, bzw. Abweichung bildet.

4. Diese unterschiedliche Entwicklung der „formellen“ und der „inhaltlichen“ Elemente der Literatursprache hat — unter Beachtung der prinzipiellen Feststellungen, die in den Rahmen der angewandten Sprachwissenschaft gehören — auch für die Untersuchung der Geschichte oder des synchronischen Zustandes der Literatursprache (in einer bestimmten Periode), ihre selbstverständlichen Folgen, insofern sie einerseits anzeigt, welche Momente bei der Analyse der einzelnen Erscheinungsgruppen besonders in Betracht zu ziehen sind, und andererseits andeutet, an welchen Gruppen dieser Elemente die verschiedenen Momente der literatursprachlichen Entwicklung zu untersuchen sind, bzw. an welchen sie in erster Linie untersucht werden können.

Unter anderen kann man es hierauf zurückführen, dass man bei der eingehenden Untersuchung von Fragen, wie z. B. die Gestaltung der literatursprachlichen Norm, oder aber das Verhältnis der Literatursprache zu den Typen der Volkssprache, bzw. der Mundarten in erster Linie die „formellen“, Elemente der Sprache einer Analyse unterziehen muss. Im Unterschied zu der gewissermassen regelmässigen „Hybridität“ der „inhaltlichen“ Elemente der Literatursprache, die durch die fast unendlichen Ausmasse und durch die rasche Wandlungsfähigkeit der einschlägigen Einzelformen gesteigert wird, bietet die relativ geschlossene Gesamtheit der „formellen“ Elemente ein vorzügliches Arbeitsgebiet für die Untersuchungen über die literatursprachliche Norm, sowie für die Analyse des Verhältnisses der Literatursprache zu anderen Sprachvarianten.

Die Normelemente der Literatursprache haben sich innerhalb des „formellen“ Systems im allgemeinen früher und klarer herauskristallisiert, als die Normelemente auf dem Gebiet der „inhaltlichen“ Erscheinungen. „Die Entstehung der Literatursprache als Sprachtyp setzt in erster Linie offenbar mit den wahrnehmbaren, mit den Ohren und mit den Augen auffassbaren Momenten, d. h. in der Phonetik und in der Orthographie ein und vollzieht sich in erster Linie auf diesem Gebiet“ — äussert sich Pais über dieses Problem (I. OK. IV, 426). — Die zu den zwei unterschiedlichen Prägungen tendierende Entwicklung hat zur Folge, dass es ungleich schwieriger ist, die phraseologischen und stilaren Elemente der Literatursprache und der verschiedenen Mundarttypen auseinanderzuhalten, als die phonetischen und morphologischen Erscheinungen derselben Typen zu unterscheiden. Mit diesen Fragen

sind wir aber zu den bereits früher angeschnittenen Problemen zurückgekommen, welche mit der Unterscheidung und Abgrenzung der Sprachvarianten zusammenhängen.

5. Ausser den Abweichungen in der Entwicklungsweise der „formellen“ und der „inhaltlichen“ Elemente der Literatursprache, die wir zuvor behandelt haben, müssen wir mit einigen Worten noch ein weiteres Entwicklungsproblem berühren, hinsichtlich dessen diese beiden Gruppen von Elementen innerhalb der Literatursprache keine einander nachhaltiger entgegengesetzte Tendenz aufweisen, sich aber z. B. von der Gestaltung der Mundarttypen gewissermassen unterscheiden. Dieses Problem aber ist das Verhältnis der Literatursprache, bzw. der literatursprachlichen Elemente zur gesellschaftlichen Entwicklung, sowie — damit im Zusammenhang — das Entwicklungstempo der einzelnen Elemente, bzw. das Tempo des Ablaufs ihrer Gestaltung und Wandlung.

Bekanntlich ist im allgemeinen nur die sog. äussere Geschichte der Sprache, d. h. die Gesamtheit der Momente, welche im historischen Ablauf der Sprache gleichsam widerfahren, mit dem historischen Prozess des Volkes, um dessen Sprache es sich handelt, aufs engste verknüpft, dagegen spiegeln sich die historischen Einflüsse im inneren Bau der Sprache — vor allem in ihren Einzelheiten — nicht sogleich und nicht unmittelbar wider. Trotz der Geltung dieser These im allgemeinen müssen wir auf die gewissermassen besondere Stellung der Literatursprache in diesem Belang hinweisen. Von allen übrigen inneren Typen und Varianten der Sprache reagiert die Literatursprache ausserordentlich empfindlich, ja am empfindlichsten auf alle Wandlungen des gesellschaftlichen Lebens, auf die Entwicklung der materiellen, insbesondere aber auf den Entwicklungsprozess der geistigen Kultur; und was hier von erstrangiger Bedeutung ist, zeigt sich eben darin, dass diese besondere Empfindlichkeit der Literatursprache auch in den inneren Momenten des Sprachbaus, in der Entwicklung der einzelnen literatursprachlichen Elemente sinnfällig wird. Diese engere Beziehung zwischen der gesellschaftlichen Entwicklung und der Gestaltungsweise der Literatursprache, die sich auch in ihrem inneren Gepräge offenbart, kann man darauf zurückführen, dass die Literatursprache sich als das wichtigste Mittel zur Verbreitung der gesamt-völkischen bzw. nationalen Kultur darstellt, dass sie sich am besten dazu eignet, die geistigen Güter der Gesellschaft in wirksamer Form zu ihrem Gemeingut zu machen, und dass sich die Literatursprache dieser ihrer Funktion entsprechend auch „innerlich“ zu jeder Zeit notwendigerweise rasch der Basis anpassen muss, der sie zu dienen hat. Da die Literatursprache einem der überragendsten geistigen Produkte der Gesellschaft, der nach höheren Werten und Formen strebenden Schriftlichkeit, nämlich der Literatur am unmittelbarsten zu dienen hat und ihr auch dient, ist es nur natürlich und

selbstverständlich, dass sie sich am meisten und am unmittelbarsten der Gestaltung und dem Wandel der Literatur anpasst (vgl. z. B. Trencsényi-Waldapfel: I. OK. III, 20).

Man kann es keineswegs als zufällig bezeichnen, dass die Perioden der nahezu sprunghaften inneren Entwicklung der ungarischen Literatursprache fast ohne phasenmässige Verzögerung, ja man könnte sagen, haargenau mit den fortschrittlichsten Momenten der gesellschaftlichen — und innerhalb dieser der literarischen — Geschichte des ungarischen Volkes zusammenfallen; indessen verläuft z. B. die innere Entwicklung der Mundarttypen auch in diesen Perioden mit ihrer relativen Gleichmässigkeit und zeigt keine besonderen wesentlicheren Auswirkungen der zuvor erwähnten fortschrittlichen Momente in der Geschichte der ungarischen Gesellschaft (und selbstverständlich der Literatur). Zur Zeit der Aufklärung und später im Reformzeitalter nimmt z. B. die Entwicklung des inneren Baus der ungarischen Literatursprache einen gewaltigen Aufschwung wie niemals zuvor und nach den Perioden der relativen Stagnation sind wir heute, im Zeitalter des Sozialismus, Zeugen eines ähnlichen Fortschrittes, selbst wenn wir ihn mangels der nötigen sprachgeschichtlichen Perspektiven zur Zeit noch nicht in entsprechendem Masse auffassen und auswerten können.

Die Anpassung der inneren Gestaltungsweise der ungarischen Literatursprache an die gesellschaftliche Entwicklung offenbart sich in den „formellen“ und „inhaltlichen“ Elementen dieses innersprachlichen Typs selbstverständlich schon gemäss den besonderen Entwicklungsgesetzen dieser Formen. Mit der Beschleunigung der gesellschaftlichen Entwicklung steigert sich auch das Tempo der „Integration“ des Systems der „formellen“ Elemente, der Vereinheitlichungsprozess auf dem Gebiet der Morphologie, der Phonetik und der Orthographie; zugleich aber ergibt sich eine Beschleunigung auf dem Gebiet der „Differenzierung“ innerhalb des Systems der „inhaltlichen“ Elemente, die sprachliche Neologie, die semantische und stilare Gliederung rücken rasch in den Vordergrund usw.

All dies zeigt sinnfällig, dass man die Gestaltungsweise der „formellen“ Elemente ebenso wenig wie die der „inhaltlichen“ Elemente auch in der Literatursprache nicht eingehend untersuchen kann, wenn man hierbei die gesellschaftliche, besonders aber die kulturelle Basis, den sozialen und kulturellen „Hintergrund“ nicht gebührend in Betracht zieht.

Die Bedeutung des Schriftstellers als Individuums im Leben der Literatursprache

1. Wie bedeutend auch die soziale Geltung der Literatursprache als innersprachlicher Typ auch sei, wie sehr sie auch als reeller Faktor in Erscheinung treten möge, in der sprachlichen Wirklichkeit manifestiert sie sich immer

in der „Individualsprache“ (Parole), im individuellen Sprachgebrauch der Schriftsteller. Nun ist aber diese Individualsprache der Schriftsteller — selbstverständlich ähnlich der Literatursprache in ihrer Gesamtheit — sozial ziemlich weitgehend gebunden, d. h. sie kann in Anbetracht der grundlegenden sprachlichen Belange vom Sprachgebrauch und von den sprachlichen Gepflogenheiten der Gemeinschaft nicht abweichen und weicht von ihnen auch nicht ab. Wenn nämlich der Schriftsteller von den herkömmlichen sozial wirksamen sprachlichen Formen abkommt, reisst er sich selbst von den zusammenhaltenden Banden der Literatursprache los (vgl. zu diesem Problem Krajewski: Nyr. LXXVI, 332; Schklowski: angeführt in Nyr. LXXVII, 37).

Aus dieser sozialen Gebundenheit der individuellen Sprache der Schriftsteller erklärt sich, dass sich die fast unendliche Reihe der individuellen Sprachen, die alle die nach höheren Sprachformen strebende und die Allgemeinheit ansprechende Schriftlichkeit widerspiegeln, im wesentlichen in ein und demselben innersprachlichen Typ, in der Literatursprache verdichtet. Hierauf ist es zurückzuführen, dass die Literatursprache vor allem in den sozial gemeinsamen, gemeinschaftlichen Formen lebt, nicht aber in den individuellen Besonderheiten. Es verhält sich damit im wesentlichen so, wie Winogradow diesbezüglich feststellt: in der Literatursprache sind nicht die Züge wesentlich, welche von der allgemeinen Linie der Entwicklung abweichen und individuelle sprachliche Züge sind, wesentlich sind vielmehr die Merkmale, welche sich für die Literatursprache einer bestimmten Zeit im allgemeinen und sozial als charakteristisch erweisen (Боняк. 1955/4 : 21). Und ebenso zutreffend ist die Bemerkung Kovalovszkys: „Die Literatursprache streift die individuellen, ausgefallenen, absonderlichen Eigensinnigkeiten ab, sie verschmelzt in ihrem Bau die lebendige Sprache und schafft so den Einklang zwischen Schriftsteller und Gemeinschaft“ (I. OK. IV, 483).

2. Die nachdrückliche Betonung dessen, dass die der Kategorie der Literatursprache angehörenden Individualsprachen gesellschaftlich bedingt, letztlich nicht individuell, sondern sozial geprägt sind, darf man selbstverständlich nicht dahingehend interpretieren, als sollten damit die individuellen Sprachmerkmale der einzelnen Schriftsteller geleugnet oder missbilligt werden, oder als bedeutete dies eine Herabsetzung und Unterschätzung der Bedeutung, welche die grossen Schriftsteller erlangen können. In diesem Zusammenhang ist nur allzu glaubwürdig und beachtenswert, was Pais feststellt: „Die Sprache eines Arany, Ady oder Móricz ist nicht nur die Sprache der Literatur, sondern eben auch die von Arany, Ady und Móricz: zu dem literatursprachlichen und gemeinsprachlichen Bestand werden teils mundartliche, zu einem beträchtlichen Teil aber individualsprachliche Elemente amalgamiert“ (I. OK. IV, 465). Und ebenso zutreffend sind in dieser Beziehung die berühmten Worte V. Hugos: „Im wahrsten Sinne des Wortes erzittert die Sprache unter den

Schritten der grossen Schriftsteller" (angeführt bei Jefimow: *БонРЯз.* 1953/4: 41). Und ebenso können wir auch der Auffassung von Trecsényi-Waldapfel beipflichten: „Die Sprache der belletristischen Werke . . . passt sich nicht in allem und nicht zu jeder Zeit gleicherweise dem normativen System der Literatursprache an" (*I. OK.* III, 22). Hier sind nur einige Worte bezüglich der Interpretierung dieser Fragen zu bemerken.

In jedem Werk (= in der Individualsprache eines Schriftstellers), das auf der Stufe der Literatursprache steht, gibt es einerseits allgemeine literatursprachliche, andererseits aber individualsprachliche Elemente — stellt Jefimow fest (*БонРЯз.* 1953/4: 42). Was nun die allgemeinen literatursprachlichen Elemente in der Individualsprache des Schriftstellers anbelangt, so gestaltet sich ihre Interpretierung verhältnismässig einfach: man kann sie mit den allgemein verbreiteten, sprachsoziologisch wirksamen Erscheinungen in der Literatursprache einer Periode identifizieren, wobei zu diesen Erscheinungen ausser den Normelementen zum Grossteil auch die häufigeren Provinzialismen der Literatursprache hinzuzurechnen sind (auf diese Frage werde ich übrigens noch kurz zurückkommen). Die Interpretierung der tatsächlich „individuellen" Elemente in der Individualsprache, in der Parole eines Schriftstellers wirft jedoch schon kompliziertere Probleme auf.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass ein Schriftsteller — besonders aber ein Schriftsteller von gutem Sprachgefühl und grosser sprachlicher Wirkung — durch die „Sprachschöpfung" im eigentlichsten Sinne des Wortes, d. h. also auf dem Gebiet der völlig individuellen sprachlichen Neuschöpfungen zur Entwicklung der Literatursprache, zur Bereicherung des Baus und des verschiedenen Bestandes dieses Sprachtyps in bedeutendem Masse beitragen kann. Man soll aber diese sprachschöpferische Bedeutung einzelner Persönlichkeiten doch nicht überschätzen, ist doch die Literatursprache, die sich in der individuellen Praxis des Schriftstellers widerspiegelt — im wesentlichen Ausmass ihrer Elemente, in deren überwiegenden Zahl — nicht Schöpfung des Schriftstellers selbst, sondern sie bedeutet in diesem Zusammenhang die Verwendung der gegebenen Elemente einer innersprachlichen Formation, welche von einer langen Reihe von Schriftstellern, ja Schriftstellergenerationen und darüber hinaus von den grossen Massen der sich der betreffenden Sprache in Wort und Schrift bedienenden Gemeinschaft geschaffen wurde, nur so wie auch die Sprache in ihrer Gesamtheit durch die unendliche Zahl von Individuen der Gesellschaft entwickelt wurde. Das Individuum — vor allem der sprachgewaltige Schriftsteller — kann gegebenenfalls eine grössere oder geringere Anzahl von neuen sprachlichen Formen, die es ausser in seiner individuellen Sprache früher niemals gegeben hat, (d. h. neue Wörter, Wortbedeutungen, eigentümlich geprägte Wendungen usw.) schaffen, diese Neubildungen in seinen Werken verwenden und dank seiner Autorität erreichen, dass zumindest ein Teil dieser sprachlichen Neuschöpfungen soziale Geltung und Wirkung

erlangt. Diese Wirksamkeit des Schriftstellers erweist sich aber unter dem Gesichtswinkel der gesamten Literatursprache — ja, selbst nur der Stilvariante der schöngeistigen Literatur — im Grunde genommen als blosser Tropfen im Meer (vgl. Simonyi, *MagyNy.*² 165). So erlangen diese völlig neuen sprachlichen Züge, diese ausgesprochen individuellen Schöpfungen in der Individualsprache eines Schriftstellers nicht sosehr bezüglich einer einzigen Person ihre Bedeutung als vielmehr in Anbetracht der Gesamtheit der Schriftstellermassen einer Periode. Dieses Problem stellt sich selbst in den früheren Entwicklungsphasen der Literatursprache in diesem Lichte dar, und noch mehr gilt dies für die späteren Zeitabschnitte, in denen der Bau der Literatursprache bereits völlig gefestigt erscheint. Selbst in solchen relativ nicht „normalen“ Fällen, wie sie sich in der Sprache der „künstlichen“ Sprachschöpfer darstellt, ergeben die individuellen Neuschöpfungen in Anbetracht des gesamten Baus der vom Schriftsteller verwendeten Sprache nur einen Bruchteil ihrer Elemente. — Jedenfalls kann man nur diese Erscheinungen, die tatsächlich an die Persönlichkeit des Schriftstellers gebunden sind, in der Individualsprache des Schriftstellers als besondere individuelle Züge gelten lassen.

Ungleich wichtiger erscheint die sprachliche Bedeutung des Schriftstellers als Individuums auf dem Gebiet der unterschiedlichen, individuell geprägten Verwendung der von vornherein gegebenen, gesellschaftlich wirksamen Formen. Die Literatursprache — vor allem aber die Stilvariante der schönen Literatur, die „Dichtersprache“ — ist, ihre gebundenen Normen miteinbegriffen, für den Schriftsteller keine blosser Anhäufung von Schablonen: vielmehr trifft er unter ihren Elementen seine Auswahl, er „stilisiert“, wobei er aus der ihm verfügbaren und nahezu unendlichen Skala der Formen die seinem Geschmack, seinen Vorstellungen entsprechendsten und zusagendsten hervorhebt, die ihm nicht entsprechenden dagegen ausschliesst und dadurch gleichsam seine ureigenste Persönlichkeit in den Bestand der literatursprachlichen Erscheinungen hineinträgt (vgl. hierüber Bárczi: *NéprTan.* 93; Pais: I. OK. IV, 462). Diese auswählende, individuell formende Tätigkeit des Schriftstellers belangt selbstverständlich in erster Linie die „inhaltlichen“ Elemente der Literatursprache, und nur in weit geringerem Masse die gebundenen „formellen“ Elemente. Das Ausmass des besonderen Verständnisses, welches der Schriftsteller bei diesem individuellen „Umgang“ mit der Literatursprache an den Tag legt, beweist erst so richtig — jedenfalls ungleich besser als die Schöpfung von neuen sprachlichen Erscheinungen — die wahre sprachliche Grösse des Schriftstellers, seine Wirksamkeit bei der Formung und Entwicklung der Sprache. Die Reichfaltigkeit der Sprache eines Schriftstellers, meint Krajewski, ist dadurch bedingt, in welchem Ausmass und in welcher Tiefe er die unendlichen Möglichkeiten, welche die Sprache in sich birgt, kennt und inwiefern er

sie anzuwenden versteht (Nyr. LXVI. 322). Im Denken und auf der Feder des Schriftstellers kann die „dichtersprachliche“ Formation der Literatursprache in dieser Hinsicht am meisten und am wirksamsten zum künstlerischen Material, zum Ästhetikum werden, das Geist und Seele gleicherweise erfreut (vgl. Bárczi, Bev.² 19). Tatsächlich wird die Literatursprache in ihrer Bereicherung und Erweiterung von dem Schriftsteller gefördert, der die „inhaltlichen“ Elemente der Sprache meisterhaft und kunstvoll zu sichten und auszuwählen, bzw. diese in schillernder Vielfalt zu variieren versteht.

Im weiteren Sinne des Wortes kann man selbstverständlich diese individuell verschiedene Verwendungsweise der gegebenen Formen als „schöpferische“ Invention der Schriftsteller betrachten; nun unterscheidet sich aber die in dieser Hinsicht offenbarte sprachformende Genialität der Schriftsteller von der zuvor erwähnten Tätigkeit wesentlich und ist auch von einer völlig anderen Prägung, ganz abgesehen davon, dass sich ihr ein gänzlich anderer Wirkungsbereich eignet, insofern diese Wirksamkeit der Schriftsteller breite Gebiete des sprachlichen Baus beeinflussen kann. — Wenn wir jedenfalls diesen individuellen Umgang der Schriftsteller mit der Literatursprache im Rahmen der Individualsprache betrachten, kann man die aus dieser Tätigkeit hervorgehenden sprachlichen Formen nicht mehr als typisch „individuelle“ Züge gelten lassen, weil sie den gemeinschaftlichen Gepflogenheiten in der Gesamtheit der Literatursprache nicht so wie die zuvor erwähnten gegenüberstehen.

Der individuelle Einfluss der grossen Schriftsteller auf die Gestaltung der Literatursprache beruht auf ihrer sozialen Autorität, die sie sich durch ihren literarischen und sprachlichen Rang erworben haben (vgl. Jespersen, Mank. 51). An diesem Punkt aber sind wir bereits zurückgekehrt zu den Problemen, die wir weiter oben im Zusammenhang mit dem Sprachideal bereits abgehandelt haben. Abgesehen davon, dass der Sprachgebrauch der grossen Schriftsteller den Stand der Literatursprache einer gegebenen Periode auf einem sehr hohen Niveau widerspiegelt (vgl. Jefimow: БонРз. 1953/4: 40), ist es vor allem ihr Einfluss, der hauptsächlich aus ihrem Ansehen resultiert und der es begründet, dass wir dem Sprachgebrauch hervorragender sprachlicher Persönlichkeiten bei der Untersuchung der Literatursprache besondere Aufmerksamkeit widmen. In diesem Zusammenhang kann man neben den Ausdrucksformen der durchschnittlichen gemeinschaftlichen Normen selbstverständlich und vor allem in der Stilvariante der schönen Literatur auch die völlig individuellen sprachlichen Züge nicht gänzlich übersehen, weil diese einerseits in der gegebenen Periode innerhalb der Literatursprache in Erscheinung treten, andererseits aber — wenn auch vielleicht nur zu einem geringen Prozentsatz — für die Zukunft Keime möglicher gesellschaftlicher Normen darstellen können.

3. Im Zusammenhang mit der Individualsprache der Schriftsteller ergibt sich auch das Problem, wie die sprachlichen Provinzialismen zu werten sind. Man könnte daran denken, dass man die sprachlichen Provinzialismen, die in der Sprache, in den schriftlichen Texten des Schriftstellers auftauchen — im Gegensatz zu den Normelementen, die man als besondere Bestandteile der Literatursprache gelten lassen kann — bloss als charakteristische Merkmale der Individualsprache, als typische individuelle Züge einschätzt, weil der überwiegende Teil dieser Provinzialismen zweifellos aus der dem Schriftsteller eigenen gesprochenen Sprache in seine Texte Eingang gefunden haben und mit den von der Literatursprache kommenden normativen Formen, die vom Gesichtspunkt seiner gesprochenen Sprache, „von aussen“ eindringen, in Kollision geraten sind. Nichtsdestoweniger kann man diese Provinzialismen eigentlich nur unter bestimmten Verhältnissen als ausgesprochen individuelle Merkmale betrachten, im allgemeinen aber trifft dies zumindest aus zwei miteinander verknüpften Ursachen nicht zu.

Der eine Grund ist, dass die Provinzialismen, welche von den Schriftstellern verwendet werden, nicht individuelle Schöpfungen und Erfindungen der betreffenden Schriftsteller darstellen, weil sie gemeinsames soziales Eigentum derer sind, die sich der entsprechenden provinziellen Sprachtypen bedienen und gegebenenfalls ebenso im Sprachgebrauch einer Reihe von Schriftstellern auftreten können, die im Besitze der gleichen provinziellen Variante sind. — Der andere Grund besteht darin, dass man die sprachlichen Provinzialismen, die in den literatursprachlich geprägten Texten häufig auftreten, — wie wir bereits gesehen haben — als organische Bestandteile, als Elemente der Literatursprache betrachten kann, als Elemente, ohne die dieser inner-sprachliche Typ höchstens in seiner völlig abstrahierten, in der Wirklichkeit der Sprache aber nicht existierenden Form vorstellbar ist. Dementsprechend erweisen sich die sprachlichen Provinzialismen — selbst wenn sie keinen Normwert besitzen — als verhältnismässig durchschnittliche, übliche Elemente der Literatursprache, nicht aber als besondere Prägungen einer einzigen Persönlichkeit, also nicht als Prägungen, die vom Durchschnitt der Literatursprache abweichen.

Es können sich aber bestimmte Situationen, besondere Verhältnisse ergeben, wo die sprachlichen Provinzialismen, die in der Sprache des Individuums in Erscheinung treten, als besondere individuelle Erscheinungen aufgefasst werden dürfen, die nicht zum Durchschnitt der Literatursprache gehören. Wenn nämlich der Schriftsteller in seine Sprache Provinzialismen einfließen lässt, die in der gegebenen Periode innerhalb einer bestimmten sozialen Gemeinschaft nicht üblich sind, bei dieser keinen Anklang finden, oder zumindest in der gegebenen Form auffallend bzw. ausgefallen sind, dann müssen diese sprachlichen Erscheinungen (selbst wenn sie unter anderen Verhältnissen von gemeinschaftlicher, sozialer Provenienz sind) unter den gegebe-

nen Voraussetzungen als individuelle sprachliche Züge gewertet werden. Durch eine Unmenge solcher individuell geprägter Provinzialismen, die vom literatursprachlichen Niveau ihrer Zeit weit abwichen, isolierten sich literarisch und sprachlich im 18. Jahrhundert Dugonics, im 19. Jahrhundert Lisznyai und Szelestey, um hier auf das einschlägige Beispiel ungarischer Schriftsteller der von mir des näheren untersuchten literatursprachlichen Periode zurückzugreifen.

НЕКОТОРЫЕ ОБЩИЕ ПРОБЛЕМЫ ИСТОРИИ ЛИТЕРАТУРНОГО ЯЗЫКА

(Резюме)

Два года назад вышла в свет книга автора *A magyar irodalmi írásbeliség a felvilágosodás korának első szakaszában* = Венгерская литературная письменность в начальный период просвещения). Этот труд посвящен т. н. «формальным» вопросам венгерского литературного языка, т. е. совокупности орфографических, фонетических и морфологических проблем. Объектом исследования явился наиболее продуктивный период венгерского просвещения (последние три десятилетия XVIII. века), когда окончательное оформление «формальных» элементов венгерского литературного языка достигло самого большого расцвета.

Во введении труда автор рассматривает общие вопросы литературного языка, но в общих рамках, соответственно поставленной себе задаче, он концентрирует проблемы вокруг венгерского языка, и с другой стороны, он выдвигает «формальные» отношения на первый план. Публикуемая статья содержит, с некоторыми изменениями, эту вводную часть.

В начале автор ставит вопрос о внутреннем членении языка и намечает понятие т. н. «внутренних языковых типов», указывая в этой связи на неточность, неустойчивость и даже на хаос в терминологии, проявляющиеся не только в венгерской, но и в зарубежной научной литературе.

Затем следует трактовка общих моментов развития языка, связанных с образованием литературного языка. При этом автор исходит из большой, в известной степени ведущей роли письма в жизни языка и рассматривает общую характеристику «письменного языка». В связи с трактовкой сути, роли и развития идеала, нормы и единства языка он приходит к понятию национального языка; этот последний вариант он определяет как внутренний языковой тип, перерастающий остальные внутренние типы — прежде всего диалекты — и служащий распространению национальной культуры. Две главные формы проявления национального языка он видит в «литературном» и в «разговорном» языке; первый из них является письменным, второй же разговорным вариантом национального языка, хотя их взаимосвязанность положила начало и многим переходным формациям между ними. —

При обзоре общего хода развития этих важнейших внутренних типов языка автор указывает на то, что с точки зрения хронологии необыкновенно трудно выявить их существование и отдельные периоды их развития ввиду бесконечной цепи переходных формаций. Он, все-таки, придерживается мнения, что роли этих типов в языковом целом, т. е. временным изменениям этой же роли необходимо приписывать огромное значение для периодизации истории языка. При периодизации истории языка эти факты до сих пор учитывались недостаточно, поэтому он предлагает новую периодизацию.

За указанием места литературного языка среди внутренних вариантов языка и за очерком их хронологических отношений, автор переходит к специальным вопросам данного типа языка. Сначала он описывает внутреннюю, системную структуру литературного языка, как и особенности и эволюционные признаки этой структуры, уделяя при этом особое внимание тематике элементов нормы. В связи со сферой влияния литературного языка он затрагивает вопрос об отношении этого типа к разным слоям общества. Впоследствии обследуется проблематика внутреннего расслоения литературного языка; с этой точки зрения он особенно тщательно трактует стилистическое членение, т. е. «стилистические варианты», основывающиеся на такого же рода членениях, с одной стороны, и географическое членение, т. е. т. н. «провинциальные (региональные) литературные

языки», базирующиеся на нем, с другой. Он также дает очерк исторического становления этих типов в отношении венгерского языка.

Сотношение литературного языка с остальными внутренними типами автор рассматривает с исторической точки зрения. Поскольку венгерский национальный язык и венгерский литературный язык возникли благодаря интеграции и синтезу венгерских диалектов разного типа, в более ранние периоды развития венгерского литературного языка отношение с отдельными типами диалектов оказывается очень важным фактором; но впоследствии, после установления норм литературного языка значение этого отношения постепенно уменьшается, и теперь диалектальные элементы довольно слабо модифицируют или обогащают венгерский литературный язык. В последнее время отношение венгерского литературного языка к венгерскому разговорному языку все больше обращает на себя внимание; в этой области взаимное влияние все больше укрепляется и ставит необыкновенно интересные проблемы в связи с отдельными слоями разговорного языка (т. е. с обычным языком образованных людей, так как и с фамиллярным разговорным языком, с провинциальным разговорным языком и т. п.).

В процессе развития отдельных элементов литературного языка автор разделяет две, довольно противоположные друг другу линии, т. н. «формальные» элементы, т. е. языковые явления орфографии, фонетики, и морфологии оказывают в ходе развития литературного языка существенную интеграцию, причем они соединяются в довольно замкнутой системе. Эта система все меньше является способной на восприятие новых вариаций. В то же время, т. н. «внутренние» элементы, т. е. языковые явления словаря, синтаксиса и стилистики проявляют тенденцию дифференциации при развитии литературного языка: их система носит открытый характер, поэтому она в состоянии развивать все новые вариации или же принимать новые явления, проникающие в нее, в первую очередь, на основе литературного языка.

Этот ход развития по двум направлениям является — *mutatis mutandis* — характерным и для литературного варианта других языков, но в венгерском он приобретает особенно определенные черты, благодаря в известной степени специальным историческим корням и обстоятельствам развития венгерского литературного языка.

В заключении автор описывает роль личности в жизни литературного языка, учитывая, в первую очередь, деятельность и воздействие выдающихся беллетристов и других мастеров языка. Он приходит к выводу, что в основном и литературный язык подвергается законам языка в целом: он создается не отдельными личностями, а как синхронно, так и диахронно — совокупностью личностей, т. е. обществом. Великие писатели, со своей стороны, конечно, играют и ведущую роль в создании и в дальнейшем развитии литературного языка. Все-таки нельзя переоценивать эту роль и, с другой стороны, необходимо учитывать проявляющееся в ней своеобразие, связанное с эпохой и характером. С хронологической точки зрения роль великих писателей является более значительной в то время, когда литературный язык находится еще в стадии формирования и его нормы только начинают вырабатываться; впоследствии возможность ведущего участия писателя само собой уменьшается. Даже, что касается сути дела, беллетристы не столько создают, сколько художественным образом формируют и модифицируют литературный язык: главным образом они создают для себя художественное орудие на основе существующего уже раньше материала языка. Разумеется, что и это их действие прежде всего важно во «внутренней» части, т. е. в содержании языка. «Формальная» часть его остается при этом меньше затронутой. — Рядом с беллетристами, как с «мастерами» языка в формировании литературного языка и в его дальнейшем оформлении и культивировании очень эффективно участвуют и языковеды, как «служанки» языка, в первую очередь под руководством лексикографов и грамматиков, главным образом, конечно, в ходе нормализации языка.

Л. Бенкё

THE SEMANTICS OF THE ACCUSATIVE CASE (BASED ON THE HOMERIC POEMS)

by

J. ZSILKA

The theory tracing the grammatical cases back to local relations has survived in different forms from Antiquity to our days. In the thirties of the last century it was taken up by Hartung¹ and Wüllner² with a considerable emphasis, but somewhat later the exponents of this theory, mainly under the influence of Rumpel's³ activity, retreated for a certain time. It was demonstrated that each case had been deduced by different scholars from different local relations and thus the conclusion was drawn that once a case could be derived from different, what is more, from contradictory local relations, none of the deductions could be true.

Further research into these contradictions responsible for the rejection of the said theory resulted in the resumption of the latter, in a more complicated form. It was found that the unilateral deduction of the cases was in a sense, limited though but, true: and the contradiction which the deduction had led up to, was in fact due to the objective content of the cases and not to the subjective approach of the individual linguists.

This basic idea reappears in Hjelmslev's work⁴ who tries to co-ordinate the contradictory character of the cases with the investigation of their meaning as a system. All cases can be reduced to contradictory and neutral components; the equilibrium of the different components within one case is a function of the relationship between the individual cases — and vice versa. The merit of Hjelmslev's work is enhanced by its being one of the first attempts aiming at the analysis of the grammatical meaning as a system.

At the same time this important work has its shortcomings. Although trying to show the cases in a system, Hjelmslev does not describe them as necessary, specific complex of the components and it does not become clear

¹ J. A. Hartung, *Über die Casus, ihre Bildung und Bedeutung in der griechischen und lateinischen Sprache*. Erlangen, 1831.

² Wüllner, *Bedeutung der sprachlichen Casus*. Münster, 1827.

³ Th. Rumpel, *Die Casuslehre in besonderer Beziehung auf die griechische Sprache*. Halle, 1845.

⁴ L. Hjelmslev, *La catégorie des cas*. Acta Jutlandica VII. Kobenhavn, 1935.

how the cases, as specific units, are interrelated. In his method Hjelmslev contents himself with stating the purely formal facts of the meaning.

And there is another shortcoming connected with the first: he looks upon the semantic contents of the cases as mechanical juxtapositions. He fails to realize that the semantic components of the cases are qualitatively different, that the different meanings may be derived from each other and that the complexity of the cases is, by itself, the result of historical development.

And finally, Hjelmslev did not try to co-ordinate the characteristics of the grammatical meaning with the lexical one.

The task we have set in this paper is the semantic analysis of one single case, the accusative, with a view to overcoming Hjelmslev's shortcomings outlined above. We shall not embark upon the elaboration of the theory of the Homeric cases, nor do we intend to make an exhaustive investigation of all the structural variations of the accusative. Thus, for instance, we shall disregard the alternation of the accusative with the different so-called logical cases. We shall deal only with such essential relationships as necessary and relevant for our task.

I.

The Objective Accusative

A) The Mechanical Analysis of the Content

When reading the Iliad and the Odyssey we often find the objective accusative to alternate with other cases. E. g.:

accusativus directionis : accusativus objectivus

Φ 272 Πηλεΐδης δ' ὤμωξεν ἰδὼν εἰς οὐρανὸν εὐρύν·

Γ 27 ὣς ἐχάρη Μενέλαος Ἀλέξανδρον θεοειδέα ὀφθαλμοῖσιν ἰδὼν

its meaning:

'glancing at sth.': 'noticing sb./sth.'

Σ 140 ὑμεῖς μὲν νῦν δῦτε θαλάσσης εὐρέα κόλπον/...

ρ 336 ἀγχίμολον δὲ μετ' αὐτὸν ἐδόσσετο δώματ' Ὀδυσσεύς/...

Γ 339 ὣς δ' αὖτως Μενέλαος ἀρήϊος ἔντε' ἔδυνεν.

Ψ 739 καὶ ῥ' ἀπομορξαμένω κονίην δύσαντο χιτῶνας.

its meaning:

'sink into sth.': 'put on sth.'

(for the actual alternation of the local case and of the logical case see:

χ 334 ἐκδύς μέγαροιο:

Γ 114 τεύχεά τ' ἐξεδύοντο

Here it is impossible to trace τεύχεα back to the directive accusative whereas Γ 339 (ἐντε΄) Ψ 739 (χιτῶνας) acc. obj. = Γ 114 (τεύχεα) acc. obj.)

genitivus separationis : accusativus objectivus

Σ 51 ... Θέτις δ' ἐξῆρχε γόοιο·

B 273 ... ἦ δὲ μὲν Ὀδυσσεὺς ἐσθλὰ ἔοργεν / βουλὰς τ' ἐξάροχων...

its meaning:

'start from sth.': 'start sth.'

Ω 264 ταῦτά τε πάντ' ἐπιθεῖτε, ἵνα πρήσσωμεν ὁδοῖο;

Ψ 501 ... οἱ δέ οἱ ἔπιοι / ὑπόσ' αἰερέσθην ῥίμφοι προήσσαντε κέλευθον.

its meaning:

'go out of sth.': 'traverse sth.'

Φ 554 ... εἰ μὲν κεν ὑπὸ κρατεροῦ Ἀχιλλῆος / φεύγω...

Λ 327 ... αὐτὰρ Ἀχαιοὶ / ἀσπασίως φεύγοντες ἀνέπνεον Ἐκτορα δῖον.

its meaning:

'escape from sth.': 'escape sth.'

instrumentalis : accusativus objectivus

E 533 ἦ καὶ ἀκόντισε δουρὶ θοῶς...

M 44 ... καὶ ἀκοντίζουσι θαμειᾶς / αἰχμὰς ἐκ χειρῶν.

its meaning:

'throw with sth.': 'throw sth.'

K 77 ... ζωστήρ..., ᾧ ῥ' ὁ γεραιὸς / ζώννυθ'...

σ 67 ... Ὀδυσσεὺς / ζώσατο μὲν ῥάκεσιν περὶ μῆδεα,...

Ξ 181 ζώσατο δὲ ζώνην...

its meaning:

'he girds himself with sth.': 'he girds sth. on'

A systematic analysis of the whole stock of verbs reveals that this alternation regularly recurs with the great majority of them. Hence we can sum up our first conclusion like this:

(I) *verb*₁ + *subst.* (*acc. obj.* : *acc. direct.*)

*verb*₂ + *subst.* (*acc. obj.* : *gen. sep.*)

*verb*₃ + *subst.* (*acc. obj.* : *instr.*)

In our examples quoted so far the objective accusative was found to alternate with directive, separative and instrumental meaning for different verbs. Further investigations will show that, in accordance with the lexical meaning of the substantive linked with a verb, the objective accusative may

alternate, in case of the same verb, with different local and instrumental meanings. E. g.:

Π 768 ... πρὸς ἀλλήλας ἔβαλον...

Υ 413 τὸν βάλε μέσσον... i. e.:

$\beta + \text{subst.}_1$ (acc. obj. : acc. direct.)

on the other hand:

Μ 155 ... χειρμαδίοισιν... | βάλλον

Π 768 ... ἔβαλον τανυίκεας ὄζους

i. e.:

$\beta + \text{subst.}_2$ (acc. obj. : instr.)

Σ 407 ... τῷ με μάλα χρεὼ | πάντα θέτι καλλιπλοκάμῳ ζωάγρῳ τίνειν.

β 192 (... θωήν)... ἦν κ' ἐνὶ θυμῷ | τίνων ἀσχήλλης·

χ 218 ... σῶν δ' αὐτοῦ κῶάατι τίσεις.

i. e.:

$\tau + \text{subst.}_1$ (acc. obj. : instr.)

on the other hand:

Α 42 τίσειαν Δαναοὶ ἐμὰ δάκρυα σοῖσι βέλεσσιν.

Α 142 νῦν μὲν δι' οὔ πατρὸς ἀεικέα τίσετε λώβην.

Γ 366 ἦ τ' ἐφάμην τίσασθαι Ἀλέξανδρον κακότητος·

Β 356 (does not insist on returning home while...) τίσασθαι δ' Ἑλένης

ὀρμήματά τε στοναχὰς τε. i. e.:

$\tau + \text{subst.}_2$ (acc. obj. : gen.)

These observations modify the previous result and we have:

$$(II) \quad \begin{array}{l} \text{verb}_1 + \left\{ \begin{array}{l} \text{subst.}_1 \text{ (acc. obj. : instr.)} \\ \text{subst.}_2 \text{ (acc. obj. : acc. direct.)} \end{array} \right. \\ \text{verb}_2 + \left\{ \begin{array}{l} \text{subst.}_1 \text{ (acc. obj. : instr.)} \\ \text{subst.}_2 \text{ (acc. obj. : gen. sep.)} \end{array} \right. \end{array}$$

In the above examples the alternation of the objective accusative and of the local or instrumental meaning is expressed morphologically. In many instances, however, one feels that without any morphological change different meanings could be substituted for the objective accusative. This feeling, as we shall see, is not a subjective one; it derives from the objective conditions of the meaning of the accusative case.

Certain criteria can, however, be established in advance, criteria which — formally for the time being — confirm the objectivity of our feeling. The criteria of the possibility of substituting, without changes in form, the directive, separative and instrumental semantic elements, are the following:

1. the different character of the lexical meaning of the substantive assuming the form of the accusative; e. g.: *φημί*: *E* 184 *εἰ δ' ὁ γ' ἀνὴρ, ὃν φημι, ... ὃν* = acc. obj. (< *'from sb.')

v 326 *Τηλεμάχῳ δέ κε μῦθον ... φαίην / ἵππων, ... μῦθον* gives, so to say, the instrument of the verb:
μ = acc. obj. (< *'with sth.')

2. one verb governs only accusative; the other synonymous verb takes, e. g. accusative and instrumental; e. g.:

ὀίπτω: *Θ* 13 ... *μιν ἐλὼν ὀίψω ἐς Τάρταρον* ...,
ζ 115 *σφαίραν ἔπειτ' ἔρριψε μετ' ἀμφίπολον βασιλεία* etc.
βάλλω: *E* 317 *χαλκὸν ... βαλὼν ...* on the other hand we have often:
τόξοισιν, βέλεσιν etc.

3. the testimony of the verbal prefixes:

ι 282 ... *μιν ... προσέφην ... ἐπέεσσιν* ·
A 788 ... *εὖ ... φάσθαι ... ἔπος ...* ·

it is obvious that *πρός-* (*ι* 182) essentially belonged to *μίν*, i. e. *μίν* = acc. obj. (< 'to swht.') whereas *ἔπος* on the basis of *ἐπέεσσιν* (*ι* 282): < 'with sth.'.

4. the different variants with prepositions; e. g.:

Γ 27 ... *Ἀλέξανδρον ... / ... ἰδὼν* and
Φ 272 ... *ἰδὼν εἰς οὐρανόν* ...

Considering now the underlying meanings, the results summed up in (I) and (II) can be developed into the following system:

(III) <i>acc. obj.</i> : <i>acc. direct.</i>	<i>acc. obj.</i> : * <i>acc. direct.</i>
<i>acc. obj.</i> : <i>gen. sep.</i>	<i>acc. obj.</i> : * <i>gen. sep.</i>
<i>acc. obj.</i> : <i>instr.</i>	<i>acc. obj.</i> : * <i>instr.</i>
<i>acc. obj.</i> < <i>acc. direct.</i>	<i>acc. obj.</i> < <i>gen. sep.</i>
<i>acc. obj.</i> < <i>instr.</i>	<i>acc. obj.</i> < <i>instr.</i>
<i>acc. obj.</i> < * <i>acc. direct.</i>	<i>acc. obj.</i> < * <i>gen. sep.</i>
<i>acc. obj.</i> < <i>instr.</i>	<i>acc. obj.</i> < <i>instr.</i>
<i>acc. obj.</i> < <i>acc. direct.</i>	<i>acc. obj.</i> < <i>gen. sep.</i>
<i>acc. obj.</i> < * <i>instr.</i>	<i>acc. obj.</i> < * <i>instr.</i>
<i>acc. obj.</i> < * <i>acc. direct.</i>	<i>acc. obj.</i> < * <i>gen. sep.</i>
<i>acc. obj.</i> < * <i>instr.</i>	<i>acc. obj.</i> < * <i>instr.</i>

B) The External and Internal Structural Correlations of the Objective Accusative

In the previous section we have described the mechanical relations of the content of the objective accusative. It remains to see now how the individual

semantic components go over into the content of the objective accusative and in what relationship they are to each other in the evolutionary process of the objective accusative.

We often find that the structure of one sentence evidently crosses that of another and thus the original relation of certain objective accusatives can be determined on the basis of the local relation of the other sentence. E. g.

Π 768 αἶ τε πρὸς ἀλλήλας ἔβαλον τανυήκας ὄζους
 Η 11 Ἐκτωρ δ' Ἡιονῆα βάλ' ἔρχεῖ δξυόεντι

From the collation of these two structures a third rudimentary structure can be reconstructed from which, owing to the mutual and corresponding behaviour of the components, either one or the other structure can be derived:*

(IV) $\text{verb} + \text{with sth.} + \text{to swh.}$
 $\text{verb} + \text{sth.} + \text{to swh.}$
 $\text{verb} + \text{with sth.} + \text{sth.}$

In the previous examples (IA) the possibility of varying the objective accusative with instrumental and so on meanings could be regarded as the substitution of semantic values independent of each other. Now the dualism that can be observed in the content of the case in question appears as an organic and genetic characteristic of the objective accusative:

$\text{verb} \longleftrightarrow [\text{with sth.} \longleftrightarrow \text{to/from swh.}]$
 $\text{verb} \longleftrightarrow [\text{sth.} \longleftrightarrow \text{to/from swh.}]$
 $\text{verb} \longleftrightarrow [\text{with sth.} \longleftrightarrow \text{sth.}]$

From the interrelation of the rudimentary structure and of the two structures derived therefrom the following conclusions may be drawn:

1. the directive element alone does not produce the objective accusative but:

$[(\text{verb} + \text{with sth.}) + \text{to swh.}] > \text{verb} + \text{with sth.} + \text{sth.}$

nor does the instrumental element pass into the objective accusative but:

$[(\text{verb} + \text{to swh.}) + \text{with sth.}] > \text{verb} + \text{to swh.} + \text{sth.}$

i. e. they jointly engender it.

* The following abbreviations will be used:

sth. and sb. = accusativus objectivus

with sth. = casus instrumentalis

to swh. = accusativus directionis

from sth. or from swh. = genitivus separationis

2. the other aspect of the correlation (no. 1) is that the
to swh. $>$ acc. obj.

and the

with sth. $>$ acc. obj.

are conditioned by one another; expressed in another form:

to/from swh. \rightarrow *acc. obj.* \leftarrow *with sth.*

3. The relation of the directive /separative and instrumental meanings
(i. e. their variants) are also conditioned by each other:

/to swh. + with sth.] \leftrightarrow *[from swh. + with sth.]*

These considerations lead to the establishment of a new fact:

verb₁ + subst. (acc. obj. : acc. direct.)

verb₂ + subst. (acc. obj. : gen. sep.)

verb₃ + subst. (acc. obj. : instr.)

i. e. the variants going with certain verbs (I) are the unilateral manifestations
of a uniform process which, in absentia, suppose the presence of the other
element which is not present. For exactly:

verb₁ + subst. (acc. obj. : acc. direct.)

presupposes

verb₁ + subst. (acc. obj. : instr.)

and

verb₂ + subst. (acc. obj. : gen. sep.)

presupposes

verb₂ + subst. (acc. obj. : instr.) . . .

Nevertheless, the structure presupposed by verb₁ appears often only
with verb₂ and vice versa, etc. All this goes to show that, disregarding the
semantic differences, the structures that go with the different verbs are in
a formal interdependent relationship to each other. Expressing the formal
relationship between (IV) and (I) we obtain:

(V) verb₃ + subst. (acc. obj. : instr.)

presupposes

verb₃ + subst. (struct. verb₁/verb₂)

and the other way round :

verb₁ + subst. (acc. obj. : acc. direct.)

presupposes

verb₁ + subst. (struct. verb₃)

and also

verb₂ + subst. (acc. obj. : gen. sep.)

presupposes

verb₂ + subst. (struct. verb₃)

For instance:

with *βάλλω* both possibilities of the elementary structure are realised:

$$\begin{array}{l} \beta. + \text{with sth.} + \text{sth.} \\ \beta. + \text{sth.} \quad \quad + \text{to swh.} \end{array}$$

with *πλήσσω* only one of the possibilities of the elementary structure is realised:

$$\begin{array}{l} \pi. + \text{with sth.} + \text{sth.} \\ \quad \quad \quad (< \text{to swh.}) \end{array}$$

(the same applied to *ζόπτω*);

with *ρίπτω* the objective accusative is precipitated from the other member of the elementary structure:

$$\begin{array}{l} \rho. + \text{sth.} \quad \quad + \text{to swh.} \\ (< \text{with sth.}) \end{array}$$

The objective accusative can be derived from the explicit rudimentary structure in the following variations:

(VI) *verb + with sth. + from or to swh.*

- (1) *verb + sth. + from or to swh.*
- (2) *verb + with sth. + sth.*
- (3) *verb + sth. + $\sqrt{\text{from or to swh.}}$*
- (4) *verb + $\sqrt{\text{with sth.}}$ + sth.*

E. g.:

Π 768 *αἶ τε πρὸς ἀλλήλας ἔβαλον τανυήρεας ὄζους* (1)

Υ 413 *τὸν βάλε μέσσον ἄκοντι ποδάρκης δι' οὗ Ἀχιλλεύς*, (2)

ι 136- ... *ἴν' οὐ χρεὼ πείσματος ἐστίν, | οὐτ' ἐννὰς βαλέειν...* (3)

Ε 51 ... *δίδαξε γὰρ Ἄρτεμις αὐτὴ | βάλλειν ἄγρια πάντα...* (4)

The connexion of the objective accusative and of other different semantic elements cannot always be detected and demonstrated as clearly as that. The rudimentary structure has different implicit types which we obtain by transferring the relations of (III) to the rudimentary structure (IV). This yields:

(VII) 1. *verb + *with sth. + *to swh.*

$$\begin{array}{l} \text{verb} + \text{acc. obj} + \sqrt{\text{to swh.}} \\ \text{verb} + \sqrt{\text{with sth.}} + \text{acc. obj.} \\ \text{verb} + \text{acc. obj.} + \text{acc. obj.} \end{array}$$

(we shall deal with the difference of the two kind of objective accusative in the next section).

E. g.: *αἰδῶω*:

Ζ 54 ... *ὁμοκλήσας ἔπος ἡΐδα.*

Ω 333 ε 28 *Ἐρμείαν ... ἀντίον ἡΐδα.*

Ε 170 ... *ἔπος τέ μιν ἡντίον ἡΐδα.*

2. verb + *with sth. + *from swh.
 verb + acc. obj. + $\sqrt{\text{from swh.}}$
 verb + $\sqrt{\text{with sth.}}$ + acc. obj.

e. g.: *φημί*

v 326 *Τηλεμάχῳ δέ κε μῦθον... φαίην | ἥπιον...*

E 184 *εἰ δ' ὅ γ' ἀνὴρ, ὅν φημι,...*

3. verb + with sth. + *to swh.
 verb + acc. obj. + $\sqrt{\text{to swh.}}$
 verb + $\sqrt{\text{with sth.}}$ + acc. obj.

e. g.: *νεύω*

π 283 *νεύσω μὲν τοι ἐγὼ κεφαλῇ,...*

σ 237 *νεύοιεν κεφαλὰς δεδμημένοι,...*

Θ 175 *...μοι πρόφρων κατένευσε Κρονίων | ῥέκην...*

4. verb + with sth. + *from swh.

cannot be attested from the texts.

5. verb + *with sth. + from swh.
 verb + sth. + from swh.
 verb + $\sqrt{\text{with sth.}}$ + sth.

e. g.: *ἐξείρομαι*

E 756 *Ζῆν ἔπατον... ἐξείρετο...*

Y 15 *...Αἰὼς... ἐξείρετο βουλὴν.*

(see: *βουλῇ βουλεύεσθαι*)

6. verb + *with sth. + to swh.

cannot be attested from the texts.

The objective accusative may develop within each of the four variations of the explicit type, within each of the two variations of the first two implicit types and within each three variations of the subsequent four types. Out of the theoretically possible twenty-four variations some sixteen can be demonstrated.

C) *The Lexical Relationships of the Objective accusative*

In compliance with the interrelation of the rudimentary structure, the development of the objective accusative often involves lexical changes too. While some of the local elements becomes an objective accusative, the verb itself also undergoes some semantic change, assuming a more specialized, more abstract meaning:

(VIII) *case (local - \rightarrow logical) \longleftrightarrow verb (concrete \rightarrow abstract)*

e. g.:

- verb + with sth. + to swh.
 verb + with sth. + sth./sb.

verb	verb (concr.) + sth. + to swl.	verb (abstr.) + with sth. + sth./sb.
βάλλω	II 768 αἶτε πρὸς ἀλλήλας ἔβαλον τανυήκας ὄζους 'throw + (to) swl.'	H 11 Ἔκτωρ δ' Ἴωνῆα βάλ' ἔγχεϊ ὄξυόεντι H 14 Ἰφίνοον βάλε δουρί... 'wound sb.' (according to Aristarchos)
ἐλαύνω	ρ 237 ...πρὸς γῆν ἐλάσειε κάρη... 'let him hit + (to) swl.'	O 532 ...μάστιγι κατομαδὸν ἤλασεν ἵππους, Ψ 533 ...ἐλαύνων πρόσσοθεν ἵππους Ariston. ἔμπροσθεν γενόμενος ἐλαύνει τάς πλευράς τῶν ἵππων τόπων i. e. the 'hit (to) swl. 'and 'hit (drive) sth.' still have a share in 'drive sth.' O503 ... ἄστυδ' ἐλαύνετε νῆα... makes the new meaning 'drive sth.' quite obvious
κόπτω	verb + with sth. + to swl.	Σ373 ... κόπτε δὲ δεσμούς. idem: 'forge + sth.'

verb + with sth. + from swl.

verb + with sth. + sth./sb.

verb.	verb + | with sth. + from swl.	verb + with sth. + sth./sb.
ὑπερβάλλω	Ψ 847 τόσσον παντὸς ἀγῶνος ὑπέρβαλε. 'throw (higher) than sth./sb. (from sth. sb.)'	Ψ 637 δουρί δ' ὑπερέβαλον φυλῆά τε καὶ Πολύδορον. 'surpass sb.' (this 'surpass' ~ 'throw higher' is, for the time being, restricted to a special meaning. Later it beco- mes general.)

verb + *with sth. + from swl.

verb + | with sth. + sth./sb.

verb.	verb + | with sth. + from swl.	verb + | with sth. + sth./sb.
φεύγω	Φ 554... εἰ μὲν κεν ὑπὸ κρατεροῦ 'Αχιλλῆος / φεύγω,... 'runs away + from sb. etc.'	A 327... αὐτὰρ Ἀχαιοὶ / ἀσπασίως φεύγοντες ἀνέπνεον Ἐκτορα δῖον. 'escape + sb. (acc. obj.)'
πρήσσω	Ω 264 ...πρήσσωμεν ὁδοῖο; etc. originally: 'go out of the road' (indicating thereby that the road has been covered)	I 326 ἤματα... διέπρησσαν πολέμι- ζον. A 562 πρήξαι δ' ἔμπης οὐ τι δυνή- σεται... 'finisch, perform, etc. + sth.'

The results obtained by analysing the objective accusative can be summed up as follows:

1. The objective accusative appears under certain external structural conditions; the internal structure of the objective accusative and the external conditions in which it comes to light are interdependent and correspond to each other.

The semantic content of the objective accusative can be regarded as the condensation of the corresponding external structural relations.

2. The objective accusative and certain semantic changes seem to be related and conditioned by each other. This suggests the assumption that the very first appearance of the objective accusative was connected with essential changes in the lexical stock.

3. The objective accusative is not a phenomenon once created and then surviving; its existence is determined by certain conditions in which it is born again and again.

II

A. The Relation of the Objective Accusative and of the Internal Object

In the first we have seen that the objective accusative alternates with different (local and instrumental) relations (I). It has also been found that, in compliance with the various meanings of the substantives, the variants observed in (I) may coincide in the objective accusative of the same verb (II). And finally, by reconstructing a rudimentary structure (IV) we have shown the internal relation of the components (acc. direct./gen. sep. + instr.) within the variants of (II) and thereby that of the variants themselves [(acc. direct. + + instr.) \longleftrightarrow (gen. sep. + instr.)]. In other words, we have so far dealt with the mechanical and then internal, structural relations of unequivocal, undivided semantic elements.

In the following it will be shown that for a given verb not only the objective accusative of different lexical contents can be traced back to different (local, instrumental) meanings but even one and the same accusative of identical or similar lexical content can be linked up with different (local and instrumental) meanings. In doing so we shall come to a more detailed analysis of the instrumental within the rudimentary structure (IV) and to the decomposition of the rudimentary system itself conditioned by the objective accusative. E. g.:

λύω:

ν 77 ...πεῖσμα δ' ἔλυσαν ἀπὸ τρητοῦ λίθοιο.

(Δ 215 λῦσε δέ οἱ ζωστῆρα παναίολον...

Π 804 λῦσε δέ οἱ θώρακα ἀναξ...

here the dative: genitive relation is another problem)
on the other hand:

Θ 543 δ 39 ... ἱππους μὲν ἔλυσαν ὑπὸ ζυγοῦ ἰδοῶντας

θ 344 λίσσετο... / 'Ἡφαιστον... ὅπως, λύσειεν' Ἀρηα. (before we had δεσμοί)

Θ 433 ... Ὄρρα μὲν λῦσαν καλλίτριχας ἱππους

ζ 88 ... ἡμιόνους μὲν ὑπεκπροέλυσαν ἀπήνης.

These two structural groups cross one another. As in case of (IV), a rudimentary structure can be inferred in which the origin of the accusative of the group in question is made clear by the other group:

λ. + from swh.	+ from swh.
λ. + sth.	+ from sth.
λ. + from sth.	+ sth./sb.

The two accusatives, however, are not identical grammatically and the difference has a lexical reason:

the forms *πεῖσμα*, *ζωστιῆρα* ..., so to say, supply the material, the means for *λύω* (sth./*with sth.)

This connexion is clearly expressed also in etymological respect:

According to J. B. Hofmann's *Etym, Wörterbuch* :

πεῖσμα < **πενσμα* < Prim. Gr. **πενθ-μα* Wz. **bhendh-* 'binden' ζεύγνυμι. Wz. **yeu-g-* 'verbinden', Erw. from **ieu-* in *ai. yāuti, yuvati* bindet an... cf. also **īōs-* 'gürten', if from *īō(u)s-* s. ζώννυμι i. e. the substantival content assuming the accusative repeats in an antonymous form the semantic content of the verb; it is an internal object in the largest sense of the word. The lexical meaning of the third member of the structure (the second accusative or genitive), however, is alien to the lexical content of the verb.

Taking into account the lexically motivated difference of the content of the two accusatives (sth./*with sth. — sth.) we obtain:

(IX) *verb + from swh./*with sth. + from swh.*
*verb + sth./*with sth. + from swh.*
verb + from swh. + sb./sth.

in the same manner: *ἐξενάριζω*

Z 417 οὐδέ μιν ἐξενάριξε...

E 842 ... Περίφρατα... ἐξενάριξεν

on the other hand:

N 619 Φ 183 τεύχεα τ' ἐξενάριξε... τεύχεα ~ ἐναρα i. e. τ. repeats in a synonymous form the content of ἐξε.

Thus

ἐξε. + *(from swh./*with sth.)	+ *from swh.
ἐξε. + sth./*with sth.	+ √from swh.
ἐξε. + √from swh.	+ acc. obj.

*B. 1. The relationship between the Undifferentiated unit (from swh/*with sth.) and the Instrumental*

Sometimes the unit from swh./*with sth., confirmed so far by lexical and functional facts, appears, so to say, in a split form (gen. sep. — instr.) and in such cases a transitional unit from swh./*with sth. becomes justified, this time to account for the instrumental.

In such instances it can be well observed how the instrumental precipitates from the undifferentiated semantic complex of the presumed unit from swh./*with sth. E. g.: *ἐρείδ-ο-μαί, -ω*:

X 225 *στῆ' δ' ἄρ' ἐπὶ μελίνης... ἐρεισθείζ.*

E 309—10 *... ἐρείσατο χειρὶ παχείῃ / γαίῃς...*

Aisch. Prom. 350 (*Ἄτλας*), *ὁς... / ἔστηκε κίον' οὐρανοῦ τε καὶ χθον-
ὸς / ὥμῳιν ἐρείδων*

X 112 *... δόρυ δὲ πρὸς τεῖχος ἐρείσας / ...*

As the prepositional relations shows, *χ 225 ἐπὶ μελίνης* originally:

ἐ_{mid} + from swh.

because the preposition only specifies the meaning of the genitive; disregarding the lexical differences, *μελίνη* and *χείρ* have a similar function with. Hence, it is clear from the collation of X 225 and E 309 that *χειρὶ* can be traced back to a genitive (**χειρός*); in E 309—10 two separative elements have met, the former having acquired a kind of intermediary function giving rise to the modification of the meaning:

ἐ_{mid} + from swh./*with sth. + from swh.

ε_{mid} + with sth. + from swh.

i. e. the instrumental does not derive directly from the relationship of the lexical¹ meanings of a verb and of a substantive and this seems to indicate that the instrumental, itself, like the objective accusative, is the product of more extensive syntactical relations. The appearance of the instrumental ensures the development of the possibilities inherent in (IV).

In its lexical structure *... ἔστηκε κίον' οὐράνου... ὥμῳιν ἐρείδων* (Aisch.) is not yet as unequivocally the derivative of (IV) as:

X 112 *... δόρυ δὲ πρὸς τεῖχος ἐρείσας... /*

θ 66 (*θρόνον*) *... / ... πρὸς κίονα... ἐρείσας*

At the level of Aisch. Prom. 350, the two following variants can be deduced from the basic structure:

'prop + with shoulder + (the) sky'

'prop + shoulder + against (the) sky (gen.)'

The latter variant shows that at this level of lexical construction 'prop oneself' /'prop' (i. e. middle/active) has not yet quite separated. Accordingly, also the content of the objective accusative is only in statu nascendi. This means that by taking into account the lexical construction we come across a state in (IV) existing between (IV) and (IX).

In X 112 the highly developed conditions of (IV) prevail:

$$\begin{array}{l} \dot{\epsilon}_{\text{act.}} + \text{with sth.} + \text{to swh.} \\ \hline \dot{\epsilon}_{\text{act.}} + \text{sth.} + \text{to swh.} \quad (\text{X } 112) \\ \dot{\epsilon}_{\text{act.}} + \text{with sth.} + \sqrt{\text{sth.}} \quad (\Pi \text{ } 108) \end{array}$$

where during the gradual transition from (IX) to (IV) the separative elements (from swh.) was ousted by a directive one (to swh.). This, again, shows that (IV) cannot be regarded as the symmetric continuation of (IX). We can, therefore, not write:

$$\begin{array}{l} \dot{\epsilon}_{\text{mid.}} + \text{from swh.} \quad (\text{X } 225) \\ \dot{\epsilon}_{\text{mid.}} + \text{from swh.} + \text{swh.} \\ \hline \dot{\epsilon}_{\text{mid.}} + \text{from swh./}^*\text{with sth.} + \text{from swh.} \quad (\text{IX}) \\ \dot{\epsilon}_{\text{mid.}} + \text{with sth.} + \text{from swh.} \quad (\text{E } 309-10) \\ \dot{\epsilon}_{\text{mid-act.}} + \text{with sth.} + \text{sth.} \quad (\text{Aisch. Prom. } 350) \\ \dot{\epsilon}_{\text{act.}} + \text{sth.} + \text{to swh.} \quad (\text{X } 112) \\ \dot{\epsilon}_{\text{act.}} + \text{with sth.} + \sqrt{\text{sth.}} \quad (\Pi \text{ } 108) \\ \hline \dot{\epsilon}_{\text{act.}} + \text{with sth.} + \text{to swh.} \quad (\text{IV}) \end{array}$$

The evolution of the relations of (IV) from (IX) can only take place within a structural shift:

$$\begin{array}{l} (X) \quad 1. \dot{\epsilon} + \text{from swh./}^*\text{with sth.} + \text{from swh.} \quad (\text{IX}) \\ 2. \epsilon_{\text{mid.}} + \text{with sth.} + \text{from swh.} \quad (\text{E } 309-10) \\ 3. \epsilon_{\text{mid-act.}} + \text{with sth.} + \text{acc. (from swh./sth.)} \quad (\text{Aisch. Prom. } 350) \\ 4. \epsilon_{\text{mid-act.}} + \dots + \text{acc. (from swh./sth.)} + \text{to swh.} \\ 5. \epsilon_{\text{act.}} + \dots + \text{acc. (sth./}^*\text{with sth.)} + \text{to swh.} \\ \quad \quad \quad (\text{X } 112 \quad \vartheta \text{ } 66) \\ 6. \epsilon_{\text{act.}} + \text{with sth.} \dots \dots \dots + \sqrt{\text{sth.}} \\ \quad \quad \quad \text{the latter two can be deduced directly from the well-} \\ \quad \quad \quad \text{known (IV):} \\ 7. \dot{\epsilon}_{\text{act}} + \text{with sth.} + \text{to swh.} \\ \quad \quad \quad (\text{IV}) \end{array}$$

The uninterruptedness in the evolution of the content of the objective accusative can be clearly demonstrated: no. 3 gives the impression that it is a derivative of 2 or 7 (IV). On the other hand we have seen that the relations of 2, 3 cannot be clearly distinguished from (IX). This means that the pre-conditions necessary for the development of (IV) come into being partly under the conditions prevailing in (IX). No. 5 and 6 can be traced indirectly back to 4, but directly they function according to 7 (IV). Hence, the structures establish themselves according to a principle somewhat different from the one governing their function when already in existence. The earlier structural relations are covered unnoticed by the new ones.

The element of the objective accusative, shaped according to the relationships of (IX), could develop further only within a structural shift that had taken place between (IX) and (IV). *The structural shift and the appearance of the new semantic content of the objective accusative involved the appearance of new lexical relationships within the structure.* (XI a) The substantive of the objective accusative (see no. 6) reducible to the local element during the shift has no lexical link whatsoever with the semantic content of the verb. Within (IV), unlike (IX), the possibility arises of connecting lexically very remote concepts. As was expounded in section I, the appearance of the objective accusative was concomitant to the lexical differentiation of the meaning. *Now it has become clear that the differentiation of the lexical meaning and the formation of the more extensive syntactical relations are the different aspects of one and the same process.* (XI b)

As far as their historical antecedent is concerned, the objective accusatives within (IV) itself are different; in the last analysis they are of dual origin. This dualism of the origin has certain consequences for the lexical relationships of the accusative. The accusative of no. 5 (< with sth.) is still the continuation of the accusative that can be traced back to (IX) and therefore, although in a somewhat altered form, the pertaining lexical content is more closely related to that of the verb than that of the accusative of no. 6. We have so far regarded (see section I) the accusatives (< with sth., < to/from swb.), established within (IV) as identical, but now, having acquainted ourselves with the nature of the internal object, we have been able to discern certain differences within the accusatives of (IV).

And finally, as far as the components of the structures in (IV) are concerned, we can state that the unit 'with sth.' (see no. 6) derives directly from (IX). The relation of the unit 'sth./*with sth.' to (IX) has already been discussed. This is, then, another way of showing the continuity between (IX) and (IV). The structures of (IV) rest in every case, at least partly, on the relations of (IX).

The structural variations produced by *λοιῶ*, *νιζῶ* are very complex and instructive. Both verbs form constructions with substantives of synonymous and antonymous basic meaning.

A. Sentences of Synonymous Lexical Structure

(λ., ν. + synonymous subst. + ...)

- 1.a) E 6 ... λελουμένος Ὠκεανοῖο. / sc. ἀστὶρ ὀπωρινός... / (idem: Z 508 O 265 Φ 560 h. XXXII 7)

This type can be regarded as archaic even in the Homeric text. This seems to be supported by the many synonymous prepositional variants. The commentators did not understand it at all. Thus, for instance, the scholion (A) E 6: *λείπει ἡ ἐξ* — Eustath. 1251, 28.: *ἔστι γὰρ ἀντὶ τοῦ ἐπὶ ποταμοῦ* (Φ 560)

The original meaning of the phrase: suberge into the waves or the sea and purified from dirt, emerge, step out of the water: almost 'wash one-self out from somewhere'.

b) On the other side:

ζ 216 ἥρωγον δ' ἄρα μιν λοῦσθαι ποταμοῖο ῥοῇσιν

Ψ 40 ... εἰ πεπίθοιεν Πηλείδην λοῦσασθαι ἀπο βρότον αἱμασόμεντα.

2. The verb *νίζω* acts in a similar way, though here the expression undergoes some modifications:

a) β 261 χεῖρας νιψάμενος πολυῆς ἀλός...

ζ 224 ... ἐκ ποταμοῦ χροά νιζετο... / ἄλμην

b) on the other hand:

Η 425 ... ὕδατι νίζοντες... βρότον...

Α 829 845 (ἀπ' αὐτοῦ) δ' αἶμα κελαινὸν / νίζ' ὕδατι...

Π 229 ... ἔνιψ' ὕδατος καλῆσι ῥοῇσιν (δέπας)

We have to assume a transitional construction between these two structures:

λ., ν. + from swl./*with sth. + *from sth.

B) Sentences of Antonymous Lexical Structure (λ., ν. + antonymous subst. + ...)

The words *λούω* and *ἵδρω*, *αἶμα*, *βρότος* ... are closely associated, as shown by *λῆμα*:

J. B. Hofmann's quoted work: *λῆμα*, -ατος n

Schmutz, Schmach...

Wz. leu-Schlamm viell weiter zu *lou*-waschen. This means that in its derivatives the stem *lou*-acquired a meaning contrary to its original meaning: it becomes the collective term for *βρότος*, *αἶμα*.

These verbs form the following structures with the substantives of basic antonymous meaning:

- 1.a) Ξ 6 εἰς ὃ κε... Εκυμύδη / ... λούσῃ ἀπο βρότον αἱματόεοντα

b) on the other hand:

E 905 τὸν δ' ἥβη λούσεν...

a) and b) together:

Σ 345 Πάτροκλον λούσειαν ἀπὸ βρότον αἱματόεντα

2. The verb *νίζω* acts likewise but it is more frequent in this type:

a) K 574 (... κῆμα θαλάσσης) ἰδρῶ πολλὸν / νίψεν ἀπὸ χρωτός..

Λ 829 845 ... ἀπ' αὐτοῦ δ' αἷμα κελαινόν / νίξ' (ῥῥατι)...

b) on the other hand:

Π 230 νύψατο δ' ἀντὸς χεῖρας...

μ 336 likewise χεῖρας νιψάμενος...

τ 356 ἥ σε πόδας νίψει...

τ 392 νίξε δ' ἄρ'... ἀναχθ' ἐόν.

In B) two structures are found to cross one another:

'wash down from sth. sb./sth.' (E 905)

'wash down sth. from sb./sth.' (K 574)

The constructions formed by *λούω* and *νίζω* with substantives of synonymous and antonymous meaning display a very intricate network of relations. In A) the transformation of the separative genitive (> instrumental) could not take place through the exclusive direct link between the verb and the separative genitive (see *ἐρείδω*). According to H 425 Λ 829, the change came about owing to the fact that the synonymous concept (*ῥῥατος) had acquired a mediatory role between the verb and the antonymous concept (*βρότος*, *αἷμα*...). The stages in the structural relations:

The structures of A) :

I. 'wash one-self out + from swh.'

λ_{mid} + from swh. (E 6 Φ 560)

II. by the addition of another separative element:

'wash oneself out + from swh./*with sth. + from sth'

λ_{mid} + from swh./*with sth. + from sth.

λ_{mid} + with sth. + $\sqrt{\text{from sth.}}$ (ζ 216)

$\lambda_{\text{mid-act}}$ + $\sqrt{\text{with sth.}}$ + from sth./sth. (Ψ 41)

λ_{act} + with sth. + sth./with sth. (H 425)

Here, too, the formation of the objective accusative is the result of a whole process. According to the activity of λ . and ν ., Ψ 41 falls between ζ 216 and H 425. Accordingly, the content of the accusative within Ψ 41:

from sth./sth. (→) sth./*with sth.

i. e. the voice of the verb and the content of the accusative correspond to one another:

mid. \longrightarrow mid.-act. = gen. sep. \longrightarrow from sth./sth.
 mid.-act. \longrightarrow act. = from sth./sth. \longrightarrow sth.

The structures of B) :

III. 'wash down + from sth./sth. + from swh.'	
$\lambda.$, $\nu.$ + from sth./sth. + from swh.	
ν mid-act. + $\sqrt{\text{from sth./sth.}}$ + from swh./sth. (II 230 μ 336)	
ν act. + sth./*with sth. + from swh. (K 574/5)	
λ act. + sth./*with sth. + acc. obj. (Σ 345)	
λ act. + sth./*with sth. + $\sqrt{\text{from swh.}}$ (Ξ 7)	
λ act. + $\sqrt{\text{sth./*with sth.}}$ + acc. obj. (E 905)	

Depending on the lexical construction the activity of the verb, and thereby also the meaning of the accusative, varies. With $\chiεῖρας$ (II 230 μ 336) the voice of the verb is somewhere along the boundary between middle and active. The action is not simply "to wash oneself"; it is restricted only to part of the body and thereby the middle-voice action takes place slightly outside itself. This internal slackening of the middle-voice process results in the complete dissociation of the lexical content of the verb and of the object. And this is what occurs in Σ 345 E 905. This type prevails in the structures of B.*

The separation of the structures of A) and B) is sometimes disconcerting; it seems as if the two variants of lexical construction were contaminated externally. In other instances, we again feel sure that no separation can be made.

The structures of A/B:

$\lambda.$, $\nu.$ + from swh./*with sth. + from sth.:	$\lambda.$, $\nu.$ + from sth./sth. + from swh.
$\nu.$ + + sth./*with sth.	(=sth./ /*with sth.) + from swh. (K 574)
$\lambda.$ + + sth./*with sth.	(=sth./ /*with sth.) + acc. obj. (Σ 345)
$\lambda.$ + + $\sqrt{\text{sth./*with sth.}}$	(= $\sqrt{\text{sth./}}$ /*with sth.) + acc. obj. (E 905)
$\nu.$ + with sth. + + $\sqrt{\text{acc. obj.}}$	(II 229)
$\nu.$ + with sth. + sth./*with sth.	(=sth./ /*with sth.) + from swh. (A 829/30)

* As will be seen below: from sth./sth. = from sth./*with sth.

As is convincingly proved by these examples, the strict separation of the structures of *A*) and *B*) is not justified. These very examples, which seemed to be extreme, make it possible to regard the structural groups of *A* and *B*, believed to be isolated, as parts of a comprehensive structural complex corresponding exactly to the structure of *ἐπειδόμω*, -ω :

1. λ., ν.	+ from swh. / *with sth.	+ from sth.	
2. λ.	+ with sth.	+ / form sth. (ζ, 216)	
3. λ.	+ / with sth.	+ acc. (from sth./sth.) (Ψ 41)	
4. λ., ν.	+	+ acc. (from sth./sth.)	+ from swh.
5. ν.	+	+ / acc. (from sth./sth.)	+ acc. (from swh. / /sth.) (Π 230μ 336)
6. λ.	+	+ sth. / *with sth.	+ acc. obj. (Σ 345)
7. ν.	+ with sth.	+	+ / acc. obj. (Π 229)
8. ν.	+	+ sth. / *with sth.	+ from swh. (K 574)
9. ν.	+ with sth.	+ sth. / *with sth.	+ from swh. (Δ 829)
10. λ.	+	+ / sth. / *with sth.	+ acc obj. (Ε 905)
11. λ. ν.	+	+ with sth.	+ from swh.

Now the evolution of the two lexical structures from one another — and not their contamination — takes place on the level (4—5) on which the objective accusative arises on the basis of the internal object.

The constructions containing the instrumental and the internal object are based on the organic unity of (IX) and (IV).

Here almost the same elements can be observed as those revealed in connexion with *ἐπειδόω*. In case of λ. and ν. the relations appear in an even more complex form. The existence of a connexion between the two-fold content of the accusative and the lexical content has so far been an inference, whereas in 6—10 the two kinds of accusative crop up explicitly in the phrase.

It should be noted that λ. and ν. are not equally represented in *A*) and *B*). The use of ν. is possibly more frequent in *B*); ν. acquires a major role with the spread of the full-fledged objective accusative.

The structural relations are not always as clear as in the above-quoted instances. The relationship between the instrumental and the internal object is often undefinable. It may well be that in such cases the internal object, in an appropriate lexical construction, was capable of producing the objec-

tive accusative, although this may seem to be so only for lack of corresponding data.

It is often found that one or another verb gets stuck on the boundary of (IX) and (IV) whereas another synonymous verb realizes all the possibilities of (IV). E. g.:

λήγω

A 210 ἄλλ' ἄγε λῆγ' ἐριδος...

A 224 ...καὶ οἷ' πω λῆγε χόλοιο

on the other hand:

N 424 Ἰδομενεὺς δ' οὐ λῆγε μένος μέγα...

and a more extensive construction:

χ 63 οὐδέ κεν ὄς ἔτι χειρας ἐμὰς λήξαιμι φόνοιο

In these constructions the alternation of the genitive and accusative involves the transformation of the voice (and the government). This is what Eustath. refers to:

ἔστι δὲ τὸ μὲν ἔληγε μένος ἀντὶ τοῦ ἔπαισε, τὸ δὲ ἔληγε μένος ἀντὶ τοῦ ἐπάσαστο (Eustath. 940, 40)

On this basis, in accordance with the differences of lexical construction, we arrive at the following basic structure:

λ.	+ *(from swh. / *with sth.) + from swh.	
λ. _{mid.}	+ + from sth. (A 224 A 210)	
λ. _{mid-act.}	+ + from sth./sth. (N 424)	
λ. _{mid-act.}	+ from sth./sth.	+ from sth (χ 63)

i. e. an active voice of narrow range is formed: the action does not exceed the sphere of the acting subject; nevertheless the voice is no longer middle and the extrapolation of the action is begun.

In case of *πάω* a similar narrow-range activity develops first according to the structural relations observed in connexion with *λήγω*:

gen./acc. :

A 192 ...χόλον πάσσειν...

A 467 B 430 ...πάσαντο πόνον...

h. Ces. 351 χόλον καὶ μῆνιός πάσσει

on the other hand:

Φ 294 ...πρὶν πάειν χειρας... πολέμοιο

ψ 298 πάσαν ἄρ' ὀρχηθμοῖο πόδας...

Nevertheless, unlike *λίγω*, the verb and its object are definitely severed here:

O 15 'Εκτορα... ἔπασσε μάχης...
Φ 137 ...παύσεται πόνοντο/... Ἀχιλλῆα

that is: XII.

π	+	*(from swh./*with sth.)	+	from swh.	
$\pi_{\text{mid.}}$	+	.....	+	from sth.	(<i>A</i> 467 <i>B</i> 430)
$\pi_{\text{mid-act.}}$	+	.....	+	from sth./sth.	(<i>A</i> 192)
$\pi_{\text{mid-act.}}$	+	from sth./sth.			+ from sth. (<i>Φ</i> 294 <i>ψ</i> 298)
$\pi_{\text{act.}}$	+	.....			+ sb. (<i>O</i> 15 <i>Φ</i> 137)

The type *Φ* 294 *Ψ* 298 could easily have slipped over into the instrumental constructions. In compliance with the lexical construction, the undifferentiated meaning (from swh./*with sth.) has turned, almost unnoticed, either toward the internal object (sth./*with sth.) or towards the instrumental. On the other hand, it is highly probable that this earlier and less frequent type, in which the structure-creating role of the instrumental is not clear, also presupposes in absentia the instrumental construction in general.

The undifferentiated meaning of from sth./*with sth. may produce new variants by the intervention of the directive element. E. g.:

τ 64 νήησαν ξύλα πολλά, φάος ἔμεν...
Ψ 139... νήεον ἔλην.

on the other hand:

ο 322 πῦρ τ' εἶ νηῆσαι...
I 358 νηῆσας εἶ νῆας...
I 137 278 νῆα ἄλις χρυσοῦ καὶ χαλκοῦ νηησάσθω

i. e.:

ν .	+	from sth./*with sth.	+	to swh.	
ν .	+	sth./*with sth.	+	to swh.	(τ 64 <i>Ψ</i> 139)
ν .	+	with sth. (?)	+	acc. obj.	(<i>ο</i> 322 <i>I</i> 358)
ν .	+	from swh.	+	acc. obj.	(<i>I</i> 137 279)

(*Ω* 275 ...ἐπ' ἀπὴν νηος/ νήεον... ἄποινα

does not contradict the filling of the 3rd position of the rudimentary structure with a directive element, because the genitive here is only a phenomenon of analogy. How easily the unit from sth./*with sth. could have turned into an instrumental is shown by:

βελθῶ ο 334 *ι* 219 (gen.). *Σ* 561 *ς* 159 (instr.)

In case of *νηέω* it is clear that the units sth./*with sth. and *with sth. can be derived from a unit from sth./*with sth., i. e. an undifferentiated semantic

complex. What we cannot see clearly is the lexical construction that give birth to it. It is therefore improbable that both units sth./*with sth. and with sth. can be derived symmetrically from one and the same lexical element.

The verb *νηέω* is etymologically related to *νέω* and therefore comes from a *νᾶζω*. Hence, for instance, if the vessel runs over with water: 'the vessel overflows with water' ~ 'is full of sth.', etc. i. e. intricate lexical variations could have led to the meaning: 'fill, load ... sth.'

*B. 2. The Relationship between the Unit to swh./*with sth. and the Instrumental; Structural Shifts*

After the previous considerations the problem arises whether we can reckon with a transitional meaning, like the one above, also between the directive accusative and the instrumental.

In a few instances where a similar analysis is possible we find that the transitional meaning of to swh./*with sth. is only a secondary product. More exactly: the unit from swh./*with sth. seems to be the remnant of an earlier state, one tending through the instrumental toward the objective accusative. On the other hand the unit to swh./*with sth. is the product of the decomposition of a ready-made objective accusative. E. g.:

ελαύνω: ρ 237 ... *πρὸς γῆν ἐλάσειε κάρη*...

we have seen above that in O 352 and Ψ 533 the 'beat (to) swh.' and the 'beat sth.' can hardly be distinguished:

Ψ 533 ... *ελαύνων πρόσσοθεν ἵππους* Ariston. *ἐμπροσθεν γενόμενος*
ελαύνει τὰς πλευρὰς τῶν ἵππων τόπων

O 253 ... *μάστιγι κατομαδὸν ἤλασε ἵππους*

Relying on the structural correlations (IV) we can deduce:

$$\begin{array}{l} \dot{\epsilon} + \text{with sth.} + \text{to swh.} \\ \hline \dot{\epsilon} + \sqrt{\text{with sth.} + \text{sth.}} \text{ (}\Psi \text{ 533)} \\ \dot{\epsilon} + \text{with sth.} + \text{sth.} \text{ (O 352)} \end{array}$$

The lexical structure of the verb and the objective accusative (< directive accusative) is, however, essentially changed: new constructions can be formed within which the objective accusative (< directive accusative) occupies the 2nd position of the rudimentary structure: it can be deduced from the instrumental. E. g.:

A 289 ... *ἰθὺς ἐλαύνετε* ... *ἵππους* / ... *Δαναῶν*

o 503 ... *ἄστνδ' ἐλαύνετε νῆα*...

ι 237 ... *εἰς σπέος ἤλασε* ... *μῆλα*

The development of the objective accusative from the rudimentary structure, the shift of the members of the latter and the birth of a reinterpreted rudimentary structure could be represented as follows: (XIII)

$$\begin{array}{l} \dot{\epsilon} . ('beat') \quad + \text{with sth.} \quad + \text{to swh.} \\ \hline \dot{\epsilon} . ('beat') \quad + \text{with sth.} \quad + \text{sth.} \quad / \quad (/\dot{\epsilon} . ('beat') + \text{sth.}) > \dot{\epsilon} . ('drive') + \text{sth.}) \\ \dot{\epsilon} . ('drive') \quad + \dots\dots\dots + \text{sth.} \quad (\sim \text{with sth.}) \quad + \text{to swh.} \end{array}$$

Taking into account only the changes in the function of the accusative:
 $\dot{\epsilon} . (\text{to swh.} >) \text{sth.} (< \text{with sth.}) + \text{to swh.}$

i. e., the actual development yields:

acc. direct. > acc. obj.

whereas the actual state of the construction yields:

acc. obj. < instr.

The same applies to $\pi\lambda\eta\sigma\sigma\omega$:

'beat' : to swh. (> sth.)

↓

'drive' : sth. (< with sth.)

A similar re-interpretation can be observed with $\kappa\acute{o}\pi\tau\omega$:

N 60 σκηπανίω... / ἀμφοτέρω (Aiaees) κεκοπὼς πλῆσεν μένεος... (θ 528 likewise)
 on the other hand:

θ 274 ... κόπτε δὲ δεσμοῦς / ἀρρήκτους ἀλύτους...

Σ 379 ... κόπτε δὲ δεσμούς. paraphr. ἐχάλλεψε δὲ ἦλους

here too: $\kappa. + (\text{to swh.} >) \text{sth.} (< \text{with sth.})$

The verbs so far analysed have a double importance. In the previous section we have come to the conclusion that the content of the objective accusative is composed of a local (directive/separative) semantic elements and of an instrumental one, its inner structure and the external condition responsible for its birth are interdependent. We have quoted external facts (the possibility of interchanging the different cases) and the functioning of the rudimentary structure, i. e. functional proofs to confirm our statement:

verb + with sth. + to swh.

verb + acc. obj. + to swh. acc. obj. (< instr.) + to swh.

verb + with sth. + acc. obj. instr. + acc. obj. (< to swh.)

This statement finds new confirmation in the verbs now analysed. If within the structural shift an instrumental can be derived from the objective accusative born right from a directive element, then directly within the objective accusative of a substantive we have found convincing proof of what

had been functionally justified by the rudimentary structure, i. e. that the objective accusative indeed contains the relation by means of which it had arisen.

On the other hand, we find that not only an undifferentiated meaning of from swh. /*with sth. should be presumed between the separative genitive and the instrumental but also an undifferentiated semantic content of to swh. /*with sth. is to be reckoned with between the directive accusative and the instrumental.

C. The Relationship between the Undifferentiated Semantic Content, the Internal Object and the Instrumental

According to B_1 the instrumental goes back to an undifferentiated meaning:

verb +	<i>from swh./*with sth.</i>	+ from swh.
verb +	<i>with sth.</i>	+ from swh.

The internal object, again according to B_1 , also derived from an undifferentiated meaning:

verb +	from swh./*with sth.	+ from swh.
verb +	with sth.	+ from swh.
verb +	with sth.	+ from swh./sth.
verb +	.....	+ from swh./*sth. + from swh.
verb +	.....	+ sth./*with sth. + from swh.
verb +	.....	+ sth./*with sth. + acc. obj.

In A) we have seen that the internal object and the objective accusative can be contrasted:

sth./*with sth. : sth.

and therefrom we have:

verb +	<i>from swh./*with sth.</i>	+ from swh.
verb +	<i>sth./*with sth.</i>	+ from swh.
verb +	from swh.	+ sth.

These relations show that the units from swh. sth. and from swh. /*with sth. are the equivalents of one another; i.e.:

(XIV) $\text{from swh./*with sth.} = \text{from swh./sth.}$

Or the undifferentiated semantic complex expressed more exactly:

(XV) $\text{from swh./sth./with sth.}$

This statement further involves that the instrumental and the internal object are the result of the splitting of one and the same undifferentiated semantic complex:

(XVI) $instr. \leftarrow \dots \text{from } swh./sth./with \ sth. \dashrightarrow sth./*with \ sth.$

B_2 shows that the directive element, like the separative one, has arrived at an undifferentiated meaning:

to $swh./*with \ sth.$

i.e. the units from $swh./*with \ sth.$ and to $swh./*with \ sth.$ jointly tend towards the creation of the instrumental and of the internal object:

(XVII) $(instr. \leftarrow \dots \text{from } swh./*with \ sth. \rightarrow internal \ object) \longleftrightarrow$

$\longleftrightarrow (instr. \leftarrow \dots \text{to } swh./*with \ sth. \leftarrow \rightarrow internal \ object)$

Taking into account the morphological criteria we find that the instrumental takes its shape rather from the separative element whereas the internal object assumes its form rather from the side of the directive element:

(XVIII) $\text{from or to } swh./sth./with \ sth.$

At the same time this similar relation of the instrumental and of the internal object to the undifferentiated semantic content is not synchronous genetically. On the one hand, the formula of A :

verb + form $swh./*with \ sth.$ + from $swh.$

verb + $sth./*with \ sth.$ + from $swh.$

verb + from $sth.$ + acc. obj.

shows himself as the organic continuation of the relations (see B_1) necessary for the development of the instrumental, as part of the relations of B_1 :

(XIX)

verb + from $swh./*with \ sth.$ + from $swh.$

verb + with $sth.$ + from $sth.$

verb + with $sth.$ + from $sth./sth.$

verb +	+	from $sth./sth.$	+	from $swh.$	$= A$ (from $sth./$ $sth. \sim$ from $swh./with$ $sth./$
verb + .....	+	.....	+	acc. obj.
verb +	+	$sth./*with \ sth.$	+	acc. obj.	
verb + with $sth.$	+	$sth./*with \ sth.$	+	from $swh.$	
verb +		with $sth.$		+ from $swh.$	

On the other hand, however, the internal object seems to have been born prior to the advancement in the differentiation of the unit from *swh.*|*sth.*/with *sth.*:

from *swh.*|*sth.*/with *sth.* *sth.*/with *sth.*

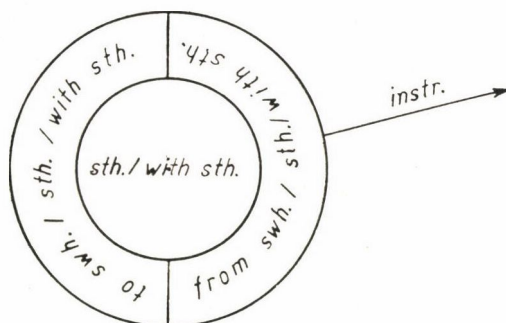
whereas the instrumental is produced still by the same undifferentiated unit but somewhat later:

from *swh.*|*sth.*/with *sth.* with *sth.*

This is confirmed also by the negative fact that the internal object alone can no longer produce the instrumental.

The relationships between the internal object, the instrumental and the undifferentiated unit could be illustrated in the following manner:

(XX)



As far as the relation of the semantic elements hitherto discussed to the objective accusative is concerned, we can draw the following conclusions. The internal object, within an appropriate construction can directly produce an objective accusative:

(XXI) from or to *swh.*|*sth.*/with *sth.*
 from or to *swh.* *sth.*/*with *sth.*

consequently:

verb + *sth.*/*with *sth.* + from/to *swh.*
 verb + *sth.*/*with *sth.* + from/to *swh.*
 verb + *sth.*/*with *sth.* + *sth.*

The instrumental, however, is more often responsible, as we have seen in (IV), for the appearance of new objective accusatives. Nevertheless, as

can be observed, this process does not take place without involving first an internal accusative:

(XXII) a) from/to *swh.*|*sth.*/with *sth.*
 from/to *swh.* *sth.*/with *sth.*

b) from/to *swh.*|*sth.*/with *sth.*
 from/to *swh.* with *sth.*

c) verb + *with sth.* + from *sth.*|*sth.*/with *sth.*

verb + with *sth.* + *sth.*/**with sth*

verb + with *sth.* + + from/to *swh.*

verb + with *sth.* + + *sth.*(acc. obj.)

verb + with *sth.* + *sth.*/**with sth.* + *sth.*

We have to touch upon one more problem. In case of *ἐρεῖδω* we have observed and with *λόω* and *νίζω* we have found further confirmation of the fact that a certain ambivalence within the local elements derives not from the exclusive relation of a verb and of some substantive; the instrumental is the product of more extensive syntactical relations. If, however, we inspect the structural conditions necessary for the development of the instrumental and the internal object:

verb + *from swh.*|*sth.*/with *sth.* + *from swh.*

.....
 verb + + *from swh.*|*sth.*/with *sth.* + *from swh.*

we find that the unit from *swh.*|*sth.*/with *sth.* repeats itself. This repetition rests in the lexical construction:

(XXIII)

verb + subst. a (*from swh.*) + subst. b (*from swh.*) >

> verb + subst. a (*from swh.*|*sth.*/with *sth.*) + subst. b (*from swh.*)

on the other hand:

verb + subst. b (*from swh.*) + subst. c (*from swh.*) >

> verb + subst. b (*from swh.*|*sth.*/with *sth.*) + subst. c (*from swh.*)

The structure (verb + subst. a + subst. b) leads to the same relation as (verb + subst. b + subst. c.) This means that one and the same element (subst. b) may partly contribute to a change, partly — within an appropriate lexical construction — undergo a change similar to the one it had contributed

to. The minimum ambiguity within the directive and the separative elements was generally present:

verb + from swh./*with sth._{max}
and verb + to swh./*with sth._{min}

and increased under wide-ranging syntactical conditions. In other words: ambivalence (from swh./*with sth. ...) is not only the effect of the larger syntactical relations but also their cause.

We can sum up our observations made in section II as follows:

1. The instrumental has been further analysed down to an undifferentiated meaning having the character of an internal object (from or to swh./sth./with sth.) and have thus arrived at an earlier type (IX) of the rudimentary structure (IV) reconstructed in section I. The functionalization of the earlier structure is the following:

The undifferentiated meaning (from or to swh./sth./with sth.) produces an effective internal object (sth./*with sth.) by means of which an objective accusative can be created within the structural relations;

Or else, the undifferentiated semantic complex splits and creates the instrumental which, in turn, entering into new connexions with the local elements tends toward the higher unit (the objective accusative) where the differentiated elements (instrumental — directive accusative, separative genitive) of the from/to swh./sth./with sth. fuse again into a unity. The objective accusative is the repetition of the internal object on a higher level.

2. The internal accusative seems to be the typical phenomenon of a semantic state in which only synonymous ..., i.e. cognate concepts can achieve a closer syntactic association. Here the etymological consciousness is at any rate stronger than at the level of the objective accusative where lexically very remote concepts, i.e. words form a close unity. The extrapolation of the concept of the verb starts within very narrow limits already at the level of the internal accusative.

3. The undifferentiated semantic complex is a transition from the local cases to the internal object, the latter, from the indifferntiated semantic complex to the instrumental and the latter, between the internal object and the objective accusative.

III

Accusativus relationis

To understand the further development of the accusative we must proceed from the evolution of the verbal voices, because the cases and the voices are the expression of one and the same state of the rections.

The development of the verbal rections and voices can be defined as follows:*

1. the intransitive character of the verb is the prime mover in the development of the verbal rections; it is generally linked with the middle voice;
2. the intransitive character yields, by differentiation, the transitive rection, the active voice;
3. in the Homeric texts the passive voice is still in statu nascendi.

Items 1 and 2 are supported, in the first place, by Wackernagel's⁵ observations made in connexion with the verbs ending in *-oōv*. This is a young suffix which at this late stage reveals the evolutionary process of the relations of the voices. According to Wackernagel, many of the verbs ending in *-oōv* often occur only in the passive aorist; in other instances it may be concluded that the whole paradigm started with the passive aorist. (Since he refers to Homer in the first place, where the passive voice is in a state of formation and the passive and the middle voice cannot always be distinguished quite clearly, Wackernagel's statement applies in the first place to the exclusivity of the middle voice.) He further refers to the denominative verbs listed by Fränkel, one hundred and fifty of which (340 verbs) are restricted to the medio-passive voice. Many verbs quoted by Fränkel⁶ as medio-passive yield active forms later: the subsequent growth of an active form from *-oōσθατ* occurs very frequently. Further interesting observations are: the use of *-oōv* (active) by Homer is almost entirely restricted to the formation of the sigmatic aorist and future which produce new causative forms from intransitive verbs also in the other verbal classes. This means that the derivation of the active from the middle voice can be observed within the Homeric verbs, on the one hand, and the verbs occurring in the Homeric texts only in the middle voice are found to turn active in the post-Homeric times.

Diels⁷ proves that this tendency took place in earlier times by deriving the Greek present *-jω* from an old passive (?) *ietai*.

The morphological investigations yield similar results. Osthoff (*Morph. Unters.* vol. iv, p. 282) derived the active verbal endings from the middle voice by phonetic back-formation. (Brugmann, *Grundriss*, vol. II, 3, 1333.)

The ambivalence of the rections (transitivity — intransitivity) partly precedes and partly runs parallel to the formation of the passive voice. This consists mainly in the reflux from transitive into intransitive with a certain

* In the following only the established results are published; the detailed exposition of the problem is the subject of a paper written on the passive voice.

⁵ J. Wackernagel, *Sprachliche Untersuchungen zu Homer*. Glotta VII. kötet, II. rész 6. pont.

⁶ E. Fraenkel, *Griechische Denominativa in ihrer geschichtlichen Entwicklung und Verbreitung*. Göttingen, 1906.

⁷ P. Diel, *Jahresb. der Schles. Gesellschaft für vaterländ. Kultur*. 1913. IV. 5 ff.

semantic difference yet the link between the transitive active and the intransitive (mainly middle-voice) is not severed. Hence, the passive voice results from the fusion of the transitive and the intransitive rections into the semantic content of one verb.

This behaviour of the rections and the state of the passive voice are in a permanent and intricate relationship. In Herodotus the ambivalence (transitive — intransitive) diminishes and the passive voice develops further; at this stage of development the ambivalence becomes superfluous to a certain degree since each transitive verb, falling under intransitive aspect, finds a clear morphological symbol in the passive voice. Later, mainly in the language of the Bible, the use of the passive decreases and at the same time the cases of ambivalence are found to have increased. This means that the quantitative relationship between the passive voice and the verbal rections is a function of the given stage in the development of the passive voice. The fusion of the transitive and the intransitive and the increase in number of such verbs are the precursors of the passive voice; once the definite morphological representation of the passive is established, the fusion of the two rections and the number of passive forms are inversely proportional to one another.

The appearance of the passive does not mean a kind of passivization but rather a potential possibility for every transitive verb — a privilege so far belonging to the ambivalences — to be regarded from the intransitive side.

The relations between the verbal rections and voices can be represented as follows:

(XXIV)

	<i>tr. act.</i>	<i>intr./mid./</i>	<i>pass.</i>
1			
2			
3			

(XXV) *The grammatical phenomenon of the passive voice has its lexical concomitant.* The essence of the lexical link of the passive can be grasped best in instances where it has not yet become independent: in the phenomenon of ambivalence (transitive — intransitive) of the rection. *The regression of*

the originally transitive verb into intransitive often involves the abstraction of the concept ; the state created by secondary formation is often a state of mind. E.g.:

A 450 ... *χεῖρας ἀνασχών*

Ξ 499 ... *κώδεσσαν ἀνασχών*

δ 115 *χλαῖναν... ἀνασχών*

meaning: 'sursum tenco'

M 452 ... *μιν ἄχθος ἐπέγει*...

μ 205 ... *ἐρετμὰ... χειρὶν ἔπειγον.*

μ 167 ... *ἔπειγε... οἶρος...*

meaning: 'permit, impellit'

A 586 *τέτλαθι καὶ ἀνάσχεο...*

meaning: 'patior, sustendo'

Ψ 437 ... *ἐπειγόμενοι περὶ νίκης*

β 97 ω 132 ... *ἐπειγόμενοι τὸν ἐμὸν*

γάμον

meaning: 'quamvis cupidi sitis'

It must be realized that the intransitive verbs of secondary formation express the basis of the passive in very clear context only; the new state is not the simple repetition of the original one.

Ambivalence tends to create independent form (passive) where the essence of the development from active to passive has not direct lexical equivalent. But even the sensorial perception of reality seems to transform. More exactly: the abstract semantic contents are the crystallization of the change in the elementary, sensorial attitude to reality.

The exact equivalents of the stages of the verbal reactions are the case reactions. At the stage of verbal reactions (1) the case reactions are restricted to local ones and to the internal object. The objective accusative appears parallel to the development of the transitive active character (2). Disregarding the transitional instrumental, the objective accusative is built up, in the last analysis, from directive and separative elements with the principle of Hegelian „Aufhebung” (the unity of abolishing and preserving) prevailing. The objective accusative unites the local cases and the instrumental into a complex in which they are no longer recognizable (directive accusative — separative genitive) immediately.

The passive voice (3), as we have seen, relies in fact on the fusion of the transitive and intransitive reactions, i.e. on the fact that none of the verbal reactions prevail exclusively. As soon as the passive voice of the verbs is formed, we must reckon with phenomena corresponding to the behaviour of the verbal reactions, also in the field of the case reactions. The original local and separative meaning of the accusative, respectively genitive has so far survived unaltered together with the objective accusative. Now, however, in the accusative of relation the accusative has acquired a meaning contrary to its original and, accordingly, in the objective genitive the genitive assumed a new, directive meaning, contrary to its original separative one. This means that within the accusative and the genitive new semantic aspects, contrary to the original local meanings and mutually corresponding to one another, have come into existence.

With the following abbreviations:

- A = middle voice (intransitive)
 B = active voice (transitive)
 A/B = passive voice (transitive — intransitive)
 a = directive { element
 b = separative {
 a/b = objective accusative

the relationship between the verbal rections and the case rections can be represented like this:

(XXVI)

1	A			a		b
2			B	a	a/b	b
3	A	A/B	B	a : b	a/b	b : a

The accusative of relation and the objective genitive lexically presuppose a level corresponding to the dualism of the verbal rections. The new semantic aspect of the accusative and of the genitive appears parallel to the change of the verbal rections (tr. > intr.). Not only parallel in time but often under the effect of the change in the verbal rection and the concomitant semantic change. This new use of the accusative and genitive then may have affected the nominal syntagms with a similar basic meaning.

Later, like the passive voice which broke away from the verbs in which the essence of the grammatical phenomenon can directly be grasped by means of the lexical semantic change, the objective genitive, too, became independent. (E.g.: Th. 1.36. *Ἰταλίας καὶ Σικελίας παράπλους* is no longer a product of the reversion of the relation in a syntagm with a subjective genitive.)

Even the prepositional cases (e.g. *διὰ* + gen./acc. = 'through sth.') are often due to the fading of fusion of the original semantic differences (separative/directive).

Thus, whereas with the older type, where the syntagm is less solid, the original local meaning of the genitive and accusative is clearly perceptible:

(XXVII) [$\overleftarrow{\delta\iota\acute{\alpha}}$ + gen.] \longleftrightarrow [$\overleftarrow{\delta\iota\acute{\alpha}}$ + acc.]

this fades away with the new type. The disappearance or the fusion of the semantic difference between the genitive and the accusative are interdependent:

(XVIII) [$\overrightarrow{\delta\iota\acute{\alpha}}$ + gen.] \longleftrightarrow [$\overrightarrow{\delta\iota\acute{\alpha}}$ + acc.]

The detailed analysis of this problem would take us far beyond the scope of the present paper. We only wish to note that the formation of a new seman-

tic aspect, contrary to the original and mutually corresponding to one another, within the accusative and the genitive, on the one hand, and the fusion of the accusative and the genitive within one syntagm in case of prepositions, on the other, are mutually interdependent. This means that

(XXIX) [$\delta\iota\acute{\alpha}$ + gen./acc.] $\leftarrow \rightarrow$ (acc. : +, gen. : -)

During its development the accusative (and the genitive) has become extremely elastic and flexible, i.e. susceptible to express the most different, contradictory relations. This is probably what accounts for the fact that the accusative and the genitive gradually takes the place of the other cases, what is more, the accusative gains ground at the expense of the genitive and becomes a universal case.

*

We have so far endeavoured to reveal the connexions between the various meanings of the accusative. In conclusion we wish to touch upon a problem concerning the method. At the Homeric stage of the cases the accusative of direction, the internal object... occurs side by side. We have relied primarily on logical, and only partly on historical relations when pointing out that the various meanings of the cases (accusative) are of different age. This means that the modifications, taking place during the diachronic movement, of the reference relations themselves can be read from the synchronic reference relations; the synchronistic state essentially contains also the diachronic interrelations. The meanings of the accusative that can be registert synchronically are the projections of its content developed historically:

(XXX)

1.	acc. direct.				
2.		from/to sw. | sth./with sth.			
3 (—4)			acc intern. (sth./*with sth.)		
4 (—3)				instr.	
5.					acc. obj.
6.					acc. rel.
	1.	2.	3 (—4)	4 (—3)	5.
					6.

We have tried to link up the semantic changes occurring in the accusative with those that can be perceived lexically: the internal object, the objective accusative... appear at the junctions of the lexical development. The various modifications in the content of the accusative and the various lexical states associated with them are the manifestations of one and the same tendency in different forms.

СЕМАНТИКА ВИНИТЕЛЬНОГО ПАДЕЖА (НА ОСНОВЕ ПОЭМ ГОМЕРА)

Резюме

Целью настоящей работы является определение значений винительного падежа в гомеровском диалекте греческого языка.

Работа начинается с исследования чередования винительного объекта (accusativus objectivus) с другими падежами. Оказывается, что после глагола винительный объект обычно может чередоваться с одним из местных падежей (направительным, отделительным). Дальнейшие наблюдения указывают на то, что подобное чередование происходит в определенных конструкциях. Значит, содержание винительного падежа и определенные внешние структурные отношения обуславливают друг друга; содержание винительного объекта представляет собой конденсацию определенных внешних структурных отношений. (Глава I.)

Осознание различий между винительным объектом и внутренним объектом приводит к предположению более древнего структурного состояния, чем то, которое обусловлено наличием винительного объекта. Оказывается, что внутренний объект и творительный падеж возводятся к одному недифференцированному значению. Винительный же объект возникает с расширением структурных отношений, необходимых для образования творительного падежа и внутреннего объекта. (Глава II.)

Дальнейшие изменения в структуре винительного падежа освещаются путем постановки в параллель падежа и глагольного управления. Образование винительного относительного (accusativus relationis) и пассива взаимно обуславливают друг друга. (Глава III.)

Работа представляет собой попытку осмыслить историческое развитие содержания винительного падежа на основе известных синхронических данных. Кроме того, в ней автор стремился указать на такие моменты, где проявляется взаимная обусловленность лексических и грамматических значений.

Я. Жилка

COMPTES-RENDUS

К. Е. Майгинская: Венгерский язык [= *Die ungarische Sprache*]. Bd. 1 (1955), 304 S., 13, 80 R.; Bd. 2 (1959), 225 S., 10,80 R.; Bd. 3 (1960), 375 S., 17 R.

1. In der ungarischen Sprachwissenschaft zeigt sich — besonders im letzten Jahrzehnt — höchst erfreulicherweise ein gesteigertes Interesse für die gesprochene und geschriebene Form der Sprache. Am deutlichsten lässt sich diese Zuwendung zur Praxis durch die stattliche Reihe von Arbeiten feststellen, die in der besagten Zeit über theoretische und praktische Fragen der Sprachrichtigkeit erschienen sind und den zunehmenden Ansprüchen jedoch immer noch nicht völlig gerecht werden. Dasselbe gilt aber auch von den übrigen Gebieten der ungarischen Sprachwissenschaft. Die in der nächsten Vergangenheit erschienenen zahlreichen Untersuchungen zur Orthographie, Lexikographie, Stilistik, zur Literatursprache und nicht zuletzt über die Probleme der beschreibenden Grammatik zeugen ebenfalls von dieser Entwicklung (vgl. die in der Zeitschrift *Magyar Nyelv* erschienenen Übersichten über die seit 1945 in den einzelnen Zweigen der Sprachwissenschaft erreichten Ergebnisse). Obwohl die Bedeutung des im Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erscheinenden Werkes, der „Struktur der ungarischen Sprache der Gegenwart“ (dessen 2. Band schon ebenfalls im Druck ist), hoch anzuschlagen ist und es dank seiner klaren wissenschaftlichen Grundlegung, der modernen Schau und der sehr brauchbaren Stoffsammlung zahlreiche Fragen der Theorie und der Praxis klärt und beantwortet, bleibt für die beschreibende Grammatik des Ungarischen auch ferner noch viel zu tun übrig. Eben deshalb begrüßen wir mit grosser Freude die in russischer Sprache in drei Bänden erschienene deskriptive ungarische Grammatik von Klara Majtinskaja, die eine in vieler Hinsicht neuartige systematische Darstellung der ungarischen Sprache unserer Zeit bietet. Für uns ist das Werk überdies noch in zweierlei Hinsicht besonders wertvoll. Einerseits wurde darin die Erforschung unserer Sprache von einer fremden, nämlich der russischen Sprache her unternommen, ja sie wird vor allem für Nichtungarn dargestellt. Dieser Umstand bringt, wenn auch oft nur verborgen, die Notwendigkeit mit sich, beide Sprachen — sei es flüchtig oder eingehend — stets miteinander zu vergleichen. Das hat gar oft eine andere Einteilung, eine andere Gruppierung der sprachlichen Erscheinungen zur Folge, ja es kann gewisse sprachliche Kategorien anders beleuchten und sie von anderen Gesichtspunkten aus ergänzen, wie es den muttersprachlichen Forschern möglich ist, und unter Umständen wird dadurch sogar die Einführung neuer Kategorien erfordert. (Als Beispiele mögen etwa erwähnt werden: die betont zentrale Stellung der Formenlehre; die Bestimmung der einzelnen Kasus; die Unterscheidung des rückbezüglichen und des betonten Fürwortes innerhalb des üblichen rückbezüglichen Pronomens; die Aufnahme von verneinenden Fürwörtern; die neuartige Gruppierung der Wortzusammensetzungen der Adverbialien usw.) — Andererseits lässt sich an derartigen Untersuchungen die herkömmliche Methode der betreffenden — in diesem Falle der russischen — Sprachwissenschaft unbedingt klar erkennen. Auch in diesem Werke Majtinskajas kommen Reichtum und methodische Sicherheit des russischen und sowjetischen beschreibend-grammatischen Schrifttums in positiver Weise zum Vorschein. Hierher gehört unter anderem der in seltenem Masse praktische Zug des Buches, die weitgehende Beachtung des Sprachgebrauchs, die selbst die geschichtlichen Kapitel durchdringt (vgl. z. B. die Darstellung der Entwicklung der ungarischen Literatursprache; die eingehende Schilderung der gegenseitigen Zusammenhänge zwischen den Kategorien der Wortklassen; die entschiedene Hervorhebung der produktiven Bildungsarten; die ständigen stilistischen und auf den richtigen Sprachgebrauch abgestimmten Bemerkungen u. dgl.).

2. Der erste Band des Werkes gliedert sich in drei Abschnitte (Einleitung; Lautlehre und Rechtschreibung; Formenlehre). In der Einleitung gibt die Verfasserin auf etwa 50 Seiten kurze Zusammenfassung der geschichtlichen Entwicklung des Ungarischen. Obwohl dem gebotenen Bild engste Schranken gesetzt sind, werden die wichtigsten Ereignisse der ungarischen Geschichte, der Sprachzustand der einzelnen Epochen, der Weg der Vereinheitlichung zu einer gemeinsamen Literatursprache, mit besonderer Berücksichtigung der einschlägigen Tätigkeit der Dichter und Schriftsteller von der Verfasserin in äusserst gelungener Weise knapp zusammengefasst und ständig mit Ausblick auf die gesprochene Sprache, auf die Sprache des Volkes geschildert. Die allzu gedrängte Darstellung des Stoffes führt ab und zu auch Unstimmigkeiten herbei: nicht genügend begründete, kategorische Behauptungen werden hie und da gewagt; es dürfte unter Frage gestellt werden, ob immer die kennzeichnendsten Züge im Sprachbild der einzelnen Zeiten hervorgehoben wurden oder nicht; auch in der Schreibung älterer Texte liegt eine gewisse Uneinheitlichkeit vor u. ä. Die eigentliche beschreibende Grammatik beginnt mit dem Abschnitt „Lautlehre und Rechtschreibung“. Die Vokale werden in der traditionellen Reihenfolge behandelt. Der praktischen Zielsetzung gemäss wird der Vokalharmonie und den verschiedenen Arten der Lautangleichung ein eigener Abschnitt gewidmet. Gewissermassen ungewohnt und auch nicht ganz dem Zweck entsprechend erscheint das Kapitel *Чередование гласных*, wo die im Wortstamm auftretenden — der Verfasserin nach: regelmässigen bzw. unregelmässigen — Variationsmöglichkeiten behandelt werden (etwa wie *víz* — *vízet*; *hatalom* — *hatalma*; *odu* — *odras*; bzw. *haldl* — *holt*; *ez* — *itt* — *igy* usw.). Die Einteilung der Konsonanten weicht ab von der gewöhnlichen. Die Laute *ty*, *gy* werden zu den einfachen Verschlusslauten gestellt, *c*, *dz*, *cs*, *dzs* dagegen zu den Affrikaten. Als Formen der Lautangleichung werden Lauterweichung (z. B. *önygyűjtő*), Labialisierung (z. B. *homédy*), Velarisierung (z. B. *ταρκόνυφ*) u. dgl. angeführt. Zum Abschluss bietet die Lautlehre einen kurzen historischen Rückblick nebst einem Hinweis auf die Mundarten. Gewiss wäre es angebracht gewesen, die Mundarten in einem etwas breiteren Rahmen zu behandeln, da das gegenwärtig gebotene Bild der einzelnen Mundarten wohl nur als Rohzeichnung gelten dürfte, und leicht zu Missverständnissen führen kann, so etwa im Falle der *i*- bzw. *ü*-Mundarten (S. 71—3). Ein besonderer Abschnitt wird den wichtigsten Fragen der modernen ungarischen Rechtschreibung sowie einer kurzen Zusammenfassung der Geschichte der ungarischen Orthographie gewidmet. Trotz seiner Vorzüge wäre dieses Kapitel noch wertvoller, würden in ihm auch die wichtigsten Grundsätze der ungarischen Orthographie der Gegenwart sowie der ungarischen Umschrift russischer Wörter und Namen ausführlicher behandelt.

Besonders neu ist für den ungarischen Leser die grosse und lehrreiche *Formenlehre* (s. 96—300). Nach einer, die vier Wortbestandteile begrifflich festlegenden Einleitung werden hier die ungarischen *Wortstämme* behandelt, und zwar nach folgenden Typen: 1. unveränderliche Stämme (wie *tanító*); 2. lauterweiternde Stämme (*kert* — *kertek*); 3. einen Längenwechsel aufweisende Stämme: a) lautdehnende Stämme (*szoba* — *szobák*), b) lautverkürzende Stämme (*rész* — *rezet*), c) lautverlierende Stämme (*malom* — *malmok*); 4. lautumstellende Stämme (*teher* — *terhek*); 5. lautwechselnde Stämme (*szülő* — *szüleim*); 6. *v*-Stämme (*jű* — *jűvek*). Unseres Erachtens fällt die Darstellung der Stammvarianten sowohl an dieser Stelle, als auch weiter unten ein wenig zu kurz aus, obwohl dieses Problem für die ungarische Sprache — und noch mehr für Fremdsprachige — sehr wichtig und eigenartig charakteristisch ist. Die Benennung und Einreihung der sogenannten „lauterweiternden“ Stämme dürfte ebenfalls manchen Widerspruch erregen.

Im folgenden Abschnitt („Kategorien der Wortarten“) wird vor allem die in der ungarischen Fachliteratur gewohnte Betrachtungsweise einer Kritik unterzogen. Dann werden die ungarischen *Wortklassen* aufgezählt, und zwar in dieser Reihenfolge: I. Wortklassen: 1. Nomina: a) Hauptwort, b) Beiwort, c) Zahlwort; 2. Fürwörter; 3. Zeitwort; 4. Hilfsörter: 1. Postpositionen; 2. Artikel; 3. Hilfsörter im engeren Sinne; 4. Bindewörter. III. Empfindungswörter. Das Problem und die Wichtigkeit einer besonderen Formenlehre wird von Majtinskaja sowohl hier als auch später aufgeworfen und kräftig verfochten. Nach ihr muss festgestellt werden, dass in der ungarischen Fachliteratur die Fragen der Formenlehre im allgemeinen im Rahmen der Wortlehre bzw. der Syntax behandelt werden, in der letzten Zeit jedoch auch hier nur spärlich und keineswegs in rechtem Masse. Gewiss wäre es gerade infolge der strukturellen Eigenart des Ungarischen sehr schwierig, endgültig entscheiden zu wollen, welches Verfahren das richtige sei; dennoch kann es keinem Zweifel unterliegen,

dass in Sprachbüchern, die in fremder Sprache, für Fremdsprachige herausgegeben werden, eine besondere Formenlehre durchaus am Platze ist.

Während der meist ziemlich eingehenden Besprechung der einzelnen Wortarten wird zuvörderst — im allgemeinen nach vielseitiger Überlegung — ihr Wortklassencharakter sowie ihre Funktion im Satze bestimmt. Nachher werden die Zusammenhänge mit anderen Wortarten erörtert und die einzelnen Abarten der betreffenden Wortart analysiert; zum Schluss werden Beugungsverhältnisse u. dgl. recht eingehend behandelt. Die auf die Praxis ausgerichtete Zielsetzung des Werkes macht sich auch in diesem Teile geltend: fast in jedem Falle wird der Gebrauch der einzelnen Wortarten neuartig beleuchtet, der stilistische Wert der Formen festgestellt und auch die damit zusammenhängenden Fragen der Sprachrichtigkeit geklärt. Als neuartige und ansprechende Lösung wäre besonders die Darstellung des Deklinationssystems der Hauptwörter zu nennen (S. 125—64). Die Einführung von Kasus Kategorien finden wir begründet, handelt es sich ja um fremdsprachige Leser. Eine andere, sehr schwierige Frage ist es, wie man die gebeugten Formen der ungarischen Sprache — wo sich doch an jede mit Beugungsendungen versehene Form zahlreiche, oft unnennbar viele Ausdrucksfunktionen knüpfen! — in die engen Fesseln der einzelnen Kasus schlagen kann.

Diese zweifellos nicht leichte Aufgabe wurde von der Verfasserin mit viel Verständnis und in vieler Hinsicht auch beruhigend gelöst. Die Kasus werden nach ihrer im Satze erfüllten Funktion in zwei grosse Gruppen eingeteilt: 1. in Kasus für Subjekt und Objekt, 2. in Kasus für Bestimmungen des Umstands. Formen mit den Endungen *-lan, -len; -nta, -nte; -int* werden als erstarrt betrachtet. Auch werden hinsichtlich der Entstehungszeit der Kasus a) vollwertige, b) neue und c) veraltende Kasus bzw. d) gewissen Kasus ähnliche sprachliche Gebilde unterschieden.

Eine besondere Berücksichtigung finden die Fürwörter und deren Gebrauch. Rückbezügliche Fürwörter wie *magadnak* (z. B. „*magadnak is el kell utaznod*“ '[auch] du selbst musst abreisen') werden als *betonte Fürwörter* betrachtet und benannt. Unter den Fürwörtern werden übrigens — unserer Meinung nach richtig — auch die Umstandswörter pronominalen Charakters, genauer gesagt: die Fürwörter adverbialen Typus (z. B. *ide* 'hier', *hol* 'wo', *amikor* 'als') behandelt. Durchaus ungewohnt ist, dass die Adverbien mit den Endungen *-n; -ul, -ül, -l* ebenfalls zu den Umstandswörtern gerechnet werden.

3. Im zweiten Band des Werkes [Грамматическое словообразование] scheint die Verfasserin noch mehr neue Wege einzuschlagen und neue Methoden zu erproben. Auch die Forderungen des praktischen Lebens, des richtigen Sprachgebrauchs kommen noch eindringlicher zum Ausdruck. Das macht sich nicht allein in der synchronischen Methode geltend, sondern vor allem in der überaus eingehenden und genauen Erforschung der Bedeutungs- und Funktionsmöglichkeiten der einzelnen Bildungssilben, wobei auch deren Produktivität in Betracht gezogen wird. Auf Grund dieser Untersuchungen und von den genannten Gesichtspunkten geleitet baut sich dann das ganze System der ungarischen Bildungssuffixe auf.

Auch dieser Band enthält in der Einleitung (S. 5—18) die Klärung einer grundsätzlichen Frage, nämlich: weshalb der sogenannten „grammatischen Bildung“ eines neuen Wortes ein besonderer Band gewidmet wurde? Bereits hier werden einige schwierige, aber besonders wichtige Probleme sinnvoll erörtert und gelöst, so z. B. die Frage der verschiedenen Funktionen der Bildungssuffixe und der Produktivität sowie die mit den vorigen Fragen zusammenhängende Systemmässigkeit u. dgl.

Auch dieser Band gliedert sich in drei Hauptabschnitte. Im ersten wird die „morphologische Bildung neuer Wörter“, d. h. die Wortbildung im engeren Sinne untersucht, und zwar der Wortklasse des gebildeten Wortes entsprechend in fünf Gruppen (Hauptwörter, Beiwörter, Zahlwörter, Zeitwörter, Umstandswörter). Innerhalb dieser Gruppen erfolgt die weitere Aufteilung auf Grund der Bedeutung des gebildeten Wortes. (Die gebildeten Hauptwörter können z. B. 1. Personennamen, 2. Bezeichnungen von Dingen und abstrakten Begriffen, 3. Wörter mit emotionellem Wert, z. B. Verkleinerungen, Steigerungen, Kosenamen u. ä. darstellen.) In diesem Kapitel aber mutet uns manches sehr fremdartig an, und ist unserer Überzeugung nach auch ziemlich problematisch, z. B., was über die Bildung der Umstandswörter gesagt wird (S. 129—148).

Der zweite Hauptabschnitt des zweiten Bandes enthält die Bearbeitung der „syntaktischen Bildung“ neuer Wörter, d. h. die der Wortzusammensetzungen. Zuerst wird die Frage des Unterschiedes zwischen Syntagma bzw. Wortzusammensetzung ins Auge gefasst, dann werden die Zusammensetzungen nach Wortklassen gruppiert und nur innerhalb dieser die bei- bzw. untergeordneten Zusammensetzungen unterschieden.

Auch hier wird das Prinzip der Produktivität betont: zumeist werden die heute noch wirksamen und häufiger gebrauchten Typen der Zusammensetzungen eingehender untersucht. Aufschlussreich und ausführlich werden die Funktionen der präfigierten Zeitwörter dargestellt, doch dürfte die nach abstrakt grammatischer Einteilung durchgeführte Gliederung der Vorsilben bzw. ihre Unterscheidung nicht in jeder Hinsicht befriedigend ausgefallen sein.

Im dritten Hauptabschnitt folgt die Besprechung der Übergänge zwischen den einzelnen Wortarten in einer von der in den ungarischen Grammatiken üblichen durchaus verschiedenen Reihenfolge, unter dem Titel „Morphologisch-syntaktische Bildung neuer Wörter“. In vier Gruppen werden die als produktiv zu betrachtenden Bildungsarten dargestellt, in welchen 1. Wörter einer anderen Wortklasse zu einem Hauptwort, 2. zu einem Adjektiv, 3. zu einem Umstandswort werden bzw. 4. gewisse verschiedene Sprachgebilde in eine neue Wortklasse übergehen. Die Berücksichtigung dergleicher Fälle ist gewiss richtig und zweckmässig, doch wäre zu bemerken, dass es sich dabei oft um keine allgemeingültige Bildungsart neuer Wörter handelt, sondern nur um solche Bedeutungsvarianten, die für die betreffenden Fälle gültig sind (etwa wie bei der Substantivierung des Mittelworts der Gegenwart zur Bezeichnung der handelnden Person, oder aber bei der Adjektivierung des Mittelworts der Vergangenheit usw.).

Die Vorzüge dieses Bandes, der klare, wohldurchdachte strukturelle Aufbau und die saubere Bearbeitung werden nur noch erhöht durch gut brauchbare, anschauliche Hilfstabellen, die eine schnelle Übersicht ermöglichen.

4. Der dritte Band beruht auf einer vielseitigen und sorgfältigen Analyse und Systematisierung syntaktischer Fragen; auch die reichen, meist aus dem Schrifttum des 20. Jahrhunderts geschöpften Beispiele wurden von der Verfasserin gesammelt. Sämtliche Ergebnisse der sowjetischen Sprachwissenschaft hinsichtlich der Gruppierung der einzelnen — etwa der russischen und gewisser finnisch-ugrischer — Sprachen werden verwertet. Somit weicht jedoch das gebotene Sprachsystem an manchen Punkten von der ungarischen syntaktischen Tradition ab, und es mag daher als Grundlage dienen zu einer interessanten Vergleichung.

Die satztheoretische Auffassung der Verfasserin fusst grossenteils auf den Grundsätzen der von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR herausgegebenen beschreibenden Grammatik der russischen Sprache, vor allem aber auf den einschlägigen Arbeiten Vinogradovs, und geht — im Gegensatz zu unserer grundsätzlich semantischen Einstellung — mehr von formellen Gesichtspunkten aus, freilich mit Berücksichtigung der Semantik. Durch das ständige Hervorheben formeller Kennzeichen und deren Einführung auch in die Definitionen gewinnen die Feststellungen der Verfasserin theoretisch wie praktisch viel an Objektivität und Verlässlichkeit. Daran vermag nichts zu ändern, dass Majtinskaja ihre vorbestimmten Ziele auf diesem Gebiet nicht immer erreicht und unsere bereits erweckten Erwartungen nicht immer erfüllt.

Die erste grundlegende Frage, womit sich jede Syntax, auch die der Verfasserin, auseinanderzusetzen hat, ist bereits im Gegenstand der Syntax und im Begriff des Syntagmas gegeben. Die Verfasserin hat das einschlägige sowjetische und ungarische Schrifttum gründlich und sorgfältig durchgearbeitet. Ihre Auffassung knüpft sich an die Vinogradovs und hält somit — im Gegensatz zu Ries und Gombocz, die den Satz, zumindest jenen mit Subjekt und Prädikat, der Syntax einverleiben — nur die untergeordneten Syntagmen für echt, nicht aber jene, die Subjekt + Prädikat, bzw. Subjekt + Verbalnomen enthalten. Letztere stellen ihrer Auffassung nach, samt den beigeordneten („gehäuften“) Satzteilen, die spezifischen Kategorien der Satzlehre dar, und sie können nur mit anderen Satzteilen Syntagmen bilden, miteinander aber nicht. Auch die in den Verbalendungen ausgedrückten Verhältnisse der Person, der Zeit und des Modus sind für den Satz und nicht für einzelne Syntagmen charakteristisch; dasselbe gilt für die Intonation. Das Syntagma stellt eine Art „Baumaterial“ im Satz dar, es vertritt die Stelle eines Wortes und ist in dieser Beziehung einer Wortart ähnlich; auch kann es seiner Form nach wie das Wort abgewandelt bzw. gebeugt werden.

Demnach gliedert sich auch die Syntax von Majtinskaja in zwei Teile: in die eigentliche Syntax, d. h. die Lehre der Syntagmen, andererseits in die Satzlehre. Die Einteilung der Syntagmen erfolgt vor allem auf Grund der Wortklasse des übergeordneten Gliedes, dann nach jener des untergeordneten; als drittes Kriterium werden die für die innere Struktur des Syntagmas charakteristischen Endungen (Kongruenz, Beugungssuffixe, Vorhandensein oder Fehlen von Postpositionen) verwendet. Nur in vierter, d. i. letzter Reihe dienen semantische Gesichtspunkte zur weiteren Gliederung. In der ungarischen sprachwissenschaftlichen Literatur werden die Wortgefüge vor allem nach der

im Satze erfüllte Funktion des untergeordneten Gliedes geordnet. Die Vergleichung der mit Hilfe von zwei verschiedenen Forschungsmethoden erreichten Ergebnisse bietet viel Interessantes und Aufschlussreiches. — Durchaus neue Bahnen beschreitet Majtinskaja mit dem Versuch zur systematischen Anordnung der zusammengesetzten Wortgefüge. Im ungarischen syntaktischen Schrifttum wurden bislang nur einzelne Typen berücksichtigt (etwa die mehrfachen Attribute; das doppelte Akkusativobjekt, das doppelte Subjekt). Es wirft sich die Frage auf, in welchem Verhältnis Syntagmen- bzw. Satzlehre im Laufe einer derartig zwiefach gegliederten Behandlung zueinander stehen werden? Zweifelsohne bleibt auch so noch ziemlich viel Material der Satzlehre vorbehalten und wird dort zum erstenmal besprochen, so etwa die Problematik des Satzgegenstandes und der Satzaussage, die inhaltliche und strukturelle Analyse der Satzarten; die Wortstellung der Satzteile und die Wortfolge in den Gliedern der Satzreihe. Objekt, Umstandsbestimmungen und Attribut werden dagegen bereits im Abschnitt der Syntagmenlehre behandelt. Majtinskaja bemerkt hiezu, die Erörterung der Satzteile zweiten Grades sei in Grammatiken, in welchen der Satzlehre eine Syntagmenlehre vorangestellt ist, gewiss von weit geringerer Bedeutung. Einzelne Eigenheiten, wie etwa die Wortfolge der Grundbestandteile des Satzes oder der einzelnen Glieder der Bestimmungsgruppen konnten dennoch im Laufe der Behandlung der Syntagmen nicht zur Sprache kommen. Bei der eingehenden Erörterung der einzelnen Satzteile zweiten Ranges kommt Majtinskaja nochmals auf die Frage zurück und erklärt, durch den zwiefachen (syntagmatischen und syntaktischen) Aspekt der Syntax wäre es bedingt, dass derselbe Stoff an zwei Stellen besprochen wird, was jedoch keine Wiederholung bedeuten soll. Wird doch in der Syntagmenlehre das Abhängigkeitsverhältnis des Grundgliedes des behandelten Wortgefüges zu den übrigen Satzteilen keineswegs berücksichtigt, in der Satzlehre dagegen gerade und vor allem dieses beachtet. — Dennoch glauben wir feststellen zu müssen, die Verhinderung von Wiederholungen sei der Verfasserin eher in der Praxis als theoretisch gelungen.

Die Bearbeitung der Satzlehre nimmt bei Majtinskaja ungefähr den doppelten Raum als die Syntagmenlehre ein, und behandelt etwa zur Hälfte die einfachen, zur anderen Hälfte aber die zusammengesetzten Sätze. Nach der Besprechung der Satzarten, deren Unterscheidung nach der Verfasserin am ehesten auf Grund der Intonation durchgeführt werden kann, werden im Abschnitt über die aus Subjekt und Prädikat bestehenden einfachen Sätze die einzelnen Satzteile unter die Lupe genommen. In Einzelfragen wird nicht selten eine der üblichen ungarischen linguistischen Auffassung ungewohnte Ansicht verfochten; einige dieser abweichenden Meinungen dürften restlos zu billigen sein, andere sind in sorgfältige, ernste Erwägung zu ziehen; ein Teil dagegen ist als mehr oder minder fragwürdig zu betrachten. Beachtenswert ist die auf formeller Basis vollzogene Gliederung der Attribute, hingegen werden die Umstandsbestimmungen nach vielseitigeren semantischen Gesichtspunkten in Gruppen gereiht, als es in Ungarn üblich ist. Im allgemeinen verfährt Majtinskaja methodisch viel grosszügiger in der Satzanalyse, als es in Ungarn gewohnt ist; so werden z. B. die phraseologischen Verbindungen (wie: *sikra lép* 'für jemand/etw. eintreten') syntaktisch nicht weiter analysiert; auch werden gewisse Verbindungen wie *gebeugtes Zeitwort* + *Infinitiv*, die in der ungarischen Sprachwissenschaft eindeutig als *Subjekt* + *Prädikat* betrachtet werden, zu den zusammengesetzten Arten der Satzaussage gestellt, obwohl es bereits unter den einfachen Satzaussagen dergleichen Typen gab: *kell, hogy legyen* 'etw. muss sein'; *kiszabadulóban van* 'er/sie/es ist der Befreiung nahe'. Einigermassen widerspruchsvoll erscheint, dass auf die betonterweise nach formellen Gesichtspunkten vorgenommene Gliederung eine ganze Reihe semantisch-lexikalischer Momente ebenfalls einen bedeutenden fördernden oder hemmenden Einfluss hat ausüben können.

Besonders zu beachten ist das Kapitel über die eingliedrigen Sätze, die — wie auch Majtinskaja es anmerkt — in der finnisch-ugrischen und auch ungarischen sprachwissenschaftlichen Literatur bisher wenig beachtet, bzw. auch diese Typen unter den zweigliedrigen — höchstens nicht vollständigen — Sätzen behandelt wurden. Majtinskaja betont, eine Satzaussage sei erst dort feststellbar, wo auch ein Satzgegenstand vorhanden ist. Zwar gleicht der Grundbestandteil der aus einem einzigen Gliede bestehenden Sätze bald eher dem Satzgegenstand, bald wieder der Satzaussage, dürften bei der Erörterung dieses Satztypus nach Majtinskaja beide Bezeichnungen wegfallen. — Die Verfasserin unterscheidet sowohl unter den aus einem einzigen Gliede als auch den aus zwei Gliedern bestehenden Sätzen „vollständige“, „teilweise vollständige“ und „unvollständige“ Sätze. In dem zweiten wird irgendein wichtiger Satzteil (etwa das Subjekt, das Prädikat, das Genitivattribut) nicht mit einem selbständigen Wort, sondern nur durch eine Endung ausgedrückt, die einem anderen Satzteil anhaftet. Unter den unvollständigen

Sätzen werden die auf Fragen als Antwort gegebenen Einzelwörter, die sogenannten verselbständigten Satzteile u. dgl. behandelt.

Viel Wertvolles enthält auch der mehr als hundert Seiten umfassende Abschnitt über die zusammengesetzten Sätze, der eine Menge von neuen, geschickt ausgewählten Beispielen und viele neue Einzelfeststellungen bietet. Trotzdem bringt eben dieser Teil, worin die grundlegenden Werke von Simonyi und Klemm stark berücksichtigt wurden, nicht besonders viele neue Gesichtspunkte im allgemeinen. Auch in diesem Abschnitt wird die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Beachtung der formellen Kennzeichen mit Nachdruck betont; die Gliederung der zusammengesetzten Sätze wird auf Grund der einleitenden Bindewörter durchgeführt. Letztere werden jedoch nach den üblichen Bedeutungsgruppen geordnet. So entsteht ein gewissermaßen gemischtes System (wie wir das ja auch aus Simonyis und Klemms Arbeiten kennen), und das führende Prinzip der Einteilung bleibt gleichwohl das semantische: unter den beigeordneten Sätzen werden die zusammenstellenden, gegenüberstellenden u. a. Satzreihen besprochen, im Rahmen der Satzgefüge dagegen die Nebensätze, die die Zeit, den Ort, einen Vergleich u. dgl. bestimmen. Vor und nach den letzteren stehen zwar Gruppen, die nach formalen Gesichtspunkten aufgestellt wurden: Sätze mit einleitendem bezüglichen Fürwort bzw. mit dem Bindewort *hogy* 'dass', 'um zu'. Bei der Behandlung der einzelnen Bindewörter wird der etwaige sonstige Gebrauch, die Anwendung in einem anderen Sinne ebenfalls erwähnt. — Wir glauben mit Recht behaupten zu dürfen, dass die zweckmässigste Einteilung der zusammengesetzten Sätze und noch mehr die der Nebensätze nach formellen Kennzeichen wohl nicht eben die nach den Bindewörtern sein sollte. Das strukturelle Verhältnis zwischen Haupt- und Nebensatz geht gewiss eher aus dem hinweisenden Fürwort oder Umstandswort des Hauptsatzes hervor, ist ein solches vorhanden. Die Einteilung der Nebensätze auf Grund ihrer an Stelle eines Satzteils eingenommenen Rolle darf keineswegs für eine auf semantischer Grundlage vorgenommene Einteilung gelten. Auch die Gruppierung der Nebensätze von Simonyi in Substantiv-, Attributiv- bzw. Adverbialsätze hätte zumindest eine Erwähnung, wenn nicht eine Beachtung verdient, stehen doch diese drei Arten der Nebensätze mit den drei Haupttypen der Bindewörter (*hogy* — bezügliche Fürwörter — adverbiale Fürwörter) gewiss im Zusammenhang. — Auch bei den Vergleich-, Folge- und Bedingungssätzen wird die Erkenntnis der Vermischung verschiedener, der Einteilung zugrunde liegender Prinzipien und das zweifache Wesen von dergleichen Sätzen (Funktion als Satzteil + spezifischer Nebensinn) in der Einteilung von Majtinskaja gewissermaßen aufs neue vernebelt, obwohl sie in der ungarischen sprachwissenschaftlichen Literatur bereits in vieler Hinsicht geklärt wurde. — Können wir demnach der völligen Trennung der Sätze ohne Bindewort von solchen mit Bindewörtern nicht beipflichten, so dürfte doch die originelle Beleuchtung der einzelnen Typen und formellen Eigenheiten der Sätze ohne Bindewort als wertvoll und oft gut brauchbar betrachtet werden.

Obwohl Majtinskaja eine beschreibende Grammatik gibt, verschliesst sie sich nicht vor der Anwendung historisch-genetischer Methoden und Ansichten. Wie es in der Einleitung heisst, werden die syntaktischen Erscheinungen in ihrer Entwicklung dargestellt; es wird gezeigt, wie etwa einzelne Kategorien in andere übergehen, andere in den Hintergrund gedrängt werden, aus dem Gebrauch kommen und neuen Erscheinungen den Platz räumen. Diese zum Teil schon wertende Schau, stilistische Gesichtspunkte sowie die den richtigen Sprachgebrauch berücksichtigende Betrachtungsweise kommen immerhin nur in geringem Masse zur Geltung hinter dem deskriptiv-systematisierenden Interesse an sprachlichen Erscheinungen. Dieser Umstand ist vor allem dem beschränkten Umfang der Arbeit zuzuschreiben.

5. Zusammenfassend darf man zweifellos feststellen, dass Majtinskajas dreibändige beschreibende Grammatik des Ungarischen mit ihrer von unserer Betrachtungsweise an vielen Punkten abweichenden Sprachschau, ihren oft ganz neuartigen Lösungen, mit ihrem reichen Sprachmaterial, dem klaren Aufbau und der sauber durchgeführten Einteilung die neuere Literatur zur beschreibenden Grammatik der ungarischen Sprache wertvoll ergänzt und in hohem Grade bereichert. Auch die das sprachliche System sowie den jeweiligen Sprachgebrauch besonders berücksichtigende Behandlungsweise der Arbeit ist sehr aufschlussreich für uns, wie auch die Hervorhebung und die sorgfältige Bearbeitung einzelner ungarischer Sprachbesonderheiten, zahlreiche Einzellösungen u. dgl. Selbst die mehr oder minder problematischen Thesen der Verfasserin dürften — und sollen — die Forscher anspornen zur Förderung der gesamten beschreibenden Grammatik des Ungarischen.

Jolán Berrár—I. Szathmári

К. Е. Майтинская: *Венгерский язык* 1—3.
Изд. АН СССР. Москва 1955; 1959; 1960.

(Р е з ю м е)

В трёхтомном труде К. Е. Майтинской дана во многих отношениях новая систематизация современного венгерского языка. Прежде всего нужно отметить острое чутье автора практики употребления языка, внимание к живому языку, пронизывающее даже главы по истории языка. В первом томе, под заглавием «Введение», Майтинская даёт обзор истории венгерского языка. После *Введения* следует глава о *фонетике и правописании*, затем *Морфология*, которая содержит много нового для нас. Особенно интересным является часть о системе склонения существительных. Второй том книги содержит т. н. *Морфологическое словообразование*, то есть суффиксацию, синтаксическое словообразование, то есть словосложение, и, наконец — в расхождении с традициями венгерской грамматики — морфолого-синтаксическое словообразование, то есть категориальный переход от одного разряда слов в другой.

Йолан Беррар — Н. Сатмари

É. B. Lőrinczy: *Képző- és névrendszertani vizsgáldások. Az -s~-cs képzővel alakult névanyag az ómagyarban (= Suffix und Name in systembedingter Sicht. Altungarische Namen mit dem Suffix -s~-cs)*. Akadémiai Kiadó, Budapest 1962. 138 S. — Nyelvtudományi Értekezések Nr. 33

In der ungarischen Sprachwissenschaft befassten sich die Vertreter der zwischen den beiden Weltkriegen herrschenden — bzw. zumindest eine führende Rolle spielenden — sprachgeschichtlichen Richtung mit der altungarischen Periode am eingehendsten. Es ist kein Zufall, dass in der umfangreichsten Synthese der lautgeschichtlichen Untersuchungen (G. Bárczi, *Magyar hangtörténet* [= Ungarische Lautgeschichte]. 2., erweiterte Auflage. Budapest 1958.) der Erörterung der altungarischen Periode mehr als 75% des Gesamtumfanges vorbehalten ist. — Nach der Befreiung i. J. 1945 wurde die Aufmerksamkeit der Forscher von den Sprachproblemen der altungarischen Periode zum Teil durch die synchronischen Untersuchungen, zum Teil durch die von Bárczi in Gang gesetzten dialektologischen Forschungen und die mit ihnen untrennbar verbundenen Studien, die nach dem in Szegedin gehaltenen Vortrag von D. Pais erschienen (vgl. MNyTK. Nr. 83) und der Problematik der Entstehung der Einheit der geschriebenen Sprache angehören, mehr oder minder abgelenkt. Wenn kleinere oder grössere Abhandlungen über dieses Zeitalter trotzdem erschienen sind, so gehören sie in erster Linie in den Kreis der Namenkunde und wenn sie auch zum Teil von den Vertretern der jüngeren Generation herkommen, fällt die Themenwahl selbst noch auf die Zeit vor der Befreiung oder auf die unmittelbar danach. Die synchronische Anschauung hat sich eine so feste und vorherrschende Stellung errungen, dass selbst die Forscher, die ihr Interesse der historischen Entwicklung zuwandten, sich in den letzten Jahren mit den synchronischen Problemen je einer vergangenen sprachgeschichtlichen Periode (insbesondere des 16. und 18. Jahrhunderts) beschäftigten.

Es war uns daher eine grosse Freude, die Arbeit der Verfasserin in die Hand nehmen zu können, wo die Fragen der Geschichte von Suffix und noch mehr von Namen auf Grund des altungarischen Quellenmaterials, insbesondere der Streudenkmäler behandelt werden.

Wie es aus der kurzen Einleitung hervorgeht, war das ursprüngliche Vorhaben der Verfasserin die Bedeutungsfunktion des aus dem Finnisch-Ugrischen bzw. Uralischen stammenden Suffixes -s ~ -cs sowie die Bedeutungsfunktion der mit diesen gebildeten Suffixgruppen zu untersuchen und sie von ihren ältesten Vorkommen bis auf unsere Tage zu verfolgen. Im Laufe der Arbeit hat sie aber ihr Vorhaben erweitert: neben der Klärung der *s e m a n t i s c h e n* Entwicklung dieser Suffixgruppe ging sie auch auf die Untersuchung *m o r p h o l o g i s c h e r* Probleme ein und legte die zeitlichen Grenzen der Untersuchung innerhalb der altungarischen Periode fest. — Indem der Untersuchung von Form und Funktion ein gleiches Gewicht beigelegt und die erfasste Zeitspanne auf die altungarische Periode beschränkt wurde, bot sich die Möglichkeit, alle wichtigen Probleme des Suffixes -s ~ -cs und der damit gebildeten Suffixgruppen mit der üblichen Methode synchronisch ausgerichteter Forschung einer eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Die Verfasserin hat die für die altungarische Periode charakteristischsten Quellen herangezogen, nämlich die Streu- und die ältesten zusammenhängenden Sprachdenkmäler des Ungarischen. Eine besondere Beachtung wurde dabei den Streudenkmälern in den möglichst authentischen Urkunden aus dem 11—12. Jahrhundert und aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sowie den Personen- und Ortsnamen dieser Zeit geschenkt. Im ersten Hauptabschnitt befasst sich Lőrinczy mit den Eigennamen, die mit dem Suffix *-s* ~ *-cs* und seinen Gruppen gebildet wurden (9—108); der grössere Teil des Abschnittes ist den Personennamen (11—78), der kleinere hingegen den geographischen Namen gewidmet (78—108). Im zweiten Hauptabschnitt untersucht die Verfasserin — im „Anhang“ — die mit dem Suffix *-s* ~ *-cs* gebildeten Gattungsnamen (109—13).

Die Kapitel des sorgfältig zusammengestellten Werkes, in denen sich der Leser dank dem klargestellten Inhaltsverzeichnis leicht zurechtfindet, erschliessen uns während der Vorführung der auch typographisch auseinandergehaltenen Belege und Deutungen den Werdegang der behandelten Suffixgruppen in altungarischer Zeit. Diese Beschreibung ist ein treuer Spiegel der verwickeltesten Tatsachen: bei diesem Versuch, ihre Ergebnisse in einigen Sätzen zusammenzufassen, ist es unmöglich, auf alle Einzelheiten hinzuweisen, bzw. die verwickelten Zusammenhänge der untersuchten Tatsachen vollzählig aufzuzeigen.

1. Das Suffix *-s* ~ *-cs* der entlehnten Personennamen bzw. ihre Gruppen können nicht einheitlich auf eine einzige Quelle zurückgeführt werden; zum Teil ist in ihnen tatsächlich das in Frage stehende Suffix zu suchen, zum Teil aber sind sie fremden Ursprungs, d. h. sie brachten das Suffix bereits aus der „gebenden“ Sprache mit sich. Der Form nach verhalten sie sich jedoch einheitlich, ja genau so wie in einer Gruppe (und zwar wie in der von der Verfasserin als der Typus *Ban*, *Bana*, *Band*, *Banus* erwähnten Gruppe), der aus ungarischen Gattungsnamen hervorgegangenen Personennamen. Sowohl in dieser Gruppe als auch in den Gruppen vom Typ *Lench*, *Leanch*, *Almus*, in welchen der Bedeutungsinhalt des als Gattungsname bekannten ungarischen Grundwortes viel klarer hervortritt, ist die Funktion des Suffixes — wenn auch das Suffix ursprünglich diminutiv-kosend war — in der altungarischen Periode bereits unsicher und die untersuchten Suffixe wurden „in erster Linie nicht oder zumindest nicht ausschliesslich diminutiv-kosend verwendet, sondern sie dienten auch zur Einfügung ungarischer Gattungsnamen in das System der Personennamen“ (117). Diese Feststellung der Verfasserin ist auch von einem allgemeineren Gesichtspunkt aus beachtenswert. Das Suffix *-l* der nach der Landnahmezeit entlehnten ungarischen Verba (vgl. Bárczi: MNy. XLIV, 81) und das Element *-s* in ungarischen Wörtern vom Typ *mészáros* 'Metzger' sind lediglich dazu bestimmt, dass diese Verba in das ungarische Verbsystem, bzw., dass die Wörter von solchem Typ in das System der ungarischen Berufsamen eingefügt werden können; die Formantien *-l* bzw. *-s* tragen zur Bedeutung der betreffenden Wörter überhaupt nichts bei. Die bezüglich der Personennamen angeführten Feststellungen von É. B. Lőrinczy sind auch in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen. Darin, dass die Verfasserin auf Grund der Untersuchung der Namen zu diesem Resultat gelangen konnte, kam der Untersuchung der sprachlichen Tatsachen in ihrem systembedingten Zusammenhang eine nicht geringe Rolle zu. Allerdings ist es auch hier nicht überflüssig — und nicht einmal nach dem, was die Verfasserin ausgelegt hatte —, darauf zu verweisen, dass bei diesen Personennamen, vor allem in den Gesindenamen wie *Banus*, *Buhus*, *Vros* u. dgl. die diminutive Funktion des Suffixes sehr lebendig gewesen sein kann. Die Anwendung der die hohen, ja sogar höchsten Würden bezeichnenden Wörter als Gesindenamen ist für die Geschichte der Namengebung eine interessante Frage; von den untersuchten Suffixen her betrachtet scheint es sicher zu sein, dass in solchen Namen auch den Suffixen eine wichtige Rolle zufiel.

2. Eine verhältnismässig grössere Gruppe bilden jene Personennamen (in der Terminologie der Verfasserin der Typ *Horogus*, *Hotolmos*), die mit dem Suffix *-s* aus Gattungsnamen (Eigenschaftswörtern) zu Eigennamen wurden. In den meisten Fällen dienten sie zum Ausdruck des Besitzens, des Versehen-Seins bzw. einer mit diesen verbundenen Bedeutungsnuance. Zahlreich sind auch die Beispiele für das Suffix *-s* der Berufsamen.

3. Ein bedeutender Teil der geographischen Namen stammt aus Personennamen. Die Probleme des Suffixes *-s* sind in ihnen dieselben wie in den Personennamen. Es scheint jedoch dem Element *-t* ~ *-d* der Suffixgruppe *-st* ~ *-sd* in der Wandlung des Personen-

namens zum Ortsnamen eine aktive Rolle zugefallen zu sein. — Aus der Untersuchung der auf Grund der natürlichen geographischen Verhältnisse entstandenen geographischen Namen zieht die Verfasserin den Schluss, dass die kollektive Bedeutung des Suffixes *-s* bereits in altungarischer Zeit allgemein war. Auch in den Ortsnamenangaben sind die nämlichen Bedeutungen des Suffixes zu finden, die wir in den Personennamen (Gruppe 2) in Betracht gezogen haben.

4. Ein wichtiges Ergebnis der Studie ist die namenkundliche Beobachtung, dass „die Masse der untersuchten Namen in Wirklichkeit ein aus mehreren Quellen zusammenlaufendes, zum Schluss jedoch organisch-einheitliches System bildete, das ohne die gegenseitige Anziehung seiner Glieder nicht denkbar ist“ (119).

Als Ergänzung dieser kurzen Zusammenfassung soll noch erwähnt werden, dass die klar gegliederte Angabensammlung alle Erforscher der Arpadenzeit mit Nutzen in die Hand nehmen können; in den Kapiteln zur Sprachgeographie (58—78 bzw. 97—108) findet der Leser auch die Identifizierung und Lokalisierung von 372 geographischen Namen aus der Arpadenzeit.

Lőrinczy's Buch wird sowohl mit seinen annehmbaren als auch mit den auf Widerspruch stossenden Resultaten, aber auch mit seinen methodischen Lehren zur Klärung der Probleme der altungarischen Zeit zweifelsohne in hohem Masse beitragen.

L. Papp

B. Lőrinczy *Éva*: *Képző- és nérvendzertani vizsgáldások. Az -s ~ -cs képzővel alakult névanyag az ómagyarban* [= Исследования по системе суффиксов и имен. Имена, образовавшиеся при помощи суффикса *-s ~ -cs* в правенгерском языке]. Будапешт 1962.

(Р е з ю м е)

Автор рецензируемой книги рассматривает проблемы истории суффиксов и имен на основе правенгерских источников, в первую очередь венгерских слов, встречающихся в латинских грамотах. Она исследует собственные и нарицательные имена правенгерского языка, которые были образованы при помощи суффиксов *-s ~ -cs*, или же групп этого суффикса, восходящего к финно-угорской, т. е. уральской основ. При этом, особое внимание уделяется морфологии и функции данного суффикса.

L. Hann

Radanovics Károly: *Északi-osztják nyelvtan* [= Nordostjakische Grammatik]. Nyelvtudományi Értekezések [= Sprachwissenschaftliche Abhandlungen] Nr. 31. Budapest, Akadémiai Kiadó. 1961. 44 S.

Der Verfasser hatte im J. 1957 während seines Aufenthaltes in der Sowjetunion, einen Monat hindurch Gelegenheit, die Muttersprache eines in Leningrad studierenden ostjakischen Hochschülers zu untersuchen. Sein Gewährsman stammte aus dem am untersten Lauf des Ob (südlich von Obdorsk) liegenden Dorfe Muži. Ausserdem konnte der Verfasser noch ganz flüchtig die Mundart des 80—90 km südlich von Muži gelegenen Dorfes Schuryschkar kennenlernen. Diese letztere Mundart unterscheidet sich nur ganz wenig von der von Muži, und beide stehen den von Steinitz untersuchten nordostjakischen Mundarten, der Synja- und der Scherkaler Mundart, sehr nahe.

War schon dies ein glücklicher Zufall, der eine bessere Ausnützung der dem Verfasser zur Verfügung stehenden kurz bemessenen Zeit ermöglichte, so wollte ein zweiter glücklicher Zufall, dass auch eine andere Sprache der mehrsprachigen Bevölkerung eben dieser beiden Dörfer vor kurzem (im J. 1959) ziemlich gründlich untersucht wurde, was also vom Standpunkte der Feststellung von eventuellen fremden oder gegenseitigen Einwirkungen in beiden Sprachen einen grossen Vorteil bedeutet.

Zu einem nicht geringen Teil sind nämlich unter der Bevölkerung dieser Gegend, speziell in diesen erwähnten zwei Dörfern, Syrjänen vertreten, die aus dem Gebiete des Ižma-Dialektes hauptsächlich im 19. Jahrhundert eingewandert waren und deren dem Ižma-Dialekt angehörende Sprache wir aus T. I. Žilina's und N. A. Kolegova's Studie (erschienen im J. 1960 im 6. Heft des Syktyvkarer Историко-филологический Сборник)

kennen.¹ Aus dieser letzteren Arbeit erfahren wir auch, dass heute in Muži 341 Wirtschaften (хозяйства) bestehen, dass die samojedische Bevölkerung das Syrjänische als ihre Muttersprache ansieht, dass die Ostjaken 5 km vom Zentrum des Dorfes, in dem von den Syrjänen *Eštak-Mžži* genannten Teil wohnen, ferner, dass im Dorfe, wo die Ostjaken früher durchwegs Analphabeten waren, die Zahl der die dortige Schule besuchenden Schüler heute 342 beträgt; die Unterrichtssprache ist hier das Russische. Interessant sind auch Žilina's und Kolegova's Angaben über das andere Dorf, über Schuryschkary (Шурышкары), mit Benennung ostjakischen Ursprungs: *Lor-vož*. [Die Bedeutung von *Lor-vož* ist eigentlich 'село около Куры' (vgl. Karj.-Toivonen 1085: O. *lur*, Kaz. *лор* 'bei Hochwasser überschwemmtes Ufergebiet; See'. Den Namen *Muži* erklären die Verfasserinnen, mit Radanovics übereinstimmend, als ein ostjakisches Wort mit der Bedeutung 'незамирающая вода'; der Name stamme daher, dass in der Nähe des Dorfes ein See ist, in dem die Fische überwintern können, da nach der Meinung der Ostjaken das Wasser unter dem Eise dort frisch bleibe, d. h. wohl nicht „absterbe“.²] In Schuryschkary bilden die Ostjaken die Majorität, ihre Zahl beträgt 572, die der Syrjänen nur 121; ausser ihnen sind dort noch Samojuden, Russen und andere ansässig. Als Verkehrssprache dient dort das Russische, doch die Syrjänen sind auch des Ostjakischen kundig, und die Ostjaken und Samojuden sprechen auch „sehr schön“ syrjänisch, was um so bemerkenswerter und charakteristischer ist, da ja die Syrjänen hier nur eine kleine Minorität (21% der Zahl der Ostjaken) ausmachen.

Angesichts der eben angeführten Umstände ist es gewiss angezeigt, bei den einzelnen Erscheinungen, besonders bei denen, die sich von denen anderer Mundarten der betreffenden Sprache unterscheiden, u. zw. hauptsächlich im Wortvorrat, nach eventuellen fremden Einwirkungen zu forschen. So erwähnen die Verfasserinnen drei ostjakische Lehnwörter im syrjänischen Dialekt dieser Dörfer, nämlich: 1. *hīlik* 'мальчик' (vgl. Karj.-Toiv. 616 Kr. *hā-lak*, O. *hālax* 'junger Fisch', s. auch OL. 204, Steinitz: OstjGrChrest. 150); 2. *harzul* 'только что выловленная рыба' (vgl. Karj.-Toiv. 630-1 Kaz. *hā-r* 'roh, unreif, ungar; ungebraten (Fisch, Fleisch; wird gegessen), frisch . . .', Trj. *hāz'ku* 'a roher Fisch'; s. noch Pápay—Beke 47 usw.); 3. *nambir* 'хлам' (vgl. Karj.-Toiv. 581 Ni. *nāmpər*, Kaz. *uāmbir* 'Kehricht, Abfälle, Späne . . .', Steinitz *nāmpər* 'Kehricht, Staub; kleine Stücke', Ahlqv. *nambir* 'Kehricht, Staub').³

Wenn wir uns nun dem eigentlichen Gegenstand unserer Besprechung zuwenden, können wir uns nur mit Anerkennung über diesen grammatikalischen Abriss äussern, der in gedrängter Form sozusagen alles bietet, was in Laut- und Formenlehre dieser nordostjakischen Mundart am wichtigsten und wertvollsten ist: behandelt werden Qualität und Quantität der Vokale und der Konsonanten, Vokalwechsel, Konsonantenwechsel, Akzent, ferner: Deklination und Konjugation mit gelungen gewählten Paradigmen, Funktion der einzelnen Kasus usw. Diesen Kapiteln schliessen sich Textproben (38—9) und ein 5 Seiten umfassendes Wörterverzeichnis (40—44) an. Lehrreich sind die guten Analysen der einzelnen Formen, besonders in der ausgezeichneten Lautlehre.

Nur ein-zwei Bemerkungen seien mir noch gestattet:

Zu S. 10: Die Ausführungen über Geminaten wären mit den Dualformen *ēwānāl-lam* 'meine zwei Töchter' usw. (S. 19) in Einklang zu bringen.

Zu S. 13: Das inetymologische *j* im Lokativ (*taḡājn*) ist wohl dasselbe *j*, das in Formen, wie *škōlajem* 'meine Schule' usw. (S. 19) erscheint, d. h. ein Hiatusilger, der in *taḡājn* usw. aus den Formen wie Lativ *taḡāja* dorthin eingedrungen ist bzw. verallgemeinert wurde [vgl. Sy. *taḡajən* und *taḡājn* 'an einer Stelle' (Steinitz: OVD. I 103); Pápay hat NO. *toyāna* und *toyājna* 'am Orte; als', s. Patk.—Fuchs 116—7, 132].

Bemerkt sei noch, dass in der Mundart von Muži im Sinne von 'etwas haben' (was sonst in den finnisch-ugrischen Sprachen meistens durch „mihi aliquid est“ bezeichnet wird) gewöhnlich das (freilich auch in anderen Dialekten bekannte) Verbum *taḡiti*

¹ Diesen Aufsatz konnte Radanovics in seiner im J. 1959 fertiggestellten Arbeit freilich noch nicht benützen.

² Bezüglich dieses „Absterbens“ sibirischer Gewässer im Herbst s. Patkanov: Die Irtysch-Ostjaken und ihre Volkspoesie I, 15, 27, Ahlqvist: Über die Sprache der Nord-Ostjaken 144.

³ Radanovics hat keines dieser ostjakischen Wörter im Dialekt von Muži aufgezeichnet. — Hier sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass dieses Heft des Syktyvkarer Историко-филологич. Сборник auch einen bemerkenswerten Aufsatz aus V. Sorvačevs Feder («Ненецкие и хантыйские заимствования в говоре зауральских коми») enthält.

'habere' angewendet wird; z. B. *ēwi jam sox tažil* 'das Mädchen hat ein schönes Kleid' (S. 14); s. auch die Beispiele auf S. 23, 36.

Interessant ist auch der Gebrauch von *āmāsti* 'sitzen' im allgemeineren Sinne von 'sich befinden, sein', wie in den Sätzen 'das Haus des alten Mannes ist (befindet sich, steht) (hier *āmāstl* d. h. also eigtl. 'sitzt') am Ufer des Flusses' (S. 14), 'unter dem Tisch ist (hier *āmāstl*, also eigtl. 'sitzt') ein Topf' (S. 37).

Wir können feststellen, dass wir in der kleinen Grammatik von Radanovics ein erwünschtes, sehr gutes Hilfsmittel besitzen, dem wir die gelungene Beschreibung einer ostjakischen Mundart verdanken.

D. R. Fokos-Fuchs

K. Радчиович: Грамматика северо-остяцкого языка

(Резюме)

Автор дает удачный обзор остяцкого говора села Мужин на нижней Оби.

Д. Р. Фокош-Фукс

Gy. László, *Őstörténetünk legkorábbi szakaszai. A finnugor őstörténet régészeti emlékei a Szovjetföldön* [= Die frühesten Perioden unserer Urgeschichte. Die archäologischen Denkmäler der finnisch-ugrischen Urgeschichte auf Sowjetboden]. Akadémiai Kiadó, Budapest 1961. 211 S.

Die Erforscher der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft widmeten stets eine grosse Aufmerksamkeit der Frage nach der finnisch-ugrischen (uralischen) Ethnogenese. Schon aus diesem Grunde ist es verständlich, dass wir das Werk von Gy. László, dem namhaften Erforscher der Völkerwanderungszeit, der ungarischen Landnahme und des Mittelalters mit grosser Erwartung in die Hand genommen haben, zumal hier der Verfasser bestrebt war, den verwickelten historischen Prozess der Ausbildung der uralischen Völker vom Ende der Eiszeit an klarzustellen.

Gy. László erschliesst uns in dieser Arbeit auf Grund seiner seit fünfzehn Jahren systematisch betriebenen umfangreichen Materialsammlung im einschlägigen (archäologischen, anthropologischen, sprachwissenschaftlichen — wortgeographischen, glottochronologischen und lexikostatistischen —, ethnographischen, historischen und pflanzengeographischen) Schrifttum, und zahlreiche, hinsichtlich der grundlegenden Konzeption in wesentlichen Momenten neue und für das Interesse der weiteren Forschung massgebende Ansichten. Auf Grund der „Összefoglalás“ [Zusammenfassung] der Arbeit (S. 189—96) lässt sich sein Gedankengang folgendermassen darstellen:

1. Die Auflösung der uralischen Spracheinheit dürfte — laut der Chronologie der Sprachwissenschaftler — vermutlich um das Jahr 4000 v. u. Z. erfolgt sein; die Ausbildung der uralischen Sprache nahm indessen höchstwahrscheinlich bereits zumindest 8—10 Tausend Jahre v. u. Z. ihren Anfang (S. 189). — 2. Das uralische Volkstum vermochte sich in der erwähnten Epoche in dem heute von finnisch-ugrischen Völkern (Samojeden) bewohnten Gebiete nicht zu entfalten, weil dieses (osteuropäische) Gebiet noch lange Zeit nach dem Glazial nicht bewohnbar war. Diesen Raum bezog das uralische Volk erst, nachdem die Ausbildung seiner Sprache einen fortgeschrittenen Stand erreicht hatte (S. 189—90). — 3. Die Analyse des pflanzengeographischen Wortvorrates der uralischen Sprachen und die Gliederung dieses Wortvorrates in chronologische Schichten lassen darauf schliessen, dass in der uralischen Epoche Nadelhölzer und Birken gewächse vorherrschend waren (Pinus-Betula-Zone) (S. 191; s. noch 66ff.). — 4. Die uralische Urheimat können wir durch die Anwendung der pflanzengeographischen Methode nur finden, wenn wir die aus der Analyse unserer pflanzengeographischen Wörter gewonnenen Ergebnisse nicht auf die gegenwärtige, sondern auf die urzeitliche pflanzengeographische Karte projizieren (S. 191). — 5. Das später von Finno-Ugriern bewohnte Gebiet bezog die Pflanzendecke im Postglazial aus zwei Zentren, Refugialgebieten: a) aus dem Südwesten (mitteleuropäische Laubwälder) und b) aus dem Fernen Osten (Taiga). Aller Wahrscheinlichkeit nach war mit dieser Bewe-

gung in der Natur in indirekter Weise auch der Siedlungsweg des Menschen verbunden (S. 191; vgl. auch 50ff.). — 6. Im Laufe der pflanzengeographischen Untersuchung, der Pollenanalyse gelangen wir zum Ergebnis, dass in jener Zeit das gemeinsame Vorkommen von *Pinus-Betula* in (Nord-)Osteuropa nur für das Gebiet zwischen Riga und dem Fluss Oka kennzeichnend war (S. 192; vgl. 69ff.). — 7. Im erwähnten Gebiet zwischen Riga und dem Fluss Oka herrschte in dieser Epoche die *Swidrien-Kultur*, die nach der in der Nähe von Warschau, oberhalb der Weichselmündung des Flusses Swider gelegenen polnischen Ortschaft Swidry Wielkie benannt wurde. Diese Kultur müssen wir somit auf Grund der pflanzengeographischen Wörter sowie der Parallele, die sich mit der Swidrien-Kultur in der Differenzierung der uralischen Sprachen wie auch in der Kontinuität der späteren archäologischen Denkmäler zeigt, für die Kultur der uralischen Völker halten (S. 192—93; s. noch 115ff.). — 8. Das uralische Volk, der Träger der aus dem Spätgravettien hervorgegangenen Swidrien-Kultur, drang im Laufe der Zeit bis in die Gegend Riga-Oka hinauf, wo es sich in zwei selbständige Zweige teilte (S. 69, passim). — 9. Die Trennung des uralischen Urvolkes dürfte noch vor 5000 v. u. Z. erfolgt sein (S. 76, 69, passim). — 10. Die Gegend zwischen Wolga und Oka war vor dem Eindringen der uralischen Träger der Swidrien-Kultur von einem Urvolk bewohnt, das gleichfalls eine Spätgravettien-Kultur besass, aber kein uralisches Ethnikum vertrat und keine uralische Sprache sprach: es waren vermutlich die gemeinsamen Vorfahren der Lappen und der Samojeden (Vertreter „des urlappisch-ursamojedischen Volkstums von Kunda-Schigir“). Aus den beiden, auseinandergegangenen Zweigen dieses Urvolkes dürfte einerseits die baltische, sog. Kunda-Kultur, andererseits die mitteluralische, sog. Schigir-Kultur hervorgegangen sein. Von diesen kamen die Träger der Kunda-Kultur (die Uralappen) mit dem westlichen Zweig der Finno-Ugrier in Berührung, von denen sie ihre finnisch-ugrische Sprache übernahmen; die Träger der Schigir-Kultur (die Ursamojeden) gelangten mit den östlichen Finno-Ugriern, den Vorugriern in Verbindung und entlehnten von ihnen ihre uralische Sprache (S. 194—95; vgl. noch 69, passim). — 11. In der Folgezeit entstand in drei grossen Zentren, voneinander grösstenteils unabhängig, die sog. „Kamm-Grübchenkeramik“. Diese drei Zentren befanden sich a) an der Küste der Ostsee, b) an der Oka und c) in der Uralgegend. Im ersten und zweiten Zentrum ist die Swidrien-Erbschaft offenkundig, im dritten ist dies auf Grund des im Punkt 8 Gesagten auch nicht zu erwarten. Von diesen drei Kulturen müssen wir im Ostsee-Zentrum die Vorfahren der finnischen, im Zentrum an der Oka die der permischen und der ugrischen, in den zu jener Zeit an der Berührungsfläche der Ostsee und der Oka lebenden Gruppen die Vorfahren der Wolga-Völker erblicken. Aus der uralischen Gruppe gingen — wie gesagt — die samojedischen Völker hervor (S. 195; s. noch 156ff.). — 12. Es gehört zwar nicht zur Grundlage, doch von ungarischem Gesichtspunkt ist es erwähnenswert, dass nach der sehr wahrscheinlich erscheinenden Ansicht des Verfassers die Vorfahren der Ungarn zur Bronzezeit und am Anfang der Eisenzeit in der am rechten Ufer der Wolga beheimateten, vermutlich späteren Imenkowo-Kultur zu finden sind (S. 195—196; s. noch 187, passim).

Auf Grund der Schlussfolgerung des Verfassers wäre die Entstehung der finnisch-ugrischen Völker statt der bisher meist angenommenen ost-westlichen (Ural-Kamagegend usw. → Baltikum) bzw. der gleichfalls in Betracht gezogenen west-östlichen Wanderung im Wege einer aus der Mitte erfolgten Verzweigung zu verdanken (S. 196).

In diesem Bericht über die Arbeit von Gy. László müssen wir vornherein feststellen, dass der Verfasser darin die Forschung zur Ethnogenese der uralischen Völker in beträchtlichem Masse bereichert hat. Unsere Feststellung gründen wir zumal darauf, dass der Verfasser in dieser seiner Arbeit die komplexe Forschungsmethode der Urgeschichte weitgehend anwendete und in diesem Zusammenhang auch Disziplinen (Glottchronologie, Lexikostatistik usw.) heranzog, die bisher in den Arbeiten zur uralischen Urgeschichte nicht zu Worte gekommen waren. Als Lászlós grosses Verdienst sei die Übertragung wortgeographischer Analysen auf historische (dynamische) Ebene sowie der Versuch einer Schichtung des wortgeographischen Wortvorrates hervorgehoben, ferner die Analyse der Pflanzendecke in ihrer Bewegung, und nicht zuletzt, dass er zeitlich (von der Eiszeit an) und räumlich (von Swidry bis zum Aralsee usw.) die breite Skala aller Möglichkeiten fast restlos untersucht hat.

Trotz alledem können wir unsere Bedenken, ja Zweifel im Zusammenhang mit der urgeschichtlichen Konzeption von Gy. László nicht verschweigen.

Laut der grundlegenden Voraussetzung des Verfassers hätten die Samojeden ihre uralische Sprache vom östlichen (ugrischen) Zweig der Finno-Ugrier übernommen. Verhielte sich dies tatsächlich so, dann würde es nicht weniger bedeuten, als dass von einem uralischen Volk und von einer uralischen Sprachverwandtschaft

nicht die Rede sein kann. Unter dieser Sprachverwandtschaft pflegt man nämlich im allgemeinen eine genetische Gemeinschaft der finnisch-ugrischen und der samojedischen Sprachen zu verstehen, aus deren Differenzierung sowohl die Finno-Ugrier als auch die Samojeden hervorgegangen sein sollten. Laut der Theorie von Gy. László wären die Samojeden nur ein Spross der östlichen Finno-Ugrier (wie es z. B. die Lappen sind). Die uralte genetische Verwandtschaft der samojedischen und der finnisch-ugrischen Sprachen gilt in der Sprachwissenschaft seit den Arbeiten von M. A. Castrén, I. Halász, E. N. Setälä und vornehmlich seit der Arbeit von H. Paasonen (Beiträge zur finnisch-ugrisch-samojedischen Lautgeschichte. KSz. XIII—XVII. Bp. 1917) bis zum Werk von B. Collinder (Comparative Grammar of the Uralic Languages. Uppsala 1960) u. dgl. als eine grundlegend anerkannte Tatsache. Dasselbe geht aber auch aus den sprachstatistischen Forschungen des Verfassers hervor (vgl. S. 36 usw.). Hier widerspricht sich übrigens der Verfasser selbst, indem er auf S. 37 feststellt, dass die samojedischen Sprachen im geringsten mit dem Ungarischen übereinstimmen. (Dasselbe zeigt sich auch in der auf S. 34 angeführten Alo Raunschen Tabelle.) Gleichzeitig spricht er auf S. 194—5 über „die in der ungarischen Sprache erhalten gebliebenen auffallend starken samojedischen Beziehungen“. Zeitweise tauchen allerdings Bemerkungen auf, dass zwischen den finnisch-ugrischen und den samojedischen Sprachen vielmehr von einem sehr alten Zusammenleben als von einem genetischen Zusammenhang zu sprechen wäre (vgl. P. Hajdú: NyK. LX, 1958, 475 usw.). Diese Ansicht wurde jedoch bisher einer neuen wissenschaftlich-linguistischen Untersuchung nicht unterzogen und solange dies nicht erfolgt, müssen wir auf jeden Fall bei der älteren Auffassung bleiben, umso mehr, da die „Reduzierung“ der Völker der uralischen Spracheinheit auf die eigentlichen Finno-Ugrier eine ganze Reihe zur Zeit anderswie kaum auslegbarer chronologischer und sonstiger Fragen mit sich bringen würde. Demnach wäre die finnisch-ugrische Einheit (das Zusammenleben der gemeinsamen Vorfahren der Finnen, der Wolga-Völker, der permischen und der ugrischen Völker) der uralischen chronologisch vorausgegangen, dem wir nicht nur unter dem Blickwinkel der Sprachwissenschaft, sondern auch anderer Disziplinen der komplexen urgeschichtlichen Forschung nur sehr schwer beipflichten könnten.

Bei den mehr sprachwissenschaftlich bedingten Fragen beharrend, sind wir der Meinung, dass wir die Frage nach dem vorausgesetzten lappisch—ob-ugrischen (-ugrischen) und samojedischen Zusammenhang,¹ der tscheremissischen und mordwinischen² sowie der — vermutlicherweise sehr geringen und abweichend von der allgemeinen Auffassung viel unbedeutenderen — ungarisch—permischen Beziehungen,³ ferner der entfernteren Verwandtschaft der uralischen Sprachen unter ein unbedingt schärferes — und womöglich richtigeres — Licht rücken müssen. Selbstverständlich sind das sprachwissenschaftliche Aufgaben, doch ohne ihre richtige Lösung kann auch der Versuch der Lösung einzelner urgeschichtlichen Probleme von grösserer Wichtigkeit auf den Holzweg geraten.

Von grossem Interesse ist die Feststellung des Verfassers, dass die finnisch-ugrischen Völker aus einem zentral gelegenen Gebiet in zwei Zweige gespalten auseinandergewandert wären. Die Gliederung der finnisch-ugrischen Sprachen in einen finnisch-permischen und einen ugrischen Zweig ist seit altersher bekannt. Dies wird, wie ich sehe, auch durch die lexikostatistischen Untersuchungen von E. Kangasmaa-Minn (UAJb. XXVIII. 1956, 151—154, bes. 152) bestätigt. Daraus ersehen wir, dass von dem von M. Swadesh (IJAL. XXI, 121ff.) ausgewählten und 215 Wörter umfassenden Grundbegriffwortschatz der finnischen Sprache im Lappischen 34%, im Mordwinischen 32, im Tschere-missischen 31, im Wotjakischen 28, im Syrjänischen 30%, während im Wogulischen 22%, im Ostjakischen 20 und im Ungarischen 21% vorhanden sind. Die in den finnisch-permischen Sprachen in 30%igem Durchschnitt vorkommenden und vom Durchschnitt kaum um 1—2% abweichenden Individualwerte wie auch der ebenso konzentrierte 21%ige Durchschnitt in den ugrischen Sprachen zeigen ganz eindeutig, dass die Finno-Ugrier einerseits in zwei Zweige zerfielen, von denen jeder für sich verhältnismässig geschlossen war, andererseits, dass die Epoche des Zusammenlebens der einzelnen Zweige

¹ Zum Schrifttum der Frage vgl. E. Itkonen: Die Vorgeschichte der Finnen aus der Perspektive eines Linguisten. UAJb. XXXII (1960) 2—24, bes. 20—23.

² Vgl. A. П. Феокистов: Мордовские языки и их диалекты. (Вопросы этнической истории мордовского народа. Москва 1960.), S. 63; E. Itkonen: a. a. O. S. 20, Anm. 1.

³ Zum neueren Schrifttum des Problems s. Gy. Lakó: Unkarin kielen sananalkuisista soinnillista klusileista. Acta Academiae Paedagogicae Jyväskyläensis XVII (1959), S. 9—26.

vermutlich eine längere Zeit andauern dürfte. Fraglich bleibt noch, inwiefern das alles die Ansichten von Gy. László bestätigt. Der Zerfall der Finno-Ugrier in zwei Zweige liesse sich geschichtlich auch im Falle einer nicht „in der Mitte“ liegenden Urheimat gut vorstellen, so z. B., dass die Finno-Ugrier von irgendeinem fremden Volk, einem grösseren Fluss usw. getrennt wurden. Die Frage gibt jedenfalls Anlass zum Nachdenken.

Die Differenzierung der eigentlichen Finno-Ugrier nahm nach dem Verfasser im Raum Riga—Oka—Wolga bzw. südöstlich davon ihren Anfang. Legen wir dies richtig aus, so muss dieses Gebiet für die Urheimat der Finno-Ugrier gehalten werden. In dieser Hinsicht steht Lászlós Meinung der von Toivonen und Ravila vertretenen Richtung der finnischen urgeschichtlichen Schule, die Setäläs Auffassung widerspiegelt, ziemlich nahe.⁴ Sie steht indessen in einem ziemlich wesentlichen Gegensatz zu der Ansicht der ungarischen Schule (vgl. P. Hajdú: A magyarság kialakulásának előzményei [= Die Vorgeschichte der Entstehung der Ungarn]. Budapest 1953, S. 23 usw.), wonach die finnisch-ugrische Urheimat in der Gegend der Flüsse Kama—Bjelaja—Wjatka lag, aber sie steht auch zu der von I. N. Sebestyén zusammengefassten Anschauung (I. OK. I. 1951, 352—406; ALH. I. 1951—52, 330—42) im Gegensatz, welche die Urheimat in eine nördlicher gelegene Gegend versetzt. Diese Theorien beruhen auf Annahmen und Untersuchungen, die über die Pflanzengeographie weit hinausgehen. Aus diesem Grunde wäre uns eine ausführlichere Erörterung dieser Theorien sehr willkommen gewesen. Was wiederum die laut Gy. László noch älteren und westlicheren (Swiderien) Wohngebiete des finnisch-ugrischen (uralischen) Volkes anbelangt, so widerspricht dies u. E. den allgemein vertretenen Ansichten über die Urheimat und über die späteren Wohngebiete der indoeuropäischen Völker.⁵ Der Schwerpunkt der swiderien-uralischen Konzeption beruht auf der nach neuen Gesichtspunkten durchgeführten Untersuchung der uralischen pflanzengeographischen Wörter bzw. der uralischen Pflanzendecke. Zur Frage der Pollenuntersuchungen können wir uns meritorisch nicht äussern. Hingegen müssen wir die Frage stellen, in welcher Dichte die pollenanalytischen Forschungspunkte liegen, wie gross die räumlichen und zeitlichen Schwankungen (Toleranzen) sind, denen die Forscher Rechnung tragen. In der Postglazialzeit waren die Klimaverhältnisse — wie bekannt — ziemlich veränderlich. Inwiefern hat dieser Umstand die Lage der Pflanzendecke beeinflusst? Letzten Endes: mit welcher Wahrscheinlichkeit können wir uns in unseren urgeschichtlichen Forschungen auf die Ergebnisse der Paläobotanik stützen? Mit der Wanderung der Pflanzendecke ging zweifellos auch die Verbreitung der menschlichen Ansiedlung vor sich. Doch war letztere — unserer Ansicht nach — nicht unbedingt mit der Wanderung der Pflanzendecke verbunden und musste nicht bedingungslos zur selben Zeit und parallel mit ihr vor sich gehen. Mit je einer grösseren pflanzengeographischen Region standen aller Wahrscheinlichkeit nach mehrere Völker (und Kulturen) im Zusammenhang. Wir sind der Meinung, dass Lászlós Anschauung über die Bewegung der Pflanzendecke und über die Folgen derselben eine wichtige Beobachtung ist, die auch im weiteren berücksichtigt werden soll. Bei ihrer Anwendung ist jedoch entschieden Vorsicht geboten, da sie viel zu grosse Dimensionen umfasst, um sie in der Untersuchung des Lebens und der geschichtlichen Verhältnisse des sicherlich keine allzu grosse Bevölkerungszahl aufweisenden uralischen Urvolkes ohne strengere Einschränkungen anwenden zu können.

Abschliessend wollen wir noch bemerken, dass es dem Anschein nach vielleicht verfrüht sei, die Völker der finnisch-ugrischen und der uralischen Periode zu lokalisieren, sie an irgendeine — oder etliche — Kulturen zu binden. Die Schwierigkeit ist zweitens: 1. ein archäologisches Material von entsprechender Menge und in verwendbarem Zustand steht uns nicht zur Verfügung; es gibt immer noch zu viel unerschlossene Gebiete. Auf diese Weise scheint die ohnehin sehr verwickelte und heikle Frage des Vergleichs von Kulturen und Sprachen (Völkern) von vornherein auf sehr schwankendem Boden zu stehen; 2. Auch auf sprachwissenschaftlicher Seite stehen noch viele Fragen offen (vgl. weiter oben). Im Verlauf der weiteren Forschungen zur Erschliessung der Urheimat kann die Untersuchung des uralischen Wortschatzes mit verschiedenen lexikostatisti-

⁴ Y. H. Toivonen: Zur Frage der finnisch-ugrischen Urheimat (JSFOu. LVI, 1952, 1—41; bes. 8); P. Ravila: Suomen suku ja suomen kansa (Suomen historiankäsi-kirja. I. 10—11. Porvoo 1949).

⁵ Vgl. W. Porzig, Die Gliederung des indogermanischen Sprachgebiets. Heidelberg, 1954. S. 251; В. И. Георгиев, Исследования по сравнительно-историческому языкознанию. (Родственные отношения индоевропейских языков.) Москва 1958, S. 17.. bes. 272f., usw.

schen Methoden besonders wertvolle Ergebnisse zeitigen. Solche Untersuchungen stehen uns jedoch zur Zeit noch in ganz geringer Zahl zur Verfügung.⁶ Im Hinblick auf die Haupttrichtung der Forschung wäre es schon aus methodischem Gesichtspunkt lohnend, neue Wege zu suchen: in erster Linie sollte die Urgeschichte jener Völker erforscht werden, die sich vom Gebiete, welches als Urheimat in Frage kommen kann, weniger entfernt haben als die Ungarn oder z. B. die Finnen. Arbeiten in dieser Richtung wurden auch bereits angesetzt,⁷ doch sollte in derselben Weise die Urgeschichte der ob-ugrischen, permischen u. a. miteinander in näheren Beziehungen stehenden Völker und Sprachen aufgearbeitet werden. Die Fäden könnten voraussichtlich über verschiedene nähere Knotenpunkte höchstwahrscheinlich zum Gebiet der gemeinsamen Urheimat führen. In den weiteren Untersuchungen sollte vielleicht der Prüfung der Gesellschafts- und Lebensform (Ethnographie) der finnisch-ugrischen Völker eine grössere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Die weitere Auslegung der samojedischen Äquivalenten der ob-ugrischen Phratrien würde gewiss auch mehrere alte Beziehungen aufhellen. Sicherlich dürfte auch nicht einem Zufall zugeschrieben werden, dass das Element *magy-* des Volksnamens *magyar* nur aus den ugrischen Sprachen bekannt ist und überall als Volks(teil)name vorkommt (so bedeutet es im Ungarischen 'Hungarus', im Wogulischen aber 'Wogule und Ostjake', während im Ostjakischen *moš* 'Geschlecht' bedeutet) usw.

Trotz der Einwände, deren Zahl wir noch vermehren könnten, wäre es sehr unrichtig, den Wert der bisherigen schweren und mühsamen Forschungen, Anschauungen irgendwie zu bezweifeln bzw. das hier Gesagte auf diese Weise auslegen zu wollen. Wenn wir nichts anderes bedenken, als dass die indoeuropäischen ethnogenetischen Forschungen im Besitze von sprachwissenschaftlichen Denkmälern, Forschungsmöglichkeiten und einer bedeutenden Vergangenheit auf ziemlich schwankendem Boden stehen, so müssen wir eine umso grössere Anerkennung zollen jenen Forschern — darunter auch Gy. László —, die trotz dieser Schwierigkeiten eine Arbeit unternommen haben, welche gar oft nur Mühe verspricht und voller Fallen ist. Jeder Fachmann fühlt sich Gy. László zu Dank verpflichtet, weil er durch diese Veröffentlichung seine Theorie über eine der verwickeltesten Fragen ausgelegt hatte.

J. Gulya

László, Gy.: *Östörténetünk legkorábbi szakaszai. A finnugor őstörténet régészeti emlékei a Szovjetföldön* (= *Ранние периоды предистории венгерского народа. Археологические памятники финно-угорской предистории в СССР*). Будапешт 1961.

(Р е з ю м е)

Д-р Ласло, исследователь эпохи венгерского завоевания Венгрии и средних веков рассматривает в своей книге ранние периоды истории уральских (финно-угорских) народов. По его мнению, древняя культура уральских народов была тождественна с т. н. свидерской культурой (по названию городка Swidry Wielkie при впадении реки Свидер в Вислу, недалеко от Варшавы). Работа является как в отношении методики, так и в отношении постановки вопроса очень ценной и представляет интерес и для дальнейших исследований. Однако с результатами данной теории, по крайней мере в настоящее время и на основании исследований, проведенных другими учеными, мы не можем согласиться.

Я. Гуйа

⁶ Meinerseits unternahm ich bereits solche Untersuchungen. Über ihre Ergebnisse möchte ich möglichst bald berichten.

⁷ Вопросы этнической истории эстонского народа. Таллин 1956, S. 327 + 2 Beilagen. — Вопросы этнической истории мордовского народа. Вып. I. Москва 1960, S. 255., usw.

Arne Vanvik: On Stress in Present-Day English (Received Pronunciation). Acta Universitatis Bergensis, Series Humaniorum Litterarum No 3. Norwegian Universities Press — Oslo 1961. 108 pp.

The problems of stress and intonation have gained prominence in English linguistic studies during the past few decades.

Vanvik's book consists of short chapters placed together like mosaic. In the first third of the book he deals with the definition of stress (he returns later to this question). By widening the concept of stress he wants to give a new definition to cover *all* stressed syllables, one which is more adaptable to, and more aware of, the complexity of stress (p. 12). At the end of chapter 2 (p. 33 and f.) he mentions ten characteristic features. These are: 1. the gesture potentially accompanying the stressed syllable, 2. the longer duration of the stressed vowel or the consonant, 3. the intonation of the syllable or the word, 4. the timbre being partly a consequence of a more energetic articulation, 5. a greater loudness originating partly from an increased expiration, 6. a greater depression of the lower jaw with the articulation of vowels (or diphthongs), 7. the aspiration of *p*, *t*, *k* preceding a vowel (or a diphthong), 8. the glottal stop preceding a vowel (resp. a diphthong), 9. a flapped *f* sound replacing a spirantic or noiseless *r*, 10. alliteration.

The author hardly adds any remark to this heterogeneous list. The reader ought to get first of all an unambiguous answer to the question whether the enumerated features are linked by the conjunction *or* or *and*. In fact, this is a very great difference. The linking of the characteristics by *and* means that the syllable is stressed only in the case if it meets each of the ten requirements. If the conjunction is *or*, the presence of one characteristic (out of ten) is enough to bring about a stressed syllable.

The 8th and the 9th features exclude each other and the author himself adds the word „sometimes” to the last three features (p. 34). At the end of the enumeration the author says that he regards the first feature to be the ultimate criterion. So, the enumeration is of a disjunctive character.

On two pages preceding his list, the author however sets forth that by stress he means the sum total of those features which enables the speaker to recognize stress (p. 32) — and in the case of English these features correspond to those enumerated on page 33 ff. Such a conception with an increased number of features would make the extension of the stress-term dwindle to a minimum, instead of becoming larger (apart from the fact that it contains certain features mutually excluding each other).

Obviously, we have to return to our previous supposition that the enumeration is of a disjunctive character. But in this case we come across difficulties of various other kinds. The author himself concludes — on the basis of amplitude displays made by sonagraph — that the intensity of a stressed syllable is often less than that of an unstressed one (p. 103). At the same time he states that the majority of intonation patterns generally characterizing the stressed syllables occurred with unstressed syllables as well (pp. 21—29). Neither did the vowel- or consonant duration of the stressed syllables always surpass that of the unstressed ones (p. 102). If this is true — and it is in fact supported by other authors' results gained on the basis of a greater material — it means that the unstressed syllables will be on a common level with the stressed ones because of their greater loudness or longer duration, according to the formula

$$1. \vee 2. \vee \dots 10. = \text{stressed syllable.}$$

It is very probable that according to the above definition more syllables than one (or even every syllable) of a four-syllabic word should turn out to be stressed, one syllable on the basis of the second, the other on the fourth, the third on the fifth criterion, etc. — although the members of the speech community feel only one stressed syllable in the word. In the beginning of the second chapter (p. 12) the author correctly states that the new stress-definition must be operative for every stressed syllable without exception. The definition based on the ten facultative features is, however, so wide that besides the stressed syllables it can embrace the unstressed ones as well.

The above definition raises a further difficulty by not making any distinction between absolute and relative sound features. It is not quite clear what is really meant by an extra length, an extra loudness and a greater depression of the lower jaw. It makes a great difference whether the duration, the loudness and the depression of the lower jaw of the stressed /ɔ:/ sound within the word *imported* is compared with the unstressed /ɔ:/ sound of the same word, or with its first syllable. Obviously, only the former comparison gives correct information about the characteristics of the stressed pronunciation. The comparison of the stressed and unstressed syllables of the word *imported* is fruitful

only with the knowledge of the specific duration, loudness and depression of the lower jaw of the syllable /im/ and /pɔ:/ abstracted of stress. The author, conversely, compares by turns syllables differing only in stress and those differing in several respects (i. e. being directly not comparable, pp. 29, 101).

The majority of the difficulties arising from the author's stress-definition disappear as soon as we give up considering the enumeration of the physiological and acoustic phenomena connected with the stressed pronunciation to be a definition. So, the only thing to be criticized has remained the fact that the physiological characteristics are placed on a par with the acoustic ones reflecting them (cf. the 4th, the 6th, and the 7th features) — the elimination of the 10th feature, however, could be proposed.

In our refusal to accept as definition a simple enumeration of the different features we are supported by the author himself, who calls the features the „indications of stressed syllables” (p. 33), and does not regard them as the constituents of stress.

In this case, however, the question arises what is really meant by stress.

This question is answered — though unconsciously — by the author himself in the 4th and 5th points, where he partly originates the timbre indicating stress and the greater loudness from a more energetic articulation: „Quality of sounds, partly due to more energetic articulation . . . Extra loudness, partly due to increased breath-force.” In my opinion the careful „partly” ought to be eliminated, as the extra loudness evokes a sensation of stress *only* in the case when based on a greater energy, and it *does not* evoke such a sensation when it is due to the increased sonority of the vowel, as in the case of the Hungarian word *vívás* /vi:vá:ʃ/ (fencing), the second, (unstressed) syllable of which is generally louder than the first. The speaker hears a syllable uttered with a stronger stress to be louder. This fact is briefly mentioned by Vanvik as well (p. 29), but without any explanation. The same refers to the question of timbre.

The fundamental thesis of Vanvik's book according to which stress is regarded as the „sum of all features by which (phonetically trained speakers of received pronunciation) recognize it” (p. 32) is wrong. By placing the physiological and acoustic features on one and the same level, by masking the causal relation, one cannot approach stress.

Stress — which is easily recognized by a phonetically untrained speaker in his native language (but generally in a foreign language as well) — is, however, not too complicated a phenomenon. The electro-physiological examinations carried out in the course of the last decade — which are not mentioned by Vanvik — have proved correct Jespersen's definition according to which stress is identical with an increased pronouncing energy. The author, naturally, knows Jespersen's view, but in his opinion the hearer cannot be aware of the syllable being pronounced with a greater energy (pp. 19 f. and 31). This is, however, not true. The hearer knows it very correctly, as pronouncing energy is inevitably reflected in the sound produced and in its timbre. (It is a pity that the author did not examine his sonagrams more thoroughly from this point of view. Among others he could have seen the formants of the stressed vowels — especially the upper formants — to be more intensive). It is, however, reflected in the shapes of the intonation curve¹ and the intensity curve, as well as in the increase of the relative (!) intensity and the relative (!) duration.

It may be „heard” in the active expiration, in the action of muscles taking part in a more energetic articulation, as well as in the virtual (potential) gesture which *can* be made by the hearer at the perception of a strongly stressed syllable (pp. 15 f and 34).

The utilization of gestures for the research of stress — which the author attempted for the first time in one of his articles (*Maitre Phon.* 1955/1) published in 1955 — seems to be a useful line of investigation. Arne Vanvik observed that a stressed syllable can be accompanied by a large gesture, but an unstressed syllable cannot (p. 16). The value of this observation is not at all reduced by the fact that in the course of the later experiments the author found certain speakers „beating” at an unstressed syllable as well (p. 96). The author, however, does not try to find the reason of this phenomenon. This interesting observation lends support to the realization that stress must be defined on a physiological level on the one hand, and that it is inseparable from a more energetic articulation on the other.

The recognition of the importance of gesture is only one of the useful results of the treatise under review. The short chapter dealing with the phonemic structure

¹ The syllable intonation indicated on the basis of subjective impressions (cf. Vanvik, pp. 23—28) is not suitable to reflect such differences.

and the structural differences of the stressed and the unstressed syllables (pp. 39—41). the exhaustive list of the homographic words differentiated by stress, as well as the analysis of the list (pp. 42—65) — are equally useful. The author treats the word-pairs in three groups: a) words representing different parts of speech, b) words representing the same part of speech, c) compounds and simple words, and structures resp. (e. g. *standstill* and *stand still*). It turns out among others that stress has a function of differentiating between parts of speech in 293 cases, 203 of which being verbs discriminated by stress from other parts of speech, first of all from nouns (p. 55). According to the author the distinction of the different parts of speech by means of stress does not seem to be a strong tendency in the English language. Verbs and nouns are usually differentiated merely by the context (p. 56).

In the further chapters the author touches briefly the problems of the double-stressed words (pp. 66—68), the stress-division of connected texts, rhythm (pp. 69—71), the characteristic features of secondary stress (pp. 72—75), the stress for contrast (pp. 76—77), the emphatic (extra strong) stress (pp. 78—81), the strong and weak forms of certain words (pp. 82—84), the rules defining the place of word-stress (pp. 85—88), as well as the stress-division of longer sentences (pp. 89—94).

In the third chapter of the book the author tries to conclude the dispute concerning the problem syllable by involving the gestures connected with speech. Vanvik regards syllable to be the smallest unit which may be accompanied by gesture (p. 38).

This seemingly new definition does not help us to see the nature of stress in any clearer light. Naturally, the author does not state that the speaker winks or knocks at every syllable, he merely says that the speaker, being asked to move his arms while speaking articulately, makes only one movement at each syllable. This is obvious, because it is just the articulation the speaker wants to indicate with his hand. Therefore, the only conclusion which may be drawn from this fact is that the articulation of the flow of speech results in syllables — and this is not new for us. But at the same time another question may be raised: why does the speaker articulate the speech-flow into smaller units? Vanvik's definition, unfortunately, fails to give an answer to this question. The syllabifying movement of the arms is obviously not a cause, but at best an effect. (In my experience the speaker moves his arm syllable by syllable only in the case when uttering each syllable stressed. Vanvik's definition would have been simpler and „more linguistic" in character if he regarded the syllable as a speech-unit bearing at best one stress.)

Some remarks in addition:

Vanvik's book contains too many fictitious (imaginary) experiments („Gedanken-experiment"). I refer to such passages occurring frequently as: „there is perhaps a slight difference in quality between the two /i:/-sounds, the stressed /i:/ may be more advanced than the unstressed /i:/", or: „the lowering of the jaw is perhaps greater for the /i:/ of the stressed syllable, and if we were to accompany the word with a gesture, we would make one coinciding with /kri:(s)/" (p. 31). And moreover, we must consider some of his real experiments to be unreal, so e. g. when he records English words or sentences with a wrong stress-distribution (pp. 99, 100, 102).

The author considers the problem of sonority to be partly unsolved. In fact, the acoustic and statistical methods used for measuring sonority have been perfected and applied in many languages including English, for the definition of the specific loudness of vowels and consonants.²

The author correctly differentiates between the amplitude of vibration and the subjective loudness (p. 99). By subjective loudness he means — deviating from general use of the term in acoustic literature — a loudness perceived individually and occasionally and effected by different factors (p. 103). In the acoustic literature the concept of subjective (physiological) loudness is less subjective. A series of experiments have resulted in a definition of the loudness perceived by ear as a function of the objective intensity and the fundamental frequency. Accordingly, the physiologic loudness can be

² A. Gemelli, Un metodo per l'analisi statistica dell'intensità sonora del linguaggio. Contributi del Laboratorio di psicologia XII. — Fletcher—Muson, Loudness, its Definition, Measurements and Calculation: JASA V (1935) 82. — G. Fairbanks, An Experimental Study of Vowel Intensity: Speech Monographs X (1950). 395. — E. and K. Zwirner, Phonometrische Beiträge zur Frage des neuhochdeutschen Akzents: Idg. Forsch. LIV (1936). 23. — I. Fónagy, Über die Schallfülle der ungarischen Vokale: Acta Linguistica Ac. Sc. Hung. IV (1954) 383 ff.

numerically defined with an approximate accuracy, if the objective intensity and the fundamental frequency are known.³

The book is made complete with a bibliography. The first list contains works used and quoted by the author, the second list other works touching the subject. Some works of the second group ought to have been included in the group of the quoted works, as e. g. the articles of the excellent expert of English (and American) stress, D. L. Bolinger, J. Tiffin and M. D. Steer, who are referred to at the end of chapter 2, are not mentioned at all in either category.

The editor's work is excellent and the outward appearance of the book is attractive. Despite the frequent insertion of phonetic texts, there is only a very small number of misprints to be found.

I. Fónagy

Arne Vanrik : On Stress in Present-Day English (Received Pronunciation) [== Об ударении в современном английском языке]. Осло 1961.

(Р е з ю м е)

В рецензируемой книге автор старается дать новое, по его мнению более обширное и гибкое определение ударения, чем это практиковалось до сих пор. Дефиницию Ванрика, все-таки, рецензент считает ошибочной. Соединение ударения с сопровождающими жестами, с другой стороны является интересным новым экспериментом. Кроме того, книга Ванрика содержит много полезных выводов, касающихся роли ударения в английском языке.

H. Фонадь

Gunnar Fant: Acoustic Theory of Speech Production. Mouton & Co. 'S-Gravenhage. 1960.

The physical investigation of speech sounds employs two methods: analysis and synthesis. During analysis, the information elements of the natural speech sounds are determined, and identified with the auditive evaluation. When making synthesis, the speech sounds are artificially composed of the information elements obtained by analysis, and it will be controlled by auditive evaluation how we succeeded in coming nearer to the natural characteristics. It is apparent that the second process presupposes the first: when constructing up-to-date speaking machines, the acoustical analysis of speech sounds of the respective language is to be made as the initial step.

The book of G. Fant does justice to these complex tasks.

This work is the second volume of the series „Description and analysis of contemporary standard Russian”. Principles, statements and calculating methods of universal validity are all treated in it. However, the book belongs closely to the series, by the fact that the author makes the calculations on the basis of the X-ray graphs of Russian articulation and presents all the methods with the help of these X-ray tracings.

The book essentially treats of theoretical foundations and practical methods, which render possible the synthetic production of speech sounds. The general theory of phonation, the new results of the analysis and the principles of synthesis calculations completed by help of the electromechanical analogy are discussed in the 1st part. This part of 75 pages contains briefly the most important results of modern technical phonetics. The author stands on basis of the most up-to-date network theory. He lets it be understood distinctly, that he breaks with the classic Helmholtz theory operating with coupled single resonators, and instead adopts as correct the tube resonance or horn theory. In the course of the treatment he also expends care on proving the incorrectness of the various old ingrained opinions, and by doing so, he wishes to systematize the disorder of the several views. All this is accomplished in a neat and well arranged form.

³ M. Kwiek, Über Lautstärke und Lautheit: Akustische Zeitschrift 1937, 170 ff. — D. W. Robinson, The Relation between the Son and Phon Scales of Loudness: Acoustica III (1953), 344 ff. — S. S. Stevens, Calculation of the Loudness of Complex Noise: JASA XXVIII (1956), 507 ff.

The physicist and engineer are sure to welcome such a treatment of the subject, whereas it is doubtful whether the physiologist and the linguist can accept it with similar approval. But it must be admitted by everybody that — though the author's treatment does not offer a complete acoustic description of speech sounds — it still constitutes a very important part of his book.

The 110 pages of the 2nd part form the backbone of the book. In this part the physiological support of the treatment becomes clearer. Synthetic vowels with acoustic characteristics, calculated on basis of X-ray graphs, can be constructed. Their auditive effect proves, without any doubt, the correctness of the theory and method. The author devotes the largest part of his discussion to the vowels; moreover, he deals in detail with the nasals, fricatives, affricatives and stops. It is found that the theoretical data are relatively the least in conformity with the real acoustical characteristics of the last mentioned three sound types.

The 3rd part of the book is a brief summary. In the appendix the author gives full particulars of the analytical methods of investigation. For this once he treats also with the theory of the Helmholtz-resonators and digresses on the explanation of all kinds of analytical methods, from the Fourier-analysis to the currently most usual Visible Speech processes.

Those people who deal intensively with the subject, will surely state that the author relies mainly on the methods and results of one school. This school does not cover all essential information on the physical-acoustic characteristic of speech sounds. However, as regards its methods, it is, no doubt, the most up-to-date, and its usefulness is amply justified by its results (Voder, Vocoder, Owe, etc.). The book of G. Fant is a monograph which sums up for the first time the theory of speech synthesis which finds most favour with a current research. No doubt, the work contains many results of individual research carried out by the author. On the whole, the book is a very important contribution to the study of speech sounds. Perhaps it may be added that a more detailed bibliography could enhance its merits.

The presentation of the book praises the careful work of the publisher. The typography is very pleasant, the figures and tables are clear and well arranged.

T. Tarnóczy

G. M. Fant: Acoustic Theory of Speech Production [= Акустическая теория образования звуков речи].

(Р е з ю м е)

В рецензируемой книге дается теория образования звуков речи на основе способов самой современной электромеханической аналогии. Свою теорию автор сопоставляет также с результатами анализов. Целью исследований автора является искусственное «составление» звуков речи при помощи электронных устройств.

T. Tarnóczy

Raoul Husson: La voix chantée. Gauthier-Villars, Paris 1960. pp XV + 205.

Ce livre de M. Raoul Husson peut compter sur un grand intérêt. Tout d'abord, c'est la première fois qu'on publie un livre complet sur le thème de la voix chantée. Au surplus, nous avons la possibilité d'étudier les résultats expérimentaux concernant la nouvelle hypothèse neurochronaxique, développée par l'auteur. Pour être complet, il prend aussi en considération, au cours de l'exposé, l'action exercée par les circonstances extérieures sur la formation de la voix chantée.

Depuis 1950, les travaux expérimentaux de M. Raoul Husson, effectués au Laboratoire de Physiologie de la Sorbonne et dans divers hôpitaux parisiens, avec de nombreuses collaborations spécialisées et des moyens puissants, semblent avoir renouvelé de fond en comble nos connaissances de Physiologie phonatoire. L'un des résultats les plus connus est que les cordes vocales ne „vibrent” nullement, mais que cette apparence n'est constituée que par des ouvertures rythmées de la glotte, ultrabrèves et ultra-rapides. Chaque ouverture est commandée par une salve d'influx moteurs récurrentiels arrivant

„en phase” sur les fibrilles musculaires des muscles thyro-aryténoïdiens internes, celles-ci s'insérant sur le bord libre des cordes vocales comme il ressort des célèbres travaux d'anatomie du Prof. Kurt Goertler. Cette „genèse cérébrale de la vibration des cordes vocales”, selon l'expression du Prof. André Soulaire, a imposé à elle seule une révision complète de toute la physiologie, pathologie et pédagogie phonatoires. D'immenses travaux expérimentaux suivirent, tant en Allemagne, Argentine, Italie, U. R. S. S., Yougoslavie, qu'en France, formant actuellement un monument expérimental achevé.

La première partie de l'ouvrage donne, en quatre chapitres, les points essentiels de la physiologie de la voix chantée telle qu'elle ressort des plus récents travaux: 1° Physiologie phonatoire de l'effecteur laryngien; 2° Physiologie phonatoire du pavillon pharyngo-buccal; 3° Rôles phonatoires des sensibilités internes dans le chant; 4° Classification et classement des voix chantées.

Cette partie du livre contient 90 pages environ, avec 63 figures. C'est la partie la plus étendue du livre, qui peut compter sur un grand intérêt, surtout par ses détails expérimentaux.

La seconde partie comporte six chapitres, à savoir: 5° Analyse physiologique des conduites phonatoires chantées; 6° Les exigences du chant théâtral; 7° Classification des techniques vocales; 8°—9° Étude physiologique des techniques vocales à faible et à forte impédance ramenée sur le larynx; 10° Étude physiologique des techniques vocales nasalisées.

Cette partie de 41 pages contient 24 figures. Son importance est très grande, étant donné que l'auteur analyse toutes les techniques vocales possibles et qu'il les classe en trois grandes familles, suivant la réaction exercée sur le fonctionnement du larynx par le mode d'utilisation du pavillon pharyngo-buccal réalisé ou adopté par le sujet.

La troisième et dernière partie est également divisée en six chapitres: 11° Analyse physiologique des grandes méthodes d'éducation de la voix chantée; 12°—13° Méthodes utilisant une action directe sur les activités et postures musculaires et sur les timbres vocaliques et extra-vocaliques; 14° Méthodes utilisant la recherche de sensibilités internes particulières; 15° Méthodes utilisant l'emploi d'intentions expressives volontaires; et enfin 16° Méthodes utilisant les réactions phonatoires d'origine auditive.

Cette section est la plus brève partie du livre, elle embrasse 38 pages de texte et 12 figures. Ici la voix chantée est divisée par l'auteur en cinq grand types méthodologiques, suivant le facteur essentiel pédagogiquement utilisé en vue d'agir sur l'adaptation du pavillon pharyngo-buccal et sa réaction sur le larynx. Il y est montré notamment, pour chacune d'elles, vers quel type de technique vocale son application correcte conduit le sujet.

Ce livre sera certainement très utile aux professeurs de chant, aux phonologistes et même aux pédagogues spécialisés. Sa valeur principale consiste dans la synthèse complète des phénomènes différents de la voix chantée. L'analyse, utilisant les méthodes scientifiques des différentes spécialités, rend cette synthèse un peu trop ramifiée, et plusieurs des problèmes mentionnés n'ont pas été traités antérieurement. L'avenir montrera s'il est préférable d'envisager ces questions sous l'angle des méthodes phoniatrices, et s'il ne serait pas souhaitable de traiter le complexe entier surtout du point de vue général de l'acoustique subjective, en lui subordonnant la phonation. Bien que n'étant pas d'accord avec l'auteur sur certains problèmes — comme la question des registres, l'exclusion absolue de la théorie myoélastique, etc. — nous sommes néanmoins convaincus que ce traité contribuera à l'évolution des sciences phonatoires. Il est regrettable que la terminologie particulière à l'auteur rend la compréhension difficile.

La typographie de l'ouvrage est le photoprint, et c'est pourquoi les gravures sont imparfaites. En plus, nous sommes d'avis qu'il y a trop d'espace blanc dans le texte.

T. Tarnóczy

Raoul Husson : La voix chantée [= Звук в процессе пения]

(Р е з ю м е)

Книга, в 200 стр., напечатанная фотомеханическим способом, посвящена вопросам физиологии образования звуков. Главное внимание уделено доводам так называемой нехроноаксиальной теории. Работа представляет собой, по существу, монографию, суммирующую результаты научной деятельности автора.

Т. Тарноцки

Wichtige Neuausgaben zur Germanistik

Die in den letzten Jahrzehnten auf allen Gebieten der Wissenschaften bemerkbare Anschwellung der einschlägigen Literatur stellt an den Fachmann Forderungen, denen er trotz allen Fleisses kaum gewachsen sein kann. Die Registrierung neuer Forschungsergebnisse bzw. ihr Einbau in den bereits erarbeiteten Rahmen der einzelnen Disziplinen wird vor unseren Augen zu einer unumgänglichen Aufgabe, soweit wir uns in den Teilfragen nicht verlieren wollen. Überall in der Welt werden zu diesem Zweck bewährte Handbücher und Hilfsmittel, die sonst kaum noch antiquarisch zu haben sind, neu aufgelegt und der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht.¹ Mit der Neuausgabe verschiedener, für den Germanisten äusserst wichtiger Handbücher schloss sich dieser Arbeit auch der *de Gruytersche Verlag* in Berlin an. Von der reichen Lese möchten wir an dieser Stelle nur das Allerwichtigste hervorheben.

Nicht so sehr für Studenten, als für Gelehrten bestimmt ist die 2., neubearbeitete Auflage der *Deutschen Wortgeschichte* von Friedrich Maurer und Friedrich Stroh.² Das nur Festschriftbedingte der 1. Auflage wurde weggelassen, dafür aber eine straffe Gliederung gemäss den grossen Epochen der deutschen Sprachgeschichte erzielt, wobei man imstande war, das weitgespannte Rahmenwerk durch neue Aufsätze bzw. die Verwertung der neuesten Forschungen zu untermauern. Im besonderen gilt dies von den Aufsätzen Hugo Mosers und Walther Mitzkas. Eine organischer ausgebaute Behandlung der auslanddeutschen Wortgeschichte und der sog. Nahsprachen des Deutschen wäre jedoch in einer 3. Auflage erstrebenswert.

Ein Buch, das von dem Regal keines Germanisten fehlen darf, ist Friedrich Kluges *Etymologisches Wörterbuch*.³ Seit der 1. Auflage (1883) haben an diesem Standardwerk ausser Kluge manche Wissenschaftler von Rang — es seien nur A. Schirmer, H. Krahe, A. Götze und W. Krause genannt — weitergebaut, und seit der weitgehenden Einbeziehung der Ergebnisse des DSA und des DWA durch W. Mitzka lassen sich hier schon die Umrisse eines grossen, den gesamten deutschen Wortschatz umfassenden etymologischen Wörterbuches erkennen, das wir möglichst bald neben unseren vor kurzem abgeschlossenen Grimm stellen möchten. Allerdings wäre ein lückenloses Register der Leitwörter dringendst zu wünschen, denn sonst bleibt ein wichtiger Teil des Stoffes leicht nur ein „totes“ Material.⁴ Ein zweifellos positiver Zug der neuen Auflage ist aber die Mitaufnahme vieler Neubildungen wie *Quiz, Judo, Schnulze* u. dgl.

Neben Beibehaltung der ursprünglichen Grundsätze ist ebenfalls viel neues Material aufgenommen worden in die bisher unübertroffene wortfeldmässige Übersicht über den deutschen Wortschatz von Franz Dornseiff.⁵ Dass die verschiedenen diachronischen Erwägungen entsprungenen Einwände Weisgerbers und Halligs unberücksichtigt blieben, scheint uns bei einer streng synchronischen Arbeit vollkommen berechtigt. Die Auffrischung der einschlägigen Literatur in den *Nachträgen* (S. 159—166) bietet eine dankenswerte Grundlage für weitere Forschungen.

Vor allem für Studierende bestimmt ist die Neuausgabe der kleinen Sprachgeschichte von Hans Sperber.⁶ Durch die Berücksichtigung der jüngsten Forschungen A. Bachs, W. Henzens, H. Krahes, H. Mosers u. a., hat das Büchlein an Brauchbarkeit viel gewonnen: es wirkt aber etwas anachronistisch, wenn die germanische Stammeskunde immer noch nur auf Much aufbaut.

¹ Vgl. die Neuauflagen von Preobraženskij, Šachmatov, Fortunatov, Peškovskij u. a. in der UdSSR, die von Saussure in Frankreich, von Bloomfield in den Vereinigten Staaten sowie die zielbewusste Tätigkeit der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt u. dgl.

² *Deutsche Wortgeschichte*. Hrsg. v. F. Maurer u. F. Stroh. 2., neubearbeitete Auflage. 1. Bd.: VIII, 492 S. (1958). GL 35, — DM; 2. Bd.: VI, 619 S. (1959). GL 44, — DM; 3. Bd. (Register), bearb. v. H. Rupp: VI, 186 S. (1960). GL 18, — DM = Grundriss der germanischen Philologie. Begr. v. H. Paul. Bd. 17. gr. 8°.

³ F. Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 18. Auflage, bearb. v. Walther Mitzka. Berlin 1960. Lexikon-Oktav. XVI, 917 S. GL 35, — DM.

⁴ So erscheint das wichtige mdal. Kennwort *Schmicke* z. B. nur als mhd. *smicke* 'Rute' unter *schmitzen*, nicht aber im Register.

⁵ F. Dornseiff: *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen*. 5. Auflage mit alphabetischem Generalregister. Berlin 1959. Lexikon-Oktav. 922 S. GL 38, — DM.

⁶ H. Sperber: *Geschichte der deutschen Sprache*. 3. Auflage, besorgt v. Wolfgang Fleischhauer. Berlin 1958. 128 S. 2,40 DM = Sammlung Götschen, Bd. 915.

Zum Schluss sei noch ein Werk erwähnt, das sowohl für den Fachmann, als auch für die ganze deutsche Sprachgemeinschaft, bzw. für alle, die an einer richtigen Aussprache der deutschen Hochsprache interessiert sind, von grosser Bedeutung ist: die *Deutsche Hochsprache* von Theodor Siebs.⁷ Die Neuauflage wurde als normgebendes Werk für die richtige Aussprache, auf den neuen *Duden* als normgebendes Werk für das richtige Schreiben abgestimmt. Grundlegend ist das neue Verhalten gegenüber den landschaftlichen Eigenheiten der gebildeten Aussprache, das nun den letzteren mehr Spielraum lässt — dasselbe kann man auch im Englischen (*Jones*) und im Russischen beobachten —, wodurch es nicht nur der einheitlichen Normung, sondern gleichzeitig auch dem Schutz vor sprachlicher Verarmung zu Hilfe kommt.

C. Hutterer

Переиздание основных трудов по германистике

(Р е з ю м е)

Быстрое развитие научной литературы делает необходимым переиздание и дополнение наиболее важных пособий по языковедческим дисциплинам. В рецензии рассматриваются подобные публикации издательства де Грүйтер [Берлин], касающиеся разных областей германистики: Историческая лексикология немецкого языка Ф. Маурера и Ф. Шмпо [²1959—60]; Этимологический словарь немецкого языка Ф. Клуге и В. Митцки [¹1960]; Словарь немецких синонимов Ф. Дорнсейффа [²1959]; История немецкого языка Г. Шпербера и В. Флейшхауера [²1958] и Немецкое литературное произношение Т. Субса [¹1961].

K. Хуммерер

Österreichischer Volkskundeatlas. Unter d. Patronat d. Öst. Ak. d. Wiss. i. A. d. Komm. f. d. Volkskundeatlas hrg. von Ernst Burgstaller und Adolf Helbok. 1. Lieferung: 13 Kten (63,5×33 cm) + Kommentar 95 S. und Belegorteverzeichnis 125 S. 8°. In Komm. bei Hermann Böhlau Nachf. Graz—Köln 1959. öS 260.— (DM 44.—)

Mit dieser Veröffentlichung wagt sich die einschlägige Forschung das erstmalig an die eingehende Erfassung eines der wichtigsten Kulturbereiche des deutschen Sprachgebiets. Die Mitarbeiter sind bestrebt „ein zeitgleiches Material für eine Gesamtchau des österreichischen Volkslebens bereitzustellen“, d. h. ähnlich den Zielsetzungen modernster deutscher Forschung alles aufzuzeigen, was „in einer Gegenwartsschicht zusammengepresst ist“ (*M. Zender*). Überdies verbindet ein sehr praktischer Zug den ÖVA mit dem ADV: es wurden alle österreichischen Belegorte des ADV auch hier aufgenommen. Im ÖVA wurde freilich dieses Netz stark erweitert und mindestens 25% aller Schulorte erfasst, strichweise steigt aber der Prozentsatz bis zu 100% an. Dadurch wurde erst der grosse Wurf möglich: die Schaffung eines *R e g i o n a l a t l a s s e s*, über dessen Vorteile gegenüber Grossatlanten sich kaum noch streiten lässt. Ein weiterer Vorzug des ÖVA besteht in der elastischen, den jeweiligen Fragen angepassten Weise der kartographischen Darstellung: die herkömmlichen, auf Fragebogenmaterial fussenden Einheitskarten werden je mit Karten vereinigt, die die Bearbeiter aufgrund sonstiger Quellen zusammenstellen.

Der Editionsplan zeichnet sich auch durch die Vielseitigkeit des Stoffes vorteilhaft aus: es geht hier tatsächlich um die Erschliessung des *gesamten* Volkslebens, geistiger wie materieller Kultur. In Angriff genommen sind folgende Sachgebiete: Die Struktur des Volkes und ihr Wandel; Das Volk in seinen Gemeinschaften; Begabungsverhältnisse im Volke; Haus und Siedlung in Dorf und Stadt; Volksnahrung; Bäuerliche und gewerbliche Arbeiten und Erzeugnisse; Handel und Verkehr; Volkssprache und Mundart;

⁷Th. Siebs : *Deutsche Hochsprache* (Bühnenaussprache). Hrsg. v. Helmut de Boor u. Paul Diels. 18., durchgesehene Auflage. gr. 8°. Berlin 1961. 353 S. GL 18,— DM.

Volksrecht; Volksglaube; Sitte und Brauch; Volkslied, -schauspiel, -musik, -tanz; Sagen; Volkstrachten; Volkskunst; Spiel und Sport.

Eine handliche Einrichtung mit Mappen erlaubt den Verfassern sich in dieser Reihenfolge der Themen frei zu bewegen. Gleich in der ersten Lieferung werden Fragen aus fünf Themenkreisen angeschnitten: *E. Burgstaller* behandelt die *Festtagsgebäude*, *E. Kranzmayer* „Die deutschen Mundarten in Österreich“, *J. Piegler* „Die ländlichen Dienstbotentermine“, *R. Wolfram* den Adventkranz und *Fr. Knapp* die „Volkstümlichen Hinterglasbilder des 18. und 19. Jhs.“.

Was als gemeinsames Ergebnis all dieser Untersuchungen in die Augen springt, sind die Charakteristika Österreichs schlechthin: die starke Überlagerung, insonderheit der Donauländer, von Wien her; damit verknüpft auch die Freude an Modernisierungen innerhalb eines deutschen und europäischen Rahmens; Beharrungszonen in den Alpenländern und die nach allen Seiten hin bezeugten Beziehungen zu den mit Österreich historisch eng verbundenen Donauländern. — Die Einzelergebnisse sind genauso interessant. Es sei nur *Knapps* Arbeit als Beispiel hervorgehoben: ihm gelingt anhand des Materials sowohl die ältere Erklärung für die Bezeichnung „Sandlbilder“ (= Hinterglasbilder) richtigzustellen und auf die Gemeinde Sandl im Mühlviertel zurückzuführen, als auch diesen bisher ziemlich oberflächlich summierten Zweig der Volkskunst auf ihre historischen Wurzeln hin zu untersuchen und ihn nicht mehr als einen bauerlichen Nebenwerb, sondern als ein aus wirtschaftshistorischen Gründen entstandenes volkstümliches Kunsthandwerk darzustellen.

Das weitaus wichtigste aber ist die Verbindung von Volkskunde- und Mundartkarten. Bei der Begründung dieses Verfahrens können wir *E. Kranzmayer* nicht nur ohne Vorbehalt beipflichten, sondern auch hinzufügen: es geht nicht nur um die Verbindung von Wörtern und Sachen als zwei Hälften eines Ganzen, viel mehr, es handelt sich stets um zwei Seiten ein und derselben Lebensform, also um Gemeinschaftsausprägungen, die denselben Wurzeln entspiessen und somit auch in ihrer Entwicklung miteinander unlösbar verknüpft sind. Der beste Beweis dafür ist wohl, dass man die Ergebnisse der Volkskundekarten mit jenen der Mundartkarten unter Beachtung der Unterschiede in Details immer doch konfrontieren kann, in unserem Falle z. B. anhand der Rolle der Donaustasse. Der Unterschied, den *Kranzmayer* unterstreicht (*Volkskundekarten zeigen Übergangsgebiete — Mundartkarten bieten eine kompromisslose Klarheit*), beruht nur darauf, dass sich die österreichische Mundartforschung auf eine einzige Schicht der Bevölkerung beschränkt und auch die Städte von ihrem Blickfeld ausschliesst, was sich die Volkskunde nicht mehr leisten kann. Historisch gesehen ist *Kr.s* Unterfangen berechtigt, soweit man bemüht ist ältere Zustände aufzudecken. Es wäre zu wünschen, dass die sprachsoziologische Seite, der *Kr.* sonst ein liebevolles Augenmerk schenkt, auch im Dienste des ÖVA auf besonderen Karten in Erscheinung trete. Beide Kartentypen dürften sich anschaulich ergänzen. Die Sprachdynamik wird dem Leser gerade nach dem Nebeneinander von „kompromisslosen Karten“ und solchen, die mit *Kr.s* Ausdruck als „eine Scheibe Emmentaler Käse mit Löchern“ (d. s. die Städte und Märkte) aussehen würden, erst richtig einleuchten. Wie für die Volkskunde z. B. die Verfolgung des Adventkranzes eine lohnende Aufgabe ist, scheint uns auch für unsere Disziplin die parallele Untersuchung der heute *eigen* sozial zu nennenden Sprachschichten (also nicht bloss der Alterssprachen der meisten Belegorte) eine nicht nur lockende, sondern auch ergiebige Verpflichtung zu sein.

Es seien dem *Rez.* nur noch zwei kleine Ergänzungen bzw. Berichtigungen gestattet. — Die Ursache der oberösterreichischen Beharrsamkeitsbrücke ist wohl nicht nur der Bauernstolz bzw. die landesübliche Lebenseinstellung, sondern als deren Grundlage die *soziale Struktur der Bevölkerung* (und dies würde auch *Kr.s* Ansichten über die Wechselwirkung von Sozial- und Mundartgeschichte vollauf entsprechen). — Neben den vielen richtigen Bemerkungen, die sich auf die altertümliche Mundart der nun ebenfalls mit angeführten ehemaligen Bergstadt Deutschpilsen in Nordungarn beziehen, ist *Kr.* zufällig ein kleiner Fehler unterlaufen: Deutschpilsen liegt nicht in Karpathorussland, sondern an der Eipel, nördlich-nordwestlich von Budapest (und wurde nach dem II. Weltkrieg nicht ausgesiedelt). Zu der Verteilung der alten *a-* und *o-Laute*: mhd. *ā* entspricht hier *ā* ~ *ǣ* bzw. *o* ~ *o* und *ōy*, mhd. *a* ~ *ǣ*, mhd. *ō* ~ *ey*, mhd. *o* ~ *ou*. Die gründliche Bearbeitung und Erschliessung dieser eigenartigen Sprachinsel für die gesamtbairische Forschung sollte man mit zu den wichtigsten Aufgaben der ungarndeutschen Germanistik rechnen.

Das hohe Niveau der technischen Ausführung des Kartenwerks ist über alles Lob erhaben. Photos und Zeichnungen (bzw. die Mitveröffentlichung der Angaben) im Textteil würden die Brauchbarkeit nur noch steigern. Was uns zu wünschen übrig bleibt:

die weiteren Lieferungen sollten möglichst rasch folgen, damit wir in unserer Arbeit nicht nur die methodologisch-theoretischen, sondern zugleich die faktischen Ergebnisse des ÖVA sobald wie möglich verwenden können.

C. Hutterer

Österreichischer Volkskundeatlas [= Атлас австрийской этнографии]. Вып. 1.
Изд. Э. Бургшталлер и А. Хельбок.

(Р е з ю м е)

От других этнографических атласов мира Австрийский атлас отличается стремлением показать все стороны народного быта, как положение духовной, так и материальной культуры. Весьма целесообразно соединяются и карты австрийских говоров с картографированием собственно этнографических данных.

К. Хуттнерер

INDEX ALPHABÉTIQUE

1. Langues Ouraliennes

A) Langues Finno—ougriennes

a) Finnois		<i>bizik</i>	231, 232	<i>odább</i>	178
		<i>bodor</i>	231, 232, 233	<i>ság</i>	14
<i>lie-</i>	11	<i>bog</i>	231, 232, 239	<i>sark</i>	14
<i>nito-</i>	10	<i>bogyol</i>	233	<i>sarkantyü</i>	14
<i>pitä-</i>	10	<i>bokor</i>	235, 240	<i>ség</i>	14
<i>pukea</i>	235	<i>bonyolit</i>	231, 233	<i>ser</i>	2, 3
<i>puno-</i>	233	<i>bozót</i>	235	<i>serdít</i>	2
<i>seikkä</i>	6	<i>bór</i>	234, 240	<i>serdül</i>	4
<i>seitso</i>	6	<i>bugyog</i>	231, 232	<i>serény</i>	13
<i>seitti</i>	6	<i>búvik</i>	234	<i>serít</i>	4
<i>síde</i>	6	<i>buzog</i>	231, 232	<i>serke</i>	14
<i>síto-</i>	6	<i>cserény</i>	13	<i>serken</i>	14
<i>sykertää</i>	6	<i>dagad</i>	239	<i>sor</i>	14
<i>sykky</i>	6	<i>dara</i>	240	<i>sűrű</i>	3, 8, 13
<i>syý</i>	5, 6	<i>darázs</i>	235, 236—7	<i>szeg</i>	14
<i>säie'</i>	5, 6	<i>daru</i>	236, 237, 240	<i>szer</i>	1—17
<i>sää</i>	5, 12	<i>derce</i>	240	<i>szerdék</i>	2
<i>sääksi-</i>	5	<i>dermed</i>	236, 237	<i>szeret</i>	14
<i>sääli-</i>	5	<i>dob</i>	235, 236, 240	<i>szerű</i>	1
<i>sääntä-</i>	5	<i>dobog</i>	235, 236	<i>szorgalom</i>	15
<i>säättä-</i>	5	<i>domb</i>	239, 240	<i>szorít</i>	14
<i>tunkea</i>	239	<i>dorgál</i>	235, 236	<i>szorog</i>	15
		<i>dög</i>	235, 236, 239	<i>szoros</i>	14
		<i>dug</i>	235, 236, 239	<i>szó</i>	2, 3, 4, 7, 13
		<i>édes</i>	53—66	<i>szug</i>	14
		<i>fodor</i>	233	<i>szurdok</i>	14
		<i>fon</i>	10, 13, 233	<i>zug</i>	14
		<i>fondor</i>	233		
		<i>fűz</i>	10	c) Lapon	
		<i>hol</i>	258	<i>bug'ge</i>	232
		<i>honnán</i>	258	<i>čárda</i>	9
		<i>hova</i>	258	<i>lã, lã</i>	11
		<i>idébb</i>	178		
		<i>kavics</i>	14	d) Mordve	
		<i>kova</i>	14	<i>ńedä-</i>	10
		<i>kő</i>	14	<i>peďä-</i>	10
		<i>lev(ő)</i>	11	<i>tongomis</i>	239
		<i>magyar</i>	413		
		<i>mál</i>	14	e) Ostiak	
		<i>mell</i>	14	<i>xada</i>	172, 173
		<i>nyaláb</i>	10		
b) Hongrois					
<i>bakog</i>	231				
<i>bal</i>	234, 240				
<i>beder</i>	231				
<i>bégy</i>	231, 232				
<i>bél</i>	240				
<i>berek</i>	231, 232, 240				
<i>berke</i>	235, 240				
<i>biga</i>	231, 232				
<i>bíncsolódik</i>	231, 232				

<i>χaltša</i>	176	<i>τογοσικ</i>	178	<i>lu-</i>	11
<i>χολša</i>	265	<i>τόμβιξ</i>	264	<i>paljan</i>	234, 240
<i>χόlti</i>	265	<i>τόρα</i>	251	<i>pera</i>	232
<i>χόša</i>	268	<i>υ'υπα'</i>	262	<i>peljn</i>	240
<i>jaŋət</i>	249	<i>uša</i>	250	<i>pog</i>	232
<i>kaštə-</i>	253	<i>wūša</i>	250—1	<i>pum, pun</i>	248
<i>kī</i>	257	<i>wušla-</i>	251	<i>pun-</i>	233
<i>kōl-nə</i>	258			<i>pun-</i>	248
<i>kōf</i>	171, 266	f) Tchérémissé		<i>si</i>	6
<i>kū</i>	257	<i>li-</i>	11	<i>turi</i>	237
<i>latala-ta</i>	251—2	<i>pid-</i>	10		
<i>mōzā</i>	262	<i>šār</i>	9	i) Zyriène	
<i>metā</i>	267			<i>bīdmalnī</i>	231
<i>moš</i>	413	g) Vogoul		<i>bī, d'žan</i>	231
<i>nampər</i>	408	<i>kāsti</i>	253	<i>bīzqinī</i>	231
<i>hā'r</i>	408	<i>paša</i>	250—1	<i>bol</i>	231
<i>hā'ra' k'u' i</i>	408	<i>piš</i>	251	<i>bugił</i>	231, 232
<i>hā'laχ</i>	408	<i>pišali</i>	251	<i>doī</i>	235
<i>ōmāsti</i>	409	<i>pojē</i>	252	<i>durskīnī</i>	235, 236
<i>pājəysə-</i>	252	<i>pōikš-</i>	252	<i>đzir</i>	251
<i>pēlā</i>	268	<i>sāy-</i>	4	<i>gjer</i>	237
<i>pər</i>	234, 240	<i>sāi'</i>	5	<i>jana</i>	249
<i>pālā</i>	250—1	<i>ser</i>	3, 4	<i>jandī-</i>	249
<i>pojək</i>	252	<i>sir</i>	9	<i>liđ</i>	252
<i>poŋəm-</i>	247—9	<i>tāmp-</i>	240	<i>liđjini</i>	252
<i>sedāšik</i>	178	<i>tump</i>	239	<i>lo-</i>	11
<i>sełttā</i>	257			<i>nambir</i>	408
<i>sēti</i>	6	h) Votiak		<i>naryul</i>	408
<i>sevi</i>	5	<i>bakjal-</i>	231	<i>nīlik</i>	408
<i>sir</i>	9	<i>bazini</i>	231, 232	<i>pēls-</i>	240
<i>šada</i>	257	<i>ber-gop</i>	231, 232	<i>pom, pon</i>	248
<i>šedr</i>	176	<i>bidirižo</i>	231, 232	<i>pomašni</i>	248
<i>tādā</i>	176	<i>biñini</i>	231	<i>pondini</i>	248
<i>taχājn</i>	408	<i>bio</i>	231	<i>ser</i>	9
<i>toya'</i>	263	<i>deī</i>	235	<i>ši</i>	5, 6
<i>tajtī</i>	408—9	<i>dibirtini</i>	235	<i>turi</i>	237
<i>tāmbi</i>	264	<i>donginī</i>	235, 236	<i>viđz</i>	251
<i>tāt</i>	256	<i>duriñtši</i>	235	<i>viłza</i>	251
<i>tōdā, tōdā</i>	176, 256	<i>ger</i>	237	<i>zi</i>	235
<i>tōdāšik</i>	178				

B) Langues Samoyèdes

Samoyède-Lénisséin	Samoyède—Yourak
<i>sie', siero'</i>	9
	<i>pir</i> 234, 240
Samoyède-Tavghi	<i>ser, sir, šir</i> 9
<i>sier</i>	9

2. Langues Indo-européennes

A) Langues indiennes	Lituanien	D) Latin
Vieil-indien		
<i>sarat</i>	<i>pinù</i> 10	<i>expedio</i> 11
<i>syāti</i>	<i>seja</i> 11	<i>impedio</i> 11
	<i>seris</i> 10	<i>nōdus</i> 10
		<i>pannus</i> 10
B) Langues baltiques	C) Grec	<i>pedica</i> 10
Lette		<i>seriēs</i> 9, 13
<i>séju</i>	<i>ε'ρω</i> 9	<i>sero</i> 9
	<i>πεθα</i> 10	<i>sors</i> 9—10

<i>E) Langues germaniques</i>		Allemand		<i>fassen</i>	11
	Gothic	<i>Fahne</i>	10	<i>Netz</i>	10
<i>sarwa</i>	10	<i>Fass</i>	11	<i>Seil</i>	11
				<i>spinnen</i>	10

3. *Langues Turques*

	Tatare				
<i>jan</i>	234	<i>hol</i>	117, 125—7	<i>şol</i>	117, 124—5, 128—9
		<i>munča</i>	133	<i>şonča</i>	133
	Turkmène	<i>ol</i>	117, 120—2, 128—9	<i>şu</i>	117, 122—4, 128—9
<i>bu</i>	117—8, 120, 128—9	<i>onča</i>	134	<i>şunča</i>	133

LIVRES REÇUS

- A Szegedi Pedagógiai Főiskola Évkönyve* (Acta Academiae Pedagogicae Szegedien-sis) 1960. Első rész: I. Nyelv és irodalom, történelem. Szeged 1960, 183 p.
- A Szegedi Pedagógiai Főiskola Évkönyve* (Acta Academiae Pedagogicae Szegedien-sis) 1961. Első rész. Szeged 1961, 269 p.
- Der sprechende Atlas*. Plattentext in verschiedenen schweizerdeutschen Dialekten. „Gespräch am Neujahrstag“ in 24 Dialekten. Hrsg. v. Phonogrammarchiv d. Univ. Zürich. Verlag Phonogrammarchiv d. Univ. Zürich 1952. 32 p.
- Atti e memorie del Congresso della Sezione Toponomastica*. VII Congresso Internazionale di Scienze Onomastiche. Vol. I — Toponomastica — Parte I. Istituto di Glottologia dell'Università degli Studi, Firenze 1962. 550 p.
- Biuletyn polonistyczny*. Polska Akademia Nauk — Instytut Badań Literackich. Warszawa, zeszyt 8 (1960); 9 (1960); 10 (1961); 12 (1961).
- Bischoff, Karl*: Elbstfälische Studien. VEB Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1954. X, 153 p., 22 Abb. DM 11,10 — Mitteldeutsche Studien 14
- Bischoff, Karl*: Zur Geschichte des Niederdeutschen südlich der *ik/fich*-Linie zwischen Harz und Saale. Akademie-Verlag, Berlin 1957. 47 p., 10 Abb. DM 3,70 — Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Kl., Bd. 102, H. 6
- Bischoff, Karl*: Sprechliche Beziehungen zwischen niederdeutschem Altland und Neuland im Bereich der mittleren Elbe. Akademie-Verlag, Berlin 1958. 53 p., 20 Abb. DM 3,60 — Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Kl., Bd. 103, H. 4
- Baetke, W. — Walter, E.* (Hrsg.): *De Eikbom*. Eine Auswahl niederdeutscher Dichtungen. VEB Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1953. 193 p., DM 7,50
- Boesch, Bruno*: Untersuchungen zur alemannischen Urkundensprache des 13. Jhs. Laut- und Formenlehre. A. Francke Verlag, Bern 1946. 203 p. DM 14,50
- Bohnenberger, Karl*: Die alemannische Mundart. Umgrenzung, Innengliederung und Kennzeichnung. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1953. XIX, 302 p., 1 Kte. DM 35. —
- Brunner, Rudolf*: Unsere Heimatsprachen auf dem Grammophon. Ein Besuch im Phonogrammarchiv der Universität Zürich. Verlag Phonogrammarchiv d. Univ. Zürich 1958. 24 p.
- J. Buning—C. H. van Schoonereld*: *The Sentence Intonation of Contemporary Standard Russian*. Mouton & Co.'s-Gravenhage 1960.
- Dieth, Eugen*: Phonogrammarchiv der Universität Zürich (1909). Instituts de Phonétique et Archives phonographiques. (Par Sever Pop). Louvain 1956, pp. 329—346 — Publications de la Commission d'Enquete Linguistique VII.
- Dieth, Eugen* (Bearb.): *Soo reded s dihäi*. Schweizerdeutsche Mundarten auf Schallplatten. (Unter Mirtwirkung v. Rudolf Brunner.) Verlag Phonogrammarchiv der Universität Zürich 1939. IX, 60 p.
- Fischer, Rudolf*: *Erkenntnisse und Aufgaben der slawistischen Namenforschung*. Mit einer Bibliographie der Leipziger namenkundlichen Arbeitsgruppe. Akademie-Verlag, Berlin 1959. 34 p. DM 1,60 — Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Kl., Bd. 105, H. 1
- Foerste, William*: *Der wortgeographische Aufbau des Westfälischen*. Sonderdruck

- aus *Der Raum Westfalen* IV, 1. Aschen-
dorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster
W. 1958. 117 p.
- Frieberthäuser, Hans*: Sprache und Ge-
schichte des nordwestlichen Althessen.
N. G. Elwert Verlag, Marburg/L. 1961.
200 p., 50 Ktn. DM 24. — DDG 46
- Frings, Theodor*: Sprache und Geschichte
I. VEB Max Niemeyer Verlag, Halle/
Saale 1956. XIII, 151 p., 37 Ktn. DM
6,70 — Mitteldeutsche Studien 16
- Frings, Theodor*: Sprache und Geschichte
II. VEB Max Niemeyer Verlag, Halle/
Saale 1956. X, 170 p., 39 Ktn. DM 6,85
— Mitteldeutsche Studien 17
- Frings, Theodor*: Sprache und Geschichte
III. Mit Beiträgen von Käthe Gleissner,
Rudolf Grosse, Helmut Protze. VEB
Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1956.
324 p., 73 Ktn. DM 15,70 — Mittel-
deutsche Studien 18
- Frölich, Karl*: Die Goslarer Strassen-
namen. Ein Beitrag zur städtischen Ver-
fussungsgeographie des Mittelalters und
zur vergleichenden Strassennamenfor-
schung. W. Schmitz Verlag, Giessen
1949. 159 p., 1 Kte. DM 6,80 — Giesse-
ner Beiträge zur deutschen Philologie 90
- Gipper, Helmut und Schwarz, Hans*: Biblio-
graphisches Handbuch zur Sprachinhalts-
forschung. Lieferung 1 — Band 16a.
Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen
1962, 128 p. br. DM 19,60
- Grosse, R. — Hutterer, C. J.*: Hoch-
sprache und Mundart in Gebieten mit
fremdsprachigen Bevölkerungsteilen.
Akademie-Verlag, Berlin 1961. 71 p.,
15 Ktn. DM 8,60 — Berichte über die
Verhandlungen der Sächsischen Aka-
demie der Wissenschaften zu Leipzig.
Phil.-hist. Kl., Bd. 105, II. 5
- Grünert, Horst*: Die altenburgischen Per-
sonennamen. Ein Beitrag zur mittel-
deutschen Namenforschung. Max Nie-
meyer Verlag, Tübingen 1958. XX, 571
p., 23 Ktn. br. DM 36. — — Mittel-
deutsche Forschungen 12
- Hain, Mathilde*: Sprichwort und Volks-
sprache. Eine volkskundlich-soziologi-
sche Dorfuntersuchung. W. Schmitz
Verlag, Giessen 1951. 131 p. br. DM 8, —
Giessener Beiträge zur deutschen Philo-
logie 95
- M. Halle*: The Sound Pattern of Russian.
Mouton & Co. 's-Gravenhage 1959
- Hansel, Johannes*: Bücherkunde für Ger-
manisten. Wie sammelt man das Schrift-
tum nach dem neuesten Forschungs-
stand? Erich Schmidt Verlag, Berlin
1959. 132 p. DM 8,60
- Heilfurth, G. — Seemann, E. — Sints, H.*
— *Wolf, H.* (Hrsg.); Bergreihen. Eine
Liedersammlung des 16. Jhs mit drei
Folgen. Max Niemeyer Verlag, Tübingen,
1959. XX, 291 p. — Mitteldeutsche For-
schungen 16
- Heinrichs, Heinrich Matthias*: Studien
zum bestimmten Artikel in den germa-
nischen Sprachen. W. Schmitz Verlag,
Giessen 1954. 143 p. — Beiträge zur
deutschen Philologie 1
- Helgoländer Wörterbuch*. Bearb. v. *Willy
Krogmann*. F. Steiner Verlag GmbH,
Wiesbaden — Akademie der Wissen-
schaften und der Literatur: Veröffent-
lichungen der Komm. f. germ. Sprach-
u. Literaturgeschichte. Bd. I: 1. Lief.
96 p.; 2. Lief. 97—192 pp.; 3. Lief.
193—288 pp.
- Henzen, Walter*: Schriftsprache und Mund-
arten. Ein Überblick über ihr Verhältnis
und ihre Zwischenstufen im Deutschen.
2, neu bearb. Auflage. Francke Verlag,
Bern 1954. 303 p., 16 Abb. br. DM 22,
— — Bibliotheca Germanica 5
- Hornung, M. — Reutinger, F.*: Unsere
Mundarten. Eine dialektkundliche Wan-
derung durch Österreich. Österreichi-
scher Bundesverlag, Wien 1950. 132 p.
öS 15, — — Sprecherziehung 5
- Hutterer, Claus Jürgen*: Geschichte der
ungarndeutschen Mundartforschung.
Akademie-Verlag, Berlin 1960. 96 p. DM
4,30 — Berichte über die Verhandlungen
der Sächsischen Akademie der Wissen-
schaften zu Leipzig, Phil.-hist. Kl. Bd.
106, II. 1
- Katużyński, Stanisław*: Mongolische Ele-
mente in der jakutischen Sprache.
Zakład Orientalistyki Polskiej Akademii
Nauk. Państwowe Wydawnictwo Nau-
kowe, Warszawa 1961. 171 p., br.
zl 72. —
- Karg-Gasterstädt, Elisabeth*: Althoch-
deutsch *thing* — neuhochdeutsch *Ding*.
Die Geschichte eines Wortes. Akademie-
Verlag, Berlin 1958. 31 p. DM 1,40 —
Berichte über die Verhandlungen der
Sächsischen Akademie der Wissenschaften
zu Leipzig, Phil.-hist. Kl., Bd. 104,
II. 2
- Katalog dokumentów tureckich*. Dokumenty
do dziejów Polski i krajów sąsiednich
w latach 1455—1672. Opracował *Zyg-
munt Abrahamowicz* pod red. *A. Za-
jaczkowskiego*. (Katalog rękopisów orien-
talnych ze zbiorów polskich. Część 1).
Polska Akademia Nauk — Zakład
Orientalistyki. Państwowe Wydawnictwo
Naukowe, Warszawa 1959. 362 p.,
br. zl. 69.—

- Kettmann, Gerhard* : Die Sprache der Elbschiffer I. VEB Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1959. VII, 272 p., 1 Kte. DM 30, — — Mitteldeutsche Studien 22
- Kirch, Max S.* : Der Einfluss des Niederdeutschen auf die hochdeutsche Schriftsprache. W. Schmitz Verlag, Giessen 1952. 78 p. br. DM 4, — — Giessener Beiträge zur deutschen Philologie 99
- Knetschke, Edeltraud* : *Genick und Knöchel* in deutscher Wortgeographie. Untersuchungen zur Wortbildung. W. Schmitz Verlag, Giessen 1956. 73 p., 12 Ktn. — Beiträge zur deutschen Philologie 11
- Koekkoek, Byron J.* : Zur Phonologie der Wiener Mundart. W. Schmitz Verlag, Giessen 1955. 80 p. — Beiträge zur deutschen Philologie 6
- Kolb, Eduard* : Alemannisch-nordgermanisches Wortgut. Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld 1957. XXV, 155 p. — Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 6
- Kukenheim, L.* : Esquisse historique de la linguistique française. Universitaire Pers., Leiden. fl. holl. 24,—
- Küpper, Heinz* : Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Claassen Verlag, Hamburg 1956. 421 p. DM 27, —
- Lessiak, Primus* : Die deutsche Mundart von Zarz in Oberkrain. A. Grammatik. Mit Ergänzungen v. *Eberhard Kranzmayr* und *Annemarie Richter*. N. G. Elwert Verlag, Marburg/L 1959. 220 p., 1 Kte. DM 15,20 — DDG 50
- Lux, Julius* : Wörterbuch der Mundart von Dobschau (Zips). N. G. Elwert Verlag, Marburg/L 1961. 206 p., 2 Ktn. DM 26, — — DDG 52
- Martin, Bernhard* : Die deutschen Mundarten. Mit 21 Ktn in Text, 2., neubearb. Auflage. N. G. Elwert Verlag, Marburg/L 1959. VIII 187 p.
- Martinet, André* : A Functional View of Language. The Waynflete Lectures. Clarendon Press, Oxford 1962. 166 p. 21s net.
- Meyer, Kurt* : Die Adjektivableitung im Schweizerdeutschen. Suffixformen. Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld 1960. XIV, 320 p., 11 Ktn. — Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 10
- Migliorini, Bruno* : Storia della lingua italiana. Sansoni Editore, Firenze 1960, XVI, 844 p. L. 7.000
- Mitzka, Walther* : Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte. 2. Auflage. N. G. Elwert Verlag, Marburg/L 1959. 147. p., 20 Ktn. DM 16,80 — DDG 59
- Moser, Hugo* : Deutsche Sprachgeschichte. Mit einer Einführung in die Fragen der Sprachbetrachtung, 3., leicht veränderte Auflage. C. E. Schwab, Stuttgart 1957, 231 p., 14 Ktn.
- Müller, Ernst Eberhard* : Die Basler Mundart im ausgehenden Mittelalter. A. Francke Verlag, Bern 1953. VIII, 250 p. DM 22, — Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 14
- Müller, Ernst Eberhard* : Wortgeschichte und Sprachgegensatz im Alemannischen. A. Francke Verlag, Bern u. München 1960. 180 p. DM 21,— - Bibliotheca Germanica 8
- Nyelvtani Tanulmányok. Szerkesztette Sulán Béla.* Tankönyvkiadó, Budapest 1961. 214 p., Ft. 34,—
- Papp, István* : Finn-magyar szótár (Suomalais-unkarilainen sanakirja). Akadémiai Kiadó, Budapest 1962, 1119 p. Ft. 150,—
- Perrot, Jean* : Les dérivés latins en *-men* et *-mentum*. Etudes et Commentaires XXXVII. Librairie C. Klincksieck, Paris 1961. 382 p. NF 40,—
- K. Pike* : The Intonation of American English. Ann Arbor University of Michigan Press 1945.
- Polenz, Peter v.* : Die altenburgische Sprachlandschaft. Untersuchungen zur ostthüringischen Sprach- und Siedlungsgeschichte. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1954. 220 p. u. 39 p. mit Abb., 18 Ktn, 1 Grundkte. br. DM 22,— Mitteldeutsche Forschungen 1
- Porzig, Walter* : Das Wunder der Sprache. Probleme, Methoden und Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft. 2. Auflage. A. Francke Verlag, Bern 1957. 424 p. DM 13,40
- Problems in Lexicography.* Report of the Conference on Lexicography Held at Indiana University November 11—12, 1960. Edited by Fred W. Householder and Sol Saporta. Bloomington 1962. (International Journal of American Linguistics, Part IV. Vol. 28, Nr. 2, April 1962. VIII, 286 p. \$ 6,—
- Protze, Helmut* : Das Westlausitzische und Ostmeissnische. Dialektgeographische Untersuchungen zur lausitzisch-obersächsischen Sprach- und Siedlungsgeschichte. VEB Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1957. XV, 291 p., 30 Abb., 41 Ktn. br. DM 52,30 — Mitteldeutsche Studien 20
- Ptatscheck, Maria* : *Lamm und Kalb.* Bezeichnungen weiblicher Jungtiere in deutscher Wortgeographie. W. Schmitz

- Verlag, Giessen 1957. 119 p., 14 Ktn. Beiträge zur deutschen Philologie 13
- Rabel, Lili* : Khasi. A Language of Assam. Louisiana State University Press, Baton Rouge 1961. XVI., 248 p., \$ 5,—
- Recherches sur les diphthongues roumaines*, publiées par A. Rosetti. Editions de l'Académie de la République Populaire Roumaine, Bucarest — Ejnar Munksgaard, Copenhagen 1959. 144 p. Lei 16,60
- Rhiner, Oskar* : *Dünne, Wähe, Kuchen, Fladen, Zetten*. Die Wortgeographie und ihre volkskundlichen Hintergründe in der deutschen Schweiz. Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld 1958. 141 p., 1 Kte. — Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 9
- Ruppenthal, Gisela* : Der zweite Grasschnitt in deutscher Synonymik. W. Schmitz Verlag, Giessen 1950. 99 p. — Giessener Beiträge zur deutschen Philologie 92
- Rusko-české studie*. Věnováno prof. L. V. Kopecnému k pětadesátým narozeninám. Sborník Vysoké školy Pedagogické v Praze. Jazyk a literatura II. Státní Pedagogické Nakladatelství v Praze 1960. 484 p., br. Kčs 41,50.—
- Schaff, Adam* : Introduction to Semantics. Pergamon Press & Panstwowe Wydawnictwo Naukowe, Oxford—Warszawa 1962. 50s. net.
- Schikola, Hans* : Schriftdeutsch und Wienerisch. Österreichischer Bundesverlag. Wien 1954. 52 p.
- Schmitt, Ludwig Erich* (Hrsg.): Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Untersuchungen zum Deutschen Wortatlas. Bd 1. W. Schmitz Verlag, Giessen 1961, XXIII, 635 p. br. DM 32,—
- Schmoeckel, H.—Blesken, A.* : Wörterbuch der Soester Börde. Ein Beitrag zur westfälischen Mundartenforschung. Westfälische Verlagsbuchhandlung Mocker u. Jahn, Soest 1952. Vorwort, 342 Sp., 1 Kte. — Soester wissenschaftliche Beiträge 5
- Schönfeld, Helmut* : Die Mundarten im Fuhnegebiet. VEB Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1958. XXIV, 297 p., 16 Abb., 19 Ktn. DM 30,35 — Mitteldeutsche Studien 21
- Schroeder, Arnulf* : Die Laute des wendischen (serbischen) Dialekts von Schleife in der Oberlausitz. Lautbeschreibung. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1958. 152 p. br. DM 30,— — Mitteldeutsche Forschungen 14
- Schübel, Georg* : Die ostfränkisch—bambergerische Mundart von Stadtsteinach im ehemaligen Fürstbistum Bamberg. Lautlehre und Beugungslehre. W. Schmitz Verlag, Giessen 1955. 439 p. br. — Beiträge zur deutschen Philologie 3
- M. Schubiger* : English Intonation. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1958.
- Schumacher, Theo* : Studien zur Bedeutungsgeographie deutschmundartlicher Insektennamen. W. Schmitz Verlag, Giessen 1955. 55 p. — Beiträge zur deutschen Philologie 5
- Schuster, Mauriz* : Alt-Wienerisch. Ein Wörterbuch veraltender und veralteter Wiener Ausdrücke und Redensarten der letzten sieben Jahrzehnte. Österreichischer Bundesverlag, Wien 1951. 232 p. öS 44,—
- Schwarz, Ernst* : Die deutschen Mundarten. 20 Abb., 2 Ktn. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1950, 202 p. HL DM 11,80
- Schwarz, Ernst* : Deutsche und germanische Philologie. C. Winter Universitätsverlag, Heidelberg 1951. VII, 248 p. br. DM 8,80 — Winters Studienführer.
- Schweizer Dialekte in Text und Ton*. Begleittexte zu den Sprechplatten des Phonogramm-Archivs der Universität Zürich. I. Schweizerdeutsche Mundarten II. 1/2 Bearb. v. Eugen Dieth. Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld 1951: II. 3 Auflagen. v. Walter Clauss u. bearb. v. Hans Troxler. Ib. 1958.
- Schweizerische Sprachforschung*. Katalog einer Ausstellung der Schweizerischen Landesbibliothek. Vorwort v. Dir. M. Godet. Mit Beiträgen v. K. Jaberg, A. Schorta, H. Baumgartner, R. Hotzenköcherle. Mit 5 Taf. Verlag Herbert Lang & Cie., Bern 1943. 97 p.
- Sebeok, Th. A. and Zeps, V. J.* : Concordance and Thesaurus of Cheremis Poetic Language. Janua Linguarum, Series Maior VIII. Mouton & Co., 's-Gravenhage 1961. 259 p.
- Smalley, William A.* : Outline of Khmu Structure. — American Oriental Society, New Haven, Connecticut 1961. — American Oriental Series No. 2
- Sonderegger, Stefan* : Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell. Bd. I.: Grammatische Darstellung, Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld 1958. XLV, 634 p. — Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 8
- Sperlbauer, Margret* : Tiernamen mit k-Suffix in diachronischer und synchronischer Sicht. W. Schmitz Verlag, Giessen 1957. 97 p. — Beiträge zur deutschen Philologie 16
- Testi Neogreci di Calabria*. I: Introduzione, prolegomeni e testi di Roccaforte a cura di Giuseppe Rossi Taibbi ; II.: Testi di

- Rochudi, di Condofuri, di Bova e indici a cura di *Girolamo Caracausi*. — Istituto Siciliano di Studi Bizantini e Neogreci. Testi e Monumenti. Testi 3. Palermo 1959, LXXXVII, 495 p. L. 8.000,—
- Turner, R. L.* : A Comparative Dictionary of the Indo-Aryan Languages. Fasc. I. Oxford University Press, Oxford 1962. 30s net.
- Virkkunen, Mirja* : Die Bezeichnungen für *Hebamme* in deutscher Wortgeographie nach Benennungsmotiven untersucht. W. Schmitz Verlag, Giessen 1957. 72 p., 5 Ktn. — Beiträge zur deutschen Philologie 12
- Wagner, Kurt* : Die Gliederung der deutschen Mundarten. Begriffe und Grundsätze. F. Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden 1955. 24 p., 5 Ktn. DM 4,80 — Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Jg. 1954, Nr. 12
- Walser Dialekte in Oberitalien in Text und Ton*. Begleittexte zu den Sprachplatten des Phonogramm-Archivs der Universität Zürich. Bearb. v. *Fritz Gysling* u. *R. Hotzenköcherle*. Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld 1952, 48 p., 1 Kte.
- Weisgerber, Leo* : Die Leistung der Mundart im Sprachganzen. Verlag Aschen-dorff, Münster/W. 1956. 16 p. — Schriften zur Heimatkunde und Heimatpflege 2
- Wolf, Herbert* : Studien zur deutschen Bergmannssprache in den Bergmannsliedern des 16. bis 20. Jhs., vorwiegend nach mitteldeutschen Quellen. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1958. 240 p. br. DM 22, — Mitteldutsche Forschungen 11
- Wolf, Siegmund A.* : Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache. Bibliographisches Institut AG, Mannheim 1956. 432 p. DM 32. —
- Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Herausgegeben von *Ruth Klappenbach* und *Wolfgang Steinitz*. 4. Lieferung: aufbruch(s) — Ausführung. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin/Institut für deutsche Sprache und Literatur. Akademie-Verlag, Berlin 1962. 241—320 p., br. DM 4,—
- Zajaczkowski, Ananiasz* : Najstarsza wersja turecka *Husrāv u Šīrīn* Qutba. Część III: Słownik. Polska Akademia Nauk — Komitet Orientalistyczny. Państwowe Wydawnictwo Naukowe, Warszawa 1961. XVI, 207 p., br. zł. 60,—
- Zajaczkowski, Ananiasz* : Le traite arabe Mukaddima d'Aboul-Lait as-Samarkandien version mamelouk-kiptchak (Ms. Istanbul, Aya Sofya 1451). — Zakład Orientalistyki Polskiej Akademii Nauk. Państwowe Wydawnictwo Naukowe, Warszawa 1962, 108 p., br. zł. 40.—
- Zeichen und System der Sprache. I.* Veröffentlichung des 1. Internationalen Symposions „Zeichen und System der Sprache“ vom 28. 9. bis 2. 10. 1959 in Erfurt. Akademie-Verlag, Berlin 1961. 292 p., 6 Abb. br. DM 30, — Schriften zur Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 3
- Zinsli, Paul* : Grund und Grat. Die Bergwelt im Spiegel der schweizerdeutschen Alpenmundarten. Verlag A. Francke. AG, Bern, o. J. 353 p.

LES AUTEURS DE CE NUMERO

Benkő, L., professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest; *Berrár, Jolán*, assistante à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest; *Fokos-Fuchs, D. R.*; membre du comité de linguistique finno-ougrienne de l'Académie Hongroise des Sciences; *Fónagy, I.*, chef de section à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Gulya, J.*, chargé de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Hutterer, C.*, assistant à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest; *Lakó, Gy.*, professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest; *Papp, L.*, chargé de recherches à l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Steinitz, W.*, vice-président de l'Académie Allemande des Sciences (Berlin); *Szathmári, I.*, assistant à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest; *Tarnóczy, T.*, chef de section à l'Institut d'Acoustique de l'Académie Hongroise des Sciences; *Zsilka, J.*, assistant à la Faculté des Lettres de l'Université de Budapest.

Printed in Hungary

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki szerkesztő: Farkas Sándor

A kézirat nyomdába érkezett: 1962. VII. 20. — Terjedelem: 22 (A/5) ív, 7 ábra

62.55713 — Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György

The *Acta Linguistica* publish papers on the subjects of Finno-Ugrian, Slavonic, Germanic, Oriental and Romance linguistics as well as general linguistics in English, German, French and Russian.

The *Acta Linguistica* appear in parts of various size, making up volumes.

Manuscripts should be addressed to:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

Correspondence with the editors and publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription to the *Acta Linguistica* is 110 forints a volume. Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest I., Fő utca 32. Account No 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Linguistica* paraissent en français, allemand, anglais et russe et publient des travaux concernant les langues finno-ougriennes, slaves, germaniques, romanes, orientales ou la linguistique générale.

Les *Acta Linguistica* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de 110 forints.

On peut s'abonner à l'Entreprise du Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Compte-courant No 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«Acta Linguistica» публикуют трактаты из области угро-финской лингвистики, славистики, германистики, романистики, ориенталистики и общего языкознания на русском, немецком, английском и французском языках.

«Acta Linguistica» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

«ACTA LINGUISTICA», Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Подписная цена «Acta Linguistica» — 110 форинтов за том. Заказы принимает Предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Текущий счет № 43-790-057-181), или его заграничные представительства и уполномоченные.

INDEX

<i>Lakó, Gy.</i> : Über die Frage der anlautenden stimmhaften Verschlusslaute in der finnisch-ugrischen Grundsprache	225
<i>Steinitz, W.</i> : Etymologische Beiträge (II.)	247
<i>Vértes, Edü</i> : Beiträge zur Kenntnis der ostjakischen Pronominaladverbien (II.)..	255
<i>Benkő, L.</i> : Einige allgemeine Probleme der Geschichte der Literatursprache (II.)..	273
<i>Zsilka, J.</i> : The Semantics of the Accusative Case (Based on the Homeric Poems)	365

Comptes-Rendus

K. E. Майтинская: Венгерский язык — Die ungarische Sprache (<i>Berrár, Jolán—Szathmári, I.</i>)	399
É. B. Lőrinczy: Képző- és névrendszertani vizsgálódások. Az -s, -cs képzővel alakult névanyag az ómagyarban (<i>Papp, L.</i>)	405
Radanovics, Károly: Északi-osztják nyelvtan (<i>D. R. Fokos-Fuchs</i>).....	407
Gy. László: Őstörténetünk legkorábbi szakaszai. A finnugor őstörténet régészeti emlékei a Szovjetföldön (<i>J. Gulya</i>)	409
Arne Vanvik: On Stress in Present-Day English (Received Pronunciation) (<i>I. Fónagy</i>).....	414
Gunnar Fant: Acoustic Theory of Speech Production (<i>T. Tarnóczy</i>).....	417
Raoul Husson: La voix chantée (<i>T. Tarnóczy</i>)	418
Wichtige Neuauflagen zur Germanistik (<i>Hutterer, C.</i>)	420
Österreichischer Volkskundeatlas (<i>Hutterer, C.</i>)	421
Index Alphabétique	425
Libri accepti.....	428